Gnevkowgen-Blume
Mr: R 36

Die

Männer der Loge

oder

Mysterium iniquitatis.

Socialer Roman

von

Baronin Elisabeth v. Grotthuß.

Ausgeschieden aus

Wien, 1871.

Verlag von Heinrich Kirsch,

(vorm. Mechithar.-Buchh.) Singerstraße 7.

Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei.

RBR
Jantz
#1134

Vorrede.

Ich habe in einem früheren kleinen Werke nur leichthin angedeutet, was die geheimen Gesellschaften sind, in diesem jedoch suchte ich es klarer und eindringlicher darzustellen. „Aber", wird man sich vielleicht fragen, „wenn die geheimen Gesellschaften wirklich so verderbt und rachsüchtig sind, als die Verfasserin sie schildert, wie fürchtet diese sich denn nicht, sich ihrer Rache auszusetzen, indem sie selbe in ihrer ganzen Verworfenheit zeigt?"

Darauf antworte ich, daß oft in dem Herzen der Frau das Pflichtgefühl größer als die Furcht

ist, und daß, da mein Gewissen mich gedrängt, die geheimen Umtriebe der Feinde Gottes aufzudecken, ich dieses ohne Zögern gethan, indem ich mein ferneres Schicksal vertrauensvoll in die Hände des Allmächtigen lege.

Die Männer der Lüge

oder

Mysterium iniquitatis.

I. Theil.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/diemnnerderlogeo01grot

I. Kapitel.

Die Familie Jörgen.

Unfern Salzburg steht ein hohes Schloß, das dem Grafen Jörgen, einem ahnenstolzen, und wie seine Nachbarn behaupteten, etwas beschränkten, doch gutmüthigen Manne gehörte. Der Erzieher und die Erzieherin seiner Kinder aber, sowie die Dienstleute, die leider Gelegenheit hatten, einen tieferen Blick in seinen Charakter zu werfen, bestritten oft letzteren Punkt, und versicherten vielmehr, daß er sich in seinem Hause tyrannisch, und trotz seiner in der ganzen Nachbarschaft gerühmten Urbanität ziemlich unhöflich, ja grob benehmen konnte, sobald er nur glaubte, es ungestraft thun zu dürfen. „Denn", dachte er, „wenn diese auch über mich klagten, wer würde ihnen glauben?" (Wir sehen, der gute Mann pochte auf den Ruf der Höflichkeit, dessen er sich erfreute.) „Warum soll ich mich also", meinte er, „vor diesen geniren? Und überdies, kann man denn nicht wenigstens in seinem Hause auch moralisch im Alltagsrocke einhergehen, indem man sich benimmt, wie es Einem beliebt?" Und nach diesem Grundsatze handelte er denn auch stets. Ein Glück für diejenigen, die von ihm abhingen, daß er nicht wirklich bösartiger Natur war, sondern eigentlich nur mit wenig Verstand das Laisser-aller vieler Großen besaß, und sich wie diese dem Impuls der Laune oder einer beschränkten Anschauung hingab. Noch eine andere falsche Ansicht hatte er, die ebenfalls aus letzterer entsprang,

und durch deren böses Beispiel er gefährlich auf seine Familie wirkte. Er glaubte nämlich, weil er des Sonntags in die Messe ging; von Zeit zu Zeit eine Predigt hörte, die er jedoch falsch auffaßte, und täglich das Evangelium las, das er eben so unrichtig auslegte, die wahre Religion zu besitzen, und da richtete er denn auch deren Ausübung in seinem Hause ein, wie es ihm angenehm und bequem war; stützte jedoch seine Gründe immer mit Bibelstellen, die er nach Gefallen anwandte.

So verbot er das Fasten in seinem Hause, da die Jünger Christi nicht gefastet. Des Sonntags ließ er oftmals die Leute arbeiten, weil Christus am Sabbathe den Gichtbrüchigen geheißen, sein Bett zu nehmen und zu wandeln, und wenn er bei schlechter Laune war und die Thränen der Armuth nicht trocknen wollte, stützte und entschuldigte er seine Handlungsweise mit Christi Ausspruch: „Selig sind, die da weinen," und mit dessen Liebe zur Armuth und zu den Armen, denen er daher nichts von ihrem schönen Vorrecht rauben wollte. In dieser Weise wandte er fast alle Bibelsprüche unrichtig und sinnlos an, prahlte auch gerne mit seinen, von ihm für klug gehaltenen Gedanken und Anschauungen oder mit dem wenigen Guten, das er that, und das, wie er meinte, nur, weil Christus gesagt, daß man sein Licht nicht unter den Scheffel stellen solle. Dieser gehörte also zu denen, die am Wege standen, da das Wort Gottes, das er nicht verstand, gesäet wurde. Seine Füße zertraten den Samen und der böse Geist kam und raubte das Wort, das in sein Herz gesäet worden war. Daher auch seine böse Weise, die oft an Heuchelei grenzte, diejenigen empörte, die darunter litten und denen er deshalb auch nicht Sand in die Augen streuen konnte. Die Anderen aber, wie z. B. seine schwache Frau und seine Kinder, machte sie in ihrem Glauben irre.

Erstere war als junges Mädchen in die Fußtapfen ihrer Mutter getreten und eine Zeit lang wirklich fromm gewesen, aber in den Drangsalen des Lebens allmälig in ihrem Glauben wankend geworden. Sie war nämlich von ihrem tyrannischen Vater, der ihr erstes Verlöbniß mit einem unbemittelten, aber edlen Jüngling zerrissen, an den ungeliebten und beschränkten Mann gekettet worden, hatte dann später mehrere liebe Kinder verloren und war, weil ihr Herz schwach, bald muthlos geworden und später in Indifferentismus verfallen. Bei ihr war der gute Same unter die Dornen gerathen und von denselben erstickt worden. Und so konnten denn beide Eltern unmöglich gut auf den Geist ihrer Kinder wirken, auch ließen sich bald die unglücklichen Folgen an ihren zwei ältesten Söhnen Paul und Felix bemerken.

Die vierzehnjährige Ottilie aber war bis jetzt dieser bösen Ansteckung nur dadurch entgangen, daß sie schon mit dem fünften Jahre das Haus ihrer Eltern verlassen und ihrer Kränklichkeit wegen von ihrer Großmutter mütterlicher Seite in Pflege und Obhut genommen und nur an den großen Feiertagen, wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten, von ihr auf kurze Zeit zu ihren Eltern zurückgebracht worden war.

Heute jedoch hatte Gräfin Rüdiger das zwar zarte, aber moralisch und physisch vollkommen starke und gesunde Mädchen mit schwerem Herzen den Eltern auf deren Wunsch für immer wiedergegeben. Ihre Sorge um den Liebling, den sie mit so vieler Zärtlichkeit erzogen, war groß, denn sie fürchtete für Ottilien die verdrehten religiösen Ansichten des Vaters und die Lauheit der Mutter. „Mein Gott", dachte sie seufzend, indem sie die Großsöhne beobachtete, „verhüte, daß sie werde wie diese."

Nur Eines tröstete sie in solcher Bedrängniß und das war die Versicherung der frommen und streng

katholischen Miß West, daß sie die Erziehung Ottiliens, die sie schon seit zwei Jahren übernommen, mit Einwilligung von deren Eltern auch in den neuen Verhältnissen noch ferner leiten und wo möglich beenden wolle. „Also Sie verlassen mein Kind nicht", sagte jetzt Gräfin Rüdiger, indem sie die weinende Großtochter in die Arme der Engländerin legte und dann rasch in den Wagen stieg, um allein und tief erschüttert zu ihrem kränklichen und noch immer tyrannischen Gatten zurückzukehren, der jetzt, das wußte sie, ohne die Gegenwart der Großtochter, die ihn stets zu erheitern und zu zerstreuen verstand, unleidlicher denn je sein würde.

Auch Ottilie fürchtete dieses, daher strömten ihre Thränen nicht allein über sich, sondern auch über die vielgeliebte Großmutter, deren Kreuz sie ja so gerne tragen half. Ja wahrlich, das der Gräfin Rüdiger war kein leichtes. Aber da sie eine starke Seele hatte, und die Liebe zu Gott ihr Herz ganz ausfüllte, war diese nicht wie bei ihrer Tochter von der Schwere desselben erdrückt, sondern noch stärker und inniger geworden. Denn sie gehörte zu den Seelen, die desto mehr lieben, je größere Opfer sie bringen. Ihr war es Seligkeit, ihrem Erlöser sein Kreuz nachzutragen, sie kannte ja keine größere Freude, als die, ihm ein Simon von Cyrene zu sein und daher eilte sie nun auch ihrer Häuslichkeit, wenn auch nicht mit leichtem, so doch mit ergebenem Herzen entgegen, denn bei ihr war der Same Gottes auf guten Boden gefallen.

II. Kapitel.

Die Faste.

„Mit dieser pedantischen Engländerin ist uns nur Noth und Kreuz in's Haus gekommen", sprach Graf Jörgen ärgerlich, indem er sich so wuchtig auf das

Kanapée neben seine Gemalin warf, daß jenes und diese davon erzitterten und daß die eingeschüchterte Frau sich ängstlich in die Ecke des Divans drückte. „Aber ich will in meinem Hause Ordnung machen", fuhr er, immer heftiger werdend fort, „und bequemt sich die Miß nicht zu derselben, so mag sie uns verlassen."

„Doch was würde meine Mutter zu Miß West's Entfernung sagen?" Diese Worte hauchte die Gräfin mehr als sie selbe sprach, denn sie fürchtete, durch dieselben einen neuen Sturm heraufzubeschwören; und doch war, da sie wußte, daß die Engländerin gut auf die Seele ihrer Tochter wirkte, selbst bei dieser schwachen Frau die Mutterliebe groß genug, um sie, trotz ihrer Furcht vor dem Gemale, einen, wenn auch sehr leisen Einwurf erheben zu lassen.

„Deine Mutter und immer wieder Deine Mutter! Wie oft mußte ich schon hören: „Meine Mutter liebt dieses nicht für unsere Tochter" oder „Meine Mutter hat ihr Jenes an's Herz gelegt und immer ausüben lassen." Nein, wahrlich, das muß aufhören! Es scheint, daß Du Deine Mutter zu Deinem Orakel gemacht und ganz vergessen hast, daß Gott gesagt: „Ihr Weiber seid Eueren Männern unterthan!" Ich aber will, wie ich bis jetzt gethan, auch noch ferner Dich und Alle, die in diesem Hause sind, an Gottes Aussprüche erinnern und darauf sehen, daß dieselben befolgt werden; und deshalb soll auch die Miß hier nicht frömmer als die Apostel Christi sein wollen und sich nicht mehr unterstehen, am Freitage Fleischspeisen zurückzuweisen und damit meiner Tochter ein böses Beispiel zu geben; denn bemerktest Du nicht, wie auch Ottilie sich nur von Gemüse und Mehlspeise nährte und trotz meiner Ermahnung, doch den Fleischspeisen zuzusprechen, behauptete, satt zu sein und nichts mehr zu bedürfen? Aber ich sage Dir, sie war nicht satt, es war eine reine Lüge, die die Engländerin ihr durch ihr böses Beispiel einge-

geben. Ich wiederhole, daß mir diese Langlockige, Blondhaarige in die Seele zuwider ist, denn sie hält Ottilien zum Ungehorsam und zur Lüge an."

Doch ehe noch der Graf diese letzten Worte vollkommen ausgesprochen, trat die eben Genannte, ein rosiges junges Mädchen, mit braunen Augen und Haar rasch in's Zimmer, und des Sprechers Hand an die Lippen drückend rief sie lebhaft: „Aber Papachen, wann habe ich Dich belogen und wann war ich ungehorsam?" Dabei sah sie ihn mit ihren wunderbar schönen Augen, die im Sonnenscheine etwas von demselben anzunehmen schienen, so freundlich an, daß er, allen Unmuth vergeßend, fast verlegen sagte: „Aber heute warst Du doch nicht ganz wahr, mein Töchterchen, als Du behauptetest, daß Gemüse und Mehlspeise Dich schon satt gemacht! Daran ist jedoch nur die langweilige Engländerin schuld, der Du, wie ich weiß, blos nachsprachst. Daher bin ich auch Dir nicht böse, sondern nur ihr, die nichts von Religion versteht und meinem Schätzchen Thorheiten in den Kopf setzen will. Doch wir Beide sind klüger, als solch' eine Miß und wollen nicht mehr auf sie achten, nicht wahr?" Und er lachte wohlgefällig, indem er die Wange der Tochter streichelte.

„Aber Papachen", fragte sie erstaunt, „Du willst doch nicht im Ernste, daß ich am Fasttage Fleisch esse?" „Ja freilich will ich das", dann fuhr er stirnerunzelnd fort, „Du wirst doch nicht anders als die Jünger Christi und Deine Familie handeln wollen?" Das kluge Kind schien die zweite Einwendung des Vaters, die sie nicht hätte beantworten können, ohne denselben zu reizen, gar nicht gehört zu haben und beantwortete daher nur die erste, indem sie sagte: „Väterchen, Christus selbst entgegnete auf die Frage der Jünger des Johannes, warum sie und ihr Meister so viel fasteten, seine Jünger aber nicht, indem er sagte: Können die Genossen des Bräutigams Leid tragen, so

lange der Bräutigam bei ihnen ist? Es werden aber die Tage kommen, da der Bräutigam von ihnen genommen wird, dann werden sie fasten. Und siehst Du, lieber Papa, nun sind diese Tage da, wo der Bräutigam nicht mehr unter uns weilt, und da müssen wir denn nach Seinem Ausspruche fasten."

„Kinder werfen sich jetzt zu Doktoren der Theologie auf", brummte der Vater, indem er verdrießlich das Zimmer verließ. Seit dem Tage sprach er jedoch nie mehr gegen die Faste und schien auch gar nicht zu bemerken, daß am Freitage Miß West und ihrem Zöglinge ein Fischgericht aufgetragen wurde, während die Anderen Fleisch aßen. Seine zwei ältesten Söhne aber und deren Hofmeister konnten bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich nicht unterlassen, irgend eine Stichelrede gegen die Faste hinzuwerfen, die jedoch weder der Graf noch die Gräfin zu hören schienen. Auch die Engländerin und Ottilie schwiegen. Keineswegs weil sie, wie der Graf und die Gräfin, die Sache zu ignoriren wünschten, sondern weil sie wußten, daß sie ihre Gegner nicht von der Richtigkeit ihrer Meinung zu überzeugen vermochten.

Der Gouvernante waren diese Spöttereien bei Tisch, die immer vom Hofmeister Monsieur Noiron in Gang gebracht wurden, unangenehm genug. Nicht ihretwegen, denn sie konnten sie nicht beleidigen, auch fürchtete sie nicht, daß Ottilie dadurch irre gemacht werden würde, aber es that ihr wehe, zu sehen, daß deren Brüder durch ihren Erzieher im Bösen bestärkt und ermuthigt wurden und daß die Eltern dazu schwiegen. Monsieur Noiron war ihr daher in die Seele zuwider, instinktmäßig ahnte sie die Schlangennatur in ihm. Auch wich sie ihm aus, wo sie konnte; da sie aber ihr Verhältniß zu demselben, sowie zum ganzen Jörgen'schen Hause in einem Briefe an ihren Bruder sehr bezeichnend schildert, so wollen wir diesen im nächsten Kapitel wiedergeben.

III. Kapitel.

Miß West's Brief.

Lieber Richard!

Ich bin nun schon seit sechs Wochen im Hause des Grafen Jörgen, doch ohne Zeit gefunden zu haben, Dir, wie Du es wünschtest, etwas Näheres aus demselben mitzutheilen, denn erstens nehmen Ottiliens Stunden und die Aufsicht über dieselbe (da ich sie nicht gerne mit ihren gänzlich verwahrlosten Brüdern allein lasse) meine Zeit sehr in Anspruch und dann schreibe ich auf Gräfin Rüdiger's Wunsch ein Tagebuch, um sie von unser Aller Thun und Treiben zu unterrichten, besonders aber, um ihr ausführlich von ihrer geliebten Großtochter Nachricht geben zu können, die sie, wie auch ihr Gatte, schmerzlich vermissen. Und so kam es denn, daß ich bis jetzt nur sehr kurze und lakonische Briefchen an Dich zu richten vermochte. Heute aber, wo Ottilie, die, wie Du weißt, unsere Muttersprache vollkommen gut spricht, ihrem jüngsten Bruder, einem schönen dreizehnjährigen Knaben, unter meinen Augen den ersten Unterricht im Englischen ertheilt (der Knabe ist wißbegierig und sehnte sich nach demselben; in diesem Punkte gleicht er nicht seinen Brüdern, sonst aber ist er fast eben so verwahrlost wie diese), benütze ich die Zeit, um Dir etwas Näheres über die Familie, in der ich lebe, mitzutheilen.

Ich fange mit dem Herrn des Hauses an. Graf Jörgen ist ein ahnenstolzer, hochmüthiger und despotischer Mann, dabei aber gutmüthig und schwach — schwach an Geist und Charakter. — Wenn er letzteren Fehler, der bei seinem kleinen Verstande fast eine Eigenschaft zu nennen ist, nicht besäße, wäre er unleidlich; denn wenn ein beschränkter Mensch sich einbildet, Cha-

rakterfestigkeit zeigen zu müssen, so artet es gewöhnlich in unüberwindlichen Eigensinn aus, und ist er dabei kein moralischer Charakter, so kann man ihm niemals eine richtige Anschauung der Dinge beibringen. — Nun, Graf Jörgen hat zwar auch, wie fast alle Kleingeister, einen tüchtigen Eigensinn, den er ganz besonders seiner Frau und den Untergebenen fühlen läßt, obwohl er auch ersterer gegenüber weiche Momente hat, von denen einige aus Schwäche, andere aber aus Gutmüthigkeit entspringen, wie z. B. der, in welchem er den Bitten seiner Frau Gehör schenkte und zugab, daß die damals fünfjährige kränkliche Ottilie der Pflege ihrer Großmutter in Rauhenstein, wo die Luft eine stärkendere ist, übergeben werde. Seinen Kindern, besonders aber seinem Töchterchen, das er unaussprechlich liebt, gibt er schon viel leichter nach. Auch gründe ich auf Ottiliens Einfluß, der höchst wohlthätig werden kann, die schönsten Hoffnungen. Dieser ist es gewesen, der es mir und meinem Zöglinge ermöglichte, an Fasttagen das Kirchengebot zu halten. Der Graf ist zwar noch immer gegen die Faste, hält sie auch, wie die übrigen Glieder seiner Familie keineswegs, war aber glücklicherweise zu schwach, um dem Wunsche der Tochter zu widerstehen.

Seine Gemalin ist eine krankhaft gedrückte Seele, die ihren tyrannischen Mann so sehr fürchtet, daß sie häufig ihre bessere Erkenntniß dem Haustyrannen zum Opfer bringt. Ja, ich habe sie oft erbleichen sehen, wenn ihr Gatte nur die Stimme erhob, oder die Augenbrauen zusammenzog, was freilich bei ihm sicheres Anzeichen eines nahenden Sturmes ist. Bei solchen Gelegenheiten ist es auch, daß Gräfin Adolfine, und möge ihre Sache noch so gerecht, ja heilig sein, die Waffen streckt und sich ihrem Gemal auf Gnade und Ungnade ergibt. O wie so ganz anders handelt doch ihre kluge und edle Mutter, die ebenfalls einem Despoten zu gehorchen hat. Sie thut dieses auch leicht, gern, selbst freu-

dig und scheint nicht zu beachten, ob das, was sie zu vollbringen hat, angenehm oder unangenehm ist; nur darf das, was man von ihr verlangt, kein Unrecht sein. Dann, ja dann versteht sie, obwohl immer noch mit Sanftmuth, doch auch mit Festigkeit, den Forderungen — selbst den Befehlen des jähzornigen Gatten standhaft zu widerstehen. Aber es gibt auch nicht viele wie sie; Gott gebe, daß ihre Großtochter ihr in Allem gleich werde.

Der achtzehnjährige Paul, Ottiliens ältester Bruder, hat ungefähr den Geist und Charakter seines Vaters und tritt auch, wie mir scheint, in jeder Hinsicht in dessen Fußtapfen. Der sechszehnjährige Felix hat mehr Verstand, recht viel Witz, aber auch sehr viel Leichtsinn. Alfred endlich, von dem ich Dir schon erzählt, ist ein geistreiches Kind, dem es nicht an Herz und Gemüth gebricht, der aber, fürchte ich, wie seine Brüder von dem Erzieher, Monsieur Noiron, dem bösen Dämon des Hauses, verdorben und in's Unglück gestürzt werden wird. Dieser Herr besitzt ein anziehendes Aeußeres und Wesen, mit dem er hier im Hause Alle, außer meinen Zögling und mich und vielleicht Gräfin Jörgen (denn ihre Gefühle kann man nur ahnen, nie mit Bestimmtheit voraussetzen), bezaubert hat. Wie dieses geschehen konnte, wird mir ewig ein Räthsel bleiben, denn ich gewahrte gleich bei meiner ersten Bekanntschaft mit ihm, daß sich hinter seinem freundlichen Lächeln Falschheit und hinter seinen sanften Blicken Arglist berge. Anfangs zeigte er sich voll Aufmerksamkeit, selbst Bewunderung gegen die arme Erzieherin; als er aber bemerkte, daß diese Alles, was von ihm kam, kalt, ja fast unhöflich aufnahm (ich hätte freilich besser gethan, mich mehr zu überwinden, denn man darf Niemand unnöthig reizen), veränderte er mir gegenüber sein Wesen und wurde bald eben so schroff und ironisch als er früher geschmeidig und schmeichlerisch gewesen.

Jetzt greift er mich, direkt und indirekt, so oft als möglich an, besonders aber sucht er unsere religiösen Verpflichtungen, wie z. B. das Kreuzzeichen, das Fasten, den öfteren Empfang der heiligen Sakramente, wie auch, daß ich mir und Ottilien das Arbeiten am Sonntage nicht gestatte, außer für die Armen, lächerlich zu machen und öffentlich zu verspotten. O er würde dieses niemals wagen, wenn Graf Jörgen mehr Frömmigkeit und die Gräfin mehr Charakter hätte! Was mich aber am meisten empört, ist, daß er, wie ich mehr als einmal zu beobachten Gelegenheit gehabt, schon die Grundsätze seiner Zöglinge durch das Gift der Satyre erschüttert hat. Denn, wie ich weiß, entblödet sich Felix nicht, freilich nur, wenn er sich mit dem Hofmeister und den Brüdern allein glaubt, über Papst und Papstthum schlechte Witze zu machen, in die der erstere, statt sie zu rügen, eingeht und welche der sonst doch so indolente Paul zu belachen pflegt.

Selbst meinem kleinen Liebling Alfred hat man Spottlieder auf den heiligen Vater gelehrt, wovon ich ihn auch neulich eines im Garten singen hörte und als ich ihn darüber mit Strenge tadelte, sprach er: „Ach ja, Sie sind ja eine Ultramontane und hätte ich gewußt, daß Sie sich in der Nähe befänden, so hätte ich, (denn ich möchte Sie, die Sie immer so freundlich für mich sind, nicht kränken), das Lied, das mir Felix aus dem schönen Buche vorgelesen, welches Herr Noiron ihm gegeben, gewiß nicht gesungen."

„Also nur, um mich nicht zu kränken, würden Sie das schlechte Lied nicht gesungen haben?" „Ist denn da etwas Schlechtes daran? Aber freilich, Sie gehören ja zu den Schwarzen und finden es daher so, und was das Kränken anbelangt, so sind Sie, da die Eltern mit Ottilien spazieren gefahren, im Hause wohl die Einzige, der das Lied mißfällt. Denn die Brüder und der Hofmeister haben mir noch viel ärgere vorgelesen, die sie

doch sehr witzig fanden; Herr Noiron macht sich überhaupt nicht viel aus Rom und dem Papste, er behauptet, daß schon der Evangelist Johannes in seiner Apocalypse, da, wo er der Stadt auf den sieben Hügeln und des Thieres erwähnt, jener nicht sehr schmeichelhaft gedachte. — Ja, ja, ich sehe an dem zornigen Ausdrucke Ihrer Augen, daß Sie mich verstehen." „O schändlich, schändlich", rief ich hier ganz entrüstet. „Gewiß, er hält ihn, obwohl er es mir gegenüber nie ganz deutlich ausspricht — mit den Brüdern, das weiß ich, genirt er sich weniger — doch bestimmt für den Anti —"

Hier stockte der Knabe — er schämte sich denn doch, die Abscheulichkeit ganz auszusprechen. Ich aber, die mich unterdessen gesammelt, meinte, daß er sicher Herrn Noiron falsch beurtheile und daß ich unmöglich glauben könne, daß dieser so gottlos sei. Dann bat ich ihn ernstlich, nie mehr Lieder, wie ich sie eben von ihm vernommen, weder anzuhören, noch zu wiederholen, da er dadurch nicht allein die Eltern ärgern, seine Schwester und mich kränken, sondern auch den lieben Gott beleidigen würde. „Aber Gott selbst liebt ja nicht den, der sich erkühnt, sich seinen Stellvertreter zu nennen; und das muß ich zugestehen", fügte der Knabe kopfschüttelnd hinzu, „kömmt mir auch von demselben wie eine große Dreistigkeit vor." Ich aber faßte den Mißleiteten freundlich bei der Hand, indem ich fragte: „Wer in aller Welt hat Dir solch' tolles Zeug in den Kopf gesetzt, daß Gott, der doch selbst den Papst zu seinem Stellvertreter ernannt, diesen nicht liebe?" „Herr Noiron hat mir das erklärt." „Herr Noiron und immer wieder Herr Noiron! Jetzt aber komm', setze Dich mit mir auf diese Bank und höre auf die Stimme eines Besseren, nämlich die Stimme Christi."

Und ich zog mein kleines englisches Evangelienbuch aus der Tasche und übersetzte ihm, da er unsere Sprache

noch nicht kennt, in schlechtem Französisch, das er jedoch gut genug verstand, die Stelle aus Matthäus, Kap. 16, wo Christus die Jünger frägt, was sie wohl glauben, wer er sei, und die glaubensvolle Antwort Petri: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes", dann auch den Ausspruch Jesu: „Selig bist du, Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut haben dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist; und ich sage dir, du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Kirche, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen; und ich will dir die Schlüssel des Himmelreiches geben; Alles was du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein und Alles, was du auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöset sein." Und als ich geendet, fragte ich den Knaben: „Nun wie heißt denn der, dem man die Schlüssel zu seinem Hause gibt und erlaubt, nach Belieben darin zu schalten und zu walten?" „Verwalter! — mehr als das: Stellvertreter", rief der Knabe und einen Augenblick später fügte er sinnend hinzu:

„Ja, Miß, jetzt begreife ich auch, warum der heilige Vater (er gab ihm zum ersten Male diesen Namen) sich den Stellvertreter Christi nennt. O Dummkopf, der ich war, daß diese Bibelstelle mir durch ihre Klarheit nicht schon längst aufgefallen ist, denn sie beweist ja deutlich genug, daß Christus selbst den heiligen Petrus, indem er ihm die Schlüssel zu seinem Hause und die Macht gab, darin zu walten, dadurch auch zu seinem Stellvertreter erhob. Denn ist die Kirche, die Christus auf Petri Felsen gebaut und der Himmel, von dem er redet und zu dessen Eingang er ihm die Schlüssel gibt, ihm, der ihn durch die Eingebung Gottes erkannt, nicht sein Haus? Und macht er ihn denn nicht auf diese Weise zu seinem Verwalter und Stellvertreter?"

„Ganz recht, mein Kind", sagte ich, entzückt über des Knaben Scharfsinn, „ich will Dir aber noch eine andere Bibelstelle mittheilen, wo Christus noch einmal sehr deutlich Petrum zu seinem Stellvertreter ernannte, nämlich als er, der sich selbst den guten Hirten nennt, Petrus sagte: „Weide meine Schafe, weide meine Lämmer." „Wenn ich nun, lieber Alfred", fragte ich jetzt, „mein geliebtes Amt, das mir das ganze Herz ausfüllt, Jemand übergebe, mache ich ihn da nicht zu meinem Stellvertreter?" „Ja wohl", sprach der Knabe bewegt, dann fuhr er in feierlichem Tone fort: „Auch will ich nie mehr etwas gegen den heiligen Vater sagen oder zugeben, daß Andere von ihm, der ja auf Petri Stuhl sitzt, übel reden. Und jetzt, wo ich weiß, daß Christus selbst ihn dahin gesetzt, will ich ihn mein Lebelang ehren, für ihn kämpfen, ja ich will, wenn ich einmal groß bin, päpstlicher Zuave werden."

Seit jenem Tage schließt sich Alfred wärmer an seine Schwester und mich und lernt englisch, um, wie er sagt (da Niemand sonst im Hause unsere Muttersprache versteht), mit ihr und mir ungestört und unbespöttelt von heiligen Dingen reden zu können. Gebe der Himmel, daß das liebe, bisher so sehr mißleitete Kind bei seinen guten Vorsätzen ausharre. Ich aber fürchte noch immer sehr den Einfluß des Franzosen. Bete auch Du für ihn, lieber Bruder. Gehabe Dich wohl, so bald als möglich schreibt Dir wieder

Deine Bessy.

IV. Kapitel.

Der Gottlose übt sein Amt aus.

Miß West hatte recht, wenn sie bei der großen Jugend des Knaben den bösen Einfluß Herrn Noiron's

fürchtete. Dieser suchte auch denselben auszuüben, sobald er zu bemerken glaubte, daß, wie er es nannte, nicht Alles in der Ordnung in Geist und Gemüth seines Zöglings sei. Um sich jedoch dessen zu vergewissern, holte er ihn geschickt aus, und als er das Gespräch zwischen Miß West und Alfred erfahren, bemühte er sich mit Hilfe der Satyre, die er meisterhaft zu handhaben verstand, den wohlthätigen Einfluß, den die Belehrung der Engländerin auf das Herz des Knaben hervorgebracht, allmälig zu untergraben. Leider gelang ihm dieses auch zum größten Theil, denn Alfred fürchtete vor allen Dingen lächerlich zu erscheinen und der Hofmeister sagte ihm, daß der Glaube an eine göttliche Einsetzung des Papstes und Papstthums nichts als dummer Aberglaube sei, und als jener meinte, daß Christus es doch mit dem Papste ganz so gemacht, wie sein Vater auf einem seiner Güter mit dessen Verwalter, nämlich ihm die Schlüssel gegeben und ihm erlaubt habe, auf der Besitzung nach Gutdünken zu herrschen, und hinzufügte, daß der Mann seitdem ganz richtig sage, daß, wenn der Graf nicht da sei, er dessen Stelle einnehme, folglich im Kleinen, wie der Papst im Großen der Stellvertreter seines Herrn sei, fiel ihm der Franzose lachend in's Wort, indem er sagte:

„Ueber diese hochmüthige Rede, mein Lieber, die übrigens nur an dumme Bauern gerichtet ist, wird auch der Verwalter selbst von diesen genug ausgelacht. Außerdem maßt er sich so etwas auch nur in Abwesenheit Deines Vaters an. Und Du glaubst doch, daß Gott immer zugegen ist, also fällt selbst dieser hinkende Vergleich weg." „Nun, wenn er nicht des Herrn Stellvertreter, so ist er doch dessen Verwalter", sprach der Knabe, schon einlenkend. „Ja, so sagen die Ultramontanen, aber jedenfalls Einer, den man schon seit langer Zeit hätte wegthun sollen, was jedoch über kurz oder lang auch geschehen wird." „Nein, das wird nicht geschehen",

rief hier Ottilie, die den Bruder im allgemeinen Spielsaal aufgesucht, um ihn zur englischen Stunde zu holen.

Dann fuhr sie fast zornig fort, indem sie sich an den Franzosen wandte: „Herr Noiron, Sie haben nicht das neue Testament studirt, sonst würden Sie den Ausspruch Christi kennen, nämlich, daß die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen werden und da diese auf Petrus, d. h. den Fels, gebaut ist, so kann, weil doch die Kirche in Ewigkeit nicht zerstört werden wird, auch dieser, der den Grundstein bildet, nicht weggeräumt werden: da aber der heilige Vater einen solchen, nämlich Christum, den wahren Grundstein, vertritt, so werden Sie zugeben, daß er mehr als Verwalter, (denn ein Verwalter hat nicht eine so vollkommene Macht), daß er Stellvertreter ist. Und was Ihre spitzfindige Bemerkung anbelangt, nämlich, daß man nur Stellvertreter sein kann, wenn der Herr nicht zu Hause und daß Gott doch immer und überall zugegen ist, so werde ich Ihnen sagen, daß der Herr sich freilich unsichtbar immer bei uns aufhält und sogar sichtbar und wesentlich im heiligsten Altarssakramente unter uns sich befindet, aber daß, da Gott nicht ferner wie sonst auf Erden wandelt, er sozusagen in der Gestalt des Papstes seine Macht und seinen Willen auf Erden verkörpert hat."

Dann noch einen strafenden Blick auf den Hofmeister werfend, verließ sie von ihrem Bruder gefolgt das Gemach. Dieser hörte, wie der Hofmeister spöttisch auflachte, aber das Lachen hatte in jenem Augenblicke alle Macht über ihn verloren, denn der Knabe fühlte, daß die Schwester recht habe und freute sich darüber.

Als jedoch der Franzose mit seinen falschen Sophistereien ihn immer wieder bearbeitete, da fing er neuerdings an, in seiner Erkenntniß zu wanken, schämte sich jedoch darüber und theilte es daher leider weder der Engländerin, noch seiner Schwester mit. Diese aber,

obwohl sie zu ihrem Schmerze bemerkten, daß Alfred nicht gern mit ihnen über religiöse Dinge verhandelte, bemühten sich dennoch oftmals, das Gespräch auf dergleichen Gegenstände zu leiten. Doch der Knabe ließ sich nie mehr auf so etwas ein und suchte vielmehr bei ähnlichen Anläßen stets unter einem oder dem anderen Vorwande Schwester und Erzieherin zu verlassen, was jene wahrhaft betrübte.

„Was sollen wir nur beginnen, um meinen armen Bruder dem schlechten Einfluße des Hofmeisters zu entziehen?" sagte Ottilie einmal bei solcher Gelegenheit. „Ich weiß wirklich nichts Anderes, als zum Gebete zurathen", antwortete Jene. „Ach ich bete ja immer für ihn, aber ich weiß noch etwas Anderes." Und Ottilie erhob sich hastig. „Ich will zum Vater gehen und ihm Alles erzählen, er soll Herrn Noiron kennen lernen." Miß West dachte: „Das wird nichts helfen", sagte aber nichts. Leider hatte sie recht, denn das junge Mädchen kehrte eine Stunde später unter Thränen zurück und erzählte, daß der Papa ihre Mittheilung mit großem Unwillen angehört, sie dafür gescholten und ihr verboten habe, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angingen.

„Und als ich ihm vorstellte", fuhr sie zu erzählen fort, „daß, da Alfred mein Bruder sei, auch natürlich sein Seelenheil, das ich für gefährdet halte, mir nahe liege und ich ihn mit aufgehobenen Händen bat, meine Beschuldigungen gegen den Hofmeister zu erwägen und zu prüfen, da, von meinen Bitten und Thränen gerührt, versprach er, dieses zu thun und das sogleich. Er suchte nun Herrn Noiron in dessen Zimmer auf, blieb ungefähr eine Viertelstunde mit ihm und kam sehr zornig zurück. Der Franzose hatte sich in seinen Augen vollkommen gerechtfertigt und Sie, meine arme gute Miß West des Fanatismus beschuldigt!" „Das konnte ich mir denken", lächelte Jene. „O, der schlechte Mensch

hat uns viel Schaden gethan, denn Papa ist jetzt sehr böse auf Sie, meine beste Freundin", und die Kleine fing von Neuem an zu schluchzen. „Wenn nur Gott es nicht ist", sagte die Erzieherin, indem sie das weinende Mädchen in die Arme schloß. „Ja, aber was wird aus meinem armen Bruder?" „Der Herr hat Mittel und Wege, ihn jedem bösen Einfluße zu entziehen, vertrauen wir nur auf Ihn."

V. Kapitel.

Ein Gast in Schloßhausen.

Ein Jahr war seit Ottilien's Ankunft im elterlichen Hause verflossen, es hatte ihr ungeachtet der nicht sehr erquicklichen Häuslichkeit doch einige Freuden gebracht, wie z. B. die beiden Besuche der Großmutter, die, obwohl sie nur wenige Tage dauerten, doch für sie ein wahrer Herzenstrost waren, dann der Umstand, daß ein Mündel Graf Jörgens, Graf Willibald Schöndorf, der vor Kurzem das Unglück gehabt, den Vater zu verlieren, die Einladung des Vormundes angenommen und nach Beendigung seiner Studien, die seine Gesundheit ein wenig angegriffen, auf ein paar Sommermonate nach Schloßhausen gekommen war, um diese wieder zu befestigen.

Nach Ablauf derselben aber sollte er als österreichischer Attaché nach Rom gehen — auch das freute Ottilien, denn obwohl ihr das Schloß ohne ihn, den geistreichen, liebenswürdigen und frommen Jüngling recht trübe und leer erscheinen würde, so machte sie doch der Gedanke glücklich, daß sie ihn in der Weltstadt und in der Nähe des heiligen Vaters wissen würde und sie sehnte fast diesen Augenblick herbei. Sie bewies, indem sie so dachte, deutlich genug, daß sie fern von jeder Selbstsucht war, denn o wie viel freundlicher hatte sich

schon seit seiner Ankunft das Leben in Schloßhausen gestaltet! Willibald, so schien es dem jungen Mädchen, übte eine Zaubermacht auf dessen Bewohner aus, denn ihr Vater konnte dem Sohne desjenigen, der ihm in einem der Gefechte bei Ulm das Leben mit Gefahr des eigenen gerettet, nichts abschlagen, zumal, wenn er ihn mit den treuen blauen Augen seines alten Kameraden anblickte.

Die Mutter, die, wie wir wissen, allen Befehlen ihres Gemals pünktlich nachkam, vollzog sie diesmal, da sie ja so leicht zu erfüllen waren und mit ihrer eigenen Neigung übereinstimmten, mit wahrer Herzensfreude, denn was konnte wohl leichter sein, als sich gegen den edlen jungen Mann, der den Sonnenschein in's Haus gebracht, gut und freundlich zu zeigen? Die Brüder, die entzückt waren, einen Kameraden gefunden zu haben, der sich ihnen, wo er konnte, gefällig erwies, und keinen Spaß verdarb, so lange dieser sich in den Schranken der Ehrbarkeit hielt, meinten, nicht mehr ohne ihn leben zu können. Selbst Herr Noiron, der Willibald's Geist und Kenntnisse bewunderte, und, aus nur ihm bewußten Gründen gern den jungen Mann für sich einnehmen wollte, war seines Lobes voll und zeigte sich auch ihm gegenüber stets von der besten Seite. Der Erzieherin und ihrem Zöglinge aber hatte Schöndorf allein durch die Schönheit seiner Seele die wahrste und innigste Freundschaft einzuflößen gewußt, ohne daß sie wie die Anderen Nebenabsichten oder Motive gehabt. Doch der größte und merkwürdigste Beweis von Sympathie und Freundschaft, den die Jörgen'sche Familie, den Grafen nicht ausgenommen, Willibald gaben, war, daß sie ihn nicht allein zum Vertrauten, sondern auch oft zum Berather erwählten.

Nur schade, daß es hier wie in vielen anderen Familien erging. Der Rath des Rathgebers wurde wohl gesucht und freundlich angehört, aber nur höchst

selten befolgt. Einen Beweis davon wird das folgende Gespräch zwischen ihm und Paul liefern. Letzterer hatte nämlich seinen jungen Freund aufgefordert, mit ihm einen Spaziergang zu machen. Kaum waren sie aber aus dem Parke herausgetreten, so schlug er einen kleinen Seitenweg ein, der zu einer nicht ferne liegenden Mühle führte, indem er sprach:

„Ich muß Dir doch heute Rosi, die hübsche Müllerstochter zeigen, es ist wahrlich das schmuckeste Mädchen, das ich je gesehen. Herr Noiron meint, daß so der Wirthin schönes Töchterlein, bei der die drei Burschen einkehrten, ausgesehen haben muß. Du siehst, dem Hofmeister gebricht es nicht an poetischen Anschauungen, auch war er es, der mich zuerst auf diese Dorfschönheit aufmerksam machte. Seitdem, das heißt seit drei Monaten führt mich mein Weg immer an der Mühle vorüber, wo ich das holde Kind am Fenster erblickt. Dessenungeachtet ist unsere Bekanntschaft nicht viel weiter, als bis zum Grüßen gekommen; denn nur einmal ward es mir möglich, sie anzureden, das war, als sie in ihrem Gärtchen (auch an diesem gehe ich vorüber) die Blumen begoß. Ich lobte dieselben, verglich die Rose mit der Farbe ihrer Wangen und die Veilchen mit der ihrer Augen. Erstere färbten sich sogleich mit dunklem Karmin, die Augen aber schlug sie nieder, so daß ich nicht mehr urtheilen konnte, ob mein Vergleich ein richtiger gewesen. Vielleicht war es nur, um dieses zu eruiren", fuhr er lachend fort, „daß ich sie bat, mir einen Blick zu gönnen."

„Ich wurde auch zu meinem Unglück scharf angeblickt, aber nicht von ihren hellstrahlenden Augen, sondern von den häßlichen alten, grauen ihres Vaters, die gar böse Blicke schoßen, als er mich, wie einen gemeinen Bauernlümmel andonnerte und mir, dem Grafen Jörgen, dem Sohne seines Herrn, gerade heraus verbot, der Tochter „Flattusen", wie er sich ausdrückte, zu

sagen. Die ganze Art und Weise des Mannes schüchterte mich ein und ich war dumm genug, mich schleunigst zurückzuziehen, worüber ich auch von Herrn Noiron tüchtig ausgelacht wurde. Seitdem räche ich mich am Vater, indem ich, was er mir doch nicht verbieten kann, fast täglich am Fenster seiner Tochter vorübergehe und diese, wenn ich sie erspäht, so auffallend als möglich grüße. Gern käme ich in's Haus, aber das wage ich denn doch nicht, denn der Alte könnte dem Vater klagen, der an dem Manne hält, da Niemand den Pacht so regelmäßig zahlt, als er. Schade, daß es so ist", und Paul brach abermals in ein spöttisches Gelächter aus.

Willibald aber machte ein ernstes Gesicht, indem er ihn bat, doch von diesen Promenaden, die zu nichts als zu ärgerlichen Redereien und Glossen führen würden, abzustehen. Er fügte hinzu, daß, da man auf dem Lande in solchen Dingen sehr strenge sei, er leicht dem guten Rufe des Mädchens in den Augen ihrer Nachbarn schaden könnte. „Und da ich weiß, daß Du das doch nicht möchtest, lieber Paul", sprach er in herzlichem Tone, „so gehen wir nicht weiter, sondern kehren lieber gleich wieder um, denn ich ziehe es vor, einem schönen Mädchen aus dem Wege zu gehen, als ihr durch meine Gegenwart eine trübe Stunde zu verursachen. Denkst Du nicht auch so, Lieber?" Paul antwortete schandehalber und ziemlich verdrießlich ein „Gewiß", indem er mit dem Freunde den Rückweg antrat. Ob Jener ihn bekehrt, wird die Zukunft lehren, doch nach dem, was wir weiter oben vom Anhören, aber nicht Annehmen eines guten Rathes gesagt, lassen sich schon ziemlich richtige Vermuthungen herleiten.

VI. Kapitel.

Des Hofmeisters Abreise.

„Wie dumm, daß der alberne Franzose krank sein muß", sagte Graf Jörgen zu seinem Mündel, ungefähr sechs Wochen nach dessen obenerwähntem Gespräche mit Paul. „Ich fürchte", fügte er besorgt hinzu, „daß ich ihn, wenn auch nicht gerade durch den Tod, so doch durch seine Kränklichkeit verlieren werde, denn er behauptet, daß sein kleiner trockener Husten in unserer scharfen Luft nicht geheilt werden kann und daß er, um ihn loszuwerden, am Ende noch ein milderes Klima, wie z. B. Italien oder sein Vaterland wird aufsuchen müssen und das ist verteufelt dumm, denn er ist ein tüchtiger Erzieher, kein Duckmäuser, wie Miß West und kennt seine Sprache in der Vollkommenheit. Wem soll ich nun, im Falle Herr Noiron mich wirklich verlassen muß, die Buben anvertrauen, die ich in einigen Wochen unter seiner Obhut auf die Universität schicken wollte? Ja man hat, wenn man Familienvater ist, rechte Plage mit der Erziehung seiner Kinder!"

So lamentirte der arme Graf noch eine Weile fort, ohne Willibald, der mehr als einmal den Mund aufgethan, zu Worte kommen zu lassen. Plötzlich rief er ungeduldig: „Nun, Junge, Du bist ja stumm wie ein Fisch! Hast Du keine Theilnahme für meine Noth, kannst Du nichts hervorbringen?" „Im Gegentheil, lieber Vormund, ich empfinde bei Ihrer Auseinandersetzung eine lebhafte Theilnahme, aber die der Freude, da ich nicht, wie Sie, glauben kann, daß Herr Noiron ein guter Erzieher ist. Ich halte ihn im Gegentheil für einen zwar klugen, aber sehr falschen Menschen, der mehr der Feind, denn der Freund seiner Zöglinge ist, da er ihnen sehr viel Unnützes oder wohl gar Unrechtes in

den Kopf setzt." „Wie meinst Du das, ich verstehe Dich nicht, was könnte wohl Herrn Noiron bestimmen, auf seine Zöglinge schlecht statt gut einzuwirken, etwas, das doch sonst einem jeden Erzieher am Herzen liegt? Ueberdies habe ich auch nie dergleichen bemerkt." „Auch ich kann mir seine Art nicht deuten, wenn es nicht die eines schlechten Menschen ist, der lieber bösen als guten Samen streuen mag." „Wenn Du so etwas äußerst, mußt Du auch Deine guten Gründe haben, also nenne sie."

„Erstens ertappte ich ihn mehrmals auf einem höhnischen Wort oder Lächeln, wenn von Religion die Rede war und er sich von mir, dem er sich (ich begreife nicht warum) von einer guten Seite zeigen möchte, unbeachtet glaubte. Zweitens haben mir Ihre Söhne mitgetheilt, daß er sie über Gefühle, die nur lobenswerth sind, auslacht, diese verspottet und einer dummen Sentimentalität zuschreibt. Auf solche Weise gewöhnt er die jungen Herzen, sich ihrer besten Regungen zu schämen und diese für thöricht zu halten, was immer ein großes Unglück ist." „Ich glaube, daß Du dem Hofmeister Unrecht thust, denn stünden die Dinge, wie Du sagst, so wären sie auch mir sicher nicht entgangen."

Und der Graf schied verdrießlich von seinem Gaste, denn der Gedanke, daß dieser wähnen könne, daß seinem Scharfsinne irgend etwas entgangen sei, ärgerte und verletzte seine Eigenliebe, die, wie wir wissen, sehr groß war. Doch nahm er sich im Stillen vor, den Franzosen scharf zu beobachten.

Dazu kam es jedoch nicht, denn schon den folgenden Tag erklärte der Erzieher dem Grafen Jörgen, daß er sich sehr krank fühle, in der Nacht Blut gespieen habe und um einen Arzt bitte. Dieser wurde auch sogleich aus dem naheliegenden Städtchen geholt. Er besah aufmerksam das blutige Tuch, das der Kranke ihm vorzeigte, lauschte seinen Athemzügen, schüttelte das

Haupt bei dessen Hüsteln und endete damit, daß er nicht unzweideutig zu erkennen gab, daß sein Patient sehr krank sei und daß er diesem, der sich nach einer Luftveränderung sehne und von derselben Besserung erwarte, nur beistimmen könne.

Drei Tage später verließ Herr Noiron Schloßhausen, um in seine Heimat zurückzukehren. Das spöttische Lachen aber, mit dem er, als er eine gute Strecke gefahren, sich nach demselben umsah, sowie der Umstand, daß er dabei vor sich hermurmelte: „Der Same, den ich gestreuet, hat Wurzel gefaßt und wird nun schon von selbst üppig wuchern, um einst unserer Bruderschaft zu nützen", zeigten genugsam, daß der junge Schöndorf den Franzosen richtig beurtheilt hatte, als er ihn als intrigant und verderbt geschildert. Folgender Monolog wird dieses noch deutlicher beweisen. Herr Noiron fuhr nämlich im Selbstgespräche also fort:

„Wie bin ich doch so froh, daß der Groß-Orient mich in die Heimat zurückberuft und ich so diesem langweiligen Schloße und seinen noch langweiligeren Bewohnern entlaufen konnte. — Es war Zeit, denn Paul betreibt die Sache mit der Müllerstochter gar zu ungeschickt und wer anders als ich hätte diese zu verantworten gehabt? Freilich gab ich ihm kleine Winke, die ihm genützt und zugleich die Sache geheim gehalten, wenn er sie nur geschickter ausgeführt hätte. So aber befürchte ich eine nahe Katastrophe, die mich doch um meine Stelle gebracht und die ich daher nicht abwarten wollte. Felix ist bei Weitem klüger und würde so etwas schon besser ausgeführt haben, nur ist er noch gar zu jung; ob auch er und der geschreibte Schöndorf wohl an meine improvisirte Krankheit und an das Blut geglaubt haben, das glücklicherweise nicht aus der Lunge, sondern aus meinem Finger kam? Fast fürchte ich nein, aber diese beiden klugen Köpfe können einst nützliche Mitglieder für unsere Bruderschaft abgeben — ja wir müssen

sie zu gewinnen suchen. Mit Ersterem wird es leicht gehen, aber der mißtrauische Schöndorf — ich glaube, er hat mich in mehr als einer Hinsicht durchschaut. Nun, wir wollen ja sehen. Auf jeden Fall muß man diesen Vogel nicht aus den Augen lassen und ihn wo möglich zu fangen suchen. In meinen Berichten an die große Pariser Loge werde ich seiner gedenken. Auch die hübsche kleine Engländerin mit ihrem klugen Kopfe und energischen Charakter hätte ich gerne zur Mithelferin meiner Pläne gemacht. Aber leider konnte sie mich nicht ausstehen. Doch kommt Zeit, kommt Rath, vielleicht kehre ich wieder einmal nach Deutschland und in ihre Nähe zurück; dann will ich mich ihr abermals, jedoch in einer anderen, ihr liebsameren Rolle zeigen und ist sie einmal kirre gemacht, nun so ist Alles, das heißt sie und ihre Hilfe für den großen allgemeinen Zweck gewonnen; denn obwohl eine Frau nicht in Deutschland, wie bei uns in Frankreich Mitglied unserer Bruderschaft werden darf, so kann sie doch, besonders wenn sie Erzieherin ist, viel für dieselbe thun, indem sie den Samen unserer Grundsätze und Theorien in die jungen Herzen säet und so zu dem Aufbaue des Weltreiches und dem Sturze dessen, was man Religion nennt, auch ihr Schärflein beiträgt. Daher muß auch da nichts, was nützen kann, verschmäht werden, darf selbst diese obscure Fremde für uns gewonnen werden.

VII. Kapitel.

Das neunzehnjährige Gräflein findet seinen Zuchtmeister.

Der junge Schöndorf hatte nun schon fünf Monate, das heißt fast die ganze Zeit seines Urlaubes in Schloßhausen zugebracht. Jetzt aber mußte er, so leid es ihm auch that, von seinen neuen Freunden Abschied

nehmen, nach Wien gehen, um die Befehle seines Ministers abzuholen und sich von diesem verabschieden. Daher setzte er seine Abreise auf den morgenden Tag fest. Als er diesen Entschluß dem Vormunde und dessen Familie mittheilte, gab es viele Ausrufungen von „Ach" und „Weh", da während der Zeit seines Aufenthaltes in derselben die Sympathie, die er gleich Anfangs Allen einzuflößen gewußt, sich zu wahrer Freundschaft entwickelt hatte.

Nun beeilte sich ein Jeder, ihm noch einmal etwas Freundliches zu thun oder zu sagen, oder auch sein Herz ihm auszuschütten, wie z. B. der Vormund jetzt that, der ihm vorjammerte, daß er noch immer keinen Ersatz für Herrn Noiron gefunden und wie er fürchte auch nicht so bald finden würde, daß er daher genöthigt sei, die faulen Schlingel (wie er seine Söhne nannte) noch länger im Hause zu behalten und daß es ihn jetzt fast reue, der Empfehlung des Pfarrers (der ihm einen ausgezeichneten Mentor für dieselben verschaffen wollte) kein Gehör geschenkt zu haben. „Dieses geschah jedoch nur", fuhr er zu reden fort, „aus Furcht, einem Frömmler die Aufsicht über meine Söhne zu übergeben."

„Nun, wenn er auch etwas frömmer als Herr Noiron gewesen, würde ich das noch nicht als ein Unglück betrachten", sprach Willibald lächelnd, „und Sie könnten ja immer noch, lieber Vormund, die Sache mit dem Geistlichen in Ordnung bringen." „Einlenken, wo denkst Du hin! Das ist nicht meine Art — und ach mein Gott, was soll ich denn mit Alfred anfangen, auch für ihn habe ich Niemand." Dann, wie es schon seine Weise war, schnell auf etwas Anderes übergehend, fragte er: „Aber sage mir, hast Du nicht an Paul ein zerstreutes Wesen bemerkt, das er früher nie gehabt? Ich fürchte, er vermißt seinen Hofmeister." „Das glaube ich nicht gerade, aber freilich finde auch ich ihn verändert, ohne jedoch den Grund zu ahnen."

Und verändert war Jener auch, denn er trug sich mit häßlichen und unheimlichen Plänen herum, die jeden Menschen, der noch nicht an Schlechtigkeit gewöhnt ist, zu beunruhigen pflegen. Zum Glück für ihn und eine Andere wurden diese aber vom alten Müller Lorenz auf eine sehr prosaische Weise durchkreuzt. Derselbe fand nämlich eines Morgens seine Tochter, als er in deren Zimmer trat, einen kleinen Zettel lesen und diesen bei seinem Anblicke erschreckt verbergen. Nun befahl er ihr, ihm das Briefchen zu zeigen. Jene gehorchte zitternd und er las:

„Erhöre endlich meine Bitten, holdes Mädchen, und stelle Dich heute Abends um eilf Uhr unter der Linde am Brunnen ein. Das, worum ich bitte, ist sicher kein Unrecht, denn meine Lippen, das verspreche ich Dir, sollen sich nicht öffnen, um von meiner Liebe zu Dir zu reden. Aber sehen muß ich Dich, denn meine Augen sehnen sich nach Deinem Anblicke, Du liebliche Rose, wie der Mann der Wüste sich nach der Oase sehnt." In diesem schwülstigen Style ging es noch ein Weilchen fort; der leicht erregbare Müller aber, der jetzt alle Fassung verloren, war zu zornig, um mehr zu lesen. Er zerriß, nachdem er rasch auf die Unterschrift geblickt, empört die Epistel und warf sie in den brennenden Ofen. Dann wandte er sich zur zitternden Tochter, die von seiner Heftigkeit erschreckt, sich vor ihm auf die Kniee geworfen und ihm mit vielen Thränen betheuerte, daß sie der Aufforderung des Grafen Paul diesmal gewiß eben so wenig nachgekommen wäre, wie schon den früheren.

„Also Du hast bereits viele solcher Wische angenommen, ohne sie mir zu zeigen?" fragte der zornige Mann, indem er seine Tochter rauh an der Schulter faßte. „Ach ja, drei oder vier, und gezeigt habe ich sie Ihnen, Vater, nur aus dem Grunde nicht, weil ich Ihren Zorn dem jungen Grafen gegenüber fürchtete,

der sich ja, sowie sein Vater, Ihr Brotherr, an uns armen Leuten rächen kann." „Ach was, Dummheiten, wir sind ja freie Leute und keine Sklaven, aber wie und warum empfingst Du diese Zettel, die Du mir nun herausgeben sollst?" „Ich fand sie früh Morgens unter der Thüre; meine einzige Schuld besteht darin, daß ich sie aufnahm, ich that das aber auch nur, damit Andere sie nicht fänden." „Und lasest sie auch nur, damit Andere sie nicht lesen", spottete der Vater. „Aber nimm' Dich in Acht, wenn ich je mehr so etwas an Dir bemerke, so — —"

Und Rosi einen zornigen Blick zuwerfend, von einer bedeutungsvollen Geberde begleitet, verließ er mit Pauls drei Episteln das Gemach. Ein Glück war es für das junge Mädchen, daß der Müller aus denselben ersah, wie sie diese nie beantwortet, noch zu den Stelldichein sich eingefunden. Jetzt aber fand er sich dazu ein, und überhäufte Paul mit heftigen Vorwürfen, wobei er seine Ausdrücke so wenig mäßigte, daß Jener, der zwar im Anfange beim Anblicke des gekränkten Vaters Schrecken und Beschämung empfunden, bald seine Eigenliebe und seinen Stolz so beleidigt fühlte, daß er alle Klugheit vergessend, jetzt seinen Stock gegen den alten Mann erhob und ehe dieser ihm denselben, wie er beabsichtigte, aus den Händen reißen konnte, ihn wuchtig auf dessen Schulter fallen ließ. Diesen Schlag fühlen, sich auf seinen Gegner werfen, ihm den Stock aus der Hand reißen, ihn am Arme ergreifen und das Gräflein wie einen kleinen Schuljungen tüchtig durchwichsen, war für den kräftigen Müller das Werk weniger Minuten.

Nur mit großer Mühe entriß sich endlich Paul racheschnaubend den Händen seines Peinigers, nahm sich jedoch vor, dem Vater, den er fürchtete, nichts von seinem Mißgeschicke zu erzählen; auch Willibald gegenüber, vor dem er sich schämte, wollte er schweigen, denn

dieser glaubte ja, daß er die Müllerstochter aufgegeben, also dachte er, vor der Hand die Sache für sich zu behalten, jedoch eine unerbittliche Rache an dem Beleidiger zu nehmen, denn nun sollte das Mädchen die Schuld des Vaters büßen. Dieser aber, der jetzt auch fühlte, daß er zu weit gegangen und der mit Bestimmtheit erwartete, daß der Sohn dem Vater klagen würde, wollte diesem zuvorkommen und lief nun schnurstracks in das Schloß und zum Grafen, dem er mit großer Freimüthigkeit das Geschehene erzählte und mit der Erklärung schloß, daß er den Pacht der Mühle aufgeben wolle, da er entschlossen sei, diesen Ort, wo man seiner Tochter nachstelle, sobald als möglich zu verlassen.

Was bei dieser Mittheilung im Herzen des hochmüthigen Grafen vorging, läßt sich kaum beschreiben. Von solcher Beschämung hatte er, der reiche, hochgestellte Mann nie eine Ahnung gehabt. Und doch, was war zu thun? Die Prügel des Sohnes, so sehr auch des Vaters ganzes Herz sich dagegen empörte, mußten, um sie verheimlichen zu können, eingesteckt werden. Es war bei alledem doch noch ein Glück, daß der Mann reinen Mund halten und den Ort verlassen wollte. Freilich mußte nun auch Paul fort und da die Katastrophe am Vorabende vor Willibald's Abreise geschehen war, so bat der beschämte Vater diesen, ihn wie auch Felix sogleich in die Residenz mitnehmen zu wollen und Beide womöglich in dem Hause eines achtbaren Professors unterzubringen, was denn auch Schöndorf glücklich gelang.

VIII. Kapitel.

Aus Miß West's Tagebuche.

6. November 1820. Sie sind Alle fort, das gute und das böse Prinzip, wie auch die ältesten Söhne des

Hauses. Ueber Herrn Noiron's Abreise würde ich mich noch weit mehr freuen, als ich es schon thue, wenn Graf Jörgen der Rekommandation des Pfarrers Gehör geschenkt und den frommen Erzieher, den er für Paul und Felix ausgeschlagen, wenigstens für Alfred genommen hätte. Er aber hat einen andern Weg eingeschlagen, indem er einem sächsischen Freunde nach Leipzig schrieb und ihn bat, ihm womöglich in seinem Vaterlande einen Hofmeister für seinen jüngsten Sohn zu verschaffen. Er fügte, wie er mir selbst gestand, hinzu, daß er natürlich um einen Christen bitte, daß es ihm aber sonst ganz gleichgiltig sei, welcher Confession dieser angehöre. Bekömmt er nun einen Akatholiken, so ist sein Sohn wirklich zu bedauern, denn der Franzose lehrte ihn jede Religion mißachten und der Protestant wird entweder, um der seines Zöglings nicht zu nahe zu treten, sich gar nicht in dessen religiöse Erziehung mischen, was Alfred leicht in der Lauheit bestärken könnte, oder wenn er dieses nicht vermeidet und ihm nur eine allgemeine und oberflächliche Anschauung über das Christenthum geben will, die mit unserem positiven Glauben und festen Dogmen unvereinbar ist, wird er ihn, fürchte ich, irre machen.

Es ist jammerschade um den lieben Knaben, denn seitdem das böse Prinzip, Herr Noiron, das Haus verlassen, schließt er sich mehr an seine Schwester und mich und hat auch zu meiner größten Freude die Gespräche über Religion wieder aufgenommen, bei denen er sinnreiche Fragen über die Dogmen stellt, die deutlich zeigen, wie geistig begabt das Kind ist. Auch ist sein Herz, ohne daß man für dessen Ausbildung viel gethan, wie das seiner Schwester gut, weich und liebebedürftig. Das blickt bei jeder Gelegenheit durch; ist Jemand aus der Familie oder auch nur von den Domestiken verstimmt, betrübt oder unwohl, so ist gleich Alfred da, um zu trösten, zu erheitern oder zu pflegen. Für die Armen aber

hat er ein ganz besonderes Herz. Er kann keinen sehen, ohne, so viel es in seiner Macht liegt, dessen Noth abzuhelfen; ja er thut fast zu viel, denn wenn er Alles hergegeben, was er besaß (und sein Taschengeld ist ein ansehnliches), so bettelt er für die Nothleidenden Vater und Mutter an, was ihm bei Ersterem oft Verdruß bereitet; und da ihn seine Schwester einmal deswegen beklagte, sagte er mit einem freudigen Lächeln: „Ich ertrage gern einen kleinen Vorwurf, wenn es nur meinen lieben Armen etwas einträgt und wenn auch der Vater mich schilt, so gibt er zuletzt doch immer." Und daß er zu lieben versteht, sieht man aus seiner Anhänglichkeit an seine Familie und an das gute Prinzip (wie mein Zögling und ich Graf Schöndorf nennen), den er schmerzlich vermißt.

9. November. Meine Befürchtungen sind eingetroffen, denn Alfred bekömmt einen Protestanten zum Lehrer; einen, wie des Grafen Freund schreibt, sehr begabten und wissenschaftlich gebildeten jungen Mann. Das hat freilich auch seinen unbestreitbaren Werth, aber es ist nicht das Höchste und Beste und hätte denn Graf Jörgen nicht auch hier in Oesterreich einen tüchtigen Erzieher finden können, der ihm dieselben Vortheile, verbunden mit wahrer Religiösität geboten hätte? Ottilie, die für das Seelenheil des Bruders zittert, beklagt bitter diese Wahl. Der sanguinische Alfred aber tröstet sie mit den Worten: „Schwesterchen, betrübe Dich nicht, wir wollen schon Herrn Lehmann zu unserer heiligen Religion bekehren." „Als wenn das so leicht ginge!" fügte sie kopfschüttelnd hinzu, nachdem sie mir des Bruders Hoffnungen mitgetheilt; ihm gegenüber aber schweigt sie, da sie ihm dieselben nicht nehmen will.

20. November. Herr Lehmann, der wirklich ein feingebildeter Mann zu sein scheint, ist gestern angekommen. Aus seinen männlich schönen Zügen, besonders aber aus den großen dunklen Augen spricht sich unver-

kennbar Herzensgüte aus. Auch hat er hier durch sein gefälliges Benehmen Alles für sich eingenommen. Alfred's junges Herz schlug ihm schon im ersten Augenblicke liebend entgegen. Heute hatte ich mit ihm eine sehr ernste Unterhaltung, denn sie berührte das Theuerste was der Mensch besitzt, die Religion. Der Hofmeister scheint fromm zu sein und viel auf seinen Glauben zu halten. Deshalb ehrt er auch den der Andern und will seinem Zöglinge weder den seinigen aufdrängen, noch sich Falschheit zu Schulden kommen lassen, indem er eine ihm fremde Religion dem Schüler als die einzig wahre vorstellt. Denn so, findet auch er, kann man nur mit Ueberzeugung sprechen, wenn es der eigenen gilt, „und Alfred", fügte er hinzu, „muß natürlich die seinige und ich die meine für die beste halten, daher darf ich leider, um ihn nicht in derselben irre zu machen, mit ihm auch blos über allgemeine Punkte reden, an die wir Beide glauben, und das fürchte ich, wird aus ihm nur einen lauen Katholiken machen, was immer ein großes Unglück ist, denn man muß, was man einmal ist, auch ganz sein. Daher bitte ich Sie, liebe Miß West, die Sie mir eine eifrige Katholikin zu sein scheinen, sich meines Zöglings anzunehmen, indem Sie ihn durch Wort und Beispiel immer mehr in seiner Religion befestigen. Der Graf sagte mir wohl", fuhr er fort, daß ein junger Geistlicher zweimal die Woche kömmt, um diesen in seinem Glauben zu unterrichten, aber da ich das nicht für genügend halte, so bitte ich Sie noch einmal inständigst, Alfred auch noch durch Ihren Unterricht im Höchsten und Heiligsten befestigen zu wollen." Ich sagte ihm dieses gerührt und erfreut zu, denn das sind wirklich schöne und edle Gesinnungen eines Protestanten, die so manchen Katholiken beschämen könnten.

IX. Kapitel.

Beim Professor.

„Ach Heinrich, wie ist doch das Leben so mühevoll!“ sagte eine runde, hübsche, ungefähr dreißigjährige Frau zu Professor Silberschmidt, ihrem Gatten, indem sie sich schwer in einen Lehnstuhl sinken ließ. „Für die vielen Kostgänger sorgen, ist wirklich ein saures Stück Arbeit“, fuhr sie zu klagen fort, „und wenn man doch wenigstens dafür einen Dank oder eine Anerkennung von ihnen erntete! Aber nein! Die Buben finden noch immer etwas zu tadeln. Bald ist das Rindfleisch zu hart, bald das Compot zu sauer, so geht es fast alle Tage!“ „Aber ich habe doch nie gehört, daß die jungen Leute geklagt hätten! Ich glaube, liebe Amalie, daß ihre Unzufriedenheit mehr in Deiner Einbildung und ängstlichen Natur liegt.“

„Wollte Gott, Du hättest Recht! Aber nein, ich weiß es besser. Siehst Du, Männchen“, fügte sie mit einem halben Lächeln hinzu, „wir Frauen haben feinere Ohren, wie Ihr Männer, denn ich habe so manches Mal gehört, wie die Studenten, nachdem sie den Speisesaal verlassen und im Begriffe waren, sich in ihre Zimmer zurückzuziehen, zu einander sagten: „Heute war der Braten wieder einmal recht hart“ oder auch „die Suppe war ja reines Wasser.“ Weißt Du, das kränkt, besonders wenn man, wie ich, gerne die Leute zufrieden stellen möchte; denn obwohl in Wien Alles so theuer ist, karge ich doch sicherlich nicht und sage mir beständig: Die Studenten zahlen gut und müssen dafür auch gut essen. Aber alle meine Mühe und Sorge, Du siehst wie ich mich den ganzen Tag plage, führt zu nichts als Undankbare zu machen.“ „Ja, ja, Du hast recht und

diese Erfahrung haben auch schon viele Andere vor Dir, mein Frauchen, gemacht."

„Das ist traurig, Heinrich, und ich wollte schon lieber, daß ich die Erste und Letzte wäre, der das passirt, denn es ist wahrlich kein Trost, Mitleidende zu haben. — Und das was ich Dir erzählt, ist doch noch nicht das Schlimmste", und die Frau seufzte und hielt inne, in der Hoffnung, daß ihr Gatte sie nach ihrem anderen Kummer fragen würde. Aber dieser hatte sich wieder zu seinen Folianten gewendet und war auch, das sah sie, mit den Gedanken ganz zu denselben zurückgekehrt. „Ja, der findet Trost für Alles und Jedes, in diesen häßlichen dicken Büchern und da will ich ihn denn auch nicht weiter beunruhigen", murmelte sie, indem sie aufstand und sich der Thüre zuwandte.

Schon hatte sie diese geöffnet und einen Schritt hinausgethan, als sie im Selbstgespräche also fortfuhr: „Doch nein, es wäre unrecht, zu schweigen, er muß es wissen!" und sie machte rasch, jedoch leise, die Thüre wieder zu und trat hinter den Stuhl ihres Mannes, dann eine Hand leicht auf seine Schulter legend, sagte sie fast schüchtern: „Heinrich, verzeihe, daß ich Dich abermals störe." „Was gibt es, liebes Weib?" und er wandte sich freundlich nach ihr um. „Der alte Georg hat eine sehr unangenehme Entdeckung gemacht und sie mir mitgetheilt. Ich aber glaube sie Dir nicht vorenthalten zu dürfen." Dies sagend trat sie dicht an ihn heran.

„Sprich", und in seiner Stimme lag Erwartung, denn die Art der Frau war so ernst geworden, daß sie seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. „Georg sagt nämlich, daß er einmal zur Nachtzeit, Du weißt, es war damals, vor drei Monaten, wie der große Sturm sich erhob, in den Garten gegangen sei, um nach den jungen Bäumen zu sehen; während er so beschäftigt war, erzählt er, hat er bemerkt, wie sich die

Gartenthüre geöffnet, zwei vermummte Gestalten hereingehuscht und dann auf das Haus zugeeilt wären, wie er ihnen gefolgt und gesehen, daß sie beim Anblicke der von ihm offen gelassenen Thüre stutzig geworden seien; wie er ihnen nachgeeilt, dem Einen rasch den Mantel, den er vor's Gesicht hielt, weggerissen und beim Scheine seiner Laterne in ihm Paul Jörgen entdeckt habe; der Andere war dessen Bruder, den er, als Beide ihn in's Himmes Namen baten, sie nicht zu verrathen, an der Stimme erkannte. Hierauf erzählten die Brüder dem alten Diener auf seine strenge Frage, wo denn die Herren sich in einer so kalten Februarnacht (es war zwei Uhr) herumgetrieben, eine weitläufige Geschichte, wie Freunde sie beredet hätten, mit ihnen auf den Maskenball zu gehen (es war der letzte Sonntag des Carnevals); daß sie sich lange geweigert, dies zu thun, endlich nicht vermocht, der Versuchung zu widerstehen, und wie sie sich die Schlüssel des Hauses und Gartens zu verschaffen gewußt."

„Dann fügten sie hinzu, daß ihnen das Alles zum ersten Male geschehen sei, und auch gewiß zum letzten, indem sie jetzt ihr Unrecht einsähen und bitter bereuten. Nun bestürmten die beiden jungen Leute ihn noch einmal mit Bitten, über diesen leichtsinnigen Streich reinen Mund zu halten. Dabei, erzählt der Alte, sahen sie so zerknirscht und reuevoll aus, daß er, nachdem er ihnen die Schlüssel abgenommen, auch versprochen, diesmal schweigen zu wollen, doch drohte er, daß, wenn ihnen so etwas noch einmal passirte, er es ganz gewiß Dir berichten würde. „Dazu werden wir sicherlich nie mehr Anlaß geben", hatten Jene geantwortet, indem sie sich eilig auf ihr Zimmer begaben. Auch hat Georg, der sie Anfangs scharf beobachtet, nichts Verdächtiges bemerkt, bis auf den heutigen Morgen, wo er sie um vier Uhr früh, als er etwas, das er auf dem Boden vergessen, holen wollte, durch das Fensterchen, das nach dem Garten führt, nach Hause kommen sah."

„Das ist ja entsetzlich!“ und der Professor sprang höchst aufgeregt vom Stuhle. „Ach ich wußte, daß Dich das erschrecken und Dir Sorge machen würde, daher wollte ich Dir auch die Sache nicht so plötzlich mittheilen und meine zwar gerechte Klage über die Studenten war jedoch nur“ — „Eine kleine Vorrede“, und über des Professors Gesicht zuckte es wie Humor. Er kannte ja seine gutmüthige kleine Frau, die sonst weder gern jammerte, noch klagte. Dann aber verdüsterte sich wieder sein Angesicht und er sprach: „Ich muß selbst mit Georg reden.“ „Ich will ihn Dir senden“, und die kleine Frau verließ eilig das Gemach.

Als der Professor einige Stunden später seine Gattin aufsuchte, geschah dieses mit einem finsteren und sorgenvollen Gesicht. „Nun, mein armer Heinrich?“ und sie reichte ihm mit einem fragenden Blicke die Hand. „Es ist eine sehr schlimme Geschichte. Die Grafen Jörgen, die, wie es scheint, schon von Hause schlechte Grundsätze mitgebracht, haben sich hier an ihre leichtsinnigsten Universitäts-Kameraden geschlossen und mit ihnen viele dumme und wie ich fürchte auch schlechte Streiche ausgeführt. Ich werde natürlich Alles noch näher untersuchen, dann ihrem Vater einen genauen Bericht abstatten und ihn bitten, seine Söhne sobald als möglich aus meinem Hause zu entfernen; denn ich will nicht“, und auf des Professors Antlitz zeigte sich plötzlich eine dunkle Zornesröthe, „daß auch unsere anderen Kostgänger durch das schlechte Beispiel dieser bösen Buben verdorben werden.“

„Du hast ganz recht, Heinrich, und ich werde mich freuen, wenn ich sie nicht mehr unter unserem Dache weiß.“ „Aber“, fügt e sie kumervoll hinzu, „wird man ihre Schuld nicht uns zuschreiben, bei denen sie doch anderthalb Jahre verweilt?“ „Das glaube ich nicht, denn ich habe schon seit acht Jahren Schüler und Kostgänger und reichte immer Ehre mit ihnen ein.“ „Das

ist wahr, aber wie viel hübscher wäre es doch, wenn wir wie in den ersten vier Jahren unserer Ehe allein mit unseren Kindern leben könnten." „Ich stimme Dir darin bei, liebe Frau, aber leider ist dies unmöglich, denn ich habe, wie Du weißt, nicht allein für Frau und Kinder, sondern seit neun Jahren auch noch für eine arme Mutter und Schwester zu sorgen." „Ach ja, ich weiß es, Du edler geliebter Mann", und sie schmiegte sich zärtlich an ihn, indem sie flüsterte: „Verzeihe mir, ich will nie mehr klagen."

X. Kapitel.

Der Professor empfängt und ertheilt traurige Berichte.

Es war nicht leicht für Professor Silberschmidt, die Wahrheit aus dem Wust von Lügen herauszubringen, die seine beiden ungerathenen Kostgänger und deren leichtsinnige Genossen hervorbrachten. Endlich gelang ihm dieses doch durch Kreuzfragen, die er Jedem einzeln stellte, besonders aber durch die Drohung, daß, wenn sie ihm nicht Alles freiwillig und aufrichtig bekenneten, er sich genöthigt sehen würde, die Sache dem Rector Magnificus zu übergeben, der dann, davon sei er überzeugt, sehr bald die Wahrheit herausbringen würde und wenn diese, wie er fürchte, häßliche Dinge aufdeckte, Maßregeln ergreifen könnte, die die Schuldigen vom ferneren Besuche der Universität ausschließen würden.

Das half, denn nun bekannten die beiden Brüder daß sie seit sechs Monaten, jeden Abend, wenn Alles zu Bette gegangen, in irgend einem Gast- oder Spielhause mit ihren leichtsinnigen Freunden zusammengetroffen seien. „Was täglich und das seit sechs Monaten?" rief hier der Professor entsetzt. „Aber mein Diener hat Sie ja eine Zeit lang scharf beobachtet und doch nichts

entdecken können, das seinen Argwohn erregt hätte." „Ja, er dachte uns zu beobachten, aber wir beobachteten ihn", sagte Felix mit Unverschämtheit, „und gingen erst dann aus dem Hause, wenn der Alte sich niedergelegt." „Aber er sagte mir doch, daß er Ihnen die Schlüssel abgenommen!" sprach der gute Professor in naivem Erstaunen. „Wahr, wir ließen uns aber Nachschlüssel machen." „Sie haben es, meine Herren, in der Verderbtheit schon weit gebracht; von nun an sollen Sie jedoch, so lange Sie noch unter meinem Dache weilen, was hoffentlich nicht lange sein wird, jede Nacht in Ihrem Zimmer eingeschlossen werden, auch wird man dafür sorgen, daß Sie sich mit keinem Nachschlüssel befreien können", und der Professor wandte sich mit Ekel von den Beiden. Er mochte sie, da er nun eine sichere Spur gefunden, auch nicht mehr ausfragen, sondern ging in die ihm benannten Gast- und Spielhäuser, um etwas Näheres über die Ungerathenen zu erfahren.

In den ersteren sagte man ihm, daß diese viel gezecht, in den zweiten, daß sie viel verspielt hätten. Auch theilte man ihm mit, daß ein Fremder, ein Franzose, der sich für einen Baron Dupont ausgebe, sich an die jungen Studenten gemacht, sie fleißig mit Champagner und Rheinwein traktirt und oft, wenn sie halb berauscht waren, mit ihnen in eine Gesellschaft der Demimonde oder in's Spielhaus gegangen sei. Solche Berichte thaten dem Professor unaussprechlich wehe, besonders da er sich gezwungen sah, sie einem Vaterherzen mitzutheilen. Dieses schäumte und wüthete zwar, aber nicht gegen Herrn Noiron, der doch gleich den Raben des Evangeliums den guten Samen, wo er ihn fand, weggenommen und dafür den bösen in die jungen Herzen der Söhne gestreut, nicht gegen sich selbst, der er doch durch seine Gleichgiltigkeit gegen alles Religiöse denselben, statt ihn auszureißen, hatte üppig wuchern lassen, nein — Anfangs nicht einmal gegen die schul-

digen Söhne — aber gegen die „Frömmlerin", wie er die Erzieherin nannte, gegen seine Schwiegermutter, die diese in's Haus gebracht und gegen seine schwache Frau, die das zugegeben, wie auch, daß die heuchlerische Engländerin durch ihre abgeschmackten Possen die Söhne in ihren, bis dahin doch so vernünftigen Anschauungen über Religion irre gemacht und ihnen dieselben durch den Ekel, den ihr Fanatismus ihnen eingeflößt, zuletzt ganz genommen, wodurch sie dann natürlich in Schuld und Schande verfielen.

„Aber nun muß die Miß auch fort und das schon heute", rief er schäumend vor Wuth. „Ich will meine beiden jüngsten Kinder vor dieser Heuchlerin retten!" Und als diese ihm leise Vorstellungen machen wollten (seine gebeugte Frau hätte es nie gewagt), da schrie er sie wild an und schwur hoch und theuer, daß, wenn die abgeschmackte Gouvernante den nächsten Morgen um acht Uhr früh noch nicht fort sei, er sie würde hinauswerfen lassen. Arme Ottilie! So mußte sie sich denn schon an demselben Tage von ihrer besten Freundin trennen und trotz ihrer großen Jugend (sie war noch nicht siebzehn Jahre alt) ohne Beratherin in einem Hause zurückbleiben, wo man sich entweder gar nicht um die Gebote Gottes kümmerte, oder wenn dies einmal geschah, doch nur in sehr irriger Weise. Ihren ganzen Schmerz über diesen herben Verlust drückte sie in einem Briefe aus, den sie Miß West für die Großmutter (deren einzige Freistätte in der Fremde) nach Rauhenstein mitgab.

Ach wie gerne wäre sie ihr dahin gefolgt! Aber davon konnte ja jetzt nicht die Rede sein, denn wer würde auch nur den Muth gehabt haben, so etwas dem Vater vorzuschlagen und wenn dies auch hätte geschehen können und er es zugegeben, durfte sie denn ihre, jetzt durch Miß West's Abreise noch um so viel tiefer gebeugte Mutter verlassen? Ach nein, dazu würde sie

gewiß nicht den Muth haben, im Gegentheil, jetzt wollte sie sich erst recht an die arme, so sehr geprüfte Frau schließen und ihr und dem Vater so viel Trost geben, als sie es nur vermochte. Ja, das wollte sie gewiß und ihren jetzigen Schmerz tapfer bekämpfen.

So denkend drückte sie die kleinen Hände fest auf die Brust, um das letzte Schluchzen zu unterdrücken, warf noch einen sehnsüchtigen Blick auf den dahinrollenden Wagen, der ihr die Freundin rasch entführte und kehrte dann in's Haus zurück, um ihren Liebesdienst bei den Eltern zu beginnen. Als sie nun freundlich lächelnd zu ihnen trat, hörte sie, wie die unglückliche Mutter weinend fragte: „Ach was soll aus meinen armen verblendeten Söhnen werden!" Und wie der Vater hart und rauh antwortete: „Das weiß ich nicht." Als aber die Tochter, der er eben auf so grausame Weise die Freundin genommen, zärtlich auf ihn zukam und seine Hand küßte, da schmolz sein harter Sinn und er flüsterte, indem er das junge Mädchen umarmte:

„Es ist mir leid, Dir Kummer verursacht zu haben und wenn ich es wieder gut machen könnte —" „O denke nicht an mich, Väterchen", antwortete sie eben so leise, „doch wenn Du mir eine Freude machen willst, so —" und sie warf auf die Mutter einen liebevollen Blick, den er verstand, denn er ging auf diese zu, faßte ihre Hand und sagte freundlicher als sie ihn seit Jahren mit ihr hatte reden hören: „Liebe Adolfine, sei guten Muthes, morgen gehe ich nach Wien, um zu sehen, was für unsere Söhne zu thun ist, vielleicht behält der Professor doch noch die Buben, wenn nicht, so findet sich gewiß ein anderes anständiges Haus für dieselben. Möglich, daß ich sie aber auch noch auf einige Zeit hieher bringe. Auf dem Lande können sie doch unmöglich so dumme Streiche machen; überdieß wollen ich und Herr Lehmann schon Acht auf sie geben." „Aber die Collegia werden sie versäumen!" „Ach was, Herr Leh-

mann, der ein Gelehrter ist, kann sie unterrichten, auch fallen ja die Ferien in zwei Monaten." „Doch der Professor sagt ja, daß sie viele Schulden haben, da werden sie nicht die Stadt verlassen dürfen."

„Die Schulden werden getilgt werden." „O, ich danke Dir, ich danke", und die Gräfin athmete erleichtert auf, denn ihr Mann hatte vor ein paar Stunden betheuert, daß er nicht einen Kreuzer für die Schuldenmacher zahlen würde, und jetzt, wie war er doch so lieb und gut, wie verändert und die Frau war ihm, ach wie unendlich dankbar! Und solch' ein Wunder hatte ein sechzehnjähriges Mädchen bewirkt, weil sie ihre Kränkung und ihren Schmerz niedergekämpft und Gott aufgeopfert und aus Liebe zu ihm auch gern Seinen Geboten sich freudig widmete, besonders aber dem, das er als erste Pflicht gegen die Menschen hingestellt.

XI. Kapitel.

Ottiliens Tagebuch.

5. Juni 1822. Da Du, meine geliebte Großmutter wünschest, daß ich, wie es bisher Miß West gethan, Dich in einem Tagebuche von unserem Leben und Treiben auf Schloßhausen benachrichtige, so beginne ich dasselbe gleich heute, am Geburtstage meiner theueren Mutter. Arme gute Mama, wie traurig war sie nicht, als wir Kinder ihr zu demselben gratulirten. Ich sah wohl, daß sie an das Betragen Pauls und Felix denken mußte, aber ach, thut sie es denn nicht beständig? O gewiß, denn jedesmal, wenn ihre Blicke auf deren müden, bleichen und abgemagerten Zügen ruhen, füllen sich ihre Augen mit Thränen; auch die meinigen werden dann feucht, denn in der That, wie groß und traurig ist die Veränderung, die mit den Brüdern vorgegangen!

Ihre Heiterkeit hat sie vollkommen verlassen und Mißmuth und Verdrossenheit spricht sich aus ihrem ganzen Wesen; mürrisch und nur widerstrebend gehorchen sie dem Vater, der sie sehr streng hält und ihnen nur wenig oder gar keine Freiheit läßt, denn sie stehen den ganzen Tag entweder unter seiner oder Herrn Lehmann's Aufsicht. Letzterer muß mit ihnen das auf der Universität Gelernte wieder durchgehen und sie zu ferneren Studien vorbereiten. Der arme Mann thut mir leid, da ich, seitdem ich gehört, wie Felix ihm schnippisch antwortet und Paul dazu spöttisch lacht, besorge, daß sie ihm viel Noth machen. Auch ließ Alfred einmal etwas fallen, das mich in dieser Befürchtung bestärkt. Das wäre mir aus vielen Gründen leid. Des Unrechtes wegen, das meine Brüder begehen, auch um des bösen Beispieles willen, das sie Alfred geben und dann weil ich den Hofmeister achte und finde, daß die Mühe, die er sich mit ihnen gibt, auf diese Weise schlecht belohnt würde. Andererseits aber begreife ich auch, daß junge Leute, die während anderthalb Jahren ihre Freiheit zwar mißbraucht, aber gerade deßwegen desto mehr genossen und die man plötzlich wie kleine Kinder behandelt alle Geduld verlieren und immer bitterer werden. Was soll jedoch der arme Vater thun? Hier ist wirklich guter Rath theuer und Alles recht traurig. O wäre doch Herr Noiron nie in's Haus gekommen, denn er war es ja, der durch seinen Spott und seine bösen Grundsätze die guten Keime in den Herzen meiner Brüder erstickte, oder wohl gar ausriß. Ich möchte nicht, was er, einst zu verantworten haben.

Noch ein anderer Franzose hat leider dazu beigetragen, meine unglücklichen Brüder zu Grunde zu richten, und das ist Baron Dupont, der ihnen immer Geld vorgestreckt und sie zu allerlei Ausgaben veranlaßt, die man mir jedoch nicht näher bezeichnen wollte. Mein Vater ist so aufgebracht auf diesen Herrn, daß er ihn,

wenn er die Sache mit Paul und Felix nicht hätte niederschlagen wollen, gern verklagt haben würde. So aber ging der Schlechte frei aus und erhielt noch die 2000 Gulden, die er seinen Opfern geliehen.

10. Juni. Hier geht Alles von Tag zu Tag schlimmer. Meine beiden ältesten Brüder erbittern sich, das sehe ich, von Stunde zu Stunde mehr und sind, wie mir Alfred sagt, drauf und dran, in offenen Widerstand auszubrechen. Gott schütze sie vor dieser Sünde, die natürlich auch die schrecklichsten Folgen haben würde. Das beweist mir genugsam die Strenge, mit der der Vater den leisesten Widerspruch gegen ihn oder den Hofmeister rügt und straft. Er will dadurch, wie er sich ausdrückt, den harten Sinn der bösen Buben brechen und sie zu ordentlichen und vernünftigen Menschen erziehen. Ich weiß nicht, ob ihm das auf die Weise, wie er die Sache anfängt, gelingen wird, denn nie richtet er an Paul und Felix ein anderes als ein unfreundliches und herrisches Wort.

Einmal, da ich ihn bat, doch freundlich gegen sie zu sein, sagte er, indem er die Stirne runzelte: „Sie haben meine Güte nicht zu schätzen gewußt, nun sollen sie dieselbe auch nicht so bald empfinden." Und als ich mit Bitten fortfuhr, rief er ungeduldig: „Mädchen, kein Wort mehr darüber! Du weißt nicht, was ich Alles in Wien über sie erfahren, sie sind wirklich nicht werth, daß Du Dich für sie interessiresst!" „Aber Väterchen, ich bin ja ihre Schwester!" „Schlimm genug, daß Du solche Brüder hast", und er stürmte zur Thüre hinaus. Mein Gott, was können sie gethan haben? denn daß man mir nicht Alles mitgetheilt, steht fest.

12. Juni. Es wird mir immer klarer, daß die Brüder in Wien viel verschuldet haben, denn auch der sonst so milde und gerechte Herr Lehmann behandelt sie nicht nur mit Kälte und Strenge, sondern, wie mir scheint, selbst mit Mißachtung, was sie denn auch auf ihn

immer mehr aufbringt. So bemerkte ich vorigen Tag, wie Paul dem Hofmeister, nachdem dieser ihm (ich verstand nicht recht worüber) einen scharfen Verweis gegeben, höhnisch in's Gesicht lachte, und als Jener ihm dieses mit noch mehr Strenge verwies, schüttelte er, als derselbe ihm den Rücken kehrte, die Faust gegen ihn. Felix aber knirschte gestern, wie Alfred mir erzählte, mit den Zähnen, als Herr Lehmann ihm mit Schärfe untersagte, leichtfertige Reden über Religion, wie er ja deren so liebt und gerade wieder eine anstimmte, in seiner oder des jüngsten Bruders Gegenwart zu führen und sich dann, nachdem er die Drohung hinzugefügt, daß, wenn er je mehr so etwas hörte, er es unfehlbar dem Vater klagen wolle, verächtlich von ihm wandte, worauf Jener, wie schon gesagt, ihm wüthend und zähneknirschend nachblickte.

Das sind wahrhaft unglückliche Verhältnisse, die mich beständig in Furcht und Schrecken erhalten. Aber dieses ist noch nicht das Schrecklichste für mich; o nein, denn d a s thut mir noch ganz anders wehe, wenn ich sehe, daß mein Liebling Alfred, seitdem Miß West uns verlassen, besonders aber, seit die Brüder hier sind, aus seinem warmen katholischen Eifer allmälig wieder in Lauheit verfällt. Freilich hat er jetzt hier auch nichts als meine schwache Hand, um ihn aufrecht zu halten und das ist wenig genug; aber wer kann denn immer menschliche Hilfe haben, um ihn in seinem Glauben zu erhalten und bedarf man denn deren beständig? Ist einem denn die Hilfe Gottes nicht genug? Alfred ist fünfzehn und ein halbes Jahr alt und daher, wie ich glauben möchte, kein Kind mehr, und doch fürchte ich, ist er in drei Wochen über Dinge, die ihm sonst heilig gewesen, irre, oder doch ganz gewiß lau geworden.

O, hätte nur der arme Knabe, der einen schwachen Charakter zu haben scheint, jetzt einen katholischen Hofmeister, der Miß West's Stelle zu vertreten ver-

möchte! Aber wie die Dinge nun stehen, fürchte ich für ihn, denn Herr Lehmann kann, trotz seiner Frömmigkeit und Ehrenhaftigkeit, ihm doch unmöglich Eifer für eine Religion einflößen, an die er selbst nicht glaubt, und leider bin ich genöthigt, Alfred's Herz mit dem felsigen Boden zu vergleichen, der den guten Samen zwar rasch und glücklich aufkeimen, aber (da er keine Säfte hat) schnell wieder verdorren läßt. Herr, mein Gott, nimm Dich seiner an und stähle sein armes schwaches Herz!

20. Juli. Es ist etwas Fürchterliches vorgefallen, etwas so Gräßliches, daß ich aus Schreck darüber krank wurde und während zwei Wochen das Bett hüten mußte. Herr Lehmann ist nämlich in dem nahen Walde von zwei maskirten Männern überfallen und so sehr mißhandelt worden, daß Bauern, die eine Stunde später an der Unglücksstätte vorübergingen, ihn noch immer besinnungslos und blutend am Boden liegen fanden und auch in diesem Zustande in's Schloß brachten. Der Arzt, nach dem gleich geschickt wurde, erklärte die Quetschungen, Wunden und Beulen, die ihm mittelst Stöcken und Fäusten beigebracht worden und mit denen sein Körper übersäet war, zwar für gefahrlos, meinte aber, daß dem Mißhandelten noch einige Zeit hindurch eine große Schwäche zurückbleiben würde, was sich leider auch erwies, denn Herr Lehmann hat während zehn Tagen das Bett hüten müssen und konnte erst heute, am zwanzigsten Tage nach dem Ueberfalle, obwohl noch immer sehr schwach, in seine Heimat abreisen.

Aber warum ist er denn überhaupt abgereist? Warum hat er unser Haus mit tausend Freuden verlassen? Ach, es ist schrecklich zu denken, weil die Söhne dieses Hauses, meine beiden Brüder, Paul und Felix, es waren, die ihn im Walde angefallen und mißhandelt haben. Ich werde mich, so lange ich lebe, über eine so schmachvolle Handlung schämen; sie aber büßen

diese noch immer als Gefangene in ihrem Zimmer; die ersten acht Tage, so wollte es der Vater, bei Wasser und Brot, seitdem bei etwas besserer, jedoch noch immer sehr geringer Kost. Weder ich noch Alfred haben bis jetzt die Erlaubniß erhalten, sie zu besuchen. Ich klage nicht über diese strenge Maßregel meines Vaters, denn ich fürchte mich fast vor ihrem Anblicke.

24. Juli. Ich habe heute die unglücklichen Gefangenen besuchen dürfen; sie sahen recht zerknirscht aus und ihre Rachethat reut sie sehr. Paul sprach von dieser mit Thränen in den Augen und Felix schlug die seinen nieder, indem er sagte: „Wir haben Herrn Lehmann doppelt unrecht gethan, denn seine Strenge, die ihm übrigens, wie ich jetzt glaube, nur vom Vater eingeschärft worden war, hatten wir durch unser Benehmen reichlich verdient und das, was uns am meisten gegen ihn reizte, seine Beweise von Mißachtung, waren ja auch nur die Folge dessen, was wir in Wien verschuldet."

Auf die Frage Alfred's, der mit mir gekommen war, auf welche Weise sie sich denn die Masken und Kleider verschafft hatten (sie waren in einer Art fremder Tracht verkleidet gewesen), erzählte Felix (Paul sprach nur wenig und hatte sich dem Fenster genähert, ich glaube, um seine Bewegung zu verbergen), daß sie sich mit Hilfe ihrer Halstücher und Pappe Masken verfertigt und aus dem Theaterzimmer (so nennt man den Saal, wo früher viel Theater gespielt wurde und sich jetzt noch die Gaderobe und Dekorationen befinden) Mäntel und Hüte genommen, die zu einem italienischen Banditen-Costume paßten. Auch gestand Felix, daß nur er den Gedanken des Ueberfalles gehabt und denselben geleitet. „Wir waren", fuhr er in seinem Berichte fort, „so gut verhüllt, daß Herr Lehmann uns unmöglich erkennen konnte, auch wäre wohl unsere Schuld nie an den Tag gekommen, wenn der Vater,

der uns gleich nach der That beargwohnt, nicht, bevor wir noch die verrätherischen Masken und Kleidungsstücke bei Seite geschafft, unser Zimmer durchsucht und dieselben dort gefunden hätte."

Nach dieser peinlichen Mittheilung schwieg er kummervoll und verlegen; wir Andere waren es auch und ich fast froh über den Eintritt des alten Balthasar, der mich und Alfred benachrichtigte, daß die Eltern uns im Garten erwarteten. Als ich, nicht ohne Thränen und mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen, von den armen Gefangenen Abschied nahm, baten sie mich, den Vater um ihre Befreiung anzugehen oder wenigstens ihn zu ersuchen, daß er ihren Kerker auch auf den Garten ausdehnen möge, indem sie bis jetzt nur das Bischen Luft durch das offene Fenster genossen hätten. Trotz meiner Bitten und Vorstellungen gelang es mir nur die Erfüllung ihrer zweiten Bitte zu erlangen. Der Vater ist, was die Brüder anbelangt, fast unerbittlich, denn er sagt (und leider mit Recht), sie hätten Schande über unser Haus gebracht; und als ich ihn kummervoll fragte: „Aber was soll denn aus ihnen werden, sie können ja doch nicht immer hier als Gefangene leben?" antwortete er: „Nein, sie werden in acht Tagen nach Prag geschickt, wo sie die Universität beziehen sollen, denn ich schäme mich, sie wieder nach Wien zu bringen, da sie sich dort so erbärmlich benommen. Der Prager Professor aber, der einen Theil ihrer Streiche kennt, wird sie, das hat er mir versprochen, unter strenger Aufsicht halten. Jetzt jedoch will ich nichts mehr über dieses Thema hören." Und der arme Vater zog sich verstimmt zurück. Daß auch die Brüder ihm so viel Kummer machen mußten! Gott lenke ihre Herzen und gebe ihnen Gelegenheit, die Eltern (denn der armen Mutter Herz haben sie fast gebrochen) in etwas für den Schmerz zu entschädigen, den sie ihnen jetzt verursachen.

27. Juli. Ich bin wirklich äußerst besorgt um die arme Mutter, die täglich schwächer, bleicher und theilnahmsloser im Hause umherschleicht. Ach und wenn ich denke, daß das Alles die Brüder verschuldet! Nun, Gott vergebe ihnen! Nur einmal hat meine Mutter sie nach ihrer Unthat wiedergesehen und das, um vor ihren Augen besinnungslos zu Boden zu fallen. Seitdem gestattet der Vater ihr nicht mehr, sie zu besuchen. Ich aber treffe täglich mit ihnen im Garten zusammen, denn sie haben die Erlaubniß, von sechs bis neun Uhr Morgens und von neun bis zehn Uhr Abends sich daselbst zu ergehen.

In fünf Tagen übersiedeln sie nach Prag, ich bin ordentlich froh darüber, denn das Bewußtsein ihrer hiesigen Lage liegt so bleiern auf uns Allen, daß es ein Glück sein wird, sie fort zu wissen. Wenn sie nur auch der Professor, zu dem sie jetzt kommen, zu nehmen versteht, was nicht leicht ist, dann kann, wie ich hoffe, bei ihrer tiefen Reue und großen Jugend, doch noch Alles gut werden. Der Himmel gebe es!

2. August. Paul und Felix sind heute mit dem Vater fort, der sie selbst nach Prag bringen wollte. Ihr Abschied von uns Allen, besonders aber von der Mutter, vor der sie niederknieten, indem sie dieselbe um Verzeihung und ihren Segen baten, war höchst rührend. Sogar der Vater war bewegt. Gott segne sie, es liegt doch noch viel Gutes in ihnen; und kann denn nicht selbst ihr jüngstes Vergehen, das so große Reue in ihnen erweckt, sie zur Umkehr führen und auf solche Weise zu ihrem Seelenheile dienen? O ja, mit Gottes Hilfe kann noch uns und ihnen dieses Glück zu Theil werden. Aber jetzt will ich zur armen Mutter, die dort im Nebenzimmer von Neuem in Thränen ausgebrochen ist.

6. August. Ein neuer Schmerz trifft mich; ich soll mich nämlich auch von meinem lieben Alfred trennen,

der nach Wien in's Theresianum kommt. Ach, das ist hart; jedoch, wie ich selbst einsehe, nothwendig, denn was sollte er hier, ohne Erzieher? Und wenn man auch einen braven fände, so könnte dieser, wie der Vater ganz richtig sagt, doch nur auf kurze Zeit aufgenommen werden, da mein Bruder bald sechzehn Jahre alt wird. Ach ja, der Vater hat Recht, und doch bin ich selbstsüchtig genug, nur an meinen Schmerz und die Einsamkeit zu denken, in der ich hier zurückbleibe; aber bin ich nicht mit meinen geliebten Eltern? und selbst Du, theure Großmama, willst, da Miß West bei Großpapa bleibt, einige Wochen mit uns in Schloßhausen zubringen. Ja, daran will ich denken und mich darüber freuen. Und dann erwartet uns auch noch eine andere Freude, nämlich der Besuch Graf Schöndorf's, der leider Rom verläßt und als zweiter Legationssekretär nach Paris geschickt wird, vorher aber auf einige Wochen in's Vaterland zurückkehrt. O, wie viel Erbauliches wird er uns doch über die Weltstadt mittheilen können!

XII. Kapitel.

Einer Mutter Selbstvorwürfe.

Gräfin Rüdiger's Herz zog sich schmerzlich zusammen, als sie den Fuß über Schloßhausens Schwelle setzte, denn so düster war ihr dieses nie erschienen, selbst nicht an jenem Tage, da sie die Großtochter ihren Eltern zurückgeben mußte, denn damals erglänzte ja Freude auf denselben Gesichtern, die sie jetzt als Spiegel ihrer Herzen wohl kummervoll zu sehen erwartet (ein Stempel, den sie ja auch selbst deutlich genug auf ihren Zügen trug), in denen sie aber nun, was sie wenigstens von Seite der Tochter, die sich immer passiv und leidend verhalten, nie vermuthet, einen hohen Grad von Bitterkeit und

Unzufriedenheit las. Auch bemerkte sie bald, daß diese ihre Furcht vor dem Gatten abgelegt, und daß an die Stelle ihrer früheren Unterwürfigkeit üble Laune und Schroffheit getreten war, was jenen jedoch, statt ihn zu reizen, einzuschüchtern schien; und als sie einmal der Tochter über ihr Benehmen gegen den Gemal sanfte Vorwürfe machte und zugleich ihre Verwunderung ausdrückte, daß derselbe die Sache so ruhig aufnehme, da rief Gräfin Jörgen mit Bitterkeit, indem sie in ein leidenschaftliches Weinen ausbrach, in solch' eines, wie die Mutter es seit zwanzig Jahren nicht von ihr erlebt:

„Er muß es wohl, weil er weiß, daß ich ihn nicht mehr fürchte, ihn, der durch seine verkehrten Grundsätze und durch sein böses Beispiel die Söhne zu Grunde gerichtet; anfangs reizte ihn zwar meine jetzige Weise und jeder Tag brachte einen neuen Sturm; als er aber bemerkte, daß ich mir aus diesen nichts mehr machte, da, ja da lenkte er ein, denn er sah, daß seine Sklavin sich frei gemacht. O, wäre ich doch nie eine solche gewesen! Mein indolenter Charakter aber und mein Mangel an Liebe zu ihm, haben mich mehr noch als seine Tyrannei dazu gemacht. Denn ich sagte mir immer: Es kann Dir ja einerlei sein, was er denkt, spricht oder thut, wenn Du nur Ruhe vor ihm hast."

„So gewöhnte ich mich denn an kalte Passivität, die, wie ich jetzt glaube, meinen Gemal reizte, ihn zu meinem Tyrannen und mich, die ich seine Zornesausbrüche fürchtete, zur gemeinen Sklavin machte, die außer ihrer Furcht Alles, selbst die Pflichten gegen ihre Kinder vergaß, weßhalb sie auch zwei moralisch verloren; denn, weißt Du auch, daß meine beiden ältesten Söhne dem strengen Professor in Prag entlaufen sind und daß man noch nicht ihre Spur gefunden? Ach, und wer ist an ihrer Verkommenheit schuld? Niemand anders, als ihre Eltern — ihre Eltern, ihre Eltern," wie-

derholte sie in leidenschaftlicher Aufregung, indem sie im Zimmer lebhaft auf und abging: „denn ihr halbverrückter Vater hat sie mit seinen falschen Anschauungen über Religion, die doch nur aus Hochmuth und Selbstsucht entsprangen, so weit gebracht, und ihre feige Mutter, die die eigene Ruhe mehr als ihren Gott und ihre Kinder liebte, hat mit einem sklavischen Lächeln zu Allem „Ja" gesagt, und nun sind ihre Kinder für sie verloren, verloren, verloren; moralisch und physisch, denn ihre Herzen sind verderbt, ihre Gesundheit untergraben und der Mutter Gedanken wissen nicht einmal, wo sie zu suchen; aber der Vater, der sie in's Verderben gejagt, ist mir, obwohl ich doch auch eigentlich durch meine Schwäche seine Helfershelferin geworden, jetzt ein Gräuel."

„Und nun weißt Du, warum ich so gegen ihn bin," sagte sie, vor die Mutter tretend, mit dumpfer Stimme und hartem Blick. Ja, so etwas war geschaffen, um Gräfin Rüdigers Herz schwer zu machen und ihr das Schloß noch düsterer und trauriger als je erscheinen zu lassen; auch wurde es daselbst um nichts besser, als man die Spur der Söhne entdeckte und diese auch endlich in Lemberg fand, wo sie sich in eine sehr leichtsinnige und demokratische Gesellschaft gestürzt hatten; denn jetzt fingen auf Schloßhausen die Stürme erst recht an, der Graf wetterte und schmähte auf die Söhne und wiederholte sein altes Lied, daß man ihnen durch übertriebene und schwärmerische Frömmigkeit einen Abscheu vor der Religion und deren Anordnungen eingeflößt, ihnen den Kopf verdreht, so daß sie endlich die Grundsätze der Tugend verachten gelernt und alle christliche Lehre in den Wind geschlagen, daß er deßhalb jetzt nicht mehr wisse, was mit ihnen anzufangen sei und sogar Lust habe, seine Hand ganz von ihnen zu ziehen.

Diese letzte Aeußerung machte seine arme Frau erbeben und ihren Groll unterdrückend, verlegte sie sich

aus Liebe zu den Söhnen ihm gegenüber wieder auf demüthiges Bitten und Beschwören und brachte auf diese Weise die Sache abermals auf den alten Fuß; denn ihr Gatte, welchen ihre Demuth und Furcht wieder zum Tyrannen machte, fuhr sie nun wie ehemals an, schien, obwohl es ihm mit seiner Dohung nie Ernst gewesen, lange unerbittlich und sagte dann endlich in herablassendem Tone: „Nun, da sie unglücklicher Weise doch einmal meine Söhne sind, so muß ich mich wohl auch noch ferner ihrer annehmen und will sie daher in die Uniform und in ein Regiment stecken, wo sie Subordination und Gehorsam lernen sollen, denn zum Studieren sind sie, wie ich sehe, nun einmal untauglich."

Die Frau, die die Richtigkeit des Argumentes einsah, schwieg sehr niedergeschlagen; sie mußte wohl mit dieser Anordnung zufrieden sein, war es jedoch nur scheinbar, denn sie hatte sich ja so lange mit der Hoffnung herumgetragen, daß die Söhne zum Gelehrtenstande gehören und einst in die, wie ihr schien, ehrenvollste und wünschenswertheste Carrière, nämlich in die diplomatische treten würden. Daher schlich sie, selbst nach der Abreise des Gatten, der die Söhne aus Lemberg holen und nach Wien bringen wollte, einsilbig, kummervoll und düster im Hause umher. Nichts, nicht einmal die Liebesbezeugungen der Mutter und der Tochter konnten ihr ein freundliches Lächeln oder Wort abgewinnen. Ihr Herz schien für alles todt zu sein, was nicht die ungerathenen Söhne betraf. Die Arme klagte sich ja beständig an, sie verwahrlost und ruhig zugesehen zu haben, wie Andere den bösen Samen in ihre Herzen streuten, und auf diese Weise Schuld an dem Schiffbruch ihrer Seelen und Zukunft zu sein; daher empfand sie auch für die Mißleiteten nur Liebe, Nachsicht und das tiefste Mitleid. Wehe also der Mutter, die sich mit der Last beschwert, die Gräfin Jörgen zu tragen hatte, denn die Gewissensbisse foltern sie nicht

allein, sondern sie machen sie auch noch blind und taub für das Gute, das Gott ihr gelassen.

XIII. Kapitel.

Ein Abenteuer im Walde.

Ottilie litt unter diesen Verhältnissen unnennbar, denn sie weinte über ihre Brüder, deren sie sich schämte, sie zitterte jeden Augenblick, daß der Vater dieselben aufgeben oder etwas thun könnte, das sie auf ewig von ihm entfernen würde, und sie beklagte auf's Tiefste das harte Schicksal der Mutter, das auch für sie so bitter wurde, da sie es derselben nicht versüßen durfte. Ach, wie gerne hätte sie ihr den Schmerz tragen geholfen, indem sie ihre Thränen mit den mütterlichen mischte und sie durch die Macht des Mitgefühls zu trauten, wiewohl traurigen Gesprächen veranlaßte, in denen sie Beide ihre Herzen einander geöffnet und so den gegenseitigen Kummer gemildert hätten. Aber die Mutter wollte ja dieses nicht, denn so oft auch Ottilie eine Annäherung versuchte, wies die Arme, die durch so viele Jahre genöthigt gewesen, alle ihre Gefühle zu unterdrücken oder zu verbergen und in Folge dessen sich ganz entwöhnt, die Regungen ihres Herzens zu offenbaren, die Tochter, wenn auch nicht unsanft, so doch immer mit einer Art ängstlicher Scheu zurück.

Selbst ihrer Mutter, die sie in ihrem Herzen kalt und strenge nannte, hatte sie sich seit dem ersten so stürmischen Gespräche nie mehr eröffnet, ja sie that mehr, sie ging ihr, wo sie es ohne Unfreundlichkeit zu thun vermochte, aus dem Wege und empfand nur dann eine Art Erleichterung, wenn sie allein im Walde umherirren oder in ihrem Zimmer ungestört ihrem Schmerze sich überlassen konnte. In solchen Momenten suchten die beiden Zurückgewiesenen, die dieses Benehmen schmerz-

lich berührte, sich desto eifriger auf und fanden auch gewöhnlich in ihrer Liebe zu einander einen sichern Trost. Doch leider sollte dieses Zusammenleben ihnen sehr bald genommen werden, denn Graf Rüdiger verlangte mit Ungestüm die Rückkehr seiner Frau. Ottilie blieb also (da der Vater noch immer in Wien war) allein mit der theilnahmslosen Mutter zurück, die nichts außer ihren eigenen Schmerz beachtete.

Ja, das waren traurige Wochen und Monate für das arme Mädchen, das weniger über ihre Verlassenheit als darüber trauerte, daß sie der Mutter so gar nichts sein konnte. Endlich, es war schon im Dezember, kam ein Brief vom Vater, welcher die Unterbringung der Söhne in einem Regimente und sein Eintreffen in Schloßhausen für die nächsten Tage mittheilte. Er fügte hinzu, daß er (aber leider nur auf wenige Tage) einen lieben Gast mitbringe. Ottilie jubelte, denn wer anders konnte dieser sein, als Willibald Schöndorf? Und dann könnte ja, davon war sie überzeugt, noch Alles recht heimlich auf Schloßhausen werden.

In der That, sie irrte sich nicht im Gaste, er war es, und lieb und gut wie ehemals; ja selbst mehr als ehedem, denn gar so freundlich hatte er sie denn doch früher nicht angeblickt und angelächelt. Aber deßhalb wurde es doch auf Schloßhausen nicht viel heimlicher, denn Gräfin Jörgen schlich noch immer, ohne Jemand zu beachten, wie Lady Macbeth in den großen Räumen unruhig umher; wenn man sie aber anredete und dadurch zum Sprechen zwang, erhielt man nur kurze und kalte Antworten.

Auch Willibald, der ihr anfangs mit freundlicher Theilnahme entgegengekommen war, fühlte sich von ihrem kalten und zerstreuten Wesen bald so zurückgestoßen, daß er ihr eben so gerne auswich, wie sie ihm, überhaupt heimelte es ihn im Schlosse zwischen dem jetzt

immer verdrießlichen Hausherrn und der eisigen Hausfrau gar nicht mehr an, und wäre Ottilie nicht dagewesen, so hätte er wohl die zehn Tage, die er für seinen Aufenthalt in Schloßhausen bestimmt, nur auf zwei oder drei beschränkt; so aber vermochte er dieses nicht, denn das holde Kind übte bald auf ihn, wie auf fast Alle, die sie kannten, ihre Zaubermacht aus. Nicht, daß er sich in sie verliebt hätte! O nein, er bewunderte zwar ihre Schönheit und große Anmuth, empfand aber nur ein Gefühl von Stolz und brüderlicher Zuneigung, wenn sich in ihren lieblichen Zügen und geistreichem Auge die Schönheit ihrer Seele und der Reichthum ihres Verstandes abspiegelte.

Ja, dies liebenswürdige, naive und fröhliche Kind konnte ihm wohl leicht die Unfreundlichkeit ihrer Eltern vergessen machen. Uebrigens brauchte er ja auch selbst im Winter nicht immer im finstern Schlosse und mit dessen trübsinnigen Herrn zu verkehren. Nein, er ritt viel in der Nachbarschaft umher, begleitete wohl auch den Hausherrn auf die Jagd, wo dieser gewöhnlich besserer Laune war, oder kutschirte, was ihm doch immer das Liebste, Ottilien im kleinen Schlitten herum. Gewöhnlich ging es dann im sausenden Galopp in den naheliegenden Wald, und immer rosiger, frischer und heiterer kehrte sie von diesen Expeditionen zurück. Wie freute ihn das; denn ihm war gleich bei seiner ersten Begrüßung ihre Blässe und Niedergeschlagenheit schmerzlich aufgefallen und jetzt, wie so ganz anders, wie blühend und lebhaft sah das junge Mädchen aus, das neben ihm im Schlitten saß und eben lustig mit ihm plauderte.

Ja, und ihr war auch so ganz anders zu Muthe, seitdem sie nicht mehr im alten Schlosse mit der melancholischen Mutter eingeschlossen zu sein brauchte, sondern ihre jugendlichen Gedanken und Gefühle einem jungen und lebensfrischen Gemüthe mittheilen durfte.

O, wie sprach sich doch für ihn das Alles zwar unbewußt, doch deutlich aus jedem ihrer Worte und Blicke, besonders aber aus ihrem heitern Lächeln aus, und wie war er ihr dankbar für das Glück, das er ihr gab. Gewöhnlich ist man es sogar mehr für das, welches man spendet, als für jenes, das man empfängt. Der menschliche Stolz mag wohl daran einen großen Antheil haben, aber wie dem auch sei, jetzt war es Willibald dem jungen Mädchen wirklich, denn er rief: „Ach Ottilie, was sind Sie doch so gut und welche Freude ist es, mit Ihnen zu verkehren!" (Das „Ottilie" war ihm jetzt nur entschlüpft, gewöhnlich nannte er sie „Comtesse Ottilie".) Sie aber hatte dieses nicht bemerkt und antwortete eifrig: „Das, Graf Schöndorf, sagen Sie nur, weil Sie es selbst sind und weil Sie wohl fühlen, daß mir durch Sie so viel Freude wird. O, glichen doch meine ältesten Brüder Ihnen, wie hübsch hätte sich da nicht mein Leben gestalten können!"

„Aber horch, was ist das!" und sie fuhr leicht zusammen. Auch er stutzte, denn er hatte deutlich einen Schmerzensschrei ausstoßen hören, dann einen zweiten und dritten, der nun in ein fortgesetztes Jammergeschrei ausbrach. Rasch lenkte er das Pferd nach der Seite hin, von wo der Ton kam; einige Minuten später erblickte er hinter einem Tannengebüsch eine Szene, die sein Blut in Wallung brachte und seine Gefährtin schaudern ließ. Sie sahen nämlich, wie ein Knabe (er mochte ungefähr eilf Jahre alt sein) an einen Baumstamm gebunden und von einem großen, starken Zigeuner, der mit einer langen Peitsche bewaffnet war, unbarmherzig geschlagen wurde. Eine Frau und drei andere Kinder, die in einem Wagen saßen, sahen ruhig diesem abscheulichen Schauspiele zu. Nur ein lebendiges Wesen, das, zur Schande der Menschheit sei es gesagt, nicht zu derselben gehörte, sondern tief unter ihr stand, ein armer Hund, suchte diesem grausamen Vorgehen Ein-

halt zu thun, indem er laut heulend an dem, der den Henker spielte, hinaussprang, was dann auch ihm jedesmal einen Peitschenhieb verschaffte.

Willibald und seine Gefährtin sprangen bei diesem Anblicke entsetzt aus dem Schlitten. Ersterer fiel dem Manne in den Arm, entriß ihm die Peitsche und versetzte ihm damit in seiner ersten Entrüstung ein paar kräftige Hiebe. Jener stieß bei dieser Mißhandlung einen Ton aus, der mehr einem Gebrüll als einem Schrei glich, und ein langes Messer aus seinem Gürtel ziehend, war er im Begriff, sich auf seinen Gegner zu stürzen, als derselbe ihn mit einem dritten Peitschenschlage in's Gesicht für einen Augenblick blendete und zum Stehen brachte. Diesen benützte ein junges, eben erst auf dem Schauplatz angekommenes Weib, um sich dem Zigeuner in den Weg zu werfen und ihn mit ihren schwachen Händen zurückzuhalten, indem sie bat: „Ach Bruder, vergieße kein Menschenblut." Dann rief sie der Frau im Wagen zu, ihr doch zu helfen, den Mann zu besänftigen. Jene, die schon aus dem Wagen gesprungen war, eilte nun zu ihm, indem sie rief: „Thue ihm nichts — es ist gefahrbringend." Dann, als sie nahe genug war, um ihn zu erreichen, faßte sie ängstlich seinen Rock und die andere Hand auf seinen Arm legend, raunte sie ihm zu: „Schaffe Dir da keinen bösen Handel auf den Hals, Du weißt, daß wir die Polizei zu fürchten haben und sie sind ihrer zwei." Dabei warf sie einen bedeutsamen Blick auf Ottilien, der es unterdessen gelungen war, den Knaben vom Baume loszubinden, und die sich in diesem Augenblicke bemühte, den sich vor Schmerz Krümmenden, so gut sie konnte, zu trösten.

Die Worte der Frau aber schienen Eindruck auf den Mann gemacht zu haben, denn er suchte nicht mehr sich von der Schwester, die seine Kniee umklammert hielt, zu befreien und ließ auch die Hand sinken, die

bis jetzt das Messer drohend geschwungen; dabei murrte er aber, indem er wüthende Blicke auf seinen Gegner schoß: „Soll ich mich denn aber von einem jeden Gelbschnabel schlagen lassen?" „Und was verdientet Ihr denn Besseres als tüchtige Prügel für Euere Grausamkeit?" rief hier Schönborf empört. „Was geht denn das Euch an? Habt Ihr Euch vielleicht in meine Angelegenheiten zu mischen? Und wenn ich auch den nichtsnutzigen Buben da todtgeschlagen, so hätte ich doch Euch darüber keine Rechenschaft zu geben."

Und er blickte sich nach seinem unglücklichen Opfer um, das jetzt am Halse seiner Schwester hing und seine Leiden an ihrem liebevollen Herzen ausweinte. Denn daß dieses so war, sagten genugsam ihre mitleidigen Blicke und die zärtlichen Worte, mit denen sie das Kind zu beschwichtigen und zu trösten suchte. Auch Willibald sah bewegt auf die rührende Scene, die einer melancholischen Schönheit nicht entbehrte, denn alle Gefühle, die sich in derselben zeigten, waren wahr, tief und trugen auch unverkennbar den Stempel der Echtheit auf den ausdrucksvollen Physiognomien. Die junge Zigeunerin, die Willibald für des Knaben Mutter hielt und die kaum sechs- bis siebenundzwanzig Jahre zählen mochte, war von seltener Schönheit, und dieselbe in diesem Augenblicke der Aufregung und des Schmerzes unübertrefflich zu nennen. Auch den Knaben in ihren Armen, der ihr zwar keineswegs glich, hatte Gott mit einer, wenn auch anderen, doch nicht minderen Schönheit gesegnet, denn obwohl er nicht die ernsten regelmäßigen Züge der Mutter, nicht ihre großen, tiefen, schwarzen Augen, die so melancholisch dreinsahen, auch nicht ihre rabenschwarzen Locken hatte, die so gut zu ihrer olivenfarbenen Haut paßten, so besaß er dagegen nicht minder schöne blaue Augen, die jetzt sanft zu ihr hinaufblickten und dunkles, kastanienbraunes Haar, das sie zärtlich mit der Hand glättete.

Halb von diesen Beiden versteckt, stand Ottilie da, mit vor Aufregung glühenden Wangen und legte einen warmen Plaid auf die nur dürftig gekleidete Gestalt der Zigeunerin. Dabei schimmerten ihre wunderbar schönen braunen Augen von Thränen des Mitleids. Ihr kleiner Hut war bei einer raschen Bewegung ihr in den Nacken zurückgefallen und gab nun den glänzenden braunen Locken ihre Freiheit wieder, die jetzt in üppiger Fülle auf Schultern und Wangen herabfielen. Ach ja, auch sie war in ihrer Selbstvergessenheit bei diesem Werke der Nächstenliebe herrlich anzuschauen. Selbst der kleine Hund, der zu den Füßen dieser Gruppe lag und mit seiner klugen Physiognomie an derselben hinaufschaute, trug zu deren malerischen Schönheit bei. Diese mußte wohl sehr auffallend sein, da sie sogar auf den wilden Zigeuner Eindruck machte, der bei ihrem Anblicke betroffen schwieg. Wir aber wollen diese Pause benützen, um unser schon so langes Kapitel zu beenden.

XIV. Kapitel.

Die Zigeuner.

„Warum mißhandeltet Ihr diesen armen Knaben?" fragte Willibald streng den Zigeuner. „Weil — aber was brauche ich Euch das zu sagen?" „Nun so werdet Ihr der Obrigkeit, der ich Euere Handlungsweise berichten werde, darüber Rechenschaft geben. Lächelt nicht so höhnisch", fuhr er noch strenger fort: „Ihr bildet Euch wohl ein, rascher wie die Polizei sein zu können und ihr durch die Flucht zu entgehen. Ich aber gebe Euch die Versicherung, daß man nicht nachlassen wird, Euere Spur zu verfolgen, als bis man Euch hat."

„Ach lieber, junger Herr", rief jetzt des Zigeuners Frau, „seid uns armen Leuten nicht böse und ich will

Euch Alles haarklein berichten. Seht, der Bube sollte uns einiges Geld zusammenbetteln, denn die Bauern geben unseren Kindern lieber ein Almosen als uns selbst, und übrigens ißt er viel und muß daher auch etwas in die Wirthschaft bringen; nun kam er aber, nachdem er sich stundenlang herumgetrieben, mit leeren Händen zurück." „Nicht mit leeren", schluchzte hier das Kind, „denn ich brachte Euch Brot und sechs halbe Kreuzer." „Und versteckteſt die besten Sachen für Dich, Schlingel, indem Du uns vorlogst, daß Du nicht mehr bekommen", fiel der Zigeuner zornig ein. „Ja und wurdest noch grob, als man Dir Vorwürfe machte, die zwei Semmeln und Aepfel versteckt zu haben, die wir wohl nie erhalten, wenn wir nicht Deine Taschen durchsucht hätten", ergänzte die Frau mit einem höhnischen Lachen.

Bei dieser Anschuldigung machte sich der Knabe rasch aus der Mutter Armen los und vor seine Anklägerin tretend, sagte er in trotzigem Tone: „Ich war nicht grob, weigerte mich jedoch, das, was mir eine gute Bäuerin mit den Worten geschenkt: „Das behalte für Dich", und was ich daher der Mutter bestimmt, Euch zu geben; als Ihr mir aber nicht glauben wolltet und behauptetet, daß ich die Sachen gestohlen, da freilich ärgerte ich mich und sagte, daß die Mutter mich gelehrt, Stehlen sei eine große Sünde, die Gott sehr erzürne, weßhalb ich dieses immer vermeide, selbst wenn Andere in Abwesenheit der Mutter mich dazu anhal—" Der Blick des Kindes wurde bei diesen Worten so bedeutungsvoll, daß der Zigeuner es für besser hielt, ihm die Rede mit einer derben Ohrfeige abzuschneiden. Jener aber durch diese schlechte Behandlung in Wuth gebracht und durch die Anwesenheit der Fremden ermuthigt, die, wie er fühlte, ihm ein Schutz waren, schrie heraus, daß er nun justament sagen würde, wie Ohm und Tante es trieben.

Ersterer wollte sich mit den Worten: „Kleine Schlange, ich will Dich zertreten", auf ihn stürzen, aber Willibald hielt ihn kräftig zurück. Auch Coram, so hieß des Zigeuners Schwester, hatte sich mit den Worten: „Bruder, rühre ihn nicht an, er ist mein", schützend vor ihn gestellt. „Uebrigens weiß ich am Besten", fügte sie hinzu, „wie man ihn zu nehmen hat." Dann sich an den Sohn wendend sprach sie einige ernste und mißbilligende Worte zu ihm. Dieser senkte das Haupt und trat beschämt ein paar Schritte zurück. Die Mutter hatte mit der Behauptung, daß sie am Besten wisse, wie ihn zu nehmen, recht gehabt, denn aller Zorn und Trotz war aus seinem Gesichte gewichen, um der Reue und Beschämung Platz zu machen.

Willibald aber, der dem Knaben mit Interesse nachgeblickt, fragte sich erschreckt, wie das Alles unter diesen wilden Naturen wohl enden und ob der arme Knabe nicht doch noch, wie sein werther Onkel, ein Spitzbube werden würde. Wie gerne hätte er ihn aus solchen Händen befreit. Aber wie das anstellen? Das war der große Punkt, über den nachgedacht werden mußte. Unterdessen war Ottilie zu dem Knaben getreten, hatte ihm ein paar Geldstücke in die Hand gedrückt und gesagt: „Hier hast Du Geld, um mehr Semmeln und Aepfel für Dich und die Mutter zu kaufen." „O, ich küsse die Hand und gebe lieber gleich das Geld der Mutter, die zu warmen Röcken für sich und mich zu sparen angefangen." Dies sagend eilte der Knabe zu derselben und bot ihr jubelnd seinen kleinen Schatz.

Ottilie schüttete nun auch den Rest ihres Geldbeutels in deren Hand, indem sie sprach: „So, nun könnt Ihr gleich die warmen Kleider haben: auch den Plaid mögt Ihr behalten." Dann die Danksagungen der Frau unterbrechend, fragte sie in vorwurfsvollem Tone: „Aber, wie könnt Ihr zugeben, daß Euer Sohn so mißhandelt werde, wie ich heute gesehen?" „Nein,

das gibt die Mutter nicht zu und der Ohm thut so etwas auch nur, wenn sie nicht dabei ist", sagte der Knabe eifrig.

„Aber leider muß ich oft fort", und die Frau seufzte, „und dann ist der Knabe solcher Behandlung ausgesetzt." „Das ist ja schrecklich!" „Was ist schrecklich?" fragte Willibald's Stimme dicht hinter Ottilien. „Was ich soeben vernommen", und diese erzählte ihm das Gehörte und fügte dann erregt hinzu: „Das darf jedoch nicht länger geduldet werden, ich nehme das Kind in's Schloß hinauf." „Aber Ihre Eltern, was werden die dazu sagen?" „Daß ich recht gethan, denn wer könnte ruhig zugeben, daß ein armes Kind zu Grunde gehe und sollten meine Eltern ihn denn doch nicht im Schlosse behalten wollen, so treffe ich ein Abkommen mit dem Gärtner oder dem Jäger, die ihn sicher gern nehmen."

„Doch was sagst Du zu diesem Plane, Kleiner?" fragte Willibald lächelnd den sichtlich bewegten Knaben. „Daß ich am liebsten mit der Mutter zum Jäger ginge, um mit ihm, im grünen Rock, die Flinte im Arme, durch den Wald zu streifen." Willibald lachte. Ottilie aber wiederholte gedehnt: „Mit der Mutter", und blickte betroffen ihren Begleiter an. Coram jedoch drückte den Sohn fest an die Brust, indem sie sagte: „Kind, Du hast die Herrschaften nicht verstanden, von Deiner Mutter ist und kann hier nicht die Rede sein, aber ich — ach, ich vermag es ja nicht, mich von Dir zu trennen, und doch werde ich es müssen, denn so fortleben kannst und darfst Du nicht."

Dann in Thränen ausbrechend, wandte sie sich an Ottilien, indem sie sprach: „Wenn Sie, die ein Engel zu sein scheinen, sich wirklich des Knaben annehmen wollen, so —" „Coram, bist Du verrückt?" und der Zigeuner legte rauh die Hand auf der Schwester Schulter, hierauf fügte er mit einem bedeutsamen Blicke hinzu:

„Der Bube muß bei uns bleiben." „Und das werde ich auch, wenn die Mutter nicht mit darf", rief dieser entschieden. „Nein, nein, ich trenne mich nicht von ihr", fuhr er immer aufgeregter fort, „denn das thäte mir mehr weh, als die Prügel des Ohm's." Und der Knabe umfing liebkosend die Zigeunerin, die sein Haupt mit Thränen und Küssen bedeckte."

Einen Augenblick später jedoch richtete sie sich stolz in die Höhe und sich an Bruder und Schwägerin wendend, sprach sie in drohendem Tone: „Er wird vor der Hand noch mit uns bleiben, wenn Ihr aber jemals wieder Hand an dieses Kind legt, so verlasse ich Euch und nehme ihn mit mir, es mag daraus entstehen, was da wolle." „Ja, und wendet Euch dann an mich", rief hier Ottilie. „Ich werde dafür sorgen, daß Ihr und Euer Kind keinen Mangel leidet und daß Euere bösen Verwandten bestraft werden." „Danke, danke und Gottes Segen über Euch." Dies sagend drückte Coram demüthig des jungen Mädchens Kleid an die Lippen. Dann des Knaben Hand ergreifend, eilte sie rasch mit diesem tiefer in den Wald hinein. — Auch Ottilie und Schöndorf bestiegen nun wieder den Schlitten, sie hatten ja hier nichts mehr zu thun. Als sie sich jedoch zum Fahren anschickten, wandte sich das böse Zigeunerweib mit widerlicher Freundlichkeit an sie, indem sie sprach: „Will denn das schöne junge Fräulein sich nicht wahrsagen lassen und der junge Herr uns armen Leuten nichts geben?" Und als Jene sich wegwandten, fügte sie hinzu: „Nicht einmal einen Schmerzenslohn meinem Manne, dem doch die Peitschenhiebe wehe genug thaten?"

„Da!" und Willibald warf ihr mit einem verächtlichen Blick seine Börse zu. Dann flog der leichte Schlitten unter lustigem Schellengeläute wieder rasch auf der weißen Schneedecke dahin; aber die darin saßen, kehrten nicht wieder zu ihrer früheren Munterkeit zurück. Ihre Gedanken weilten bei den Leiden und der Noth,

die sie eben und wie sie ahnten, nur zum Theile kennen gelernt, und die vielleicht gerade darum ihre Seelen so sehr beschäftigten und ihre theilnehmenden Herzen schwer und traurig machten, denn es ist gewiß, daß das Dunkle und Geheimnißvolle uns immer ganz besonders interessirt und anzieht. Lange saßen sie stumm und in tiefen Gedanken neben einander.

Ottilie brach zuerst dies Schweigen, indem sie sagte: „O hätten wir doch da helfen können!" „Leider war das vor der Hand unmöglich; aber vielleicht wird Ihnen, Fräulein Ottilie, noch die Freude, Coram und ihrem Sohne beistehen zu können, denn wer weiß, ob Erstere nicht doch noch Ihr großmüthiges Anerbieten annimmt und Ihnen den Knaben bringt." „Ach, Gott weiß, w i e mich das freuen würde, denn ich zittere für das arme Kind, das unter so grausamen und gottlosen Menschen leben muß. Beim Förster und dessen religiöser Frau hätte er es sicher gut. Aber würde er sich denn auch ohne seiner Mutter, die er so zärtlich liebt, glücklich fühlen? Und sie, wie hängt sie doch mit ganzer Seele an ihm! O, diese Beiden sind mitten in ihrem Elende doch glücklich zu nennen!" und Ottilie seufzte, denn sie mußte an die jetzige Kälte und Gleichgiltigkeit ihrer Mutter denken, die, wenn sie auch nur scheinbar oder momentan war, ihr dennoch sehr wehe that. Ihr Begleiter, der sie errieth, suchte nun ihre Gedanken auf andere Dinge zu lenken, indem er sie, die ein so ausgesprochenes Talent zur Malerei hatte, auf die schöne Fernsicht und deren herrliche Beleuchtung aufmerksam machte.

Das großartige Bild, das vor ihr lag, ermangelte auch nicht, ihre Künstlernatur sogleich anzuziehen. „Ach, wer doch, wenn auch nur schwach, diese schneeige, in rosige Wolken gehüllte Gebirgskette auf dem Papiere wiedergeben könnte!" rief sie entzückt, „und diesen blauen Himmel darüber, in den der Watzmann wie von Liebe

erglüht, hineinblickt und an dem die Sonne trotz der kalten Jahreszeit so hell leuchtet, als wollte sie sagen: Seht, auch ich bemühe mich, die erhabenen Werke Gottes, zu denen ich ja gleichfalls gehöre, mit meinem Glanze zu verherrlichen, indem ich Alles, worauf meine Strahlen fallen, wie mit einem funkelnden Gewande bekleide und zu krönen scheine. Ja, die ganze Schöpfung lobt den Herrn", fügte das junge Mädchen begeistert hinzu, „nur die verkehrten Menschen verkehren oft durch ihre bösen Leidenschaften diese seine natürliche Ordnung." Hier trübten sich wieder Ottiliens leuchtende Blicke und sie senkte betrübt das Köpfchen, denn sie mußte an Herrn Noiron's Einfluß auf die Brüder denken, deren Herzen er ja auch so verkehrt.

„Armes Kind", dachte Willibald, der abermals in ihrer Seele las, „Deine trübe Häuslichkeit hat einen Stachel in Dein Herz gepflanzt, der sich Dir bei Allem und Jedem schmerzlich fühlbar macht." Und er suchte sie wieder zu zerstreuen, indem er von ihrer Lieblingskunst, der Malerei, sprach und sie fragte, ob sie sich jetzt viel mit derselben beschäftige. „O ja, denn es kömmt zweimal die Woche ein sehr geschickter Maler zu mir, der vortreffliche Stunden gibt und mit dem ich vorigen Sommer viel nach der Natur gemalt. Nächsten Winter aber, so will es der Vater, soll ich in die Wiener große Welt gehen und da werde ich von einem guten Künstler Stunden im Köpfemalen nehmen, nicht um große Portraits, sondern um kleine Genrebilder zu machen, für die ich eine besondere Vorliebe habe; mein kleiner Zigeuner und seine Mutter würden sich in solch' einem Bildchen gewiß recht hübsch ausnehmen. — Aber bitte, Graf Schöndorf, sagen Sie meinen Eltern vor der Hand nichts von dieser Begegnung; denn erstens würden sie mir nicht mehr erlauben, ohne Eskorte in den Wald zu gehen und dann könnte sich auch mein Vater gleich gegen die ganze Zigeunerfamilie, Coram

und ihren Buben mit inbegriffen, so einnehmen lassen, daß, wenn diese mir doch den Sohn brächte, er mir vielleicht nicht erlauben würde, mich desselben anzunehmen."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Fräulein Ottilie, und werde reinen Mund halten. Aber glauben Sie denn überhaupt, daß Ihr Vater Ihnen jemals gestatten wird, die Sorge für einen kleinen Zigeunerknaben zu übernehmen?" „Ehemals hätte ich vielleicht weniger Grund gehabt, so etwas zu hoffen, aber jetzt, wo ich ihm, seitdem er so viel Trübes erlebt, um Vieles näher gerückt bin, schlägt er mir selten mehr etwas ab, besonders wenn er glaubt, daß mir viel an der Sache liegt. Selbst Miß West, davon bin ich überzeugt, würde er nun wieder in's Haus nehmen, wenn ich ihn darum bäte, aber ich mag sie denn doch nicht den guten Großeltern entziehen, die sie jetzt, wo Großpapa's Kränklichkeit noch zugenommen, so nöthig haben." Als sie nun in Schloßhausen ankamen und Willibald bemerkte, mit welcher Freude und Zärtlichkeit Graf Jörgen die Tochter empfing, meinte auch er, daß diese viel von seiner Liebe hoffen dürfe.

XV. Kapitel.

Gräfin Jörgen's Argwohn.

Obwohl bereits vier Monate seit des jungen Schöndorf's Abreise von Schloßhausen verstrichen waren, so vermißte man ihn daselbst doch noch täglich und sprach ebenso oft von ihm. Seine interessanten Briefe und Beschreibungen über den Hof Ludwig XVIII. wurden mit Ungeduld erwartet und mit Freude gelesen. Besonders aber hörte man gerne etwas von der liebenswürdigen Herzogin von Angoulême und deren Gemal. Dessen Ernennung zum Oberbefehlshaber der französischen Invasionsarmee in Spanien, wie auch der

glückliche Erfolg seiner Unternehmung und seine Siege erregten im Herzen des Grafen Jörgen und seiner Tochter Freude und Interesse, denn der Graf, der gegen Napoleon gekämpft und ihn stets gehaßt, war eifriger Legitimist und stolz auf jeden Erfolg der Bourbonen.

Ottilie war es nicht minder, aber weniger noch über deren Waffenthaten, als über den moralischen Sieg, den diese, (wie z. B. der Herzog von Angoulême in Spanien), durch ihre Milde über die Gemüther errangen. Ueber diesen Punkt konnten sich Vater und Tochter nicht immer einigen; denn wenn Letztere sich über die milden Maßregeln freute, die der Herzog ergriffen, so fand jener sie zu nachsichtig, besonders meinte er das vom Dekrete von Andujar und prophezeite, daß die widerspenstigen Spanier durch so viel Güte von neuem aufrührerisch werden würden. Als dies aber nicht geschah und Schöndorf vielmehr in einem seiner Briefe meldete, daß Angoulême als Sieger und Herzog von Trocadero im Triumphe nach Paris zurückkehrte, da rief ihm seine Tochter freudig zu:

„Siehst Du, Väterchen, wie Gott ihm (jedoch nur, davon bin ich überzeugt, seiner Milde wegen) beigestanden, und so hoffe ich denn, wird er ihn auch über seine (wie Graf Schöndorf wieder in diesem Briefe erwähnt) im Finstern arbeitenden Feinde, die Freimaurer, Carbonari's und Illuminaten triumphiren lassen." „Ach was, Willibald's Wort in Ehren, aber was er über die geheimen Gesellschaften sagt, ist nichts als Ungerechtigkeit und Aberglaube. Im Gegentheil sind mir diese Verbrüderungen, besonders aber die der Freimaurer, als menschenfreundlich und daher achtungswerth geschildert worden und immer so erschienen. Auch habe ich schon mehr als einmal daran gedacht, in dieselbe zu treten und werde mit Gottes Hilfe diesen Plan noch ausführen." „Um Gotteswillen nicht", riefen hier Frau

und Tochter wie aus einem Munde; dann fuhr Erstere, die, da man jetzt immer befriedigende Nachrichten von den Söhnen erhielt, theilnehmender geworden, lebhaft fort:

„Eine Gesellschaft, die sich geheim nennt und daher durch ihren Namen schon das Tageslicht zu fliehen scheint, kann doch unmöglich eine tugendhafte sein." „Ach, was weißt Du davon!" sagte ihr Gatte wegwerfend, eine Manier, die er sich leider seit langer Zeit mit ihr angewöhnt, die sie aber jetzt, wo sie sich Vorwürfe über ihre frühere Gleichgiltigkeit in Betreff religiöser oder wichtiger Lebensfragen machte, nicht mehr in demselben Maße einschüchterte, daher sagte sie mit einiger Festigkeit: „Ich weiß, daß die Carbonari's im vorigen Jahre in Frankreich fünf Aufstände gemacht und unter der Führung des Generals Berton, der dies Verbrechen mit seinen Acoliten auf dem Schaffote büßen mußte, die Verschwörung von La Rochelle angezettelt. Ich habe Barruel's Schriften gegen die Freimaurer, wie auch Haugwitz's Memorial gelesen, das er im vorigen Jahre dem versammelten Monarchenkongreß in Verona überreichte, und Dinge erfahren, die —" „Abtrünnige sprechen immer Uebles von Denen, von welchen sie abgefallen, auch will man dummerweise jede Verschwörung den geheimen Gesellschaften zuschreiben, und was Barruel anbelangt, so war er Jesuit, also Feind der Freimaurer, und man weiß ja, wie jene Herren es mit ihren Gegnern machen."

„Barruel war nicht immer Feind der Freimaurer, ja er trat selbst nach Aufhebung seines Ordens zu Paris in ihre Gesellschaft, in der er sogar den achten Grad erlangte; da aber wurde er in so viele Abscheulichkeiten eingeweiht, daß er sich empört von ihnen zurückzog, sich gänzlich bekehrte und mehrere Werke gegen sie schrieb." „Höre einmal mit diesem Dociren auf, denn ich lasse mich nicht gerne in gelehrte Discussionen

mit Frauen ein, die ja doch nichts davon verstehen," erwiederte ihr Gemal unhöflich genug, indem er zu Willibald's Brief zurückkehrte, den er noch immer in der Hand hielt. Dieser aber sagte über die Freimaurer Folgendes:

„Diese Gesellschaft kann nur eine verwerfliche und höchst sträfliche sein, denn sie läßt einen Jeden, der in ihren Bund tritt, einen Eid ablegen, dessen Tragweite er gar nicht ermessen kann, da derselbe Dinge betrifft, von denen er nichts ahnt und die ihm auch unbekannt bleiben, wenn er nicht in die höheren Grade eingeweiht wird, so daß er auf diese Weise nur eine mehr oder minder brauchbare Maschine in den Händen der Wissenden ist. Auch zweifelt hier Niemand, daß die Freimaurerei eine Feindin Gottes und der Monarchen ist, wie auch, daß sie es war, die die französische Revolution von 1789 gemacht."

Bei dieser Stelle angelangt, warf Graf Jörgen den Brief unmuthig auf den Tisch, indem er sagte: „Der Junge redet Unsinn und scheint in Paris einseitige Anschauungen bekommen zu haben." Dann verließ er das Zimmer, wie er immer that, wenn er ärgerlich war oder sich geschlagen fühlte. Seine Gemalin aber, die Gegenwart der Tochter ganz vergessend, murmelte seufzend vor sich hin: „Er will nicht an die Schlechtigkeit der Freimaurer glauben; kein Wunder also, daß er eine ihrer Schlangen in's Haus genommen, sie jahrelang beherbergt, ohne sie zu durchschauen oder nur im mindesten zu ahnen, daß sie eine solche sei. Arme Söhne, wie sollten sie deren Verführungen entgehen, da nicht einmal unsere Stammeltern, die doch in genauem Verkehr mit dem Herrn und seinen Engeln standen, den Lockungen der Schlange zu widerstehen vermochten!"

„Mutter, Mutter, von wem sprichst Du?" rief hier Ottilie entsetzt. „Ach, bist Du noch da, mein Kind,

ich meinte, Du wärest mit dem Vater gegangen!" und Gräfin Jörgen fuhr sich, wie um die Gedanken zu verscheuchen, mit der Hand über die Stirn. „Nein, ich bin bei Dir geblieben und habe gehört, wie Du von einer Schlange sprachst, die dieses Haus bewohnte und die Brüder wie schon ehemals die Eltern im Paradiese verführte; meinst Du damit vielleicht Herrn Noiron?" Die letzten Worte sprach das junge Mädchen nur flüsternd, indem sie sich der Mutter näherte; dann fügte sie, wo möglich, noch leiser hinzu: „Du hältst ihn für einen Freimaurer, der gekommen, die Herzen der Brüder zu verkehren, um sie später, wie er vielleicht meinte, zu seinen Zwecken —"

„Halt ein! sprich nicht etwas so Fürchterliches aus. Gottlob, Deine Brüder sind aus dem Bereiche des Franzosen und ihre Vorgesetzten jetzt mit ihnen zufrieden. Uebrigens thue ich auch vielleicht dem Hofmeister Unrecht, wenn ich ihn für einen Freimaurer halte und ihm so böse Motive unterbreite —" Dann begann Gräfin Jörgen ein anderes Gespräch, die Tochter aber vergaß das vorige nie, und von nun an schwebte ihr, wenn man von Freimaurern sprach, immer Herrn Noiron's Bild vor. Daß jedoch Gräfin Jörgen's Argwohn nicht aus der Luft gegriffen war, weiß der Leser schon.

XVI. Kapitel.

Schlimme Nachrichten aus Rauhenstein.

Ottiliens Tagebuch.

1. Mai 1823. Ich machte heute wieder einmal einen Spaziergang im Walde und mußte, wie es mir gewöhnlich geht, wenn ich mich dort befinde, an meine Begegnung mit Coram und ihrem Knaben denken. „Was mag wohl aus diesen Unglücklichen geworden

sein? Ach, wie traurig mögen sie bei ihrer Armuth den harten Winter verbracht haben! und jetzt, wo sind sie? Hoffentlich irgendwo zur Ruhe gekommen. Sie können doch nicht immer dieses Vagabundenleben führen. Der Knabe braucht Schule und auch in geregelte Lebensverhältnisse zu kommen, um sich einst in diesen zurecht zu finden und ein tüchtiger Mensch zu werden. Wie gerne hätte ich ihm zu alledem Thür und Thor geöffnet!

Selbst jetzt noch thäte ich es mit Freuden, und das würde mir wohl nun, wo die Eltern viel froher und milder gestimmt sind, seit die Brüder aufgehört haben, ihnen Kummer zu machen, gewiß auch leichter gelingen. Wenn Coram sich nur bald an mich wendete! In einem Jahre oder zwei, wo der Knabe in Gesellschaft der bösen Verwandten vielleicht seinen Charakter verdorben hätte, würde die Sache schon ihre großen Schwierigkeiten haben. O, wie sehne ich mich doch jetzt, wo ich die geliebten Eltern bei weitem glücklicher sehe und daher selbst viel zufriedener bin, auch zum Glücke Anderer, besonders aber zu dem der armen Zigeunerin und ihres lieben Kindes etwas beizutragen. Gott segne die Brüder, die durch ihr gutes Betragen nun wieder den Frieden und die Zufriedenheit in unsere Häuslichkeit gebracht. Wie freue ich mich doch auf die Ferien, die sie natürlich in Schloßhausen zubringen werden. Der guten Mutter Antlitz leuchtet vor Glück, wenn sie an dieses Wiedersehen denkt. Auch mein Herz schlägt den Brüdern, besonders aber Alfred freudig entgegen. Schade nur, daß wir noch lange auf die Ferien zu warten haben.

2. Mai. Ich bin ganz betrübt über die Entdeckung, die ich heute gemacht; der Vater mag nicht die Ordensgeistlichen, besonders aber nicht die Jesuiten, die doch so Herrliches geleistet und noch immer leisten; denn wer ist wohl eifriger als sie in der Seelsorge, wer in der Kindererziehung und in den Missionen?

Deßhalb mögen sie auch den Ruf haben, ganz besonders mächtig zu sein. Ihre Macht aber scheint mir, liegt nur in ihrem Eifer und in ihrer Liebe zu Gott. Sie tragen wahrlich mit Recht den Namen Gesellschaft Jesu, denn sie sind die echten Nachfolger unseres Erlösers, und doch kann mein guter Vater diese heilige Institution so verkennen!

3. Mai. Ich habe leider mit meinen Bemühungen, dem Vater eine bessere Meinung von den Jesuiten und eine schlechtere von den Freimaurern beizubringen, nicht allein Fiasco, sondern ihn auch böse gemacht, und das ist mir unaussprechlich leid. Ich brachte ihm nämlich heute Früh die Predigten des berühmten Jesuiten Bourdalone und zwei Schriften von Erich Servati (Heinrich Sautier) gegen die Freimaurer (Bücher, die mir Miß West geschenkt), bat ihn, sie zu lesen und fügte hinzu, daß erstere mich sehr erbaut und letztere mir die Freimaurer in ihrem wahren Charakter gezeigt habe, und daß ich überzeugt sei, sie würden auf ihn denselben Eindruck machen und ihm die Jesuiten wie die Freimaurer in einem anderen Lichte erscheinen lassen. „Ah so, Du willst mich einen Band Predigten von einem Jesuiten lesen lassen und zwei Bändchen Verleumdungen gegen die Freimaurer, deren Verfasser wahrscheinlich auch ein Jesuit ist. Ich danke aber dafür", und er griff gähnend nach einem Zeitungsblatt und begann dieses für sich zu lesen, ohne sich weiter um mich zu kümmern.

Ich aber, die mich nicht so leicht schlagen lassen wollte, hub in einer kleinen Weile wieder an: „Papachen, hier ist von keiner Verleumdung die Rede, nur von unumstößlichen Facta's, die der Autor, Jesuit oder nicht (übrigens war Sautier kein Jesuit), unmöglich erdichten konnte, ohne daß die ganze freimaurerische Welt, die eine Feindin der Gesellschaft Jesu ist und aus Sautier durchaus einen Jesuiten machen wollte,

ihn der Lüge beschuldigt und überführt hätte." „Ist mir einerlei; wenn ich nur nicht ein Buch zu lesen brauche, das ein verleumderischer Jesuit, denn Dein Autor, das lasse ich mir nicht ausreden, war doch ein solcher, gegen die Freimaurer geschrieben." „Aber wie kannst Du diesen verurtheilen, Väterchen, ohne ihn zu hören!" rief ich, wie ich fürchte, in einem vorwurfsvollen Tone; denn der Vater wurde sehr böse, sagte, daß es nicht an mir sei, ihn zu meistern, daß er die Sache besser verstehe und endete damit, daß er mich hieß, ihn zu verlassen.

Nun bin ich hier in meinem Zimmer, mit meinen armen verschmähten Büchern vor mir auf dem Tische, und recht, recht betrübt. Noch nie habe ich es so deutlich eingesehen, wie schwer es doch der Wahrheit wird, sich Gehör zu verschaffen. Ach, und daß der Vater mir jetzt zürnt, ist auch kein kleiner Kummer; ich will doch gleich nach ihm sehen, vielleicht kann ich mich ihm nützlich machen, ihm etwas vorlesen oder mit ihm spazieren gehen, kurz, ihn auf irgend eine Weise zu begütigen suchen."

Als Ottilie in ihres Vaters Zimmer trat, wurde ihr eine traurige Ueberraschung, denn da stand die Mutter, die, wie sie wußte, dieses Gemach fast nie betrat, weinend und mit flehender Geberde vor dem Vater und bat ihn, ihr doch zu erlauben, nach Rauhenstein zu gehen. Die Arme hatte eben erfahren, daß ihr schon lange kränkelnder Vater plötzlich an einem Schlagfluße verschieden sei. Jetzt wollte sie auf einige Tage zur Mutter, um mit ihr weinen und sie trösten zu können. Als Ottilie von dem Tode des Großvaters hörte, warf sie sich tiefbetrübt der Mutter um den Hals und rief: „O, ich will mit Dir zur guten Großmama." Der selbstsüchtige Vater aber runzelte die Stirn, indem er sprach: „Das geht nicht, ich kann hier nicht so allein

bleiben", dann fuhr er in seiner klagenden und zänkischen Weise fort:

„Aber Niemand denkt an den Herrn des Hauses. Ich habe Frau und Kinder, keines jedoch kümmert sich auch nur einen Strohhalm um mich. Wenn nur die Andern Trost und Freude haben, was ist daran gelegen, was unterdessen aus mir wird?" Wer weiß, wie lange er noch in dieser Weise fortgefahren, wenn seine Tochter sich nicht rasch aus den Armen der Mutter losgemacht und an seine Brust gesunken wäre. Dort bat sie ihn, ihr zu vergeben, daß sie auch nur einen Augenblick hatte denken können, ihn zu verlassen und sagte, daß sie jetzt wohl fühle, wie dieses ihr, selbst wenn er es erlaubte, unmöglich sein würde, auch wolle sie, fügte sie hinzu, während der Mutter Abwesenheit Alles thun, um ihn diese so wenig als möglich empfinden zu lassen.

Daß Ottilie dieselbe als eine abgemachte Sache anzusehen schien, war, da sie wußte, daß der Vater seine Einwilligung noch nicht gegeben, nur ein Staatsstreich, der ihr jedoch meisterhaft gelang, denn Graf Jörgen, theils durch die Liebkosungen der Tochter überwältigt, theils auch, weil er sich schämte, der Frau seine Einwilligung zur Abreise zu versagen, die man als so bestimmt voraussetzte, ging, obwohl ungern, doch auf dieselbe ein. Gräfin Jörgen benützte nun die weiche Stimmung ihres Gatten, um zu erklären, daß, wenn sie noch vor der Beisetzung ihres Vaters in Rauhenstein anlangen wolle, sie sogleich abreisen müsse, traf rasch einige Vorkehrungen und war zwei Stunden später auf dem Wege zur Mutter.

Ihre muthige Tochter aber führte redlich aus, was sie versprochen, denn nie war dem Vater seine Häuslichkeit heimischer nie die Tochter anmuthiger, liebenswürdiger und unentbehrlicher erschienen, als gerade jetzt, wo er allein mit ihr das weitläufige Schloß bewohnte. Er wunderte sich, daß die Frau ihm so wenig

fehle, denn, wenn es ihm auch längst klar geworden, daß er für seine Gattin nicht mehr glühe, so hatte er doch erwartet, daß er sie, mit der er seit dreiundzwanzig Jahren vermählt war, doch vermissen würde. Da dieses aber, Dank den Bemühungen der Tochter, gar nicht geschah, so fühlte er eine Art von Dankbarkeit gegen diese und suchte auch durch ein freundliches und gefälliges Wesen sich ihr angenehm zu machen. Ottilie, die davon tief gerührt war, verdoppelte nun noch ihre Bemühungen und machte sich und den Vater auf diese Weise recht glücklich.

XVII. Kapitel.

Liebe Gäste in Rauhenstein.

Unterdessen führte ihre Mutter dieselbe Rolle bei der ihrigen durch. Ihr Verhältniß zu derselben war seit dem Tode des rauhen und harten Vaters plötzlich wieder das innige geworden, das es vor ihrer Vermälung gewesen; denn nun war bei dem Mitgefühle, das sie mit dem Schmerz der Mutter empfand und bei ihrem innigen Zusammenleben mit derselben, die Kälte und Zurückhaltung gewichen, die sie früher leider selbst gegen die unschuldige Frau an den Tag gelegt, welche sie in ihrem Herzen der kalten Gleichgiltigkeit angeklagt, weil sie ihre Heirat mit dem ungeliebten Grafen Jörgen nicht verhindert und auch später, als ihr Schicksal schon besiegelt war, die Tochter immer ermahnt hatte, ihr Kreuz aus Liebe zu Gott ruhig zu tragen, statt, wie diese es doch gewünscht, mit ihr über deren hartes Los zu jammern.

Daß sie Ersteres nicht vermocht und Letzteres, da sie es für ein Unrecht hielt, nicht gewollt, hatte Gräfin Jörgen früher nicht eingesehen. Jetzt aber, wo sie wie damals in ihren Mädchenjahren in genauem Verkehr

mit der Mutter stand und diese selbst noch mehr wie zu jener glücklichen Zeit für sich in Anspruch nehmen durfte (denn Miß West, wohl fühlend, daß Mutter und Tochter nach solch einem Verluste das Bedürfniß haben mußten, ungestört mit einander zu verkehren, hielt sich sehr zurück), waren sie fast den ganzen Tag allein beisammen und in traute Gespräche versunken.

Bei solchen Gelegenheiten war es auch, daß Gräfin Adolphine tiefe Blicke in das warme und edle Herz ihrer Mutter warf und dieses immer mehr schätzen lernte. Da wurde denn Vieles klar, was ehemals dunkel und schmerzlich gewesen, und daß es so wurde, sänftigte ihr Herz und machte es still und zufrieden, wie damals, als sie noch nicht ihrem ersten Verlobten zu entsagen gehabt und ihre Seele daher auch nichts von Bitterkeit wußte. Ihrer Mutter, die mit unsäglicher Freude die glückliche Veränderung in ihrem Seelenzustande bemerkte, gab sie dadurch den größten Trost, denn gibt es wohl etwas Herrlicheres für eine fromme Seele, als wenn sie sieht, wie eine andere, um die sie lange gesorgt, sich erhebt, und nachdem sie es viele Jahre unterlassen, sich wieder an ihren Schöpfer wendet? Aber um wie viel mehr Seligkeit noch muß in solchem Falle eine Mutter empfinden! Jetzt kniete in der Schloßkapelle zu Rauhenstein, an der Seite ihrer Tochter, die eben mit ihr das Lebensbrot empfangen, eine solche beglückte Mutter, deren dankerfülltes Herz sich in, wenn auch leisen, doch so glühenden Dankgebeten ergoß, daß diese sicher wohlgefällig zu Gottes Ohr drangen.

Auch die Tochter dankte inbrünstig ihrem himmlischen Vater, daß er nicht den Weizen, der unter die Dornen fiel und mit denselben aufwuchs, in den Feueröfen hatte werfen lassen, sondern gewartet, bis er sich von ihnen geschieden. Seit diesem Tage wurde es noch stiller und friedlicher in ihr, so daß sie zwar mit Schmerz

aber ohne Unruhe und Angst an ihre baldige Trennung von der Mutter (denn sie war nun schon seit vierzehn Tagen bei ihr) und an die Rückkehr nach Schloßhausen denken konnte. Diese Frist war ihr von dem Gatten, der sie, wie schon gesagt, nicht vermißte und sich mit der Tochter allein sehr wohl befand, freiwillig gestattet worden und ward später auch noch um eine Woche verlängert.

Aber noch ehe diese ganz zu Ende ging, verbreitete sich in Schloßhausen das Gerücht, daß der Typhus im Dorfe ausgebrochen sei. Der Graf ließ nun in großer Bestürzung einpacken und verließ schleunigst die Heimat, um die Tochter nach Rauhenstein zu bringen. Er selbst aber wollte sich nach Wien begeben und sich mit eigenen Augen überzeugen, wie es den Söhnen gehe, und ob sie sich wirklich gebessert. Lieber wäre es ihm freilich gewesen, wenn er gleich von seinem Schlosse aus in Begleitung Ottiliens in die Kaiserstadt hätte eilen können. Aber das junge Mädchen hatte ihm vorgestellt, wie ihr und ihrer Mutter das unbekannte Leben in der Stadt bei den heißen Sommertagen, die man im Gasthause zubringen müßte, peinlich sein würde und ihn inständig gebeten, sie zur guten Großmutter senden zu wollen, die ihrer Mutter und wie sie hoffe, auch ihrer bedürfe. Sie hatte ihre Bitten und Vorstellungen mit so vielen Liebkosungen vorgetragen, daß ihr Vater, der von der Residenz aus nach Dresden, Leipzig und Berlin gehen wollte, um dort einige Verwandte und Freunde zu besuchen, und daher, wie er wußte, nicht viel von ihrer Gesellschaft in Wien haben könnte, endlich ihren Bitten nachgab, indem er sprach: „Nun, so will ich Dich selbst zu ihr bringen."

Unterwegs sagte er ihr, daß da eine Krankheit wie der Typhus, nicht so bald den Ort, den sie einmal heimgesucht, wieder verläßt, sie auch den Sommer nicht in Schloßhausen, sondern an irgend einem Badeorte

oder in einer schönen bergigen Gegend mit ihren Brüdern zubringen würden. Ottilie bedauerte es zwar, ihr liebes Schloßhausen nicht so bald wieder sehen zu dürfen, aber andererseits freute es sie doch auch sehr, andere Gegenden kennen zu lernen, da sie noch gar nichts von der Welt gesehen, und als sie das ihrem Vater sagte, rief dieser vergnügt: „Nun, wenn Du neue Gegenden sehen willst, so begleite mich nach Dresden und Berlin; ich gehe über die sächsische Schweiz, da kannst Du Dein Auge genugsam an schönen Aussichten weiden."

„Aber die Mutter wird gewiß nicht gerne Großmama verlassen, überdieß würde sie eine solche Reise auch sehr ermüden." Graf Jörgen, der bei diesem Vorschlage gar nicht an seine Frau gedacht, antwortete etwas verlegen: „Nun, wenn sie das nicht will, so mag sie bei ihrer Mutter bleiben. Wir werden schon allein zusammen fertig werden, nicht wahr, mein Herz?" Und er faßte sie freundlich am Kinn. Sie küßte dankbar seine Hand, indem sie sprach: „Ach, was bist Du doch so gut, mein liebes, liebes Väterchen. Aber ohne die Mutter möchte ich doch nicht fort. Bedenke nur, wie ich entweder immer allein im Gasthause bleiben oder Dir hinderlich sein würde, wenn Du Deine Freunde, die, wie Du mir selbst gesagt, entweder Junggesellen sind oder um diese Jahreszeit ihre Frauen schon auf's Land geschickt haben, besuchen und mit ihnen Ausflüge machen wolltest."

„Darin hast Du wohl Recht und darum soll nur Deine Mutter mitkommen, dann können wir mit meinen Freunden vereint auch alle Vergnügungen theilen." „Und jetzt schon Großmama in ihrem tiefen Kummer von Mütterchen trennen, und das Alles für mich! ach, lieber Papa, das ist unmöglich." „Nicht für Dich allein, denn die Mama wäre doch jetzt zurückgekehrt, wenn wir in Schloßhausen geblieben wären." „Aber da es nun

anders gekommen und es Mama möglich ist, noch länger bei der guten Großmutter zu bleiben, so bitte, bitte, gib diesen für mich so gütigen Plan auf und lasse mich bei ihnen zurück, die ich vielleicht etwas zerstreuen und denen ich nützlich werden kann."

Ottilie lächelte so lieblich und war so zärtlich, daß dem Grafen Jörgen ganz weich um's Herz wurde, und freundlich sagte er: „Du bist eine kleine Hexe und kannst mit Deinem alten Vater thun, was Du willst. Also bleibe in Gottes Namen, da Du doch einmal so opferwillig bist." Dem guten Grafen fiel es nie ein, an Opfer zu denken, wenn es galt, ihm eines zu bringen. Jetzt aber, wo von Andern die Rede war, schlug er das Ottiliens gar zu hoch an, denn was war wohl natürlicher, als daß sie sich scheute, der Mutter eine Verlegenheit, vielleicht gar einen Kummer zu verursachen, und daß sie gern bei ihr, der Großmutter und Miß West blieb?

Und hatte sie auch jetzt Selbstverleugnung geübt, so wurde sie durch die Freude, die ihre Ankunft in Rauhenstein bereitete, in reichem Maße dafür belohnt. Auch Graf Jörgen ward von Schwiegermutter und Frau auf's Herzlichste empfangen, sie waren ihm ja so dankbar, daß er dieser einen längeren Urlaub ertheilt und ihnen die Tochter gebracht. Aber alle Freundlichkeit konnte ihm das stille Rauhenstein nicht heimisch und angenehm machen, denn sein Egoismus fand sich in der ernsten Trauer der Frauen nicht zurecht und so verließ er sie denn schon den folgenden Tag, jedoch mit dem Versprechen, in vier Wochen Frau und Tochter abzuholen, um sie für den Sommer in irgend eine schöne Gegend zu führen. Darnach sehnte sich Erstere zwar gar nicht, denn sie wäre am liebsten in Rauhenstein geblieben, wo die Mutter in den Ferien auch die Großsöhne gern aufgenommen hätte. Aber das durfte sie ja nicht ihrem Gatten merken lassen und so ging sie denn, ob-

wohl mit schwerem Herzen, doch mit lächelndem Munde auf alle seine Pläne ein.

XVIII. Kapitel.

Zwei Herzen erkennen sich.

„Was blickst Du mich so unverwandt an, Ottilie?" fragte lächelnd Gräfin Jörgen, als sie die großen ausdrucksvollen Augen der Tochter zärtlich fragend auf sich gerichtet sah. „Ich beobachte Dich schon seit einem Weilchen", fügte sie hinzu, „und immer lese ich eine Frage in Deinen Blicken, was ist es denn Kind, was Du von mir wissen möchtest?" und sie schlang mit ungewohnter Zärtlichkeit den Arm um den Leib Ottiliens, indem sie liebreich fortfuhr: „Ach, meine geliebte Tochter, ich sehne mich nach Deinem Vertrauen, das ich leider, wie ich wohl weiß, in dunklen Tagen und Stunden zurückgewiesen; aber jetzt, wo Gott sei Dank, diese schlimme Zeit vorüber ist und wie ich hoffe, auch nie wiederkehren wird, frage ich Dich, willst Du nicht die Freundin Deiner Mutter werden und ihr alle Deine Gedanken rückhaltslos anvertrauen?"

„O Mama, wie glücklich bin ich, daß Du mir das gestattest, wonach mein Herz sich so lange gesehnt." „Mein armes Kind, Du sprichst da, obwohl unbewußt, einen Vorwurf gegen mich aus, den ich zwar verdient, der aber gerade deßhalb sehr schmerzt." „Ach Mütterchen, das wollte ich nicht, verzeihe mir", und Ottilie kniete vor der Mutter nieder und küßte deren Hände. Jene aber drückte sie an's Herz, indem sie sagte: „Das weiß ich gutes Kind", dann ihr zärtlich in die Augen blickend, fragte sie schalkhaft lächelnd: „Nun, was wollte meine kleine Tochter von mir wissen, welches Staatsgeheimniß habe ich ihr zu enthüllen?" „Etwas, das

mich viel mehr, als alle Staatsgeheimnisse der Welt interessirt." „Und das wäre?"

„Ich wollte gern wissen, was Dich in ein paar Wochen so glücklich machen und verjüngen konnte, denn mein lieb Mütterchen sieht jetzt wahrhaft strahlend und um viele Jahre jünger aus als damals, da sie die Heimat verließ." „Den Schlüssel zu diesem Wunder gebe ich Dir, mein Kind, indem ich Dich versichere, daß der Friede Gottes endlich in mein Herz zurückgekehrt ist, und in seinem Gefolge Zufriedenheit und Gottvertrauen mitgebracht hat. Diese lieben Gäste werden mich hoffentlich, da ich sie freundlich aufgenommen und auch ebenso festzuhalten gedenke, nicht wieder verlassen, und wenn es Noth thut, mir in dem Ertragen der Stürme, die doch in keinem Leben ausbleiben, behilflich sein." „Theure Mutter, meine Seele jubelt, daß sie Dich so reden hört, aber was hat gerade in so trüber Zeit —"

Hier stockte Ottilie, denn sie wußte nicht, wie sie ihre Gedanken einkleiden solle. Die Mutter aber verstand sie und antwortete mit einem glücklichen Lächeln: „Diese Veränderung hat in mir die Gnade Gottes, die sich uns gerade in der Trübsal am meisten nähert, zu einer gesegneten Stunde hervorgebracht, in der ich ihr, Gott sei ewig dafür gepriesen, nicht mein Herz verschloß." „Gelobt sei Jesus Christus dafür", sprach Ottilie mit erhobenen Blicken und Händen. „In Ewigkeit!" und Gräfin Jörgen schloß abermals die Tochter in ihre Arme. Diese aber flüsterte: „Theure Mutter, wie glücklich machst Du mich mit Deiner Liebe; nie werde ich diese Stunde, die uns so nahe gebracht, vergessen, sie soll mich erinnern, was ich Dir schulde und mich lehren, wie ich jene besser verdienen kann."

Nun begann für Beide ein weit schöneres und ihnen leider bis jetzt unbekanntes Leben, denn Gräfin Jörgen, die aus Erfahrung wußte, wie glücklich man sich fühlt, an der Mutter eine Freundin zu finden, wurde

nun eine für ihre Tochter, und in dieser Eigenschaft entdeckte sie zu ihrer Freude täglich einen neuen Edelstein in diesem jungen und unschuldigen Herzen, das sich jetzt frei und offen vor ihr aufthat; denn es war nun, Gott Dank, zwischen ihnen, die sich so spät genähert, aber dann auch desto inniger verbunden, keineswegs das Verhältniß, das leider so oft zwischen Mutter und Tochter fortbesteht, nämlich nur das der Erzieherin und des Zöglings, und das auch häufig, wenn die Tochter nicht heiratet, bis in ihr spätestes Alter sich fortspinnt und das innige Vertrauen zweier sich doch so nahe stehenden Seelen ausschließt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Mutter nicht ihre Kinder bis in deren spätestes Alter zu berathen und zu ermahnen habe, nein, im Gegentheil, es ist dies ihr heiliges Recht, dessen sie sich nicht zu begeben hat; nur wäre es wünschenswerth, daß sie dieses, wenn einmal die Kinder erwachsen sind, in einer anderen Form ausüben möge, als der, die sie in deren Kinderzeit angewandt, und das zwar so, daß dieselben ohne die Ermahnungen der Mutter zu verlieren, noch die der Freundin gewinnen, was unfehlbar, wenn ihre Herzen nicht vollkommen verhärtet, diese zum Vertrauen öffnen und für ihren Rath empfänglicher machen wird. Ach wie viele junge Seelen würden das Verderben vermeiden, wenn sie sich zur rechten Zeit der Mutter anvertrauten. Aber leider ist sie oft die Letzte, die von den Kindern erfährt, was in ihren Herzen vorgeht.

„Nur darf die Mama es nicht wissen", heißt es da bei einem dummen Streiche des Sohnes oder einer Unbesonnenheit der Tochter, „sie würde böse werden, mich darüber ausschelten und es mir dann später bei jeder Gelegenheit vorwerfen." Aber nicht: „Es würde sie kränken, ihr wehe thun, vielleicht ihr Herz brechen!" Denn wenn sie so dächten, wären sie schon gerettet, doch nein, sie denken und sprechen noch immer wie damals, als sie Kinder waren, weil sie in der

Mutter zwar die höchste irdische, aber noch immer strengste und strafende Potenz sehen. Daher würde ich gerne allen Müttern rathen, dem Beispiele einer meiner Freundinnen zu folgen, die nämlich, als ihr Sohn sie verlassen und in die Welt ziehen mußte, sich in diesem wichtigen Momente zu seiner Freundin, Vertrauten und Beratherin machte, indem sie zu ihm sprach:

„Habe kein Geheimniß vor mir und wenn Du je das Unglück haben solltest, in Schulden zu gerathen, so wende Dich an mich — ich werde suchen, Dich aus der Verlegenheit zu reißen — nur verschweige mir ja nie etwas." Ich aber habe niemals ein innigeres Verhältniß zwischen Mutter und Sohn gekannt, als gerade zwischen diesen Beiden. Und so war es jetzt auch mit Ottilie und ihrer Mutter, vor der ihr Herz wie ein offenes Buch dalag, auf dessen Blättern diese, Gott sei Dank nur Tröstliches, das heißt, eine starke große Liebe zu Gott und eine zärtliche und innige zu ihr und allen Mitmenschen las. Ach wie bedauerte die Mutter jetzt, daß sie nicht schon früher, wie es doch Natur und Pflicht erfordert, mit diesem Herzen sich beschäftigt. Aber nun wollte sie, so viel es in ihrer Macht stand, das Verlorene wieder einholen und so viel wie möglich gut machen, indem sie ihre ganze Zeit und Zärtlichkeit der Tochter widmete.

XIX. Kapitel.

Schloß Rauhenstein bekömmt ein freundlicheres Ansehen.

Gräfin Rüdiger saß mit Tochter und Enkelin in einer hübschen Epheulaube ihres, wenn auch nicht sehr großen, doch geschmackvoll angelegten Parkes und hörte, trotz der kunstvollen Stickerei, mit der sie beschäftigt war, aufmerksam der Lesung ihrer Tochter zu; auch

Ottilie, die die reizende Gegend aufnahm (denn man sah aus der Ferne kleine zerstreut herumliegende Dörfer, grüne Auen, dunkle Wälder und im Hintergrunde die zackigen, schneebedeckten Spitzen des Riesengebirges), hielt mehr als einmal mit Zeichnen inne, um ihre ungetheilte Aufmerksamkeit Bossuet's Oraisons funèbres zuzuwenden.

Dieser große Redner, der zu seiner Zeit die Seelen seiner Zuhörer so sehr einzunehmen verstanden, übte auch jetzt noch seine Macht auf die drei Frauen aus, die seinen tiefen Gedanken und den großen Wahrheiten, die er mit so beredten Worten entwickelte, mit Begeisterung folgten und dieselben willig in ihre Seelen aufnahmen. Als nun Gräfin Jörgen das Buch aus der Hand legte und still sinnend da saß, (denn sie erwog in ihrem Herzen die tiefen Anschauungen dieses königlichen Geistes) hörte sie, wie Ottilie halb leise sagte: „O wer doch wie dieser Mann seine Seele Gott ganz hingeben könnte!" „Der Herr, der Niemand von sich weist und uns im Gegentheil stets liebreich aufnimmt, gibt einem Jeden die Gelegenheit und die Gnade dazu; es hängt nur von uns ab, jene zu benützen und diese zu ergreifen; davon habe ich ja auch an mir selbst noch vor Kurzem klare Beweise gehabt", und Gräfin Adolfine sandte einen dankbaren Blick gen Himmel und einen innigen der Tochter zu.

„Freilich wohl, aber ich that, fürchte ich, nicht wie Du, Mama, und ergriff nicht die Gnade und Gelegenheit, die Gott mir bot, mit dem Eifer, mit dem ich sie wohl hätte ergreifen sollen, denn sonst besäße auch ich Deine Ruhe und Deinen Frieden!" „Aber entbehrst Du denn dieser köstlichen Gaben Gottes?" fragten beide Frauen besorgt. „Mir schien es doch immer", fügte die Großmutter hinzu, „daß Dir dieselben nicht abgingen." „Ich glaubte auch, sie zu besitzen", antwortete das junge Mädchen sinnend, „aber seit Kurzem regt es sich in

meinem Herzen wie Unruhe; es scheint mir, daß ich nur ein schlechter Arbeiter im Weinberge des Herrn bin und doch sehne ich mich, Gott meine Liebe auf ganz besondere Weise zu zeigen und möchte etwas recht Schweres für ihn thun oder tragen."

„In Deinem Alter kommen einem oftmals solche Gedanken", entgegnete Gräfin Rüdiger, „und man möchte gern mit der heiligen Theresia sagen: Entweder leiden oder sterben. Ich aber meine, daß wir, da wir nicht wissen, ob wir die himmlische Stärke der großen Heiligen haben, unsere Liebe dem Herrn dadurch am vollkommensten zeigen können, wenn wir das, was er uns schickt, es mag nun Freude oder Leid sein, dankbar aus seiner Hand annehmen, denn er weiß ja am besten, was unserer Seele frommt. Ich für meinen Theil habe mich immer gefürchtet, in Gottes Willen einzugreifen, indem ich ihn um Leiden bat, weil ich ja nicht wissen konnte, wie ich sie tragen würde, und habe mich daher stets begnügt, den Herrn anzuflehen, wenn es sein Wille sei, mir ein Kreuz zu schicken, mir auch zu gleicher Zeit seine Kraft dazu zu geben, und das solltest, glaube ich, auch Du thun, mein Kind." „Ach ja Großmutter, ich will in Allem Deinem Rathe folgen, um einst zu werden, wie Du!" „Nicht wie ich, wir haben ein anderes Vorbild, wonach wir streben müssen, und das ist Jesus Christus; aber da kommt ja Miß West, um Dich zum Spaziergange abzuholen."

Und als das junge Mädchen sich mit ihrer Begleiterin entfernt hatte, sprach Gräfin Rüdiger kopfschüttelnd zu ihrer Tochter: „Unser Leben hier ist, fürchte ich, zu einsam für ein so junges Wesen wie Ottilie, sie verfällt in Grübeleien, die ihr nicht gut sind; wir müssen durchaus einige Abwechslung in dasselbe bringen. Daher werde ich meine lieben Nachbarn, die sich seit Deines Vaters Tode aus Zartgefühl ferne gehalten, wieder auffordern, mich wie ehemals zu be-

suchen." „Aber wird Dir dieses Opfer auch nicht zu schwer werden, liebe Mutter? Du sagtest mir ja noch gestern, wie sehr Du jetzt der Einsamkeit bedürftest!" „Das ist wahr, aber ich werfe mir auch jetzt diese Selbstsucht vor; denn ich hätte mir schon früher sagen können, daß dieses einsame Leben auf Rauhenstein für ein munteres siebzehnjähriges Mädchen nichts tauge." Und Gräfin Rüdiger schrieb noch denselben Tag ihrer alten bewährten Freundin, der Baronin Strand, einen herzlichen Brief, in welchem sie dieselbe bat, sie doch recht bald mit ihrer Tochter und ihrer Nichte in Rauhenstein zu besuchen und fügte hinzu, daß sie sich freuen würde, alle ihre lieben Nachbarn, wie schon zu ihres Mannes Lebzeiten (Graf Rüdiger hatte trotz seiner Kränklichkeit ein ziemlich geselliges Leben geführt), bei sich zu sehen.

Kaum war es bekannt geworden, daß die von Allen so geachtete Frau, ihre Nachbarn von Neuem um sich versammeln wolle, so stellten sich diese freudig in Rauhenstein wieder ein und Ottilie hatte die Genugthuung, ihre Spielgefährtinnen von ehemals, nach denen sie sich im einsamen Schloßhausen oft heimlich gesehnt, wiederzusehen und ihre Großmutter die zu bemerken, daß das in letzter Zeit etwas zu ernste Wesen der Großtochter allmälig wieder seine frühere Munterkeit annahm. „Wie rosig und heiter sieht doch Ihr Töchterchen aus!" sagte eines Tages Baronin Strand zu Gräfin Jörgen, indem sie von der Veranda, auf der sie standen, in den Garten hinabsah, wo Ottilie lachend und scherzend sich mit Miß West und zwei anderen jungen Mädchen, der Tochter und der Nichte der Baronin, erging. Die Bemerkung dieser war vollkommen richtig, denn Ottilie blühte jetzt wie eine Rose und scherzte heiter, sorglos und fast eben so kindlich mit ihren jungen Gefährtinen, wie sie es damals, bevor die Großmutter sie nach Schloßhausen gebracht, mit ihnen gethan.

Bei ihren Eltern war sie es nie in so hohem Grade gewesen, weil deren trübe Häuslichkeit und der Mangel an Gesellschaft ihres Alters und Geschlechtes sie schon frühe mit dem Ernste des Lebens bekannt gemacht und allmälig auch ihre Stimmung mit demselben in Einklang gebracht hatte.

Daher war sie auch in ihrer jetzigen Fröhlichkeit der Mutter eine neue Erscheinung, die dieser unendlich wohl that und an der sie nicht genug ihre Augen weiden konnte. Selbst als Baronin Strand sie, des kühlen Abends wegen seit einer halben Stunde verlassen, stand sie noch immer auf der Veranda, um dem fröhlichen Treiben der Tochter zuzusehen; da ward dieses plötzlich durch die Ankunft eines Reiters, der einen Knaben im Arme hielt, unterbrochen. Gräfin Jörgen erkannte in ihm den jungen Baron Ronberg, der, da sein Gut ganz in der Nähe lag, sie schon öfter in Rauhenstein besucht hatte und daher auch von Ottilien gut gekannt war. Trotzdem fiel ihr doch das Benehmen derselben auf, denn sie hatte bei seinem Anblicke einen Ausruf der Verwunderung ausgestoßen, indem sie ihm entgegengeeilt, war aber dann, wahrscheinlich das Unpassende ihres Benehmens fühlend, plötzlich verwirrt stehen geblieben. Ihre Mutter verließ nun erstaunt ihren Observationspunkt, um von dieser eine Aufklärung über ihr Benehmen zu erhalten. Auch uns wird im nächsten Kapitel eine solche werden.

XX. Kapitel.

Wiedererscheinen des Zigeunerknaben.

Als Gräfin Jörgen die Schloßtreppe hinabging, begegnete ihr Baron Ronberg, der sehr aufgeregt bemerkte, daß er gekommen sei, ihre Mutter um eine Gefälligkeit zu bitten und der dann, als sie ihm gesagt,

daß er diese wahrscheinlich im Gartensalon finden würde, nach einem flüchtigen Gruße dahineilte. „Was mag ihm wohl sein?" dachte sie, indem sie sich an den Ort begab, wo sie ihre Tochter gesehen. Diese fand sie jetzt über die regungslose Gestalt eines Knaben geneigt, dessen Schläfe sie mit Wasser benetzte und der von Miß West's Armen unterstützt, auf einer Bank dalag.

„Wer ist dieser Knabe und was fehlt ihm?" fragte sie verwundert. „Es ist Coram's Sohn, den das Pferd des Baron Ronberg zu Boden geworfen und wie ich fürchte, schwer verletzt hat." Die Mutter verstand sie nicht, auch war jetzt keine Zeit zu Erklärungen, denn in diesem Augenblicke trat der Baron mit Gräfin Rüdiger zu ihnen. Er hatte dieser die traurige Begebenheit rasch auseinander gesetzt und bat nun, sich an sie und ihre Tochter wendend: „Nehmen Sie sich aus Barmherzigkeit des armen Kindes an, während ich in den benachbarten Ort nach einem Arzte reite." „Warum wollen Sie das selbst thun?" entgegnete Erstere. „Ich werde einen meiner Leute dahin schicken." „Ach nein, ich, der die Schuld an diesem Unglücke trage, bin viel zu aufgeregt, um hier ruhig den Arzt abwarten zu können; es treibt mich hinaus, ich will ihn selbst holen", und er sprang in den Sattel und galoppirte davon.

Unterdessen wurde der fremde Knabe mit aller Vorsicht in's Schloß und zu Bette gebracht. Es dauerte lange, bis es den Bemühungen Gräfin Rüdiger's und ihrer Tochter gelang, ihn wieder in's Leben zurückzurufen. Als dieses ihnen endlich glückte, war doch dem Knaben die Besinnung noch immer nicht zurückgekehrt, denn er hielt Gräfin Jörgen für seine Mutter, der er mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes klagte, daß er leider, da er nichts für sie erhalten, mit leeren Händen zu ihr zurückgekehrt sei. Mitten in diesen irren Reden trat Baron Ronberg mit dem Arzte an das Bett des Kranken. Kaum aber hatte dieser Ersteren

gesehen, so kehrte bei dessen Anblick die Erinnerung an das Geschehene zurück. Er stieß einen Schrei des Schreckens aus, verbarg das Gesicht in den Händen und rief: „Das ist der grausame Herr, der mich zu Boden geworfen." „Ach ja, leider habe ich das gethan, Du armer Knabe, und nie werde ich es mir verzeihen."

„Jetzt ist keine Zeit zu Erörterungen", unterbrach ihn der Arzt barsch und fügte dann ebenso hinzu: „Sie sehen, daß Ihr Anblick, selbst Ihre Stimme den Leidenden aufregt, daher verlange ich, daß Sie vor der Hand das Krankenzimmer verlassen." Kaum war dieses geschehen, so änderte sich die Art Doktor Winkel's vollkommen, er war nun eben so freundlich als er vor einem Augenblicke unwirsch gewesen. Es war rührend zu sehen, in welch' väterlichem Tone er nun zu dem Knaben sprach und wie liebevoll er ihn zu beruhigen suchte.

Dies gelang ihm auch bald in so weit, daß jener wieder aufzublicken wagte, den Arzt, der ihm den Puls griff, ruhig gewähren ließ und ziemlich verständlich auf folgende Fragen antwortete: „Empfindest Du Schmerzen, mein Sohn?" „Ja, große in der linken Schulter!" Hier entblößte der Arzt dieselbe und die Umstehenden sahen zu ihrem Schreck eine nicht unbedeutende Wunde, die augenscheinlich durch den Huf eines Pferdes verursacht war. „Kannst Du den Arm bewegen?" „Ja", und der Knabe that es mit einem leisen Stöhnen. „Das verursacht Dir Schmerz, mein armes Kind, aber sei guten Muthes, es soll bald besser werden, denn der Knochen ist, Gott sei Dank, weder gebrochen noch verletzt, daher wirst Du auch in einer Woche wieder frisch und munter Deinen Beschäftigungen nachgehen können; bis dahin mußt Du aber mit der Erlaubniß der Gräfin hübsch ruhig hier im Schloße bleiben."

„Und was soll unterdessen aus meiner armen kranken Mutter werden, der ich das Brot zusammen-

betteln muß, und für die ich schon heute nichts erhalten? Ach laßt mich zu ihr gehen", fügte der Knabe immer ängstlicher werdend hinzu, indem er es versuchte, sich aufzurichten, aber mit einem Schmerzensausrufe wieder in die Kissen zurücksank. „Für Deine Mutter werden wir sorgen, gutes Kind", sagte Gräfin Rüdiger bewegt. „Freilich, ich will, nachdem ich Dich verbunden, gleich zu ihr", ergriff der Arzt eifrig das Wort. „Und sie auch herbringen, wenn ihr Zustand es erlaubt", ergänzte Jene. „Ach das wollen Sie thun, nun dann verbinden Sie mich rasch, lieber Herr", und ruhig ließ nun der Knabe Alles mit sich geschehen.

Während ihm der Verband angelegt wurde, erzählte im Nebenzimmer Baron Ronberg Ottilien, die sich beim ersten Lebenszeichen des Knaben, um denselben durch ihren plötzlichen Anblick nicht aufzuregen, dorthin zurückgezogen, mit der tiefsten Reue, wie er diesen, der ihm im Walde begegnet und ihn angebettelt habe, für einen kleinen Vagabunden gehalten, ihn mit Scheltworten abgewiesen, wie dieser aber nicht von ihm gewichen sei, sondern sein Pferd am Zügel gefaßt und in großer Aufregung etwas gesagt habe, was der Baron nicht verstanden. „Ich aber", fuhr dieser schmerzlich bewegt fort, „hieß ihn mit barschen Worten mein Pferd loslassen, wenn er nicht von mir überritten werden wolle, da er jedoch nicht gehorchte, machte ich fast unbewußt eine Bewegung mit der Peitsche, die mein Pferd erschreckte, es schlug aus, traf den Knaben an der Schulter und streckte ihn zu Boden."

„Mein Schmerz war bei diesem Anblicke groß wie meine Reue, ich schäme mich nicht zu sagen, daß ich über den regungslosen Körper, den ich vor mir auf's Pferd lud, Thränen vergoß. Ach wie gerne hätte ich den Armen gleich zu mir nach Mauerhof gebracht, da aber Rauhenstein der Unglücksstätte bei Weitem näher lag und mir der Zustand des Knaben Besorgniß ein-

flößte, zog ich es vor, Ihre gute Großmutter um Gastfreundschaft für denselben zu bitten; hoffentlich kann er jedoch bald zu mir auf's Gut gebracht werden. Dort will ich ihn wie einen Bruder pflegen und überhaupt von nun an ganz für ihn sorgen; wenn nur der Abscheu, den ich ihm jetzt einflöße, sich bald legte!" „Das wird er ganz gewiß, wenn Corisaro einmal Ihre große Güte kennen lernt", sprach Ottilie mit Lebhaftigkeit. „Nun aber will ich nach ihm sehen; vielleicht thut es ihm gut, unter den fremden auch ein bekanntes Gesicht zu erblicken, denn Sie müssen wissen, Baron, daß wir uns schon einmal begegnet sind. Doch das werde ich Ihnen später erzählen."

Und sie wandte sich nach der Thüre des Krankenzimmers, aus der eben der Arzt mit ihrer Mutter und Großmutter trat. „Gehen Sie nicht zu meinem Patienten, Comtesse", sagte dieser, ihr freundlich zunickend, „die alte Babette bleibt bei ihm, er muß sich jetzt still und ruhig verhalten, am liebsten sähe ich es, wenn er schlafen könnte, denn er wird schon, wenn ich seine Mutter herbringe, Aufregung genug haben." „Was, Sie gehen zu Coram, dahin muß ich Sie begleiten, denn sie wird gewiß die Nachricht von dem Unfalle ihres geliebten Kindes leichter aus dem Munde einer Bekannten, als eines Fremden aufnehmen." „Du kennst also die Mutter des Kindes?" fragte die ihrige erstaunt.

„Ja", und Ottilie erzählte gedrängt ihr Abenteuer im Walde, dann hastig nach Hut und Shawl greifend, sagte sie: „Nicht wahr, Mütterchen, Du erlaubst mir, mit unserem guten alten Doktor Winkel zu gehen?" „Nein, das geht nicht, meine liebe Comtesse", rief Jener hastig, „selbst wenn Ihre Frau Mutter es erlaubte, würde ich nicht darauf eingehen, denn da mein Weg mich zu Zigeunern, das heißt zu Spitzbuben und Dieben führt, darf eine junge Dame wie Sie, mich nicht in ihre Raubhöhle begleiten.

Doch der Baron da", fügte er hinzu, „der an allem Unheil schuld ist, mag mit mir kommen, um mir Beistand und Schutz zu sein, im Falle das Gesindel mir die kranke Frau nicht herausgeben oder Hand an meine Uhr und Börse legen wollte." „Herzlich gern, lieber Doktor." Dann sich vor den Damen tief verneigend, folgte Baron Ronberg rasch Herrn Winkel.

XXI. Kapitel.

Wieder bei den Zigeunern.

Am Saume des Waldes sehen wir vor einem Zelte eine Gruppe Zigeuner um ein Feuer gelagert. Es sind dieselben, denen wir schon vor mehr als einem halben Jahre in der Nähe Schloßhausens begegnet sind. Pharani, Coram's Bruder, sieht mürrisch seiner Frau zu, die in einem Kessel Kartoffeln kocht und schmäht von Zeit zu Zeit über das geringe Mahl, das ihm bevorsteht. Seine zwei Söhne aber scheinen nicht seine Meinung zu theilen, denn sie werfen gierige Blicke auf den Inhalt des Kessels. Dieses jedoch vermehrt noch des Vaters schlechte Laune, der sie mit folgenden Worten zornig anfährt: „Dumme Rangen, was habt Ihr so in den Kessel zu gucken, den Ihr doch so schlecht versorgt? Konntet Ihr uns denn nicht eine Gans oder wenigstens ein Huhn verschaffen! Ich an Euerer Stelle würde mich schämen, nur erbettelte Erdäpfel zu bringen. Außer mit einem Ferkel oder Geflügel käme ich nie zurück, aber Ihr Ungerathenen laßt lieber Euere Eltern verhungern, denn nun sind es schon drei Tage, daß wir kein Fleisch gekostet. Doch wenn Euch das noch einmal passirt, sollt Ihr auch vierundzwanzig Stunden ganz ohne Essen bleiben, damit Ihr wisset, wie Hunger thut; dann wette ich, werdet Ihr

schon Euere fünf Sinne zusammennehmen und Hände und Augen aufthun, wo es nothwendig ist."

„Das hättest aber auch Du können", murrte seine Frau. „Schweige", donnerte ihr liebenswürdiger Gatte sie an, indem er die Faust ballte. Dann fuhr er ruhiger, jedoch noch immer in mürrischem Tone fort: „Habe ich Dir denn nicht vor einer Woche so viel Geld und Geldeswerth nach Hause gebracht, daß wir ein ganzes Jahr wie feine Leute leben könnten?" „Freilich wohl, doch was nützt uns das, da es uns bis jetzt nicht gelang, das Gold zu wechseln, noch die Uhr zu verkaufen?" „Ja, daran ist aber auch nur Coram schuld", sagte er, die Stimme sinken lassend, „die, als sie zu unser aller Unglück meine Sünde, wie sie die verwegene That nannte, entdeckte, ein solches Geschrei erhob, daß Leute, die unfern von der Wiese arbeiteten, auf der wir lagerten, dasselbe hörten und wir uns, wie Du weißt, nur durch schleunige Flucht retten konnten." „Sie ist jedoch auch für ihre Tugend bestraft", höhnte die Frau, „da sie im Laufen fiel und sich den Fuß so arg verstauchte, daß sie sich noch immer nicht aufrecht halten kann."

„Nun, ihre Strafe haben wir redlich theilen müssen", und des Zigeuners Gesicht verfinsterte sich merklich, „denn waren wir nicht genöthigt, mühsam das Gepäck zu schleppen und auch die Kinder aus dem Wagen zu werfen, um sie darin unterbringen zu können, und sind wir nicht gezwungen, hier an diesem verwünschten Orte zu bleiben, der nicht so weit von Prag ist, als ich gerne möchte?"

Das Gespräch, das durchgängig in unterdrücktem Tone geführt worden, ward in diesem Augenblicke durch Coram's klagende Stimme, die aus dem Zelte kam, unterbrochen. Sie fragte: „Ist denn Corisaro noch immer nicht zurückgekehrt? Wo bleibt er denn so lange? ihm ist doch hoffentlich nichts begegnet!" „Was soll

denn diesem Unkraut geschehen?" spottete Pharani's Frau. Ihr Mann aber meinte, daß der Knabe wirklich lange ausgeblieben sei und daß er nach dem Abendessen (die Kartoffeln waren eben fertig geworden) sich nach ihm umschauen wolle." „Was Du Dir doch für eine Mühe mit dem Rangen gibst", keifte Zanna, „wenn Deine eigenen Kinder lange ausbleiben, bist Du gar nicht so besorgt um sie." „Kömmst Du mir wieder mit Deinem dummen Gewäsch. Ist es denn Liebe, die mich antreibt, den Buben aufzusuchen — weißt Du denn nicht, daß es ein Festtag für mich wäre, wenn ich in irgend einem Graben seine Leiche fände?"

Bei den letzten Worten hatte er die Stimme zu einem Flüstern herabsinken lassen. Dann fuhr er einige Augenblicke später im selben Tone fort: „Nur lebend darf er mir nicht entkommen und das aus guten Gründen." „Ich begreife nicht Deine ewige Angst", sprach die Frau, verächtlich mit den Achseln zuckend. „Du begreifst überhaupt nicht viel; jetzt aber gib mir noch einige Erdäpfel, ehe die beiden Jungen Alles verschlungen haben", und der Zigeuner blickte ärgerlich auf diese, die sich gierig über die Erdäpfel geworfen.

Als Zanna Coram ihr Essen brachte, rührte diese es kaum an, und bat, daß man es für Corisaro warm stellen möge. „Immer der Bube und der Bube, was Du an ihm gefressen, begreife ich nicht", meinte die Zigeunerin in kläffendem Tone, befolgte aber doch, indem sie die Erdäpfel in den Kessel zurücklegte, den Wunsch der Schwägerin, die, wie es schien, es verstanden, sich bei ihr in Respekt zu setzen. „Nun so, jetzt will ich nach dem Buben schauen", sagte ihr Mann aufstehend, nachdem er sein geringes Mal beendet, kehrte aber nach einigen Minuten ziemlich verstört wieder zurück. Seine Schwester, die vom Zelte aus ihn beobachtete, rief in großer Angst: „Du kehrst so aufgeregt zurück, ist dem Knaben ein Unglück widerfahren?" „Ach viel schlimmer,

ich fürchte, daß der Ungerathene unseren Aufenthaltsort verrathen, denn als ich nach meiner Gewohnheit, um nicht gesehen zu werden, vorsichtig den Bäumen entlang ging, sah ich drei Männer diese Richtung einschlagen, und hörte, wie der Eine sagte:

„Hier am Saume des Waldes muß ihre Lagerstätte sein". Ich aber eilte, von ihnen unbemerkt, hierher." „Wenn es nur nicht Polizeimänner aus Prag sind!" jammerte die erschreckte Zanna. „Still, da sind sie schon", und der Mann blickte unruhig nach der Gegend, von wo drei Gestalten rasch auf sie zukamen. „Ihr habt eine kranke Frau bei Euch", rief Dr. Winkel schon aus der Ferne den Zigeunern entgegen. „Wir müssen sie sprechen, wo ist sie?" fügte er athemlos hinzu.

Ziemlich erleichtert (denn jetzt sah der Zigeuner, daß er es mit keinen Polizeimännern, wie auch er gefürchtet, zu thun hatte) fragte er auf seine mürrische Weise: „Wer sagt Euch, daß wir eine Kranke bei uns haben und was wollt Ihr von ihr?" „Ich bin Arzt und möchte ihr helfen." „Sie braucht nicht Ihre Hilfe", und der Zigeuner stellte sich vor den Eingang des Zeltes, auf das der Doktor zuging. „Unverschämter Patron, willst Du mir den Eingang zu meiner Patientin wehren?" sagte der leicht aufgeregte Herr Winkel, indem er den Zigeuner unsanft bei Seite schob.

Dieses wäre ihm aber schlecht bekommen, denn Pharani hatte schon den Stock gegen ihn erhoben, wenn Baron Ronberg und der Diener, den Gräfin Rüdiger ihm mitgegeben, sich nicht zwischen ihn und seinen Gegner geworfen. Der Arzt, der nun ungehindert an das Bett der Leidenden treten konnte, fragte diese in theilnehmendem Tone: „Wie geht es Ihnen, liebe Frau? Sie empfinden große Schmerzen, das sehe ich Ihnen an, zeigen Sie mir Ihren Fuß, ich bin hier, um Ihnen zu helfen." „Ach, gnädiger Herr, wie dankbar

bin ich für Ihre Güte, woher wissen Sie aber, daß ich mich am Fuße verletzt?" „Ihr Sohn, den ich gesprochen, hat es mir gesagt." „Corisaro, wo ist er, ich sehe ihn nicht mit Ihnen! Warum haben Sie ihn nicht mitgebracht?" rief Coram in großer Aufregung, indem sie sich mühsam aufrichtete.

„Beruhigen Sie sich, meine Liebe, Ihr Sohn ist in guten Händen und erfreut sich der vortrefflichsten Pflege." „Pflege! Also ist ihm doch etwas Schlimmes begegnet?" „Das habe ich nicht gesagt", und der gute Doktor strich sich verlegen das Kinn. „Ich sehe es Ihnen aber an, um des Himmels Willen, sagen Sie mir lieber Alles und ziehen Sie mich aus dieser Ungewißheit." „Das will ich auch", und Dr. Winkel erzählte der armen Mutter so schonend als möglich den Unfall des Knaben.

Als er geendet, rief sie in großer Angst: „Ich will zu ihm, laßt mich zu ihm gehen." „Das sollt Ihr auch." „Franz", sprach er dann, sich an den Diener wendend, „holen Sie uns den Wagen." Die Herren hatten denselben eine Strecke von da verlassen, um desto sicherer die Zigeuner überraschen zu können. Als Pharani sah, daß seine Schwester sich mit Hilfe des Barons und des Arztes erhob und zum Gehen anschickte, vertrat er ihr entschlossen den Weg, indem er sprach: „Coram, Du darfst uns nicht verlassen." „Ich muß", antwortete sie ebenso. „Ich werde es nicht zugeben und Du weißt, daß Du mir, als dem Oberhaupte der Familie zu gehorchen hast." „Du wirst es wohl zugeben müssen, denn wir sind die Stärkeren", rief der Doktor empört.

„Er wird meinen Gründen weichen, aber jetzt lassen Sie mich einen Augenblick mit ihm allein." Und Coram, sich auf den Arm des Bruders stützend, bat noch einmal die Herren, sich auf ein paar Augenblicke zurückzuziehen. Diese folgten ihrer Bitte nur wider-

strebend, sahen aber bald ein, daß sie recht gehabt, wenn sie geglaubt, durch ihre Gründe den Bruder zum Nachgeben zu bringen, denn schon nach einem Gespräche von wenigen Minuten führte der Zigeuner sie selbst zu dem sich jetzt nähernden Wagen, indem er sie mit einer Art rauher Höflichkeit der Sorgfalt der Herren übergab.

XXII. Kapitel.

Coram bringt ein großes Opfer.

Coram war seit fünf Tagen in dem gastlichen Hause der Gräfin Rüdiger, wo ihr und Corisaro eine so liebevolle Pflege und geschickte ärztliche Hilfe zu Theil wurden, daß sie, wie auch der Knabe rasche Fortschritte in der Genesung machten. Jetzt vermochte sie schon ohne fremde Hilfe einige Schritte im Zimmer zu thun, was sie eifrig benützte, um ihren geliebten Sohn zu pflegen und zu bedienen. Auch in diesem Augenblicke hinkte sie mühsam um den Divan, auf dem er, von Kissen unterstützt, dalag, um ihrem Lieblinge Alles zu bringen, was ihn erfreuen konnte, oder dessen er, wie sie glaubte, bedürfe.

Die Mittel dazu waren ihr durch die Güte und Gastfreundschaft der edlen Schloßbewohner reichlich gegeben, denn auf einem Tischchen vor des Knaben Lager standen neben einem Bilderbuche einige berittene Hußaren, ein Körbchen mit Kirschen und weiter auf einem anderen eine Caraffe mit Limonade, die in Eis gestellt war, neben einem Teller mit feinem Gebäck; auf einem dritten befanden sich militärische Attribute, wie Patrontasche, Degen, Küraſſe und Trompete, Geschenke vom Baron Ronberg, der den kleinen Patienten täglich und nie mit leeren Händen besuchte. Dieser hatte jetzt auch seine Scheu und Angst vor ihm vollkommen abgelegt und sah nun dessen Besuchen mit Sehnsucht entgegen

nicht nur der Geschenke wegen, sondern weil der Baron durch sein liebevolles Wesen das Herz des Kindes gewonnen.

Auch jetzt hatte Corisaro seine Augen von den bleiernen Soldaten gewandt, die er auf seinem Lager in Reih und Glied aufgestellt, um spähende Blicke durch das offene Fenster auf die Landstraße zu werfen, von wo er das Kommen des Barons erwartete. „Nun hast Du keine Freude mehr an Deinen bleiernen Soldaten, willst Du Dich vielleicht lieber selbst zu einem Soldaten machen, wenn ich Dir Degen und Küraſſe bringe?" fragte die Mutter lächelnd. „Ein Soldat möchte ich wohl einst werden, aber ein wirklicher, nicht einer, der mit einem Kindersäbel in der Luft herumschlägt. Nein, ich möchte wie der heilige Ludwig in's gelobte Land ziehen, um die Feinde Christi zu bekämpfen." „Was weißt Du denn vom heil. Ludwig?" fragte seine Mutter erstaunt.

„O Baron Ronberg, der so viele schöne Geschichten weiß, hat mir gestern von ihm erzählt und auch versprochen, als er erfahren, daß ich von Dir das Lesen erlernt, mir ein schönes Buch zu schenken, worin sich die Lebensgeschichte vieler großer Männer befindet, die berühmte Krieger waren." „Also Du hast ihm gesagt, daß Du zu lesen verstündest?" fragte Coram mit unverkennbarer Besorgniß. Der Knabe aber, der diese nicht bemerkte, erwiderte unbefangen:

„Ja, und er, wie auch Comtesse Ottilie, waren höchlich erstaunt über meine Gelehrsamkeit, wie sie mein Bischen Lesen nannten, verlangten mich zu hören, sagten, daß ich recht brav und verständig läse, unterhielten sich ein Weilchen zusammen in einer fremden Sprache, wandten sich dann wieder an mich und forschten mich viel über unser Wanderleben aus, erkundigten sich, ob ich immer ein solches geführt, oder ob ich mich nicht vielleicht von anderen besseren Zeiten erinnere, und als

ich dieses verneinte und sagte, daß wir, wie es denn auch wahr ist, immer im Elende gelebt, lobten sie Dich, mein lieb Mütterchen, gar sehr, daß Du in aller Noth noch daran gedacht, mich zu unterrichten und endeten damit, daß jedes von ihnen mir ein Buch versprach: Comtesse Ottilie ein Gebetbuch und der Baron das über die berühmten Männer." Während der Erzählung des Kindes hatte die Gesichtsfarbe der Frau oftmals gewechselt und man sah deutlich, wie sich Kummer und Angst in ihren Zügen malten. Als er endlich zu reden aufgehört, befragte sie ihn hastig und aufgeregt über alle Einzelheiten seines Gespräches mit den Beschützern. Ihre ganze Art und Weise war so außergewöhnlich, daß sie doch zuletzt dem Kinde auffiel, das nun auch ängstlich wurde und besorgt fragte: „O Herzensmutter, habe ich irgend etwas gethan oder gesagt, das Dir mißfallen?" „Nein, nein, ich dachte nur, wie traurig Du sein wirst, wenn Du, was doch bald geschehen muß, dieses prächtige Schloß und die guten Herrschaften verlassen wirst." „Ach daran habe ich, seitdem Du, liebe Mutter, hier bist, noch gar nicht gedacht; aber traurig wird es sein, sehr traurig, wieder in den Wald und zu den bösen Verwandten zurückzukehren." Und aus des Kindes Augen stürzte ein Strom von Thränen.

„Aber mein Liebling, weine doch nicht so, Gott wird sich schon unserer annehmen und auch bei uns bleiben, so lange wir brav sind und mit Ihm kann uns ja, wie Du weißt, nichts Uebles widerfahren. Uebrigens sollten wir auch noch gar nicht an das Weggehen denken, da Du noch so leidend bist." Diese Tröstungen begleitete die arme Mutter mit vielen Liebkosungen, die der Knabe, noch immer weinend, ebenso warm erwiderte. Plötzlich erhellte sich sein hübsches Gesicht und die Arme um der Mutter Nacken schlingend, sagte er mit einem halben Lächeln: „Aber wir brauchen ja vielleicht auch gar nicht einmal in den Wald

zurückzukehren, wenn nämlich Comtesse Ottilie sich ihres Versprechens erinnert und uns nach dem großen Schlosse ihrer Eltern nimmt, das wir vor sechs Monaten durch die Bäume schimmern sahen und von dem sie mir noch gestern so viel erzählt." „O mein Kind, das ist nicht möglich, wie kannst Du glauben, daß ihre Eltern so etwas zugeben würden! Wir arme Zigeuner werden von Jedermann verachtet und solche hohe Herrschaften würden es als eine Schande ansehen, uns ihr Haus zu öffnen."

Darin aber irrte Coram, denn Gräfin Jörgen und ihre Mutter, wie auch Baron Ronberg hegten den Wunsch, der Zigeunerin und deren Sohne in ihrem Hause eine Freistätte anzubieten. Leider war Erstere, ihres Mannes wegen verhindert, denselben auszusprechen, die beiden Anderen aber theilten ihn noch denselben Tag Coram mit. Diese hatte jedoch, nachdem sie viel geweint und herzlich gedankt, das Anerbieten zu Aller Erstaunen und des Barons größter Entrüstung ausgeschlagen. Wer aber über der Zigeunerin Tollheit, wie er deren Benehmen nannte, in den lebhaftesten Zorn gerieth, war Dr. Winkel.

„Ich werde gleich zu ihr gehen und sie abkapiteln", sagte er zu Baron Ronberg, als dieser ihm das Geschehene mitgetheilt, „und ihr begreiflich machen, daß, wenn sie mit Dieben und Vagabunden ein unstätes Leben führen will, ihr das freistehe, sie aber nicht das Recht habe, die Seele ihres Kindes zu Grunde gehen zu lassen, was in so schlechter Gesellschaft unfehlbar geschehen müßte." Und er eilte zu ihr und sprach viel und eindringlich über ihre Pflichten als Mutter und über die Sünde, die sie begehen würde, wenn sie den Ausweg, den ihr die Gnade Gottes und die guter Menschen geöffnet, verschmähen und ihren Sohn noch ferner unter wilde und ruchlose Leute bringen würde. „Er muß ja unvermeidlich unter ihnen Schiffbruch lei-

den", rief der gute Mann mehr als einmal, indem er mitleidige Blicke auf die Thüre des Nebenzimmers warf, in welchem sein kleiner Patient sich befand. Dann fuhr er mit demselben Eifer fort:

„Aber auch Sie dürfen nicht zu Ihren bösen Verwandten zurückkehren, denn auch Ihre Seele soll gerettet werden." „Ich muß auf jeden Fall bei meinem Bruder bleiben, denn ich habe es ihm heilig versprochen, hoffe jedoch trotzdem meine Seele zu retten und vielleicht auch die seinige, wenigstens will ich nichts unterlassen, was zu seinem Seelenheile dienen könnte, und deshalb schon", sprach sie fest, „darf ich nicht von ihm gehen." „Thorheit das, was für eine Bekehrung wollen Sie mit einem so eingefleischten Sünder und Diebsgesellen vornehmen?"

„Christus ist auch für ihn gestorben und daher ist er nicht aufzugeben", antwortete die Frau mit Sanftmuth, „übrigens", fuhr sie im selben Tone fort, „müßte ich meine Pflicht thun, selbst wenn gar keine Aussicht auf Erfolg da wäre; denn das Vollbringen kömmt von Gott, und seiner Barmherzigkeit können keine Schranken gesetzt werden. Was aber das Hierbleiben des Knaben anbelangt, so ist das etwas Anderes. Ich muß Ihnen darin recht geben und mich von ihm trennen; es war ein Unrecht und eine große Schwäche, daß ich nicht gleich auf das großmüthige Anerbieten seiner und meiner Wohlthäter einging; da ich aber dieses einsehe, ist auch mein Entschluß gefaßt, ich werde in einigen Tagen von dem einzigen Wesen scheiden, das ich liebe und das an mir hängt, aber Corisaro darf es nur durch mich und das im letzten Augenblicke erfahren. Jetzt jedoch möchte ich allein bleiben", fügte die arme Frau in solcher Seelenangst hinzu, daß der Arzt kein Wort mehr zu sprechen wagte, sondern schleunigst das Zimmer verließ, in dem Coram sich nun unbeachtet dem heftigsten Schmerze überlassen konnte.

XXIII. Kapitel.

Corisaro's Uebersiedlung nach Mauerhof und Ottiliens Tagebuch.

Als Graf Jörgen Ende Juli Frau und Tochter aus Rauhenstein abholte, um sie nach Franzensbad zu führen, wo er den Rest des Sommers verbringen wollte, hatte Coram schon seit acht Tagen das Schloß verlassen, um sich, man wußte nicht wo, mit ihrem Bruder zu vereinigen. Den Sohn aber hatte sie den Tag vorher mit tausend Thränen der Obhut des Baron Ronberg anvertraut. Der Knabe, der sich anfangs durchaus nicht von der Mutter hatte trennen wollen, verstand sich endlich dazu, aber das nur nach einem langen Gespräch mit ihr, von welchem man jedoch nichts erfahren, außer, daß sie ihm versprochen, bald zu ihm zurückzukehren. Auch war ihm die Wahl überlassen worden, ob er die Zeit ihrer Abwesenheit bei Gräfin Rüdiger oder bei Baron Ronberg zubringen wolle. Ehe er sich jedoch zu irgend etwas entschlossen, hatte er gefragt, ob Ottilie wohl in Rauhenstein zu bleiben habe und als er erfahren, daß sie in einigen Tagen fort und nach Franzensbad gehen würde, hatte er sich für das Haus des Barons entschieden und war ziemlich gefaßt mit ihm nach Mauerhof gezogen, von wo er mit seinem Beschützer häufige Besuche in Rauhenstein machte.

Seine ganze Art und Weise hatte sich seit dem letzten langen Gespräche mit der Mutter in Vielem sichtlich verändert; er war bedeutend ernster und ruhiger geworden, freute sich weniger, wie ehemals, über jede Kleinigkeit, betrübte sich aber auch minder über unwichtige Dinge. Deshalb rührte auch Ottilien seine

unverholene Freude sehr, als Baron Ronberg ihm in ihrer Gegenwart mittheilte, daß auch er nach Franzensbad gehen und ihn dahin mitnehmen wolle. Gleich darauf jedoch bewölkten sich wieder des Knaben Züge und er sagte mit einem betrübten Lächeln. „Ach nein, ich vermag Sie nicht in's Bad zu begleiten. Herr Baron, denn meine Mutter könnte unterdessen hier oder in Mauerhof eintreffen, mich nicht finden und das wäre schrecklich!" „Wenn dieses wirklich geschähe", ergriff Gräfin Rüdiger das Wort, „würde ich Deine Mutter gleich nach dem so nahen Franzensbad bringen lassen. Gehe also ruhig dahin, mein Sohn, wo Du Dich noch während einer Zeit der Anwesenheit Ottiliens erfreuen kannst."

So wurde es denn abgemacht, daß der Baron in den ersten Tagen des August sich mit seinem Schützlinge ebenfalls in das Bad begeben würde; vorher aber wollte er sich um einen guten Hofmeister für denselben umsehen. Diesen sollte er auch, früher als er gehofft hatte, in der Person eines jungen Jesuiten finden, der ihm von seinem Provinzial empfohlen worden und ihm in wenigen Wochen nach Franzensbad folgen sollte. So standen die Dinge, als Baron Ronberg in das Bad ging, wo er zu seiner Freude die Familie Jörgen, zu der sich jetzt auch die Söhne gesellt, gesund und heiter wiederfand.

Von diesem Wiedersehen schreibt Ottilie vom achten August Folgendes in ihrem Tagebuche: Baron Ronberg und Corisaro sind seit gestern Abends hier und besuchten uns heute früh. Wie hat sich doch der liebe Knabe gefreut, meine Mutter und mich wiederzusehen! Der Vater aber, der ihn kalt und steif behandelt, schüchtert ihn gewaltig ein. Meine ältesten Brüder bemerken ihn fast gar nicht, aber wenn dieses doch einmal geschieht, sind sie ziemlich freundlich, und imponiren ihm schon viel weniger. Doch der sanfte Alfred, der ihm gleich

bei der ersten Bekanntschaft mit herzlichen Worten die Hand reichte, scheint seine Zuneigung ganz für sich gewonnen zu haben, denn Corisaro sagte mir beim Weggehen: „O, Ihr jüngster Bruder ist eben so gut und schön, wie Sie, Comtesse Ottilie." Das gute Kind täuscht sich, denn Alfred ist um so viel besser und auch — aber schön bin ich ja gar nicht, kaum hübsch zu nennen; o nein, auch das nicht einmal; denn mein Spiegel, in den ich soeben unwillkürlich blickte, sagt mir, daß meine braunen Augen eine unliebsame Farbe haben, und daß ein bleicherer Teint (meine Wangen haben sich wirklich bei der guten Großmama zu roth gefärbt) viel interessanter aussehen würde. Doch das Alles ist Unsinn und ich weiß wirklich nicht, wie ich auf dergleichen komme.

Um jedoch zu Corisaro zurückzukehren, muß ich gestehen, daß ich mit dem Entschlusse des Barons, ihm Adel und Titel zu kaufen, nicht einverstanden bin; mehr damit, daß er beabsichtigt, ihn zu adoptiren und des Knaben Abkunft geheim zu halten; denn in der That, wie könnte ein Zigeunerkind sein Glück in der Welt machen? Aber ein Unadeliger, besonders wenn er einen guten Namen hat, adelige Gesinnungen hegt und Verstand besitzt, wie dieser arme Knabe, warum sollte der nicht auch als Bürgerlicher seinen Weg in der Welt machen können? Ist dieses doch so Vielen vor ihm gelungen, und wenn's Ihm gelingt, wird es dann auch nur seinen Verdiensten zuzuschreiben sein, und diese Genugthuung möchte ich gerne meinem kleinen Freunde nicht genommen sehen.

Nun, der Baron ist anderer Meinung und will aus lauter Liebe und Güte Ehren über den Schützling häufen, der sein Herz mit Sturm erobert hat. Er mag Recht und ich Unrecht haben. Ach, was ist es doch für ein edler Mann, dieser Baron Ronberg, und zugleich ein sehr, sehr angenehmer Gesellschafter. Mit ihm ver-

geht Einem die Zeit wirklich auffallend schnell. Meine Brüder, die ihn heute zum ersten Male gesehen, waren seines Lobes voll und beabsichtigen, ihn während ihres Urlaubes viel aufzusuchen. Das freut mich für sie, da sie nur von ihm lernen können.

Auch sie haben, wie mir scheint, einen freundlichen Eindruck auf ihn gemacht, was ich natürlich finde, da sie sich sehr zu ihrem Vortheile verändert. Paul ist schon bei weitem weniger störrisch und einsilbig, Felix minder spöttisch; in Alfred's Art zeigt sich mehr Selbstständigkeit und Festigkeit, und alle diese günstigen Eindrücke prägen sich auf den Gesichtszügen der Betreffenden aus. Denn Pauls Blicke sind lebhafter und ausdrucksvoller, besonders (wie mir scheint), wenn er sie auf Bertha Strand richtet, die zu meiner Freude die ganze Badesaison mit ihrer Mutter und Cousine hier zubringt. Felix's Mund lächelt nicht mehr so höhnisch, sondern manchmal sogar recht freundlich, und aus den Zügen meines Alfred leuchtet Muth und eine Festigkeit, wie ich sie früher nie bei ihm gekannt, und so, Gott sei es ewig gedankt, hat sich denn Alles gut und glücklich gestaltet, viel besser, als ich es in so kurzer Zeit erwarten durfte. Ja, da sieht man doch wieder, welch' ein guter Vater über uns waltet!

10. August. Baron Ronberg besucht uns mit seinem Sohne (wie er schon Corisaro nennt) alle Tage. Er erzählt hübsch von seinen verschiedenen Reisen, besonders spricht er mit Begeisterung von Rom und seiner Audienz beim heiligen Vater. Als mein Vater das hörte, fragte er ihn, ob er nicht in der Weltstadt mit Willibald zusammengekommen sei? „Freilich wohl", antwortete er lebhaft. „Ich habe ihn vielfältig in der römischen Gesellschaft gesehen und sogar das Vergnügen gehabt, die nähere Bekanntschaft dieses interessanten jungen Mannes zu machen." Und nun sprach er so warm und anerkennend von Schöndorf, daß mein Vater

sich veranlaßt sah, ihm dessen letzten Brief vom 30. Juli mitzutheilen.

Man sah, daß er sich für Alles, was dieser enthielt, lebhaft interessirte und demselben eben so beistimmte; nur in einem Punkte theilte er nicht seine Meinung, und der betrifft die Freimaurer. Er hält diese Gesellschaft nicht allein für harmlos, sondern auch für sehr wohlthätig. Mein Vater und die zwei ältesten Brüder waren ganz seiner Ansicht, Alfred mischt sich nie in das Gespräch älterer Leute, ich glaube auch gar nicht, daß er auf dieses hörte, so beschäftigt war er mit seinem lieben Corisaro. Meiner Mutter schwache Stimme, sowie die meinige, ermangelten zwar nicht, sich zu Willibald's Meinung zu bekennen, richteten aber nichts aus, sondern zogen nur meiner Mutter und mir seitens meines Vaters einen strengen Blick und eine scharfe Rüge zu. Mein Gott, er hegt doch nicht immer noch den Plan, Freimaurer zu werden! Seine ganze Art und Weise aber deutete leider auf so viel Sympathie für die geheimen Gesellschaften, daß ich mich gar nicht wundern würde, wenn er einst zu denselben gehörte. O, ich will beten, damit der Herr dieses Unglück verhüte! Und Baron Ronberg denkt wie er. Ach, das ist mir ein wahrer Kummer!

Als ich das jedoch heute dem Mütterchen sagte, bemerkte sie mit einem Anfluge von Unmuth: „Was hast Du denn so für den fremden Mann zu sorgen!" Ich aber wurde feuerroth, stammelte irgend etwas, ich weiß nicht mehr was, indem ich beschämt das Gemach verließ. Wie dumm von mir, konnte ich denn nicht erwidern, daß, da er ein Kind Gottes ist, ich mich nothwendig auch für sein Seelenheil zu interessiren habe? Ach, ich sehe wohl ein, daß ich, wie die Franzosen meinen Fall ganz richtig bezeichnen würden, nur l'esprit de l'escalier besitze; aber jetzt will ich auch den haben,

das warme Zimmer, das mich ganz heiß gemacht, mit der kühlen Luft des Gartens zu vertauschen.

14. August. Niemand kann dem Geiste Anderer mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als Baron Ronberg. Wieder ein Beweis, daß er selbst geistreich ist; denn nur Diejenigen (meine ich), die viel Geist haben, vermögen den der Andern richtig zu beurtheilen und ganz ohne Neid hervorzuheben. Diese Tugend habe ich noch gestern auf der Promenade, als wir Herrn Lehmann begegneten (der jetzt Professor an der Berliner Universität geworden), so recht an ihm erkannt. Wie freute er sich, den achtungswerthen Mann, mit dem er studirt hat, wiederzufinden, und wie anerkennend sprach er nicht von seinen Talenten und seinem Wissen, als dieser von uns gegangen war. Auch ich hätte mich dieser Begegnung erfreut, wenn meine armen Eltern, sowie Paul und Felix, nicht bei seinem Anblicke sehr beschämt und fassungslos ausgesehen und mir dadurch die alte, schmachvolle Geschichte in's Gedächtniß zurückgerufen hätten. Da fingen denn auch mir die Sohlen an unter den Füßen zu brennen und ich wäre am Liebsten mit verhülltem Gesichte davon gelaufen. Ach, daß sich ein so dunkles Kapitel in unserer Familiengeschichte findet. Arme Eltern, *sie* dauern mich am meisten, denn sie fühlen gewiß am tiefsten der Brüder Schmach!

18. August. Corisaro ist plötzlich aus seiner heiteren Laune in eine schwermüthige, ja finstere verfallen, ohne jedoch weder seinem Pflegevater noch der Mama oder mir seinen Kummer anzuvertrauen. Wir glauben aber, daß er im Geheimen Nachricht von seiner Mutter erhalten, denn man hat vor ein paar Tagen einige Zigeuner hier herumstreifen sehen. Vielleicht fand er, dessen Hofmeister erst in acht Tagen ankömmt, sogar Gelegenheit, mit ihr, die sich, wie es scheint, vor uns verborgen halten will, unbeachtet zu sprechen; denn er genießt viel Freiheit, da der Baron seiner zahlreichen

gesellschaftlichen Beziehungen wegen, den Knaben nicht so sorgfältig überwachen kann, als er es wohl gerne möchte, so daß es demselben, wenn er es wollte, leicht werden würde, sich auf eine oder zwei Stunden aus dem Hause wegzustehlen.

Armes Kind, die Nachrichten, die er von seiner Mutter erhalten, müssen trauriger Natur sein, denn man sieht ihn fast immer mit Thränen in den Augen und gesenkten Hauptes einherschleichen; was jedoch uns Alle gleich Anfangs am meisten in Erstaunen setzte, war, daß er sich nicht mehr wie früher weigert, sich von dem Baron adoptiren zu lassen und dessen Stand und Namen anzunehmen. Doch das Räthsel löste sich gestern, als dieser ihm, wie er uns erzählte, seine Zufriedenheit darüber aussprach; denn da warf sich derselbe schluchzend in seine Arme, indem er rief: „Ich habe ja keinen Grund mehr, mich zu weigern, Ihr Sohn zu werden, da meine Mutter mich nicht mehr abholen wird, und mich auf immer Ihrer Güte überläßt."

Als nun aber der Baron, um Näheres zu erfahren, anfing ihn auszuforschen, hatte der Knabe gebeten: „Vater (er gab ihm zum ersten Male diesen süßen Namen), ich darf nichts mehr sagen, die Mutter hat es mir verboten!" „Ich will Dich auch nie mehr darüber befragen", entgegnete Baron Ronberg liebevoll, „nur in Zukunft darfst Du kein Geheimniß mehr vor Deinem Vater haben." Corisaro sagte ihm dieses auch auf eine für sein Alter feierliche Weise zu. Das Kind ist wirklich höchst interessant, dieser Meinung sind Alle, die ihn kennen, immer mein Vater ausgenommen, der mit einer Art Widerwillen ihn behandelt und von ihm spricht. Ach, was würde er erst sagen, wenn er erführe, daß dieser nichts als ein armer Zigeunerknabe ist! Hoffentlich erfährt er es aber nie, denn sonst würde er ihm, trotz seiner Freundschaft für Baron Ronberg, sicher

unser Haus verschließen oder wenigstens nicht zugeben, daß Alfred so viel mit ihm verkehre. Daher verhüte Gott, daß er jemals das Geheimniß des Armen erfahre!

20. August. Herr Lehmann machte uns gestern seinen ersten Besuch. Es ist edel von ihm, so schön zu verzeihen, doppelt edel aber ist die Weise, in der er von Neuem in Beziehung zu uns getreten. Denn er scheint so ganz das Unrecht, das man ihm gethan, vergessen zu haben, daß mein Vater wie auch die Brüder bald alle Verlegenheit ablegten. Nur meine arme Mutter blieb gedrückt und ich befangen bis zum Ende seines Besuches. Heute aber, als wir uns am Brunnen wiedersahen, ging es schon bei weitem besser. Er fragte mich viel und mit großem Interesse über Miß West aus. Ach, warum ist er nicht Katholik, da könnte sich vielleicht eine hübsche kleine Hochzeit arrangiren lassen. Ich theilte diesen Gedanken Alfred mit, der lachend äußerte, daß er seine Bekehrungspläne für den früheren Hofmeister noch immer nicht aufgegeben und heute schon gegen dessen Glauben zu Felde ziehen wolle. Gott segne seine Bemühungen!

XXIV. Kapitel.

Der Mutter Sorgen.

Gräfin Jörgen an Gräfin Rüdiger.

Franzensbad, 26. August 1823.

Geliebte Mutter! Mein Herz ist schwer, denn ich habe allerlei Sorgen, die ich Deiner mütterlichen Brust anzuvertrauen mich sehne. Es ist gewiß sehr selbstisch von mir, diese üblen Dinge mit Dir theilen zu wollen;

aber Du hast mir ja empfohlen, Dir nichts von dem, was mich drückt, vorzuenthalten, und so kann ich denn der Versuchung nicht widerstehen, mein Herz durch eine vertrauliche Unterredung mit Dir zu erleichtern. Das, was mich am meisten quält, würde vielleicht jede andere Mutter erfreuen und beglücken. Ich aber kann nicht anders, als mit Furcht der nahen Zukunft meiner geliebten Tochter entgegensehen, obwohl sie, wie schon gesagt, andern Augen glücklich und wünschenswerth erscheinen dürfte; denn der begabte, reiche und schöne Baron Ronberg liebt meine Ottilie und möchte um ihre Hand werben. Auch sie ist ihm leider, wie mir scheint, keineswegs abgeneigt. Armes, gutes Kind, ihr entschlüpft mir gegenüber oft etwas, das von großem Interesse für ihn zeugt und mich daher so unangenehm berührt, daß ich diese Aeußerungen nicht immer, wie ich es doch sollte, mit der gehörigen Milde anhöre, sondern mehr als einmal das liebe Mädchen durch eine scharfe Rüge eingeschüchtert habe. Ach, ich fühle es wohl, das ist nicht die Art, mir ihr Vertrauen, nach dem ich mich doch so gesehnt und das sie mir jetzt auch stets beweist, zu erhalten. Doch gleicht das Gefühl, das mir Ronberg einflößt, so ganz der Abneigung, daß mich schon der bloße Gedanke, meine Tochter an ihn vermählt zu sehen, wahrhaft unglücklich macht.

Dieses muß er mir heute Früh auch angemerkt haben, als er auf unserer täglichen Promenade den Augenblick benützte, wo mein Mann und die Kinder (ich weiß nicht aus welchem Grunde) ein wenig zurückgeblieben waren, um mich um eine geheime Unterredung zu bitten, von der, wie er sagte, sein ganzes Lebensglück abhängt. „Weiß mein Mann etwas davon?“ fragte ich sehr befangen, denn ich konnte mir denken, was er mir zu sagen habe. „Noch nicht, da meine Verehrung für Sie Frau Gräfin es mir wünschenswerth macht, meine

Bitte vor allen Dingen Ihnen, der Mutter, vorzutragen."

Da aber diese nur eine um meiner Tochter Hand sein konnte, so ergriff mich eine solche Angst, daß ich bat: „O, geben Sie Ihre Plane auf!" Dann eilte ich zu Ottilien, steckte meinen Arm durch den ihrigen, wie um sie von einem Ort zu entfernen, wo man sie mir mit Gewalt entreißen könnte, und war im Begriffe mit ihr nach Hause zurückzukehren, als mir einfiel, daß der Baron sich dann ungestört an meinen Mann wenden könnte, der ihm, wie ich Grund zu fürchten habe, weder Unterredung noch Bitte abschlagen würde. Daher blieb ich und beobachtete ihn scharf, denn das durfte nicht geschehen, wenigstens nicht, bis ich mit Rudolf gesprochen und ihn angefleht, diese Partie auszuschlagen, die, wie ich fürchte, nicht zum Glücke unserer Tochter führen würde. Warum ich aber solche Besorgniß hege, kann ich mir eigentlich selbst nicht vollkommen erklären.

Zwei Dinge sprechen jedoch in meinen Augen bestimmt gegen den Baron: einmal seine Exaltation (denn exaltirt ist er, das ist gewiß) und da die Exaltation kein wahres Gefühl ist, sondern oft dieses ausschließt, so kann meine Tochter unmöglich mit ihm glücklich werden. Ueberdieß sind die Handlungen exaltirter Leute immer unüberlegt, folglich unklug; das hat seine Adoption des Zigeunerknaben, den er damit zugleich in seinen Stand erheben will, wieder einmal so recht bewiesen; denn wo wird Jemand, der von Zigeunern abstammt, und sei er noch so gebildet und mit Glücksgütern überhäuft, sich jemals eine angenehme Stellung in der großen Welt, in die er ihn doch führen will, erkämpfen können? Nein, das ist, da diese nur höchst selten ihre Vorurtheile aufgibt, nach meiner Ansicht unmöglich. Freilich beabsichtigt der Baron die Abkunft seines Schützlings geheim zu halten, aber das spricht wieder mehr für Exaltation als Ueberlegung;

denn wie kann er glauben, daß diese, die von mehreren Personen gekannt ist, lange verborgen bleiben wird, besonders da er ihn zu einem großen Herrn machen will und schon dadurch dem Neide und der Bosheit die Lippen öffnen wird, was auch nicht zu dem Glücke seiner Frau beitragen kann, die doch Mutterstelle an dem Knaben zu vertreten hätte.

Was mich aber an Baron Ronberg vollkommen irre macht und mir mehr als alles Uebrige mißfällt, ist, daß er die geheimen Gesellschaften in Schutz nimmt und von der Freimaurerei als von einer sehr wohlthätigen Einrichtung spricht. Sollte er wohl selbst ein Freimaurer und Ottilie vielleicht im Begriffe sein, sich mit solch' einem zu verloben, an den sie, wie ich fürchte, schon ihr Herz verschenkt? Sieh, Mutter, das ist ein entsetzlicher Gedanke, der mir jede Ruhe nimmt. Ach, warum konnte ich bis jetzt nicht einen einzigen Augenblick finden, um mit meinem Manne zu reden, der einen Besuch nach dem andern in seinem Zimmer empfängt! Jetzt aber will ich noch einmal zu ihm hinein und sehen, ob ich ihn nicht doch allein treffe, dann aber ihn beschwören, Franzensbad sogleich mit uns zu verlassen. O, er wird mich erhören, wenn er weiß, daß das Glück und die Ruhe seiner Tochter davon abhängen.

Einige Stunden später. Rudolf will nicht auf mich hören, nicht meiner Angst und meinen Vorstellungen, die er als Narrheit bezeichnet, nachgeben. Nein, er freut sich auf die Erklärung des Baron Ronberg und sehnt sich darnach, da er denselben hochschätzt und es eine brillante Partie nennt. Ach, ich hatte eine andere im Sinne und Herzen, die ich lange mit Liebe gehegt und die auch, wie ich bis jetzt geglaubt, uns Alle glücklich machen würde. Aber Gott in seiner Weisheit scheint mir Ronberg und nicht Willibald zum Eidam geben zu wollen; und so bleibt mir also nichts übrig, als stille zu halten und Ihm, dem Allgütigen Alles anheim-

zustellen, was ich übrigens auch gleich anfangs hätte thun sollen, da Gott allmächtig und ich nur ohnmächtig bin. Bete Herzensmutter für Deine Kinder, darum fleht

Deine Adolphine.

P. S. Die Sache mit Ronberg nimmt mich so in Anspruch, daß ich von meiner andern Sorge, der um meine Söhne, die sich zwar zu ihrem Vortheil verändert, aber doch noch lange nicht so sind, wie ich gerne möchte, gar nicht gesprochen, auch nicht gesagt, wie sehr der Anblick Herrn Lehmann's mich niederdrückt und beschämt.

Dieselbe an Dieselbe.

Liebe Mutter!

31. August 1823. Dein Brief, in welchem Du Baron Ronberg, den Du seit seinen Knabenjahren kennst, so sehr lobst, wie auch sein jetziges bescheidenes und zurückhaltendes Benehmen, das jedoch die Freundlichkeit nicht ausschließt, stimmen mich weicher gegen ihn, zumal da ich ein ganz anderes Betragen von ihm erwartet. Ich fürchtete nämlich, daß er trotz dem Schreck und Widerwillen, den mir seine bedeutungsvollen und wie er bemerken konnte, von mir so wohl verstandenen Worte einflößten, doch die Unzartheit haben könnte, sich an meinen Mann zu wenden, der, wie er aus dessen ganzen Art und Weise vermuthen muß, ihm die Hand der Tochter nicht abschlagen würde. Daß seine Zurückhaltung und das Schweigen über das, was ihm so sehr am Herzen liegt, ihm schwer wird, zeigt nur zu wohl die Trauer, die sich in allen seinen Zügen ausprägt und sich auch zu meinem Schmerz einigermaßen in denen Ottilien's widerspiegelt.

Ach, könnten wir oder würde er doch diesen Ort verlassen, dann dürfte ich noch hoffen, daß mein liebes Kind bald zu ihrer früheren Heiterkeit zurückkehren

würde, denn sie kennt ja Ronberg noch nicht so lange, daß es zu befürchten wäre, daß er, wenn man sie jetzt von ihm trennte, schon einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht. Mit Axel Golfström und mir war es etwas anderes, wir hatten uns viele Jahre gekannt und waren auch schon fünf Jahre verlobt, als — aber mir, einer verheirateten Frau kömmt es nicht zu, meine Gedanken, wenn auch nur für einen Augenblick, auf jener schmerzlichen Vergangenheit ruhen zu lassen. Nein, auf Ottilien will ich sie wieder zurückführen, deren Wohl und Wehe mich unablässig beschäftigt.

Du sagst, liebe Mutter, daß Du nicht meine Abneigung für Baron Ronberg begreifst, den ich doch auch seit seinen Knabenjahren kenne und von dem ich nie etwas Tadelnswerthes gehört. Ich antworte darauf, daß er mir niemals sympathisch gewesen, daß ich ihn frühe, nämlich als ich heiratete, aus den Augen verloren und seitdem weder Gutes noch Uebles von ihm erfahren. Mit Dir ist es eine andere Sache; Du standest in Verkehr mit seinen Eltern, konntest also auch während seiner Studienjahre von ihm hören und hast ihn in seinen Ferien beobachtet. Daß dieses glücklich für ihn ausgefallen, spricht auch in meinen Augen sehr für ihn. Dann aber ist er auch Dir, wie Du sagst, nach dem Tode seiner Eltern auf ein paar Jahre aus dem Gesichte entschwunden, nämlich während der Zeit seiner Reisen im Auslande.

Konnten denn aber diese ihn nicht mit Freimaurern zusammenführen, die seine Jugend und Unerfahrenheit benützt, um ihn in ihre Verbindung zu ziehen? Du verwirfst diesen Gedanken; ich aber kann ihn noch immer nicht von mir weisen, obwohl Dein Einwurf, daß, wenn er Freimaurer wäre, er sicher keinen Jesuiten zum Erzieher seines Adoptivsohnes gewählt, Eindruck auf mich gemacht. Besser gelang es Dir, liebe Mutter, meine, wie ich gern gestehe, vorgefaßte Meinung über seine

Exaltation zu bekämpfen. Du sagst, daß Du nie so etwas an ihm bemerkt und daß, wenn er auch jetzt auf eine zu vehemente und ungeschickte Weise Wohlthaten auf Corisaro häuft, diese nicht aus Exaltation, sondern aus dem guten Herzen eines poetischen Gemüthes entspringen, das, von Reue getrieben, das Unrecht gut machen möchte, das er in einem Augenblicke von Zorn einem armen verlassenen Knaben zugefügt.

Solch eine Definition ist auf jeden Fall christlicher als die meinige und sieht meiner theuern Mutter so ganz ähnlich, auch ist sie an mir nicht nutzlos vorübergegangen, und ich will gerne eingestehen, daß ich ungerecht geurtheilt. Trotzdem spricht noch immer etwas in meinem Herzen so stark gegen den Baron, daß ich meine Tochter lieber unverheiratet, als in ihr die Gattin desselben sehen möchte. Da sie aber, wie ich leider zu glauben berechtigt bin, ihr Herz schon halb an ihn verschenkt und das unglückliche Zusammenleben hier, dieses noch fester an ihn ketten muß, so habe ich mir vorgenommen, mich ganz passiv zu verhalten und (so schwer es mir auch wird) nichts gegen diese Partie einzuwenden. Gott füge Alles zum Besten, das ist das stete Gebet

Deiner Adolphine.

XXV. Kapitel.

Die Abreise aus Franzensbad.

Was die Abneigung Gräfin Jörgen's gegen Baron Ronberg gesteigert, war, daß sie ihn unwillkürlich fortwährend mit Willibald verglichen, den sie schon bei seinem ersten Besuch in Schloßhausen mehr als einmal in Gedanken als Eidam begrüßt; auch hatte sie seitdem, da sie seine brüderliche Zuneigung für die Tochter anders und ihren Wünschen gemäß auslegte, diesen Plan

nie ganz aufgegeben, und selbst damals nicht aus den Augen verloren, als sie bei seinem zweiten Besuche ihn in ihrer Indolenz und bittern Stimmung kalt und scheinbar gleichgiltig empfangen; ja sie hätte ihn gewiß besser behandelt, wenn sie ihn nicht schon zu jener Zeit als ein Mitglied der Familie betrachtet, mit dem sie sich nicht zu geniren hatte; und zu geniren liebte sie sich damals eigentlich eben so wenig, als ihr Gatte, für den sie es freilich oft that, doch immer nur gezwungen.

Jetzt aber, wo sie sich häufig in der Selbstverläugnung übte, indem sie sich bestrebte, ihre noch oft so rebellischen Gefühle Gott aufzuopfern und Alles zu seiner größeren Ehre zu thun, bemühte sie sich, nicht allein das Gefühl des Widerwillens gegen den Baron, das sie der Ungerechtigkeit zieh, zu überwinden und ihm beständig ruhig und freundlich entgegenzutreten, sondern auch ihren Lieblingsplan für die Tochter mit vollkommener Ergebung Gott aufzuopfern, welcher, wie sie wohl wußte, deren Zukunft zu ihrem Besten lenken würde. Baron Ronberg jedoch, der durch Gräfin Jörgens vor Kurzem noch so schroff abwehrende und ängstliche Weise eingeschüchtert und tief verletzt war, fühlte sich durch ihre jetzige nicht genug aufgemuntert, um von Neuem eine Annäherung zu versuchen, weil er fürchtete, daß er dann, von seinen Gefühlen hingerissen, sich zu einer Erklärung verleiten lassen dürfte, die zu einer abschlägigen Antwort seitens der Mutter führen könnte; und obwohl er sich der Zuneigung Ottilien's schmeicheln durfte und der Zustimmung des Vaters gewiß sein konnte, fiel es ihm doch nie ein, sie gegen den Wunsch der Mutter heimführen zu wollen. So kam es denn, daß er trotz der unverkennbaren Ermunterungen des Grafen Jörgen und der erstaunten Blicke seiner Tochter, in denen er manchmal einen Vorwurf zu lesen glaubte, doch die Zurückhaltung beibehielt, die er seit dem Gespräche beobachtet, dessen Gräfin Jörgen in ihrem

Briefe an die Mutter erwähnt, und daß er auch gegen Mitte September mit dem Adoptivsohne Franzensbad verließ, ohne das entscheidende Wort, das sein und Ottiliens Schicksal besiegeln sollte, ausgesprochen zu haben.

Diese seine so diskrete Handlungsweise gewann ihm immer mehr Gräfin Jörgen's Achtung und selbst ihr Interesse, besonders da sie sich vorwarf, ihn durch ihre Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit gekränkt zu haben. Bei ihrem Mann fand aber des Barons Handlungsweise nur harten Tadel, den er auch seiner Frau gegenüber, als jener seine Abschiedsvisite gemacht, in folgender Weise aussprach:

„Ach, was habe ich mich doch in diesem Menschen getäuscht! Ich hielt ihn wirklich für einen braven, jungen Mann, dem ich selbst meinen reichsten Schatz, das heißt meiner Tochter Hand, auf die er doch Absichten zu haben schien, nicht abgeschlagen hätte; aber jetzt sehe ich wohl ein, daß er auch zu den vielen albernen Laffen gehört, die sich mühen, den jungen Mädchen etwas in den Kopf zu setzen, vielleicht wohl gar ihr Herz zu erobern, um sich dann über sie lustig zu machen. Jedoch mit unserer Ottilie, das weiß ich gewiß, ist ihm das nicht so gut gelungen; sie ist zu klug, um ihr Herz an solch einen Tropf zu verschenken", und nun ließ er sich lang und breit über die Klugheit seiner Tochter und über die Dummheit des Barons aus, ohne doch zu bemerken, so groß war seine Eigenliebe, daß er dadurch über seine eigene Kurzsichtigkeit den Stab brach.

Seine arme Gattin aber seufzte kummervoll, da sie besser Ottilien's Herz errathen, das nicht so gleichgiltig, wie der Vater wähnte oder zu wähnen vorgab, beim Abschiede des Barons geschlagen; denn ach, dafür zeugten ja ihre bleichen Wangen und ihr trübes Lächeln, das der Mutter besonders wehe that, da sie sich, wie wir schon gesehen, vorwarf, Ronberg durch ihr schroffes Wesen abgestoßen und fortgetrieben zu haben.

O wie gern hätte sie jetzt, wo sie deutlicher denn je einsah, daß er ihrer Tochter nicht gleichgiltig war, diesen zurückgerufen.

Da dieses aber denn doch nicht möglich war, so wollte sie wenigstens Alles thun, um durch die aufopferndste Liebe das Herz ihres armen Kindes zu trösten und zu heilen. Auch der Vater, dem zuletzt die Niedergeschlagenheit der Tochter nicht ganz entging, wollte diese zerstreuen, indem er seiner Familie einen Reiseplan vorschlug, der sie Alle (die Söhne sollten auch mit, da ihr Urlaub erst in vierzehn Tagen ablief) an die malerischen Ufer des Rheins führen sollte, und auf den sie aus verschiedenen Gründen gerne eingingen. So verließen denn fast zur selben Zeit alle unsere Bekannten Franzensbad, denn Baronin Strand kehrte mit ihren jungen Mädchen nach Hause zurück und auch Gustav Lehmann machte sich auf, um das Versprechen zu erfüllen, das er seinem Universitätsfreunde, Baron Ronberg, gegeben, nämlich ihn in Mauerhof zu besuchen.

XXVI. Kapitel.

Allerlei aus Rauhenstein.

„Der arme Baron Ronberg sieht recht bleich und niedergeschlagen aus", sagte Miß West zu Gräfin Rüdiger, indem sie von der Veranda aus diesem nachblickte, der jetzt mit Corisaro davonritt. „Was mag ihm nur in Franzensbad begegnet sein?" fuhr sie gedankenvoll fort. „Sicher nichts Gutes, denn ich habe ihn noch nie moralisch und physisch so gedrückt gesehen, als während des heutigen Besuches." „Ich auch nicht", und Gräfin Rüdiger seufzte, denn sie kannte ja die Ursache des Kummers, der sich so deutlich auf des jungen Mannes Gesichte ausprägte. Dann aber fügte sie rasch

hinzu, da sie nicht der Engländerin ihre Bewegung bemerken lassen wollte:

„Dafür sieht aber sein Pflegesohn desto blühender, wenn auch noch ernster aus, als damals, da er uns verließ." „Ach seinen Ernst begreife ich wohl, auch kann ich mich ganz in seine Lage versetzen, denn hat er nicht eine gute und fromme Mutter verloren, die ihn trotz des armseligen und unstäten Lebens, das sie führen mußte, christlich erzogen und die ihm sein jetziger Titel und künftiger Reichthum gewiß nie ersetzen können?" sprach Miß West trübe lächelnd, denn sie mußte ja in diesem Augenblicke an ihre eigene so geliebte und früh verstorbene Mutter denken. Gräfin Rüdiger, die sie verstand, reichte ihr mit einem theilnehmenden Blicke und mit den Worten: „Armes Kind", freundlich die Hand, die jene zärtlich faßte, indem sie sagte: „Ja ich vermisse schmerzlich meine dahingeschiedene Mutter, und doch ist mein Schicksal lange nicht so hart, wie das vieler anderer Waisen, da ich Sie, theure Gräfin, die mir eine zweite Mutter sind, gefunden habe."

„Ihre freundlichen Worte thun mir wohl, liebe Bessy, denn sie sagen mir, daß ich in Ihrem Leben, das ich so gern verschönern möchte, ein kleiner Trost bin." „Ein großer, ein unendlicher!" und Bessy West drückte die Hand ihrer Beschützerin mehrmals an die Lippen. Dann aber ihre Rührung unterdrückend, brachte sie das Gespräch wieder auf Corisaro und dessen Mutter, indem sie sagte: „Ist es aber nicht seltsam, daß Coram's Vater, der ein wohlhabender Pächter gewesen, eine Zigeunerin geheiratet, und daß diese, obwohl sie die Taufe empfangen und auch anscheinend eine gute Christin geworden, doch so thöricht und undankbar sein konnte, ihren Mann und ihre Kinder nach einer zehnjährigen glücklichen Ehe zu verlassen, um zu ihrer Bande zurückzukehren und auch zugab, daß ihr Sohn ein Jahr später, von ihrem Bruder verlockt, sich von Vater

und Schwester trennte, um mit ihr ein Vagabundenleben zu führen?"

„Ja, das ist eine traurige Geschichte, meinte die Gräfin, „die die arme Zigeunerin jedoch, wie Coram uns erzählt, auf ihrem Sterbebette bitter bereut hat, und insofern gut zu machen suchte, daß sie den Sohn ermahnte, zum Vater zurückzukehren, was dieser auch, aber leider nur für kurze Zeit gethan, da, wie seine Schwester mir sagte, die wilden Gewohnheiten des unstäten Zigeunerlebens ihn bald wieder hinausgetrieben." „Wie aber Coram es jemals vermocht, ebenfalls das Nomadenleben mit ihm zu theilen, begreife ich nicht", sprach die Engländerin unmuthig den Kopf schüttelnd. „Darüber hat sie sich freilich nie näher erklären wollen, nur Eines hat sie mir mehr als einmal versichert, nämlich, daß ihr Vater (und, wie ich aus ihren Reden vermuthe, auch der Corisaro's) schon todt waren, als sie diesen Schritt gethan."

„Und Letzterer war natürlich auch ein katholischer Christ, da der Knabe es ist." „Freilich wohl und den Beweis davon, nämlich den Taufschein von Corisaro Gortschiko, wie unser kleiner Freund ehemals geheißen, hat Baron Ronberg, wie er mir noch heute erzählte, in Franzensbad auf heimliche Weise erhalten, da er ihn eines Abends in seiner Rocktasche gefunden." „Alle diese Heimlichkeiten wollen mir gar nicht gefallen und bringen mich auf allerlei Gedanken", meinte die ehrliche Miß West. „Mich auch und da dieselben nicht angenehm sind, so lassen wir lieber diesen Gegenstand fallen und beschäftigen uns mit dem Gaste, den wir morgen zu erwarten haben." „Und dieser wäre?" „Professor Lehmann, der heute Abends nach Mauerhof kömmt und den der Baron uns morgen bringen will; ich freue mich wirklich, die Bekanntschaft dieses gescheiden Mannes zu machen."

Hier hielt die Gräfin inne, so erstaunt war sie über die dunkle Röthe, die sich plötzlich über Miß West's Gesicht und Nacken verbreitete, gleich darauf aber einer Todtenblässe wich. Ihr Erstaunen dauerte jedoch nicht lange, da sie der fünfundzwanzig Jahre der Engländerin gedachte, wie auch, daß diese eine hübsche Zeit unter einem und demselben Dache mit dem jungen, liebenswürdigen Sachsen gelebt hatte. Sie machte aber keine Anmerkung, um das junge Mädchen nicht noch mehr in Verlegenheit zu setzen, nahm sich jedoch vor, sie bei der Ankunft des Gastes zu beobachten, um über ihre Gefühle mehr Klarheit zu erlangen.

Als nun dieser den folgenden Tag mit seinem Freunde in Rauhenstein erschien und Miß West mit unverkennbarer Bewegung begrüßte, empfing sie ihn mit so ruhiger Freundlichkeit, daß Gräfin Rüdiger versucht war, zu meinen, daß die Gemüthsbewegung, die sie Tags zuvor bei der Ankündigung seines Besuches an ihr wahrzunehmen geglaubt, entweder nur ein Spiel ihrer Einbildungskraft gewesen, oder auch gar nicht Herrn Lehmann gegolten.

Dem war aber nicht so, denn die arme Gouvernante, die in Schloßhausen mit viel Ungerechtigkeit und Stolz behandelt worden, hatte sich nicht erwehren können, dem biedern und für sie so zuvorkommenden jungen Mann, der ihre schwierige Lage ganz zu verstehen schien, erst freundliche Theilnahme zu schenken, aus der später, als sie bemerkte, daß sie ihm nicht gleichgiltig war, ein wärmeres Gefühl erwuchs.

Doch hatte sich ein jedes von ihnen bemüht, seine Gefühle zu unterdrücken und da dieses ihnen nicht gelang, wenigstens dem Andern zu verbergen, weil, wie sie einsahen, Stellung und Religion eine Schranke zwischen sie gestellt, die jedoch Herr Lehmann jetzt zum größten Theile gefallen wähnte. Denn er durfte ja nun seiner Gattin zwar eine bescheidene, aber ehrenvolle Stellung

in der Welt anbieten und hoffte zugleich die Scheidewand, welche die Religion noch aufrecht hielt (da er sie doch auch in seinem Herzen, das sich ehemals gegen die gemischten Ehen gesträubt, überwunden), auch bei ihr, bei der er dieselben Bedenken vermuthete, fallen zu sehen. Dieser Wunsch und diese Hoffnung hatten ihn auch die Einladung des Freundes annehmen lassen. Jetzt aber, wo er vor ihr stand und in das geliebte, etwas bleiche, aber doch immer ruhige und heitere Gesicht blickte, schwand die Hoffnung immer mehr in seinem Herzen, ohne daß er sich doch Rechenschaft geben konnte, warum, so daß er von einem Tage zum anderen die Frage verschob, die ihm doch beständig auf den Lippen schwebte und die sein Schicksal besiegeln sollte.

XXVII. Kapitel.

Das Gespräch mit dem Jesuiten.

„Was hat Sie denn so verstimmt, lieber Freund?" fragte Baron Ronberg Herrn Lehmann, als dieser einsilbig und augenscheinlich in der übelsten Laune neben ihm dahintrabte. „Sie haben wahrhaftig noch nicht drei Worte mit mir gewechselt, seitdem wir Rauhenstein verlassen, das heißt seit einer Stunde, denn sehen Sie, da liegt ja schon Mauerhof vor uns." Hier hielt der Baron inne, wie um eine Antwort zu erwarten. Als ihm aber diese nicht wurde, fuhr er in bittendem Tone fort: „Bitte, lieber Freund, sagen Sie mir, was Sie verstimmt, es kann doch in Rauhenstein nichts vorgefallen sein, das Sie verdrossen." „Und doch — und doch, aber es wäre unzart, mit Ihnen, der Sie gewiß auch so denken, darüber zu reden."

„Jetzt haben Sie mich ganz neugierig gemacht und nun muß ich durchaus wissen, um was es sich handelt, und was die Unzartheit anbelangt, das nehme ich

auf mich und spreche Sie ganz und gar von solch einer frei." „Nun so will ich Ihnen sagen, daß die Intoleranz der sonst so liebenswürdigen Miß West mich auf die unangenehmste Weise berührt hat, so daß ich fast geneigt bin, ihre Anschauung religiöser Dinge mehr dem Fantismus als der ruhigen Ueberlegung zuzuschreiben." „Aber ich erinnere mich doch nicht, daß sie etwas gesagt, das Ihnen so unangenehm auffallen konnte."

„Sie haben also nicht gehört, wie sie den Stab über die gemischten Ehen brach? In diesem Augenblicke schien es mir wahrlich, als hätte sie absichtlich Gehäßigkeit an den Tag legen wollen." „Ah, nun besinne ich mich, sie sagte, daß man unmöglich in einer gemischten Ehe glücklich sein könne, da in solch' einer mit der Zeit stets Unfriede oder Lauigkeit, wenigstens von einer Seite, eintreten müsse." „Nun und wie finden Sie diesen harten Ausspruch? Ist er nicht intolerant, lieblos, selbst fanatisch zu nennen?" „Ach, lieber Freund, ich begreife, daß diese Anschauung, an die Sie nicht gewöhnt sind, Sie verletzen mußte, obwohl sie mir, der ich in solchen Grundsätzen erzogen, nicht einmal aufgefallen ist." „Da haben wir's! Also auch Sie denken so, aber wo bleibt denn da die Gerechtigkeit und die christliche Liebe und worauf stützen Sie diese Grundsätze?"

„Lieber Gustav, in theologische Disputationen kann ich mich nicht einlassen; ich glaube, was man mich zu glauben gelehrt und theile die Ansicht der frommen Katholiken, die mich erzogen. Da ist jedoch Pater Walter, der Ihnen auf alle Ihre Fragen Rede und Antwort stehen wird", sagte der Baron, indem er am Eingange des Parkes das Pferd anhielt und rasch von demselben sprang. Dann die Zügel einem Diener zuwerfend, ergriff er Corisaro, der ihm mit dem Hofmeister entgegengekommen, freundlich bei der Hand, nickte dem Freunde, der nun ebenfalls abgestiegen,

lächelnd zu und schlug mit dem Knaben den Weg zum Schlosse ein.

Jener aber wandte sich an den Jesuiten, indem er verlegen sagte: „Der Baron meint, ehrwürdiger Vater, daß Niemand besser wie Sie, einige Zweifel beseitigen kann, die in meiner Seele aufgestiegen und die er wohl selbst gern durch Gegengründe bekämpfen möchte, jedoch zu lösen sich nicht stark genug fühlt, weßhalb er mich, wie schon gesagt, an Sie gewiesen." „Und sind Sie geneigt, mir diese mitzutheilen?" fragte der Jesuit in seiner milden, vertrauenerweckenden Weise. „Ja, wenn Sie selbe gütigst anhören wollen." Dann mit seinem Begleiter einen Weg einschlagend, der vom Schlosse ab und in die wilden Partien des Parkes führte, fuhr er nicht ohne Aufregung fort: „Warum ist die katholische Kirche so sehr gegen alle gemischten Ehen, selbst gegen die zwischen frommen und edlen Menschen, die ihre gegenseitigen religiösen Ansichten achten und einander in Erfüllung ihrer Glaubenspflichten gewiß nie hinderlich sein würden?" „Weil eine solche Ehe dem einen Theil ein heiliges, von Gott angeordnetes Sakrament ist, das ihn unauflöslich an den Gatten kettet und das Gott selbst vom Anfange der Welt eingesetzt, da er schon unserem Stammvater folgende Worte eingegeben:

„Das ist nun Bein von meinem Beine und Fleisch von meinem Fleische, darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen und sie werden zwei in einem Fleische sein", und Christus selbst sagt ja: „So sind sie also nicht mehr zwei, sondern ein Fleisch" und fügt hinzu: „Was demnach Gott verbunden, das soll der Mensch nicht trennen." Und wie heilig ihm dieses Sakrament ist, sieht man aus den Worten Pauli an die Epheser: „Ihr Männer liebet Euere Weiber, wie Christus seine Kirche geliebt und sich selbst für sie hingegeben hat", und auch:

„Dieses Geheimniß (sacramentum) ist groß, ich sage aber in Christo und in der Kirche.“ Dem protestantischen Theile dagegen, wenn er fromm ist, erscheint die Ehe zwar als eine heilige Handlung, nicht aber als Sacrament und daher auch nicht als unauflöslich. Auch bestreitet er vieles Andere, das dem katholischen Theile heilig, wie z. B. die Macht des Oberhauptes der Kirche, das doch Christus selbst eingesetzt, vier Sacramente, an die der katholische Gatte glaubt, dann die Verehrung und Fürbitte der Heiligen, sowie noch viele Dinge, die dem Anderen ehrwürdig und daher an's Herz gewachsen sind; und da unter diesen Umständen eine solche Ehe nur Unruhe, Zwistigkeiten oder Lauheit im Glauben hervorbringen kann, sieht die katholische Kirche diese nicht gern, verbietet sie jedoch auch nicht, wenn nur von protestantischer Seite der Revers ausgestellt wird, damit die Kinder einer solchen Ehe nicht des höchsten Gutes, nämlich unserer heiligen Religion, verlustig gehen.“

„Darin liegt ja aber eben die Intoleranz, warum soll die katholische Religion die allein Selig machende und das höchste Gut sein?“ „Weil sie allein diejenige ist, die alle Gnadenmittel zur Seligkeit in sich enthält.“ „Das ist ja aber die Täuschung, denn wir Protestanten haben diese auch“, erwiderte der junge Sachse mit einiger Schärfe. „Sehen Sie, Herr Lehmann, das würden Sie auch in der Ehe bei jeder Streitfrage zu Ihrer katholischen Frau sagen, die nun, wenn sie (wie es doch zu wünschen ist) fest an den Dogmen hielte, natürlich nicht Ihrer Meinung sein, dieselbe vielleicht sogar bestreiten würde, wodurch sie, wie ich es eben gethan, Ihre Unzufriedenheit erregen könnte, was, wenn sie selbst dann nicht nachzugeben vermöchte, Streitigkeiten herbeiführen dürfte, die mit der Zeit die Gatten entweder gegen einander erbittern oder wenigstens ihre Ueberzeugung erschüttern würden, wodurch der Eine oder

der Andere in Zweifel oder Lauigkeit verfallen müßte: und so hat Sie hoffentlich unser kurzes Gespräch einsehen lassen, daß die Kirche als gute Mutter recht hat, solche Verbindungen nicht zu wünschen." „Ich sehe nichts ein, als daß ich mich sehr unglücklich fühle." Bei den letzten leise ausgesprochenen Worten, die daher auch dem Jesuiten vollkommen entgingen, eilte der Professor rasch davon.

XXVIII. Kapitel.

Folgen des Gespräches mit Pater Walter.

Diese Nacht schlief Herr Lehmann wenig und sehr unruhig, denn das Gespräch mit Pater Walter hatte ihn mehr als er es sich selbst eingestehen wollte, beschäftigt und aufgeregt; nicht allein, weil er nach demselben noch deutlicher einsah, wie wenig Hoffnung ihm blieb, Miß West's Skrupeln beseitigen zu können, sondern auch, weil es in seinem Herzen Zweifel über seine bis jetzt für richtig gehaltenen Begriffe erweckte. „Denn", sprach er zu sich selbst, „wenn Gott wirklich die Ehe zum heiligen Sakramente erhoben, wie der Jesuit mir gesagt und auch durch Bibelstellen bekräftiget, die jedoch wir Lutheraner ganz übersehen, oder von denen wir wenigstens keine Notiz nehmen, so versteht es sich ja von selbst, daß sie unauflöslich ist und daß Luther unrecht gehabt, sie anders darzustellen, ihr den heiligen Stempel des Sakramentes von der Stirn zu reißen und sie in das Irdische herabzuziehen, indem er ihr ihren göttlichen Ursprung nahm und sie zum menschlichen Machwerke erniedrigte. Aber wenn der Reformator sich in diesem Sakramente so grob getäuscht, warum konnte er sich nicht auch geirrt haben, indem er die Anderen leugnete? Ach, das muß ich untersuchen und darüber mit dem Jesuiten reden." Und der junge Mann

warf sich unruhig in seinem Bette umher, indem er sich mehr als einmal fragte:

„Aber, wie ist es denn möglich, daß Luther, der die heilige Schrift genau kannte, sich doch so wenig an deren Aussprüche hielt und ihre Anordnungen so sehr entstellte, daß daraus eine neue Religion entstehen konnte? Nein, nein, das ist nicht möglich, das werde ich nie von dem gewissenhaften und in der Gottesgelehrtheit so bewanderten Manne glauben; weit eher fühle ich mich geneigt, die katholische Kirche, die von den einmal in ihr eingerissenen Mißbräuchen und Aberglauben nicht lassen will, des Eigensinnes zu zeihen, obwohl ich diesen nicht begreife, da Luther seinen Gläubigen alles Lästige abnimmt, das die katholische Kirche den ihrigen auferlegt oder doch wenigstens anräth, indem sie es gutheißt; denn ist es nicht viel leichter zu communiciren ohne vorher eine oft so beschämende Ohrenbeichte abzulegen? Alles auch in der ernstesten Zeit des Jahres essen zu dürfen, als sich einen Abbruch zu thun, und in der Welt ein angenehmes Leben zu führen, als in ein Kloster zu gehen, um für seine und Anderer Sünden genugzuthun? wie auch noch so Vieles, das die katholische Kirche lehrt und Luther verworfen. Also kann es denn doch nicht, wie man ihr nachsagt, bei ihr bloß Eigensinn und Aberglaube sein, denn es ist nie erhört worden, daß ein Eigensinn, der so mühsam auszuüben ist, so lange anhält. Aber, wenn es kein Eigensinn ist, sondern feste Ueberzeugung, die nur der echte Glaube und die volle Wahrheit eingeben können, so frage ich mich abermals, wie konnte der ehrliche Luther von einem so wahren Glauben (denn nur der echte kann mit Konsequenz so heroische Akte eingeben) und an welchem er auch im Anfange selbst mit Eifer gehangen, wohl jemals abfallen?"

So dachte und grübelte Herr Lehmann noch lange über die Beweggründe, die seinen, von ihm bis jetzt so

verehrten Reformator vermocht haben konnten, den früheren Glauben zu verlassen. Bei diesen Grübeleien tauchten jedoch unwillkürlich zu seinem Entsetzen immer crassere Bilder aus dessen Leben vor seinem geistigen Auge auf. Er sah, wie Luther vor gut besetzter Tafel saß und zechte, wie er eine aus dem Kloster entlaufene Cistercienser-Nonne, die ihre Gelübde eben so vollkommen, wie er die seinigen vergessen, zum Altare führte; er hörte auch, wie er auf Papst und Papstthum schimpfte, den Bauern Aufruhr predigte, und wie er dann, als diese in ihrer blinden Wuth zu weit gegangen, von seinem Machwerke erschreckt, sie im Stiche ließ und sogar selbst ihre Bestrafung verlangte.

Bei diesen Vorstellungen, die er als Eingebungen des Satans betrachtete, schauderte ihn so, daß er, um sie zu verscheuchen und auf andere Gedanken zu kommen, aus dem Bette sprang, auf die Knie sank und betete: „Herr, führe mich nicht in Versuchung." Dann stand er beruhigter auf, nahm sich jedoch vor, Schloßhausen, wo er einen Mann gefunden, der Unruhe und Zweifel in sein Herz gesäet, noch denselben Tag zu verlassen. „Auch darf ich", dachte er, „für die Ruhe meines Herzens Bessy nicht mehr sehen, die an ihrem starren, am Worte klebenden Glauben, der ihr verbietet, mich zu ehelichen, so fest hängt, daß sie meine Wünsche nie erhören würde, und habe daher doppelt Recht, dieses Haus und ihre gefährliche Nachbarschaft zu fliehen."

Von solchen Gedanken erfüllt, kleidete er sich rasch an (da es unter diesen Seelenkämpfen und seinem unruhigen Schlaf fünf Uhr Morgens geworden) und packte dann seine Sachen. Als er nun nach dem Frühstücke sich mit dem Freunde allein befand, theilte er diesem seine Absicht mit, in ein paar Stunden abzureisen. Ronberg aber, dem er versprochen, den Rest des Urlaubs, der erst in acht Tagen ablaufen sollte, bei ihm

zuzubringen, fragte ihn mit Besorgniß, was ihn denn nöthige, so plötzlich seine Absichten zu ändern und ihn schon so bald zu verlassen. „Sie haben doch keine betrübenden Nachrichten von Ihrer Frau Mutter aus Berlin erhalten?" fügte er mit theilnehmender Freundlichkeit hinzu. „O nein, das ist es nicht", und Herr Lehmann stockte. „Was denn aber? Ich hoffe doch, daß weder ich noch ein anderer Bewohner Mauerhof's Schuld an der Aenderung Ihrer Pläne trägt?" „Gewiß nicht, aber es hat mich plötzlich eine so große Unruhe ergriffen, daß ich wohl fühle, wie sehr ich eines Ortwechsels bedarf."

„Nein, dahinter muß etwas Anderes stecken, das Sie mir verbergen, lieber Freund, und das ich durchaus wissen muß", sagte der Baron, indem er gedankenvoll zum Fenster hinausblickte; dann, sich wieder zum Freunde wendend, fragte er: „Das Alles kann doch nicht immer noch von Ihrer gestrigen Verstimmung herrühren, da diese, wie ich meine, aus einer zu geringfügigen Ursache entsprungen", und als der Freund stark erröthete, fügte er schalkhaft lächelnd hinzu: „Oder sollte doch die Meinung der Engländerin Ihnen so wichtig sein?"

Der Sachse aber, den es verdroß, durch diese, wie er fand, unzarte Fragen ausgeforscht und errathen worden zu sein, antwortete unmuthig, daß Miß West's unfreundliche Gedanken und scharfe Worte, da sie gegen seinen Glauben, an dem er hänge, gerichtet waren, *ihm* nicht so geringfügig als dem Baron zu erscheinen vermöchten. „Aber das Alles ist ja kein Grund, um *mich* zu verlassen, der ich mich doch nie mit Ihnen in theologische Disputationen eingelassen; oder sollte Pater Walter vielleicht gestern Abend Ihrem Glauben in irgend einer Weise zu nahe getreten sein?" „Der Jesuit hat zwar Miß West's Meinung vertheidigt, aber in einer Weise, die weder mich, noch meine Ueberzeugungen verletzen konnte." „Nun, so haben Sie auch

keinen Grund, Ihren Aufenthalt in Mauerhof abzukürzen."

Und jetzt bat der Baron mit solcher Herzlichkeit den Freund, ihm doch noch die acht Tage seines Urlaubes zu gönnen, daß dieser, der keinen rechten Grund fand, auf seinem vorigen Entschluß zu bestehen, mit dem Gedanken: „Du brauchst ja doch nicht, selbst wenn Du hier bleibst, mit dem Jesuiten über Theologie zu sprechen oder nach Rauhenstein zu gehen", endlich nachgab.

XXIX. Kapitel.

Ueber die letzte Gelung.

Trotz den Bemühungen seines Wirthes, ihn zu unterhalten, langweilte sich Gustav Lehmann an diesem Tage außerordentlich, da er nicht, wie an jedem anderen nach Rauhenstein, wo doch alle seine Gedanken weilten, hinüber reiten mochte und auch den Jesuiten mied, den er früher gern aufgesucht und nach dessen Gesellschaft er sich nun heimlich sehnte. „Will denn der Tag nie enden?" seufzte er mehr als einmal, oder auch: „Ronberg's Unterhaltung ist heute über alle Maßen trivial!" So oft er sich jedoch auf solchen Gedanken ertappte, verstimmten ihn diese gegen sich selbst und er fragte sich: „Kann ich mich denn nicht ohne den Anblick der Engländerin oder die Gespräche des Paters heiter und zufrieden fühlen?" Dann bemühte er sich wohl, Beides zu werden, ging eifrig auf die Unterhaltung des Freundes ein oder jagte neckend mit Corisaro durch den Garten; plötzlich aber ward er wieder still und in sich gekehrt, hörte weder auf den Knaben, noch auf dessen Adoptiv-Vater, da seine Gedanken von Neuem zu denen zurückgekehrt waren, die er zu meiden beschlossen und die er doch so gern aufgesucht hätte.

Auf diese Weise trieb er es bis vier Uhr, wo man sich zu Tische setzte; da aber athmete er wieder freier auf, denn Pater Walter hatte es verstanden, ein interessantes Gespräch, dem er besonders gern lauschte, auf's Tapet zu bringen. Er erzählte nämlich von seinen Reisen, verweilte jedoch heute besonders bei seiner Mission in Indien. Das war, wie der Sachse meinte, ein neutraler Boden, auf den er ohne Gefahr eingehen zu können glaubte, da ja die Protestanten ebenfalls Missionäre haben. Deßhalb konnte er auch jenen nicht genug über alle Einzelnheiten seines Aufenthaltes in Asien ausfragen. Bald aber fiel ihm auf, wie das, was Pater Walter erzählte, in vielen Punkten doch so ganz anders klang, als das, was er bisher von den Missionären seines Glaubens erfahren und er mußte sich sagen: „Wenn hier auch nicht mehr Frömmigkeit und Thatkraft zu finden ist, so doch gewiß mehr Opferwilligkeit, die, selbst wenn sie aus Fanatismus entspringen sollte, doch immer zu bewundern ist", und er bewunderte sie auch so sehr, daß er mit Fragen und Hören nicht ablassen konnte.

Plötzlich jedoch brach der Erzähler kurz ab, um seine ganze Aufmerksamkeit dem eintretenden Diener zu schenken, der ihm hastig etwas zuflüsterte. Kaum aber hatte der Priester das vernommen, was jener ihm sagte, so erhob er sich auch schon mit einer Entschuldigung gegen die Anwesenden und erklärte, daß er gleich in's Dorf müsse, da ein Todkranker ihn rufen lasse. Bei diesen Worten sprang auch Corisaro auf, indem er einen ausdrucksvollen Blick auf den Pflegevater warf, der ihm freundlich zunickte und folgte dann eilig dem Diener Gottes, welcher ihn an der Thür erwartete. „Warum begleitet denn der Knabe den Pater?" fragte Herr Lehmann den Freund, als jene in der Thür verschwunden waren. „Weil er ihm bei der heiligen Handlung (der Kranke wird natürlich die Sterbesacra-

mente empfangen wollen) behilflich sein wird; doch entschuldigen Sie auch mich, lieber Freund, ich bin in einem Augenblicke wieder bei Ihnen", und auch Baron Ronberg war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als jener ihn zurückhielt, indem er verwundert fragte: „Aber wollen denn auch Sie zum Sterbenden gehen?" „Nein, jetzt nicht, doch den Segen mit dem Sanctissimum möchte ich erhalten." Dann einen raschen Blick aus dem Fenster werfend, fügte er hinzu: „Halten Sie mich nicht auf, denn sehen Sie, da tritt ja schon der Priester mit dem Allerheiligsten aus der Schloßkapelle."

Jetzt blickte auch Herr Lehmann hinaus, er sah wie alle Schloßbewohner, die sich eiligst versammelt, nun still und in tiefer Andacht im Hofe niederknieten, wie sie den Segen mit der kleinen Monstranze, in der ein Gott verborgen war, erhielten, wie Corisaro das kleine silberne Glöckchen bewegte, wie auch der Freund eiligst herbeikam und mitten unter der Schaar seiner Diener niederkniete, um ebenfalls des göttlichen Segens theilhaftig zu werden.

Das Alles machte einen tiefen Eindruck auf den Sachsen, besonders aber rührte ihn der veränderte Ausdruck der Physiognomien, denn da sah er fröhliche junge Leute, die er nie anders wie mit einem heiteren oder schalkhaften Lächeln gesehen, jetzt gesammelt, mit niedergeschlagenen Augen und vor Ehrfurcht gebeugtem Haupte knieen und sichtlich ihren Gott anbeten, Alte, denen er nur harte oder verbitterte Physiognomien gekannt, nun mit Zügen, die von Friede und Sanftmuth zeugten und mit Thränen in den Augen reuevoll an die Brust klopfen; diejenigen aber, die ihn am meisten rührten, waren die des Priesters, in denen sich etwas Feierliches, ja Erhabenes und fast Seliges kundgab und die des Knaben, dessen Gesichtsausdruck, wie ihm schien, etwas Engelhaftes angenommen, so strahlend war er geworden, da er seinem Gotte folgen durfte.

„Und das Alles sollte ein Wahn, eine bloße Täuschung bewirken?" fragte er sich in großer Bewegung. „Nein, nein, das ist nicht denkbar, kann gar nicht sein." Und auch Herr Lehmann sank unwillkürlich auf die Kniee, nicht aber, um wie die Anderen anzubeten, sondern um zu weinen.

Ja, er weinte, denn er sehnte sich nach einem ihm unbekannten Glücke, das ihm doch eben in einem sprechenden Bilde erschienen war. Als Baron Ronberg wieder in's Speisezimmer trat, fand er den Freund nicht mehr knieend, aber doch noch sehr bewegt. Der Rest des Mittagessens wurde still und sehr ernst eingenommen, gleich nach demselben jedoch verließ der Gast den Freund, um den Weg einzuschlagen, den der Priester vor einer halben Stunde verfolgt. Warum er dieses that, hätte er schwer erklären können, da der eigentliche Grund, nämlich der, mit Pater Walter über Alles, was er gesehen, Rücksprache zu nehmen und Erklärungen zu empfangen, so tief in seiner Seele verborgen lag, daß er sich selbst darüber nicht Rechenschaft zu geben vermochte. Dieser Wunsch dämmerte auch dann erst klarer in ihm auf, als er den Priester von ferne auf sich zukommen sah.

Jetzt, da dieser nicht mehr Träger des Allerheiligsten war, näherte er sich ohne feierlichen Aufzug und wie dem jungen Manne schien, auch ohne den erhabenen Stempel des Glückes, der ihn so sehr bewegt, sondern mit dem ihm eigenen stillen und friedlichen, obwohl jetzt etwas melancholischen Gesichtsausdruck. Kein Wunder, daß er wehmüthig blickte, denn er hatte ein altes siebzigjähriges Mütterchen über den nahen Tod ihres Sohnes die Hände ringen und die bitteren Thränen einer jungen Frau fließen sehen, die nicht allein über ihre baldige Witwenschaft, sondern auch noch über ihre vier in Kurzem verwaisten Kinder jammerte und seufzte. Ja, das waren Scenen, geeignet, um seine sonst immer

so heiteren Züge zu trüben, zumal da des Priesters Seele von fremdem Kummer mehr wie von dem eigenen berührt ward. Daß auch das Herz Corisaro's schwer und des Mitgefühles voll war, zeigte die Trauer in seinem Gesichte, wie auch die Thränen, die noch an seinen Wimpern zitterten.

„Man sieht, gutes Kind, daß Du aus einem Trauerhause kömmst", sagte der Professor, nachdem er den Priester ehrerbietig gegrüßt, indem er sich an den Knaben wandte und freundlich dessen Hand ergriff: „Ach ja, die Frauen, sowie die beiden ältesten Kinder (die jüngsten sind zu klein, um zu wissen, was vorging) weinten gar sehr und schienen recht unglücklich, so daß der Kranke seine letzte Kraft zusammennehmen mußte, um ihnen Muth einzusprechen und sie zu trösten." Und der Knabe wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, die bei dieser Vorstellung rasch über seine Wangen flossen.

„Glauben Sie nicht, daß solche traurige Auftritte den tieffühlenden Knaben zu sehr ergreifen?" fragte Herr Lehmann leise den Priester, indem er einen besorgten Blick auf jenen warf. „Sicher war das, was wir gesehen, höchst schmerzlich und rührend, aber auch sehr erhebend, denn der arme Tagelöhner, der überzeugt ist, daß er nur noch wenige Stunden zu leben hat, sieht dem Tode mit großer Ruhe und Ergebung entgegen, da er sich sein Lebelang bestrebt hat, eines Willens mit Gott zu sein, welcher ihm auch jetzt die Kraft verleiht, ihm das höchste Gut, nämlich sein Leben freudig zum Opfer zu bringen." „Trotz alledem muß es ihm schwer genug fallen, die Seinigen zu verlassen, die ohne seine Hilfe leicht in Noth gerathen können."

„Diese letzten Tage, in denen ich ihn fleißig besucht, schien er mir in der That in einer gedrückten Stimmung und recht besorgt um sie; seitdem er aber die heiligen Sterbesacramente empfangen, sind alle diese

Symptome geschwunden und haben einem schönen Gott-Vertrauen Platz gemacht, das der Allmächtige auch sicher nicht täuschen wird; einem so großen, daß, wenn seine Frau über ihre, der Mutter und der Kinder Zukunft jammert, er vertrauensvoll zum Himmel blickt und mit einem zuversichtlichen Lächeln sagt: Der, welcher die Lilien auf dem Felde kleidet und die jungen Vögel des Himmels speist, wird auch Euch sicher nicht verlassen." „Ach ja, das ist schön, selbst groß", und auch in des jungen Sachsen Auge schimmerte es wie eine Thräne. „Nicht zu schön und nicht zu groß, wenn man drei Sacramente in einer Stunde empfangen!" rief hier Corisaro mit Begeisterung.

„Wie so drei?" fragte Herr Lehmann verwundert. „Ja, das der Buße, des Altars und der letzten Oelung", erwiderte der Priester mit einem freudigen Lächeln. „Ach von der letzten Oelung, welche, da sie auch ein Sacrament, ebenfalls auf die heilige Schrift gestützt sein muß, möchte ich doch etwas Näheres erfahren." Diese Aeußerung, die die innersten Gedanken seines Herzens verrieth, machte Herr Lehmann mehr, weil sie ihm entschlüpfte, als daß er, der sich doch vorgenommen, sich in keine religiösen Erörterungen mehr einzulassen, sie mit Bedacht gethan.

„Das heilige Sacrament der Oelung", erwiderte Pater Walter, „welches das wirksamste Heilmittel gegen die Versuchungen des Teufels ist, durch die er uns ganz besonders auf dem Sterbebette zu quälen sucht, ist schon damals von Christus eingesetzt worden, als er seine Jünger zusammenrief und sie zu zwei und zwei aussandte, ihnen Macht gab, unreine Geister auszutreiben und andere Wunder zu wirken, wie Markus uns Cap. 6, §. 13 mit folgenden Worten mittheilt: „Und sie trieben viele Teufel aus und salbten viele Kranke mit Oel und machten sie gesund." Der Apostel

Jacobus aber verkündet es förmlich und empfiehlt es den Gläubigen, indem er sagt:

„Ist Jemand unter Euch krank, so rufe er die Diener der Kirche zu sich und diese sollen über ihn beten und ihn mit Oel salben, im Namen des Herrn, und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken zum Heile sein und der Herr wird ihn aufrichten, und wenn er Sünden auf sich hat, so werden sie ihm vergeben werden." Das Wesen dieses Sacramentes aber ist die Gnade des heiligen Geistes, welche die etwa noch ungetilgten Sünden vollends tilgt, zugleich die Seele des Kranken stärkt, indem sie sein Vertrauen zu Gott neu belebt, wodurch er, wie schon gesagt, den Fallstricken des Teufels leichter zu entgehen und die Schmerzen der Krankheit mit mehr Ergebung zu tragen vermag und sogar oft, wie ich selbst schon erlebt, durch deren Wunderkraft wieder die Gesundheit erlangt." Diese Auslegung des heiligen Sacramentes der letzten Oelung, die der Priester abermals nur auf die heilige Schrift stützte, verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf den Professor zu machen, der ja die größte Ehrfurcht für dieselbe hatte und daher weder in seinem Herzen, noch auf seinen Lippen eine Einwendung gegen eine heilige Institution fand, die, wie er sich eben überzeugt, von Gott selbst angeordnet war.

Da er jedoch trotzdem noch immer zu protestantisch gesinnt war, um laut sein Bedauern darüber auszudrücken, daß Luther auch dieses Sacrament verworfen und daher seine innersten Gedanken dem Priester nicht mittheilen wollte, verdoppelte er nun den Schritt, um recht bald das Schloß zu erreichen und in sein Zimmer zu gelangen, wo er lange im Geiste das Gehörte erwog.

XXX. Kapitel.

In der Schloßkapelle.

Den Tag nach dem oben erwähnten Gespräche über das heilige Sacrament der letzten Oelung schritt Herr Lehmann etwas nach sieben Uhr Morgens rathlos und wie in innerem Kampfe mit sich selbst begriffen vor der Thüre der Schloßkapelle hin und her.

Er blieb oftmals stehen und lauschte den Orgeltönen und dem frommen Gesang der Gemeinde, die bis zu ihm drangen oder beobachtete wie einer und der andere der Dorfbewohner, der sich verspätet (denn die Messe hatte seit einigen Minuten begonnen), hastig daher kam, um wenigstens vor Anfang des ersten Evangeliums der Messe beiwohnen zu können. Es waren lauter alte Leute oder Kinder, da die Feldarbeiten Alles was rüstige Arme hatte, schon seit einer Stunde in Anspruch genommen. Den jungen Fremden rührte der Eifer und die freudige Hast, die in jeder Geberde dieser armen Kirchengänger zu sehen war.

„O die müssen da Trost finden, wohin sie trotz Alter und Schwäche so freudig eilen, obwohl zuweilen mit der Last eines kleinen Kindes beschwert oder mit der Aufsicht eines größeren betraut, dessen Schritte sie, selbst schwankend, doch noch mit Sorgfalt leiten", dachte er. „Ach, solch' einen Trost möchte auch ich kennen lernen, aber wo ihn suchen? Doch nicht da, wo diese Leute ihn finden oder vielleicht auch nur zu finden wähnen? Nein, das würde sich für mich, einen Protestanten nicht schicken. Aber warum nicht? Ist doch diese Kapelle auch eine christliche Kirche, in der ich zu meinem Gotte beten kann."

Und der junge Mann trat geräuschlos in das kleine Gotteshaus und setzte sich in die dunkelste Ecke

der Kapelle, um von da den Gottesdienst zu beobachten, der ihm ganz unbekannt war, denn er hatte früher nie eine solche betreten wollen. Zum Evangelium stand er mit der Gemeinde auf, da er sich sagte, daß man das ja auch in seiner Kirche thue.

Beim Sanctus jedoch glaubte er nicht niederknieen zu dürfen, trotzdem fühlte er sich beunruhigt und verlegen bei dem Gedanken, daß er der Einzige unter so vielen Menschen sei, der es verschmäht hatte, das Knie zu beugen. Als er aber sah, wie bei der Wandlung alle Häupter sich tief neigten und ein Jeder in Reue und Anbetung versunken an seine Brust schlug, ja da sank auch er voll Ehrfurcht auf die Kniee, indem er betete: „Herr, öffne meine Augen der Wahrheit und laß mich sie annehmen und festhalten, wo sie auch sei, im Katholicismus oder Protestantismus. Am liebsten fände ich sie in meiner Religion, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe."

Von diesem Augenblicke an nahm er sich vor, nicht ferner religiöse Gespräche mit wohlunterrichteten Katholiken zu vermeiden, vielmehr sie herbeizuführen, „denn", sagte er zu sich selbst, „wer die Wahrheit finden will, muß sie suchen und wenn sie in meinem Glauben ist, so werden religiöse Discussionen mit Andersgläubigen mir dieselbe nicht entreißen können, sondern sie noch mehr in meinem Herzen befestigen, wenn es hingegen anders wäre und ich, der ich nicht leichtsinnig bin, leicht in meinem Glauben irre gemacht werden könnte, so wäre das ja schon ein Beweis, daß die Wahrheit sich nicht auf meiner Seite befindet, da diese doch nicht aus einem ehrlichen Herzen so schnell ausgerissen zu werden vermag." Diese Gedanken wurden nun durch das Glöckchen gestört, das des Priesters Communion anzeigte. „Ach", dachte er beim Anblicke der frommen Handlung, warum gestattet die katholische Kirche den Kelch nur dem Priester und nimmt ihn der

Gemeinde, da doch Christus seinen Aposteln diesen gereicht?"

Der arme Mann merkte nicht, daß er, wie es leider viele kluge Protestanten thun, in einem Athem einen Widerspruch erhob, den er bei einiger Ueberlegung selbst belächelt hätte, denn sind denn nicht die Priester die Apostel Gottes und hat er den Kelch anderen als diesen gereicht? „Ich muß darüber mit dem Jesuiten reden", fuhr er zu überlegen fort, „und bin wirklich begierig, zu wissen, wie er die Sache entwickelt und ob sie mir einleuchten werde. Ich fürchte aber, daß ihm dieses nicht glücken dürfte. Fürchten? — freuen sollte ich mich vielmehr, wenn es ihm nicht gelingt, mich zu überzeugen, denn dann wäre ja schon etwas Unrichtiges in seiner Religion und meine daher die echte!"

Wieder wurde er durch das Aufstehen der Gemeinde beim letzten Evangelium in seinen Grübeleien unterbrochen. Jetzt stand auch er auf, indem er sich vornahm, nach demselben rasch und geräuschlos die Kapelle zu verlassen, damit, wie er hoffte, sein Erscheinen in derselben unbemerkt bleibe. Diesen Vorsatz vergaß er jedoch bei dem Anblick dreier sehr alter Leute, zwei Frauen und ein Mann, die sich mit Andacht und Rührung langsam dem Altare näherten und auf dessen Stufen niederknieten. Er sah, wie der Priester die heilige Hostie erhob, indem er bei dem Klange des Glöckchens in feierlichem Tone sprach: „Ecce Agnus Dei, qui tollit peccatis mundi! (Sehet das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt.) Er sah auch, wie die Communicanten andächtig, zerknirscht und zugleich vertrauensvoll etwas, wie ihm schien, sehr Demüthiges sagten. Er hatte recht, da sie die Worte des Priesters wiederholten, der mit dem Hauptmanne des Evangeliums sprach:

„Domine non sum dignus ut intres sub tectum meum sed tantum dic verbo et sanabitur anima mea.“ (O Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehst unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird meine Seele genesen.) Bei diesem Anblicke kniete der Professor abermals nieder und beobachtete mit Rührung, wie der Priester sich ihnen mit dem Allerheiligsten nahte und mit den Worten: „Corpus domini nostri Jesu Christi custodiat animam tuam in vitam eternam, Amen“, (Der Leib unseres Herrn Jesu Christi, bewahre Deine Seele zum ewigen Leben) ihnen den Herrn in einerlei Gestalt reichte.

Wie kam es denn, daß er, der doch noch vor Kurzem das Vorenthalten des Kelches so sehr beklagt, denselben in diesem Augenblicke nicht vermißte, sondern nur an das Glück der drei dachte, die da knieten und sich eben mit Gott vereinigten? Wahrscheinlich fühlte auch er jetzt, wenn er es sich auch nicht deutlich sagte, daß die Communicanten dort in keiner Weise geschmälert wurden, wenn sie nur in einerlei Gestalt den Herrn empfingen, da ja der Herr nicht getheilt werden kann und daher, wo sein heiliger Leib gegenwärtig ist, auch sein heiliges Blut sein muß, wie auch umgekehrt, da Gott, wo er ist, nur ganz sein kann.

Und so ungefähr sprach auch Pater Walter über diesen Punkt, als der Sachse seine Scrupeln wieder aufnahm und sie dem Priester mittheilte. Dann bei dessen Bemerken, daß, da doch Christus das Abendmahl in beiderlei Gestalten eingesetzt, indem er es in beiden den Aposteln gegeben, es auch den Gläubigen so zu reichen sei, fügte jener hinzu, daß die Kirche, die nie eine Anordnung des Heilandes vernachlässigen dürfe, auch aus diesem Grunde den Priestern in der Messe die heilige Communion unter beiderlei Gestalten zu genießen verordne. „Aber“, warf hier der Professor wieder ein, „ehemals, d. h. im Anfange des Christen-

thums, wurde doch die Communion auch den Laien unter beiderlei Gestalten gereicht." „Ja, unter beiden, wie auch unter einer, denn damals wurden auch schon Kinder von sechs Wochen communicirt und bekamen das Sacrament dann nur unter der Gestalt des Weines. Gefangene, denen man es nur verborgen bringen konnte, oft blos in der des Brotes, folglich hat man nie geglaubt, beeinträchtigt worden zu sein, wenn man es nur in einerlei Gestalt empfing."

„Aber den Griechisch-Unirten, die doch die Kirche als Katholiken betrachtet, hat der Papst erlaubt, das Abendmahl in beiderlei Gestalten zu genießen?" „Ja und er hätte auch die Macht, es wie ehemals den übrigen Katholiken zu gestatten, wenn er, der es ihnen in seiner Weisheit genommen, dieses für gut hielte." Dann den erstaunten Blick des Sachsen bemerkend, fügte der Jesuit hinzu: „Ja, die Kirche hat es so angeordnet, denn man vermeidet auf diese Weise viel Unglück, da das heilige Sacrament in der Gestalt des Weines leicht verschüttet werden kann, was bei uns ein großes Unglück wäre, denn wir glauben an die Transsubstantion, nämlich an solch' eine, die bleibend ist, da das, was einmal Gott war, nicht wieder Brot und Wein werden kann. Bei Ihnen jedoch, die Sie nur in dem Moment des Ausspruches der sacramentalen Worte an die Verwandlung glauben, aber überzeugt sind, daß die sacramentalen Gestalten gleich darauf wieder ihre frühere Wesenheit annehmen, hätte es nichts auf sich."

„Uebrigens würde es auch oft Schwierigkeiten verursachen, wenn man das Hochwürdigste in Weingestalt zu entfernten Kranken trüge, da er sich leicht bricht und dadurch natürlich seine Göttlichkeit verliert und so das Abendmahl dem Kranken doch nur in einerlei Gestalt gereicht werden könnte." Und als jener fragte: „Aber wäre es denn nicht möglich, wenn dieses geschähe, andern

Wein zu consecriren?" antwortete der Priester. „Nein, denn das kann nur während des heiligen Meßopfers geschehen." „Gut, daß Sie von der Messe sprechen, weil ich Sie auch gern über diese ausfragen wollte." „Die heilige Messe ist das unblutige Opfer, das Christus anordnete, als er bei der Einsetzung des heiligen Altarsacramentes sprach: „Thut dieses zu meinem Andenken", und Paulus fügt hinzu: „Korinther 1. Brief. 11. Kap. 26. Vers: So oft Ihr denn dieses Brot esset oder den Kelch trinket, sollt Ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis er kömmt", weßhalb es auch zur Erinnerung an das blutige auf Golgatha und an Seine unaussprechliche Barmherzigkeit und Liebe gegen uns täglich dargebracht wird und sozusagen den Vater beständig erinnern soll, daß wir durch den Tod Seines Sohnes der Verdienste Seiner Leiden theilhaftig geworden sind."

„Und so enthält das heilige Meßopfer, das, wie schon gesagt, Christus selbst angeordnet und durch das er das Versprechen erfüllt, in Brotgestalt bei uns zu bleiben bis zum Ende der Welt, welches er mit den Worten gab: „Ich bin das Brot des Lebens, wer von mir ißt, wird in Ewigkeit nicht sterben", unermeßliche Gnaden und Tröstungen, die ein guter Katholik auch mit ganzer Seele zu würdigen weiß." Nach diesen Auseinandersetzungen, auf die Herr Lehmann nichts zu erwidern fand, nahm Pater Walter freundlich von ihm Abschied, um zu dem kranken Taglöhner zu gehen, der sich seit dem Empfange der heiligen Sacramente schon viel wohler fühlte und da wir nicht mehr auf ihn zurückkommen, sei hier gesagt, daß er bald darauf vollkommen genas. Herr Lehmann aber schritt noch lange einsam im Parke umher, um abermals das eben Gehörte reiflich zu überdenken.

XXXI. Kapitel.

Etwas Näheres über Herrn Lehmann's Absichten.

„Warum begleitet denn Ihr Freund Sie nie mehr hieher, Baron Ronberg?" fragte diesen Gräfin Rüdiger, als er zum dritten Male ohne Herrn Lehmann bei ihr erschien. „Weil", antwortete jener lächelnd, „er bis jetzt zu beschäftigt in Mauerhof gewesen, um diesen Ort verlassen zu können." „Worin besteht denn aber diese Beschäftigung, ist vielleicht der Professor plötzlich ein guter Landwirth oder Architekt geworden, der sich der Oekonomie widmet oder an Plänen zu einem neuen Schlosse arbeitet, die er Ihnen, wenn dieselben fertig sind, ausführen helfen will?" „Sie haben die Sache halb und halb errathen, gnädigste Gräfin, denn mein Freund arbeitet in der That an der Aufrichtung eines Gebäudes aber nicht eines Schlosses. O, das wäre ihm zu gering, nein, er ist im Begriffe eine große, herrliche Kirche zu erbauen." „Was, auf Ihrem Gute! Reicht denn die kleine Kapelle nicht mehr aus?" „O ja, die ist für unsere spärliche Bevölkerung noch immer groß genug." „Aber wo denn? so lösen Sie mir doch endlich das Räthsel!" „In seinem Herzen und Pater Walter trägt ihm gern die Materialien zu diesem Baue zu." „Was, Ihr Freund will katholisch werden?"

Bei diesem Ausrufe der Gräfin eilte auch Miß West aus dem Nebenzimmer herbei. Sie hörte jetzt, wie der Baron sagte: „Ich hoffe es wenigstens, da er seit einigen Tagen nur einen Gedanken zu haben scheint, nämlich den, sich vom Jesuiten durch sinnreiche Fragen, die er ihm stellt, in den Dogmen unserer heiligen Kirche unterrichten zu lassen. Leider muß jedoch dieser Unterricht schon übermorgen eingestellt werden, da es der letzte Tag seines Urlaubes ist. Vorher aber, das heißt

morgen, will er mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Frau Gräfin, nach Rauhenstein kommen, um sich von Ihnen und Miß West zu verabschieden."

Hier wandte sich der Sprecher an Letztere, die jedoch diese Geberde nicht sah, da sie, um ihre Gemüthsbewegung zu verbergen, an's Fenster getreten war und ihm so den Rücken zukehrte; auch hätte sie sich, selbst wenn sie diese bemerkt, gewiß nicht nach ihm umgesehen, denn sie fürchtete mit Recht, daß ihre Züge, die jetzt von Glück und Schmerz nur zu deutlich sprachen, ihr Geheimniß verrathen würden, ein Geheimniß, das sie um jeden Preis Allen, besonders aber dem Freunde dessen, den sie liebte, verbergen wollte. Arme Miß West, sie wußte nicht, daß sie vierundzwanzig Stunden später nicht mehr daran denken würde, jene zu bewachen, die deßhalb auch schon den folgenden Tag den Verräther spielten, indem sie bei Gustav Lehmanns Ankunft unverholene Freude und bei seinem Abschiede ebenso deutlich Schmerz ausdrückten. Wir aber, denen es gestattet ist, folgende Blätter aus ihrem Tagebuche zu lesen, werden noch deutlicher, wie Diejenigen, die sie damals beobachteten, ihre Gefühle und Gedanken kennen lernen.

Aus Miß West's Tagebuche.

10. October 1823. Ich weiß nicht, was in meiner Seele vorherrschender ist, die Freude oder der Schmerz; denn sie frohlockt über die Hoffnung, daß er katholisch werden könnte und betrübt sich doch auch bei dem Gedanken, daß diese Augen ihn vielleicht heute zum letzten Male geschaut. Doch schmeichle ich mir, daß, sobald meine Hoffnungen und Erwartungen in Betreff seiner Conversion in Erfüllung gehen, die Freude in meinem Herzen über den Schmerz so vollkommen triumphiren werde, daß ich an nichts Anderes werde denken können, als daß sein Glück in der Ewigkeit, wie auch

sein Friede hienieden gesichert seien, da man ja diesen, wenn man den echten Glauben hat, selbst bei den härtesten Schicksalsschlägen unmöglich verlieren kann.

O, mein Gott, lasse ihn nur in den Schooß der heiligen katholischen Kirche zurücktreten und ich will gern für mich auf alles irdische Glück verzichten.

11. October. Kaum hatte ich gestern diese letzten Worte in meinem Tagebuche geschrieben, als mir mit unsäglicher Freude einfiel, daß, wenn er katholisch würde, dieses ja mit seinem auch mein irdisches Glück nur befestigen könnte, indem alle die schönen Hoffnungen, die ehemals nur ganz leise an meinem Herzen anklopfen durften, dann zur herrlichen Gewißheit aufblühen würden. Kaum waren jedoch solche Gedanken in mir aufgestiegen, als sie mich auch gleich wieder erschreckten, denn sie kamen mir selbstsüchtig und interessirt vor. Mein Gott, dachte ich, bin ich denn so ganz in das Irdische versunken, daß ich keine große und zugleich so reine Freude empfinden kann, daß sie mich mein eigenes Ich vergessen macht? Und rasch verließ ich meinen Sitz und das Zimmer und eilte in den Park, um meinem gepreßten Herzen Luft zu verschaffen.

Dort ging es mir jedoch nicht viel besser, denn ich mochte mit mir hadern so viel ich wollte, immer wieder stieg der Gedanke in mir auf: Wenn er katholisch wird, so fällt jede Schranke zwischen dir und ihm. Thörin, sprach es dann wohl auch mehr als einmal in mir, wie kannst du wissen, ob er dann noch an dich denken würde oder überhaupt jemals solche Pläne gehegt, da er sie dir nie bekannt und ob Gott, der Lenker unserer Geschicke, ihn dir auch zudenkt? Bei dem Gedanken an Gott (leider stieg er spät genug in mir auf) eilte ich in die Kapelle, wo das Allerheiligste ausgesetzt war. Dort zu den Füßen meines Schöpfers reinigte ich, wie ich hoffe, mein Herz von jedem selbstsüchtigen Gedanken, indem ich ihm in einem Gebete, das aus der

Tiefe meines Herzens kam, Alles anheimstellte und mich bereit erklärte, auch Alles und Jedes aus seiner Hand anzunehmen.

Nach solchem Gebete wurde mir abermals frei und fröhlich um's Herz, so daß ich wieder mit unbefangenem Geiste zu meinen gewohnten Beschäftigungen zurückzukehren vermochte. Heute, wo der Friede Gottes mit dem heiligen Altarssacramente in meine Seele eingekehrt ist, kann ich ruhigen Gemüthes von dem sprechen, was mein Herz so nahe berührt, nämlich von dem Seelenheile eines Gotteskindes. Ach, wie will ich doch für ihn beten, damit unser himmlischer Vater ihm die Wahrheit offenbare oder besser gesagt, damit er die geoffenbarte Wahrheit in sich aufnehme.

Daß er sich jetzt darnach sehnt, sagt mir seine ganze Art und Weise, wie auch seine Abschiedsworte, in denen er Gräfin Rüdiger und mich bat, den Herrn anzuflehen, damit die Forschungen, die er in Berlin fortzuführen gedenkt, zu einem glücklichen Resultate führen mögen. „Zu solch' einem", fügte er hinzu, „das den Frieden Gottes in meiner Seele befestigt und mich mit meinem Schöpfer in demselben Willen vereinigt." „Möge Gott Ihnen die köstlichen Gaben gewähren, die das Herz still und zufrieden machen", sprach die Gräfin, indem sie ihm freundlich die Hand bot, ich vermochte weder dieses, noch mein Lebewohl in Worte zu kleiden, aber beten will ich, beten, so oft und lange, daß Gott mich zuletzt doch erhören wird, denn er hat gesagt: „Bittet, so wird Euch gegeben, klopfet an, so wird Euch aufgethan!" Ich will daher unermüdlich an sein göttliches Herz klopfen, bis er es aufthut und die himmlischen Wahrheiten, die es enthält, dem so sehr nach Wahrheit lechzenden seines Kindes und meines Bruders in Christo offenbart.

XXXII. Kapitel.

Ronberg als Einsiedler.

Baron Ronberg, der sich für kurze Zeit durch die Gesellschaft des Freundes aus dem Trübsinne hatte reißen lassen, in den er seit seinem Gespräche mit Gräfin Jörgen verfallen (weil er aus demselben deutlich genug ihre unfreundlichen Gesinnungen gegen ihn ersehen), war seit des Sachsen Abreise in noch tiefere Melancholie versunken, so daß er seine Nachbarn, mit denen er doch sonst immer in freundlichem Verkehre gelebt, mehr und mehr vernachläßigte und jetzt sorgfältig mied: er war für diese nun nie mehr zu Hause und besuchte sie (Gräfin Rüdiger nicht ausgenommen) ebensowenig. Anfangs hatte diese neue Weise des geachteten Mannes kein anderes Gefühl, als das des Erstaunens in seinen Freunden und Bekannten erweckt.

Sie bemühten sich, seine Beweggründe zu errathen und als dieses ihnen nicht gelang, den scheuen Nachbar durch Freundschaftsbezeugungen und häufige Einladungen wieder zu zähmen und an sich zu fesseln. Als jedoch alle Freundlichkeit an den Brummbär, wie man ihn bald zu nennen anfing, umsonst verschleudert war, da, ja da empörte sich Alles gegen ihn, denn die Welt straft nichts so sehr, als wenn man scheinbar grundlos von ihr abfällt oder ihr wohl gar Abneigung zeigt. Die Einen versicherten nun, daß sie nichts mehr mit dem verstockten und hochmüthigen Thoren zu thun haben wollten, die Anderen zuckten mitleidig die Achseln, indem sie meinten, daß, da sein Betragen nur dem Wahnsinne zuzuschreiben sei, man ihm zwar verzeihen müsse, aber doch am Besten thue, ihn zu ignoriren; noch Andere und das waren die Bösartigsten, flüsterten sich mit bedeutungsvollem Lächeln zu, daß hinter alledem

ein dunkles Geheimniß, wenn nicht gar ein Verbrechen sich verbergen müsse, da nur Gewissensbisse im Stande seien, aus einem heiteren Menschen einen scheuen Finsterling zu machen.

Doch nur wenige, sehr wenige schwiegen mitleidig, wenn man des menschenscheuen Ronberg auf unfreundliche Weise gedachte. Eine noch geringere Zahl, zu der natürlich Gräfin Rüdiger gehörte, suchte ihn zu vertheidigen, oder duldete wenigstens nicht, daß man lieblos von ihm spreche. Auch die Besitzerin Rauhensteins hatte es versucht, als Ronberg seine Besuche bei ihr einstellte, ihn durch freundliche Einladungen wieder in ihr Haus zu ziehen, ihre Bemühungen aber bald aufgegeben, als sie sah, daß diese nicht zum gewünschten Zwecke führten. „Denn", dachte sie, „warum ihn zu etwas bewegen wollen, das ihn unangenehm berühren oder ihm vielleicht wohl gar Schmerz verursachen würde, da, wie ich vermuthen muß, der Anblick Rauhensteins und seiner Bewohner in ihm Erinnerungen erweckt, die er vermeiden will? Vielleicht hat er auch recht, so zu handeln. — Armer Ronberg, er thut mir wahrhaft leid und wenn ich etwas zu seinem oder Ottilien's Glücke beitragen könnte, so — aber das kann nicht sein — auch möchte ich mich nie in dergleichen mischen. Gott wird schon, wenn Er es für gut hält, zur rechten Zeit das Seinige thun."

Und Gräfin Rüdiger unternahm von diesem Tage an nichts mehr, um ihren jungen Freund aus seiner freiwilligen Einsamkeit zu ziehen. Da seine anderen Nachbarn ihn schon früher aufgegeben hatten, lebte er nun unbelästigt in einer immer tiefer werdenden Einsamkeit; denn bald zog er sich auch von Pater Walter und dann selbst von Corisaro zurück, worunter Beide sehr litten, ohne jedoch der Sache abhelfen zu können, weil es ihnen klar war, wie Ronberg sie zu vermeiden suchte und sich immer mehr absperrte, da

seine Einsamkeit ihm allmälig zur Gewohnheit und, wie ihm schien, selbst zum Bedürfnisse geworden. Dabei bemerkte er nicht, so sehr hatten ihn schon diese und sein Schmerz selbstsüchtig gemacht, wie unrecht er an den Unterthanen, um die er sich gar nicht mehr kümmerte, besonders aber an dem Pflegesohne handelte, dem er doch ein Vater hatte sein wollen. So gingen fast unbemerkt stille und einsame Monate an ihm vorüber, in denen er sich mit nichts Anderem beschäftigte, als damit, in Prosa und Versen (wir wissen, daß er Dichter war) Pläne zu machen, die er wieder verwarf, um sie den folgenden Tag von Neuem aufzunehmen und abermals zu verwerfen, da er nicht die Energie fühlte, sie auszuführen.

„Aber worin bestanden denn diese Pläne, die, wie es scheint, so schwierig zu verwirklichen waren?" wird mich mein Leser fragen. Lieber Gott, sie waren einfach genug und schienen nur einem Misantropen schwierig, der seit zwei Monaten jede Gesellschaft floh und deßhalb auch über die Maßen schüchtern und verzagt geworden. Unser armer Ronberg nahm sich nämlich täglich vor, den folgenden Tag nach Schloßhausen zu gehen, um sich zu überzeugen, ob ihm dort Vater und Tochter noch freundlich gesinnt seien, und wenn so, die Mutter auf jede Weise für sich zu gewinnen, um dann mit mehr Aussicht auf Erfolg um der Tochter Hand werben zu können.

Dieser Plan nun, der mir, wie auch gewiß vielen Anderen, ziemlich einfach zu sein scheint, kam ihm in der Regel gegen Abend auch so vor; früh Morgens jedoch, wo es an's Wegfahren gehen sollte, schien er ihm unausführbar, um ihm zu Mittag schon weniger schwierig und den Abend leicht thunlich zu erscheinen. Dann nahm er sich auch gewöhnlich vor, sich durch kein Bedenken mehr zurückhalten zu lassen und schon den folgenden Morgen seine Reise anzutreten, sagte wohl

auch dem Diener, seine Sachen zu packen, ohne doch das Ziel seiner Reise (so schüchtern machte ihn dieses) kund zu thun. Da aber kam die Nacht — mit ihr allerlei Bedenken und, wie ihm schien, unüberwindliche Schwierigkeiten, die von Neuem alle Reisepläne zerstörten.

Als dieses nun ein paar Monate so gedauert, wurde er immer schüchterner; er verlor zuletzt so vollkommen alles Selbstvertrauen, daß nicht einmal der Abend ihm heitere Bilder vorzuzaubern vermochte, die auch nur einen Schatten von Reiseplan hätten aufkommen lassen; daher er täglich schroffer, niedergeschlagener, zurückhaltender und mit sich selbst unzufriedener wurde. Heute, an einem kalten und stürmischen Decemberabend, an dem der Wind unheimlich um das Haus pfiff, saß er noch düsterer wie gewöhnlich in seinem einsamen Zimmer vor dem Kamine und blickte starr und wie gedankenlos in die Flamme; aber seine Gedanken schwiegen d'rum doch nicht, sondern stürmten in seiner Brust ebenso heftig, wie draußen der Wind.

„Mein Gott", jammerte es jetzt in ihm, „was bin ich doch für ein erbärmliches, willenloses Geschöpf, das nicht einmal an seinem eigenen Glücke zu arbeiten versteht! Warum kann ich denn nicht vor sie und ihre Eltern treten und muthig mein Geschick in ihre Hände legen? Gewiß würden sie Alle mehr Barmherzigkeit für mich an den Tag legen, als ich es bis jetzt selbst gethan. Doch nein, die Mutter verabscheut mich und ohne ihre Zustimmung könnten weder ich noch Ottilie jemals Glück und Segen erwarten. Aber was habe ich dieser Frau gethan, daß sie mich so haßt? und sie haßt mich, das ist gewiß!" Bei diesem so peinigenden Gedanken erhob sich Ronberg in der höchsten Aufregung und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, indem er sich den schmerzlichsten Betrachtungen überließ.

Da mit einem Male blieb er stehen, die finsteren Gedanken waren plötzlich durch ein starkes Klingeln an dem Hausthor unterbrochen worden. — Er lauschte gespannt. — Wer konnte ihn, der seit Monaten keinen Besuch erhielt, doch noch heute um zehn Uhr in der kalten dunklen Winternacht aufsuchen wollen? Nun hörte er, wie sein Kastellan mit dem Ankömmling parlamentirte, er hörte auch, wie das Schloß sich belebte, wie Diener hin und herliefen und wie zuletzt sein alter treuer Wenzel an seine Thür klopfte, indem er, wie es ihm befohlen war (denn Niemand durfte jetzt ohne Erlaubniß sein Zimmer betreten) den Herrn fragte, ob er hereinkommen dürfe.

Als ihm die Erlaubniß dazu ertheilt war, trat er rasch ein und meldete, daß Graf Thalau, einer der entferntesten Nachbarn von Mauerhof da sei und für diese Nacht um Gastfreundschaft bitte, da er sich auf der Jagd verirrt und jetzt zu so später Stunde und in dunkler Nacht nicht mehr nach Hause reiten könne. „Gut, so weise ihm ein Zimmer an und lasse ihm gleich ein gutes Abendessen bereiten", sagte der Baron, indem er sich schwer in einen Lehnstuhl vor dem Kamine sinken ließ und dem Diener winkte, sich zu entfernen. Dieser jedoch folgte dem Winke nicht, sondern näherte sich vielmehr seinem Herrn, indem er bat: „Lieber, gnädiger Herr, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihrem Befehle ungehorsam bin, indem ich einer Sache erwähne, die Sie mir zu berühren verboten." Der Mann hatte etwas so Aengstliches und Demüthiges, daß es seinen Herrn rührte und er ihn freundlich fragte:

„Nun und was ist es denn, was ein alter treuer Diener wie Du, sich seinem Herrn zu sagen scheut?"

„Graf Thalau wünscht durchaus mit dem Herrn Baron selbst zu sprechen und läßt sich, obwohl ich ihm sagte, daß mein Gebieter unwohl sei, unter keiner Bedingung abweisen. Da dachte ich denn, daß die Gast-

freundschaft erfordere, daß — aber verzeihen mir, Herr Baron, wenn ich mich erdreiste" — „Schon gut, oder besser — Du hast recht, mein Alter", und der Baron klopfte dem greisen Diener liebreich auf die Schulter, dann fügte er hinzu: „Sage dem Grafen, daß ich in einem Augenblicke bei ihm sein werde." „O vielen Dank, mein guter, gnädiger Herr!" und der alte Mann drückte gerührt die Hand des Herrn an die Lippen, dann eilte er, entzückt über die Gewährung seines Wunsches (denn er hielt viel auf die Ehre des Hauses, wie er die Gastfreundschaft nannte), um seinen Auftrag auszurichten. Ronberg jedoch murmelte, als er sich wieder allein befand: „Wenzel hat recht, denn die Gastfreiheit erheischt, daß man einen Gast, der sich verirrt hat und bei Nacht und Nebel an unsere Thüre klopft, auch freundlich empfange.

XXXIII. Kapitel.

Ronberg lebt wieder neu auf.

Eine halbe Stunde später saß Baron Ronberg neben seinem Gaste, — ein ganz veränderter Mann, denn jede Spur von Melancholie war aus seinem Gesichte gewichen, das im Gegentheile jetzt den Ausdruck so großen Glückes trug, daß Niemand, der ihn noch vor einer Stunde gesehen, ihn für denselben gehalten. Nun plauderte er heiter mit diesem und sagte: „Ach, lieber Freund, wie bin ich glücklich, Dich bei mir zu sehen! Dich hat wirklich ein guter Engel hierhergeführt, um mich aus Apathie und Trübsinn zu reißen, die mich zuletzt gewiß noch zum Stumpfsinne geführt hätten." „Wohl möglich, denn Du lebst ja seit zwei Monaten wie ein Wolf in seiner Höhle, nur daß jener noch geselliger als Du zu nennen ist, da er wenigstens

Nachts, wenn ihn hungert, diese verläßt, was man jedoch von Dir nicht sagen kann."

„Wahr, wahr, aber jetzt soll es anders werden, Du hast mich geheilt und ich will schon morgen oder spätestens übermorgen dem Landleben, das mich ganz niedergedrückt, den Rücken kehren und mich nach Prag, Wien oder eine andere Stadt wenden, wo ich mich für die traurige Zeit, die ich hier zugebracht, schadlos halten kann." „Das freut mich recht, wie auch, daß Du mir Deine plötzliche Genesung zuschreibst, die wirklich eine Wunderkur zu nennen ist, doch weiß ich wahrhaftig nicht, wie ich sie vollbracht; wenigstens sind mir die Mittel, die ich vielleicht unbewußt angewandt, vollkommen unbekannt geblieben. Auch kann ich nicht, wie Du, mein Hierherkommen einem guten Engel zuschreiben, denn ich habe keinen gesehen, er müßte sich denn in das alte Mütterchen verwandelt haben, das, als ich sie um den Weg zu mir nach Schloß Thalau fragte, grämlich antwortete: „Ach den kenne ich nicht, ich weiß nur von einem Wege, dem nach Mauerhof, dessen Besitzer aber seit einiger Zeit Niemanden bei sich aufnehmen mag, weßhalb ich auch Ihnen, lieber Herr, nicht rathe, hinzugehen, da Baron Ronberg Sie sicher von seiner Thüre weisen wird, denn er ist, wie man sagt, nicht mehr ganz richtig im Kopfe."

Bei dieser Mittheilung brachen beide junge Leute in schallendes Gelächter aus, dann fügte Thalau in sarkastischem Tone hinzu: „Du siehst also, daß, wenn auch ein Engel im Spiele war, er Dir nicht wohl wollte, da er Deine Kur nicht im Sinne hatte, und mich, Deinen Arzt, nicht zu Dir sandte, sondern im Gegentheil vor Dir warnte. Aber nun laß uns ernsthaft reden und sage mir, was in aller Welt Dich so plötzlich von einem Menschenfeinde, der Du doch vor ein paar Stunden noch warst, zu einem fidelen Burschen gemacht hat?"

„Das ist leicht zu erklären, Du hast Dich wie ein Sonnenstrahl in meine dunkle Einsamkeit geschlichen, mir eine bezaubernde Beschreibung von Deiner herrlichen Rheinreise gemacht und mir so wieder Lust zum Leben und Reisen gegeben.“ „Nein, nein, Du bist nicht ganz aufrichtig gegen mich, das allein kann Dich nicht so verwandelt haben, aber was mag es denn gewesen sein? vielleicht mein Glück im Spiel, von dem ich Dir erzählt? In der That, ich habe dem ungeschickten Württemberger auf dem Dampfschiffe ein hübsches Sümmchen bei rouge et noir abgewonnen.“ „Aber wie hat Euch denn das der Kapitän erlaubt? Sonst ist doch so etwas auf Dampfschiffen nicht gestattet.“ „Wir thaten das ja auch nicht öffentlich, ach nein, das hätte unser ehrlicher Rheinländer nie zugegeben, aber da er uns doch nicht in unserer Cajüte bewachen konnte, so —“

„Doch ich sehe, daß Du bei Wiederholung meiner Geschichte nur mit Mühe ein Gähnen unterdrückst, folglich kann es nicht diese gewesen sein, die die Kur bewirkt. — So war es denn vielleicht meine Erzählung von der excentrischen jungen Engländerin, die Dir die Reiselust eingegeben; oder hat meine Begegnung mit der Familie Jörgen einen so günstigen Eindruck auf Dich gemacht?“

„Aber was ist Dir?“ fragte hier der Graf den Freund scharf anblickend, da dessen Art ihm auffiel und einigen Verdacht in ihm erregte; dann nach einer Pause der Ueberlegung fuhr er neckend fort: „Hast Du schon lange diesen kleinen kurzen Husten, der mich, wenn ich Du wäre, beunruhigen würde, da er Dich wirklich anzugreifen scheint und Dir Alles Blut zu Kopfe treibt?“ Ronberg aber, den es ärgerte, daß die kleine Komödie mit dem Husten, die er angestellt, um seine Verlegenheit bei Nennung des Namens Jörgen zu verbergen, von dem Gaste durchschaut worden war, zeigte jetzt bei dessen Scherze so viel Verdruß, daß jener plötzlich wie-

der seinen ganzen Ernst annahm und das Gespräch auf gleichgiltige Dinge brachte, worauf Ronberg auch bald seine Heiterkeit und seinen leichten Sinn zurückgewann.

„Was aber hatte denn eigentlich den menschenscheuen Herrn auf Mauerhof so plötzlich zu einem heiteren Gesellschafter gemacht?" wird mich jetzt auch der Leser fragen. Das ist in wenig Worten gesagt. Graf Thalau hatte ihm nämlich mitgetheilt, daß er in Köln mit der Familie Jörgen zusammengetroffen und mit ihr den Rhein hinuntergefahren sei, daß die Söhne Jörgen sich mit großem Interesse nach Ronberg erkundigt, daß die Mutter das Gespräch fortgesetzt, indem sie mit wahrer Freundschaft und mit großem Lobe von ihm gesprochen, mit so großem, daß der Graf, als er bei diesem Punkte angelangt, scherzend hinzufügte: „Schade, daß die Frau nicht um zwanzig Jahre jünger ist, da Du bei der hohen Meinung, die sie von Dir hat, leicht bei ihr Dein Glück machen könntest." „Jetzt will ich es auch versuchen", hatte Ronberg bei dieser Bemerkung gedacht, „aber auf andere Weise, als dieser Geck da meint und will daher womöglich schon morgen nach Wien gehen" (denn der Gast hatte ihm auch noch mitgetheilt, daß die Familie Jörgen sich für den ganzen Winter dort etablirt). Und diese Hoffnung und dieser Vorsatz hatten aus ihm den leichtherzigen und glücklichen Menschen gemacht, den wir jetzt vor Augen haben.

Nun da wir diese Erklärung gegeben, können wir wieder zu ihm und seinem Gaste zurückkehren, der ihm in diesem Augenblicke eine Mittheilung macht, die auch uns interessiren kann. Er sagt nämlich: „Weißt Du, daß ich in Straßburg auf einen Freimaurerbruder, Namens Noiron, gestoßen bin, der einige Zeit Hofmeister bei den Söhnen des Grafen Jörgen war und jetzt einen ziemlich hohen Staatsposten in Frankreich bekleidet; hast Du nie von ihm gehört?" „Nur ganz oberflächlich, als seine ehemaligen Schüler seiner erwähn-

ten. Aber warum gibst Du ihm denn den Namen Bruder?" „Weil ich auch ein Freimaurer bin, war Dir das unbekannt?" „Vollkommen, wann und wo bist Du es geworden?" „Vor fünf Jahren in Paris; Du weißt, damals beredeten uns mehrere Freimaurer, in ihren Bund zu treten." „Ja und ich scheute mich, ich weiß eigentlich nicht warum, ihnen zu willfahren, denn sie waren Alle ehrenwerthe Männer und ihre Verbrüderung ist, wie ich überzeugt bin, eine achtungswerthe, weil sie auf Tugend und Religion gegründet ist." „Ganz recht und doch will die katholische Kirche sie nicht als solche anerkennen, aber ich sage Dir, es herrscht in unserer Religion ein Obscurantismus, der —" „Pfui, schäme Dich, Thalau, wie kannst Du so von unserem heiligen Glauben sprechen! In meiner Gegenwart wenigstens verbitte ich mir dergleichen." „Nun, nun, nicht so hitzig, man sieht, daß Du lange in der Einsamkeit gelebt und nicht mehr eine freimüthige Rede verstehst. Daher will ich nur noch hinzufügen, daß so lange ich mit Dir in Paris war, ich der Ueberredungsgabe der Freimaurer ebenso Widerstand leistete, wie Du, daß aber, als Du einmal fort warst, die Herren leichtes Spiel mit mir hatten, so daß ich schon einen Monat später zu ihnen gehörte, was ich jedoch nie zu bereuen Gelegenheit hatte. Jetzt aber wirst Du mir wohl erlauben, mich zurückzuziehen, da ich morgen mit dem Frühesten nach Hause zu reiten gedenke."

Dies sagend stand Thalau auf und begab sich, vom Herrn des Hauses begleitet, in das ihm angewiesene Gemach. Auch Ronberg suchte, jedoch umsonst, die Ruhe. Sein Herz war Anfangs zu voll von freudigen Hoffnungen, um schlafen zu können; später gesellte sich zu diesen eine beklemmende Bangigkeit, die ihm jede Ruhe nahm, denn wenn er sich sagte: „Jetzt, wo die Vorurtheile der Mutter geschwunden, sind, da ich mich der Zuneigung der Tochter und der Zustimmung des

Vaters schmeicheln darf, auch alle Hindernisse beseitigt, so daß ich ohne Besorgniß nach Wien gehen und um die Hand meiner geliebten Ottilie werben kann", so schlich der Zweifel doch immer wieder in sein Herz und er fragte sich mit Angst: „Aber ist es denn auch gewiß, daß ich mich ihrer Zuneigung erfreuen darf, oder ist es nicht vielmehr die Eitelkeit, die mir so etwas vorspiegelt? und wenn dem wirklich so wäre und ich von dem vorhabenden Schritt nur einen Korb davontrüge und so meine Hoffnungen auf ewig gescheitert sähe, was dann? Ach wie sollte ich da die lange Zeit meines ferneren Lebens noch ertragen können?"

„Wir sehen aus diesem, wie leider schon aus vielem anderen, daß der arme Ronberg weder zu den frommen, noch zu den starken Seelen gehörte, daher er sich auch mit ganzem Herzen an eine irdische Liebe klammerte, weil sie, wie er meinte, die Macht hatte, ihn ganz glücklich oder ganz unglücklich zu machen. Er brachte eine höchst qualvolle Nacht zu, verließ mit dem Grauen des Morgens das Lager und eilte zum Freunde (der, wie wir wissen, früh satteln lassen wollte), um doch noch seiner Gesellschaft sich zu erfreuen und wo möglich die rosigen Gedanken des vergangenen Abends wieder zu erhaschen.

Dies gelang ihm auch zum Theile, da Thalau (was Ronberg noch in seinem Beschlusse bestärkte) von dessen Wiener Reise wie von einer abgemachten Sache sprach und ihn ermahnte, diese sobald als möglich anzutreten, damit, wie er sich ausdrückte, der Freund nicht wieder in der Einsamkeit verroste oder verbauere. Schon auf dem Pferde rief er ihm noch einmal zu: „Verlasse sobald Du kannst Dein Dohlennest, um entweder zu mir nach Schloß Thalau auf eine lustige Jagd zu kommen oder nach dem noch heit'reren Wien zu gehen, wohin ich Dir in ein paar Wochen zu folgen gedenke." „Er hat recht, ich darf mich hier nicht länger der Einsam-

keit überlassen", sprach Ronberg zu sich selbst, indem er langsam in's Haus zurückkehrte. Auf der Schwelle begegnete ihm Corisaro, den er, was er schon lange nicht gethan, zärtlich in die Arme schloß, indem er sagte: „Morgen gehst Du mit mir nach Wien, wo Du Deine junge Freundin, Comtesse Ottilie, wieder finden sollst.

XXXIV. Kapitel.

Freudige Ereignisse in der Familie Jörgen.

Gräfin Jörgen an Gräfin Rüdiger.

23. December 1823.

Herzensmutter!

Meiner geliebten Tochter Schicksal ist nun besiegelt, denn sie wird Baron Ronberg's Frau. Das Herz bebt mir, indem ich dieses schreibe, Du siehst also, daß meine Vorurtheile noch immer nicht ganz geschwunden sind und doch verfehlte ich, als Ottilien's Schicksal noch in meiner Hand lag, diesem eine andere Wendung zu geben, indem ich Ronberg's Werbung zurückwies. Ich hatte leider nicht die Energie dazu, da die lange, obwohl stille Trauer meines Kindes mir jede genommen. Jetzt ist Ottilie glücklich — Gott gebe, daß sie es bleibe! Heute, wo sich Alles entschieden, bin ich zu ergriffen, um mehr zu schreiben, morgen jedoch werde ich Dir einen ausführlichen Bericht senden und sagen, wie das Unverhoffte sich so schnell gemacht.

24. December. Dieselbe an dieselbe.

Heute, wo ich bei Weitem ruhiger bin und die vor Glück strahlenden Augen meiner Tochter mir so viel Trost gewähren, habe ich den Muth, Dir zu sagen, wie Alles gekommen. Vorgestern Abends saßen wir,

Ottilie und ich, still beisammen und vollendeten Weihnachtsgeschenke für meinen Gatten und meine Söhne (die ich jetzt täglich sehe und mit denen ihre Vorgesetzten zu meiner Freude recht zufrieden sind), als uns Ronberg angemeldet ward. Mein armes Kind wurde bei Nennung seines Namens leichenblaß und gleich darauf feuerroth. Ihre Bewegung war so groß, daß ich ihr zuflüsterte, sie thäte besser, das Zimmer zu verlassen.

Kaum war sie fort, trat der Baron herein, aber mein Gott! wie verändert. Armer Mann, er muß viel gelitten haben! Dieser Gedanke, wie auch die Gemüthsbewegung meiner Tochter, die mir förmlich in's Herz geschnitten, ließen mich für den Augenblick die Vorurtheile, die mir gegen den Eintretenden noch geblieben, ganz und gar vergessen. Ich empfing ihn daher herzlich, was ihn, wie er sagte, so beglückte und ermuthigte, daß er sich sogleich beeilte, mir den Zweck seiner Reise anzuvertrauen. Er war nämlich gekommen, um Ottilien's und ihrer Eltern Gesinnungen für ihn zu sondiren und um meiner Tochter Hand zu werben, wenn diese zu seinen Gunsten ausfielen. Er fügte noch hinzu, daß er vor allen Dingen, ehe er jeden weiteren Schritt unternähme, sich meiner Zustimmung versichern wolle. Und als ich, von jenem Augenblicke hingerissen, ihm diese gewährte, da gerieth er in einen vollkommenen Glückstaumel, der mich halb rührte, halb erschreckte.

Den folgenden Tag, das heißt gestern, erklärte er sich meinem Gatten, welcher ihm freudig die Hand der Tochter zusagte, falls nämlich diese damit einverstanden wäre. Daß sie es war, kannst Du Dir denken und so ist denn das Unvermeidliche besiegelt. Ich sage „unvermeidlich", weil ich das, was geschehen, als eine Fügung Gottes ansehe, daher ich auch auf Seinen Segen hoffe und inbrünstig darum flehe. Bete auch Du, liebe Mut-

ter, daß Gott mich erhöre; Du weißt ja, wie sehr auf Dein Gebet vertraut

Deine Adolphine.

Ottilien's Tagebuch.

2. Januar 1824.

O welch' eine glückliche Zeit hat sich jetzt für mich aufgethan! Mein Gott, bin ich denn auch wirklich werth, schon hier in der Sterblichkeit so viel Glück zu genießen und so sehr von einer großen Seele, wie die meines Oswald's geliebt zu werden? Aber ich will mich bestreben, ihm immer näher zu kommen und bitte um Gottes Segen dazu.

Wie bewundernswerth hat er sich doch gegen mich und die Eltern benommen, denn er zog es vor, lieber inconsequent zu erscheinen und still auf meine Hand zu verzichten, als diese vom Vater ohne die freie und freudige Zustimmung der Mutter zu erlangen, die leider Vorurtheile gegen ihn hegte. Jetzt aber, wo sie diese vollkommen aufgegeben, hat sie mir eingestanden, daß selten ein Mann so edel wie Ronberg gehandelt hätte. Es macht mich stolz, daß er ihren Beifall errungen und ich danke Gott dafür, wie für allen Segen, den er über mich ausgegossen, bitte Ihn auch beständig, mir in meinem großen Glücke doch den rechten Geist und die rechte Demuth zu geben.

5. Januar. Meine Mutter, mein Verlobter und ich saßen heute im Saale traulich beisammen und sprachen eben von einer nicht mehr sehr fernen, schönen Zukunft. Ich für meinen Theil sagte nicht viel, hörte aber desto eifriger auf die Einrichtungen, die Ronberg, von der Mutter Rath unterstützt (denn er thut nichts ohne denselben), in Mauerhof treffen will, als mein Vater, meinen ältesten Bruder an der Hand führend, lachend zu uns trat, indem er sagte: „Das Verloben

scheint ansteckend zu sein, denn auch Paul ist eben mit Bertha Strand in dieses Glücksstadium getreten." „Also hast Du ihr Jawort erhalten?" rief freudig die Mutter, indem sie den Sohn in ihre Arme schloß, denn sie hatte natürlich von seiner Absicht gewußt und diese gebilligt. Später sagte uns Paul, daß Bertha's Mutter, seiner großen Jugend wegen, anfangs an ihre Einwilligung die Bedingung geknüpft, die Heirat solle erst in drei Jahren stattfinden, daß aber mein Vater, der von langen Verlobungen nichts hält, die Baronin bewogen, diese Frist auf sechs Monate, nämlich bis zu Pauls dreiundzwanzigstem Geburtstage zu beschränken. Meine Hochzeit soll an demselben Tage stattfinden. Oswald und mein Vater fanden diese Frist sehr lang, aber meine gute Mutter, die mich ebenfalls für zu jung hält und daher mein achtzehntes Jahr abwarten will, hat diesmal sehr viel Ernst gezeigt und ihren Willen durchgesetzt. Ich bin froh darüber, denn obwohl mein Herz Oswald angehört, so machte mich der Gedanke eines so nahe bevorstehenden Lebenswechsels, wie auch der, mich schon so bald von meinen Eltern trennen zu müssen, recht ängstlich.

15. Januar. Mein Verlobter ist auf vierzehn Tage nach Mauerhof gegangen, um den Bau einer geschmackvollen kleinen Kirche zu überwachen, denn er findet, daß, da ich die Herrin aller seiner Besitzungen werde, die kleine Schloßkapelle, die doch bis jetzt für ihn und die ganze Gemeinde gut genug gewesen, für mich zu einfach und gering sei. Dieser Gedanke gefällt mir gar nicht, auch habe ich ihn inständig, aber leider umsonst gebeten, denselben aufzugeben. Es ist meine erste Bitte an Ronberg und eine gerechte, wie ich meine, und doch hat er sie mir abgeschlagen; auch meine Mutter suchte ihn von diesem Vorhaben abzubringen, jedoch Alles umsonst. Ach, was macht mich dieser Bau, der mich, wenn er aus reiner Liebe zu Gott geschähe, so

beglückt hätte, jetzt traurig, da er blos aus Liebe zu mir, einem schwachen Menschen unternommen wird. Ja diese Liebe, die mich, wie mir scheint, zum Idol erniedrigt, erschreckt mich fast und nimmt mir viel von meinem Glücke. Mein Gott, sollte denn jedes irdische Glück schon seiner Wesenheit nach so vergänglich sein, daß es nach drei kurzen Wochen einer Verminderung fähig wäre? oder ist in dem meinigen etwas, das Gott nicht vollkommen gebilligt und daher auch nicht segnet? Doch nein, diesen Gedanken, den ich nicht tragen könnte, will ich, da er gewiß ein Unrecht ist, auch wie ein solches verscheuchen.

20. Januar. Ich erhalte täglich höchst liebevolle Briefe von meinem Oswald; er sagt mir beständig, daß ohne mich sein Leben nur ein dunkles und trauriges gewesen wäre und daß er Gott nie genug danken kann, daß er mich ihm entgegengeführt und zugegeben, daß ich sein Leben erhelle. Ach, wie freut mich das, was er von mir sagt, aber wie viel mehr beglückt mich die Art, in welcher er von seiner Dankbarkeit gegen Gott spricht! Noch eine andere Genugthuung wird mir zu Theil, nämlich die, daß ich in Corisaro, der mit seinem Hofmeister zurückgeblieben und sich immer wärmer an mich schließt, täglich neue und herrliche Eigenschaften entdecke. Ja seine Erziehung, die ich mit Hilfe Pater Walter's leiten will, wird mir durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters leicht genug gemacht werden. Als mein Verlobter ihm ankündigte, daß ich seine Adoptivmutter werden würde, war er mit dem Rufe: „Ach, wo ist denn aber meine Mutter Coram", in Thränen ausgebrochen.

Einige Augenblicke später hatte er sich jedoch, da er sah, daß er den Pflegevater betrübt, zwar mit Anstrengung, aber doch wieder vollkommen gesammelt und mit einem freundlichen Lächeln gesagt: „Meine Mutter liebte sehr Comtesse Ottilie und würde sich gewiß freuen,

wenn sie wüßte, daß Du, lieber Vater, sie gewählt hast, sie, die Dir sicher Dein Leben verschönern wird. Ich aber will mich mühen, ihr in Allem und Jedem zu gefallen, und ihr ein gehorsamer Sohn zu werden." Seit dem beweist der gute Knabe mir stets, daß dieser Vorsatz nicht mehr aus seiner Seele gewichen, da er jedem meiner Wünsche, die er wirklich zu errathen scheint, nachkömmt und das mit einer Freudigkeit, die Alle, welche ihn beobachten, tief rührt, um wie viel mehr jedoch mich! O ich will diesem geliebten Kinde gewiß auch eine treue Mutter sein. Wo mag aber jetzt die seinige weilen, die so gar nichts von sich hören läßt? Arme Coram! welchen Schatz hat sie doch an ihrem Knaben verloren!

30. Januar. Oswald ist zurück und Freude und Jubel in meinem Herzen wieder eingekehrt; überhaupt ist jetzt unter unserem Dache viel Glück zu finden, denn Paul und Bertha scheinen ebenfalls darin zu schwelgen und auch meine liebe Eltern sehen recht glücklich aus. Gott segne sie und gebe nicht zu, daß dunkle Wolken, wie ich sie leider oft genug beobachtet, sich abermals auf ihre Stirn lagern.

11. Februar. Nonberg hat heute seinen Freund Graf Thalau zu uns gebracht. Wir lernten denselben bereits vor vier Monaten auf unserer Rheinreise kennen und schon damals machte mir dieser Mann durch seine, wie mir scheint, leichtfertige und oft sardonische Art einen höchst unangenehmen Eindruck. Jetzt aber, wo er meinen Verlobten in meiner Gegenwart auf sehr unzarte Weise über den Grund seines früheren Tiefsinnes und sein jetziges Glück neckt, ist er mir vollkommen zuwider. Auch Oswald leidet unter diesen Neckereien, findet jedoch, wie mir däucht, nicht das Schlagwort, um des Freundes leeres Geschwätz zum Schweigen zu bringen.

28. Februar. Herr Lehmann ist auf ein paar Tage hergekommen, um, wie er offen bekennt, mit Pater Walter über einige Skrupeln, die noch seine Seele belästigen, und die, wie ich hoffe, der Priester beseitigen wird, Rücksprache zu nehmen.

Heute ließ der Professor sich in meiner und Ronberg's Gegenwart von dem Jesuiten über das heilige Sacrament der Firmung belehren, über welches noch Zweifel in seiner Seele herrschten. Pater Walter zerstreute diese durch folgende Auseinandersetzung:

„Das Sacrament der Firmung oder Confirmation ist von Christus selbst eingesetzt. Einen Beweis davon liefert die Thatsache, daß seine Apostel, die von ihm ausgesandt waren, um die Wahrheiten, die er verkündet, zu lehren und in Anwendung zu bringen, dieses spendeten, indem sie den Getauften die Hände auflegten und ihnen den heiligen Geist, die Stärkung im Glauben mittheilten, wie es auch in der Apostelgeschichte Kapitel 8, §. 17 heißt. Da legten sie ihnen die Hände auf und sie empfingen den heiligen Geist, und Kap. 19, §. 6: Und da Paulus ihnen die Hände auflegte, kam der heilige Geist über sie und sie redeten in Sprachen und weissagten." Dieses hochheilige Sacrament, das, wie wir aus der heil. Schrift schon gesehen, den heiligen Geist über den Firmling ausgießt und das nur einmal empfangen werden darf, kann schon den Adolescenten gespendet werden und ist für den Menschen, der in's Leben tritt, ungefähr das, was die letzte Oelung für den Sterbenden, da das erste dieser Sacramente, das nur der Bischof durch Salbung des Firmlings mit dem heiligen Chrisam spenden kann, diesen, der mit der Welt zu ringen haben wird, stärkt und ihm hilft, den Teufel zu überwinden und so dessen Fallstricken zu entgehen. Um dieses anzuzeigen, gibt ihm der Bischof zugleich einen leisen Backenstreich, der ihn an die Demuth erinnern soll, mit der Christus und seine Apo-

stel Schmach und Verfolgung erragen haben, um dadurch auch in ihm den Wunsch und den Vorsatz zu erwecken, in ihre Fußtapfen zu treten. Das Sacrament der letzten Oelung aber stärkt den Sterbenden für den letzten schweren Gang, indem es dessen Sünden auslöscht und hilft ihm ebenfalls die Versuchungen des Teufels überwinden."

Bei den letzten Worten des Priesters war Graf Thalau, der sich bis jetzt mit meinen Eltern und Brüdern im Nebenzimmer unterhalten, zu uns getreten, indem er mit einem spöttischen Lächeln rief: „Was, Hochwürden, führt denn ein heiliger Mann wie Sie auch so häßliche Worte wie Teufel und Versuchung im Munde?" „Herr Graf", antwortete Pater Walter mit Würde, „unser Amt läßt uns Priester oft zur Belehrung und Warnung Worte aussprechen, die wir nur ungern über die Lippen bringen, die diese aber nicht besudeln, wenn wir nur deren Gegenstand nicht im Herzen tragen."

Der Graf mußte sich durch diese Worte getroffen und beschämt fühlen, denn er biß sich in die Lippen und sein Blick folgte verdutzt dem Priester, der nach einem flüchtigen Gruße ruhig der Thüre zuschritt. Ich aber, der die helle Zornesröthe in's Gesicht stieg, wandte mich an Herrn Lehmann, indem ich sagte: „Sie werden doch hoffentlich nicht glauben, mein Herr, daß es unter uns Katholiken Viele gibt, die mit einem Geistlichen einen so unpassenden Ton annehmen?" „Gewiß nicht, übrigens muß ich Sie Alle versichern (und er wandte sich an uns drei), daß die Erklärung des hochwürdigen Herrn mich vollkommen überzeugt und befriedigt hat." Dann folgte er dem Priester, um, wie ich hoffe, sein ernstes Gespräch mit diesem fortzusetzen.

Auch ich zog mich nun höchst verstimmt in mein Zimmer zurück; verstimmt über meine Heftigkeit, wie auch darüber, daß Oswald sich solch einen Freund ge-

wählt, oder vielmehr sich von solch einem Manne hatte zum Freunde wählen lassen. Seiner Seele jedoch wird dieser hoffentlich nicht schaden können, da er, der dreißig Jahre zählt, schon im reiferen Alter ist und überdieß edle Grundsätze hat. Aber ich zittere für meine zwei jüngeren Brüder, die großes Gefallen an des Grafen Gesellschaft finden. Für Paul brauche ich gottlob weniger zu fürchten, da alle seine Gedanken bei seiner frommen Braut weilen. Möge er doch recht glücklich werden! An Solidität hat er wirklich sehr gewonnen und die gottesfürchtige Bertha wird sicher auch einen segensreichen Einfluß auf seinen Charakter haben. Ach ja, sie und ich gehen einer freundlichen Zukunft entgegen. O wenn ich doch dieses auch schon von meiner guten Miß West sagen könnte. Aber hoffentlich wird ihr eine solche ebenfalls bald zu Theil, wenn nämlich Herr Lehmann unsere Erwartungen nicht täuscht und katholisch wird.

Ende des ersten Theiles.

Die Männer der Tage.

II. Theil.

I. Kapitel.

Was das Jahr 1824 gebracht.

Das Jahr 1824 war für die Meisten aus unserer Geschichte nicht ohne Bedeutung vorübergezogen. Da Ottilie sich in demselben mit Ronberg — Paul mit Bertha Strand vermält, Herr Lehmann in den Schoß der heil. katholischen Kirche zurückgetreten und sich mit Bessy West verlobt hatte, Willibald nach dem Tode Ludwig XVIII. nach Berlin als erster Legationssekretär versetzt worden, Felix zum Oberlieutenant avancirt war und Alfred ein glänzendes Examen gemacht hatte.

„Aber das ist ja fabelhaft," wird hier vielleicht mein Leser ausrufen. „Wir erfahren nur glückliche Ereignisse, es ist ja, als wären wir in einer Märchenwelt, in einem wahren Elysium und selbst da gibt es krapfentragende Bäume, die einigen Schatten werfen, doch hier sieht man nichts, als Sonnenlicht, das auch nicht den allerkleinsten Schatten aufkommen läßt." Ich aber sage Dir, lieber Leser, daß Du Unrecht hast, so vorschnell zu urtheilen und daß ich Dir sogleich Schatten, vielleicht sogar mehr als Dir lieb sein wird, in dieser sonnigen Landschaft zeigen werde. Denn, wenn auch Ottilie mit dem Manne ihres Herzens vermält ist, so ist sie doch nicht wahrhaft glücklich zu nennen, da sie einige sehr trübe Stellen in seiner, wie sie früher meinte, so großen Seele entdeckt. Ihr Oswald, der einen schwachen Charakter hat, ist nicht so fromm,

wie sie wähnte und wie er auch, da sein Herz gut ist und er eine christliche Erziehung genossen, wohl hätte sein können. Doch er schenkt, und das macht ihn lau, dem Versucher Gehör, der in der Gestalt des Grafen Thalau, mit seinen vergifteten Grundsätzen, zwar leise und allmälig, aber mit trauriger Konsequenz an den seinigen rüttelt und dieselben, von anderen Augen vielleicht noch unbemerkt, aber für die seiner Gattin nur zu deutlich erschüttert.

Ueberdieß hat Ottilie auch noch einen andern Kummer, der sie schwer drückt, nämlich den, daß ihr Vater, welcher Corisaro's Abkunft durch Zufall erfahren, auf ihren Mann sehr aufgebracht ist und daß ihre Mutter, wie sie wohl bemerkt, ihre Vorurtheile gegen diesen theilweise wieder aufgenommen.

Paul und seine Frau, die sich ebenfalls aus Liebe vermält und deren gegenseitige Zuneigung in voller Blüthe steht, fühlen sich dennoch ziemlich unbehaglich in Schloßhausen unter dem strengen Regiment des Vaters, und hätten sich gerne auf eigene Hand etablirt, werden aber durch diesen daran verhindert, der ihnen nur eine sehr dürftige Jahresrente ausgeworfen, weil er, wie er sagt, nicht die verschwenderischen Neigungen des Sohnes unterstützen will und diesem auch stets die Schulden seiner Jugend, sowie das viele Geld vorwirft, das er in Italien auf der Hochzeitsreise ausgegeben.

Felix, der zwar großen Stolz über seine Oberlieutenants-Charge empfindet, ist deshalb doch nicht ganz zufrieden, da er unter einen sehr strengen Oberst gestellt worden und statt des Urlaubs von mehreren Monaten, den er verlangt, um nach Paris zu gehen, auf des eigenen Vaters Ansuchen (was ihn gegen diesen auch sehr erbitterte), eine abschlägige Antwort erhalten.

Willibald Schöndorf endlich, der seinem Kaiser wohl für sein Avancement sehr dankbar ist, aber dieses, da

es ihn aus Paris entfernte, wo er sich sehr gut gefiel, weder nachgesucht noch gewünscht, fühlt sich durch die Berliner Luft und Weise kalt und fremd angeweht und sehnt sich im Stillen von da fort.

Demnach sind also nur Alfred, sowie Herr Lehmann und seine Braut, die ihre Hochzeit auf den 12. Januar 1825 festgesetzt, recht glücklich und zufrieden zu nennen. Was dieses Gefühl in Letzteren noch erhöht, ist, daß Bessy's Bruder, Richard West, der in seinem Lande ein angesehener Arzt ist, wie auch des Bräutigams Mutter, sowie Willibald und die ganze Familie Jörgen auf derselben erscheinen sollen.

II. Kapitel.

Eine unliebsame Persönlichkeit tritt wieder auf.

Den 11. Januar, am Tage vor Miß West's Hochzeit, sehen wir gegen Mittag Ottilien mit Corisaro trotz Kälte und Wind rasch durch den Park und zu dessen Ausgange eilen. Kaum hatten sie diesen überschritten, so rief der Knabe, der in den zehn Monaten, in denen wir ihn aus den Augen verloren, sehr gewachsen und bei weitem stärker und munterer geworden: „Mama, da kommen wahrscheinlich Tante Bertha, die Onkel und Graf Schönborf, aber nicht zu Pferde, wie wir sie doch erwartet, sondern im fest verschlossenen Wagen." „O, welch' ein Glück! so sind die Eltern mit ihnen und steigen, statt in Rauhenstein, wie Sie mir gedroht, bei uns in Mauerhof ab", und Ottilie verdoppelte freudig die Schritte, indem sie munter zu plaudern fortfuhr, ohne im Mindesten zu bemerken, welch' peinlichen Eindruck ihre letzten Worte auf den Knaben gemacht, der vor einem Zusammentreffen mit Graf Jörgen zurückschreckte, da dieser ihn stets mit Härte und Geringschätzung behan-

delte. Jetzt sagte sie: „Ich werde doch den guten Eltern beweisen, daß sie unrecht hatten, wenn sie glaubten, Mauerhof könne sie mit meinen Geschwistern, Willibald und Herrn Lehmann nicht bequem beherbergen."

Hier jedoch unterbrach sie sich plötzlich und blieb betroffen stehen, indem sie rief: „Aber das ist ja nicht mein Vater, sondern Graf Thalau, der aus dem Wagen grüßt." „Ja, und ein fremder Herr sitzt neben ihm." „Gerechter Gott, es ist Herr Noiron!" und Ottilie stützte sich bleich und zitternd auf des Knaben Schulter. „Was ist Dir, Herzensmama, warum erschrickst Du so? Oder sollte der Anblick des fremden Herrn Dich ängstigen?" „Ich weiß eigentlich selbst nicht, was diese Gemüthsbewegung veranlaßt," sagte die junge Frau, sich wieder ermannend, „denn der Fremde ist mir bekannt und sieht, wie Du bemerken wirst, keineswegs furchtbar aus," und sie versuchte zu lächeln, aber es war ein so trauriges Lächeln, daß Corisaro es durch Jahre nicht vergessen konnte und sich an diesem und dem folgenden Tage mehr als einmal mit Verwunderung fragte, wie denn der Anblick des hübschen Franzosen seine liebe Mama so zu erschrecken vermocht.

Später aber, als er Herrn Noiron näher kennen lernte, glaubte er den Schlüssel zu ihrer Gemüthsbewegung in dessen gleißnerischem Lächeln und falschen Blicke gefunden zu haben. „Auch ich," meinte er dann, „der doch, wie Alle sagen, ein muthiger Bursche bin, würde jetzt vor ihm erschrecken, wenn ich ihm zur Nachtzeit allein im Walde begegnete." Ach, es war nicht nur des Franzosen falscher Blick und noch falscheres Lächeln, das ihr so plötzlich entgegentrat, was Ottilien jetzt zittern und erbleichen machte, obwohl sie auch diese nicht ohne Gemüthsbewegung erblickt hätte; aber es war viel mehr noch die Erinnerung an die geheimnißvollen, von der Mutter vor Jahren ausgesprochenen

Worte, die jetzt lebhafter denn je in ihrem Gedächtnisse auftauchten und in ihr eine namenlose Angst erweckten. Denn was! sollte sich nun auch unter ihr Dach die Schlange einschleichen (wie ihre Mutter sich ausdrückte), die schon ihre Brüder verderbt und jetzt vielleicht mit dem Pesthauche ihrer freimaurerischen Ideen und Grundsätze die Seele ihres Oswald vergiften!

Während sie so dachte und fürchtete, hatte sich der Wagen genähert, die Herren waren herausgesprungen und begrüßten sie jetzt höflich. Herr Noiron äußerte, daß, da er in der Nachbarschaft bei Graf Thalau einige Tage zubringe, er unmöglich der Versuchung habe widerstehen können, sie in ihren neuen Verhältnissen aufzusuchen und ihres Gatten Bekanntschaft zu machen. Er fügte noch viele andere Artigkeiten hinzu, wie z. B., daß die Tage, die er in Schloßhausen zugebracht, die glücklichsten seines Lebens gewesen und daß die Erinnerung an diese ihn auch durch's ganze Leben begleiten würde. Das Alles nahm jedoch die junge Frau so frostig auf, daß der Franzose, als sie sich mit einer einladenden, obwohl kalten Geberde dem Schlosse zuwandte, dem Gefährten in flüsterndem Tone sagte: „Sie erinnert an einen zwar sehr kalten aber so schönen Wintertag, daß man ihn dem lieblichsten Frühlingsmorgen vorziehen möchte."

Der Empfang Ronberg's aber, der seine Frau auf ihren Spaziergang nicht begleitet hatte, weil er damit beschäftigt war, Verse auf den morgigen Tag zu machen, war desto wärmer, das jedoch verstimmte Ottilien nur noch mehr gegen die Gäste, was zuletzt gewiß auch ein unbehagliches Gefühl in Allen erweckt, wenn nicht gerade im kritischen Momente andere und sehr liebe Gäste dazu gekommen wären, ganz geeignet, ihren Kummer und ihre Besorgniß wenigstens momentan zu verscheuschen und sie auf freundlichere Gedanken zu bringen. Es waren nämlich ihre Geschwister, Willibald und Herr

Lehmann, der schon seit einigen Tagen Gast auf Mauerhof war und erstere von einem seiner täglichen Besuche in Rauhenstein mitgebracht hatte. Die Eltern aber waren bei Gräfin Rüdiger geblieben und hofften, wie die neuen Ankömmlinge versicherten, die Bewohner Mauerhof's schon recht früh den folgenden Tag in Rauhenstein zu sehen.

III. Kapitel.

Herrn Noiron's Pläne.

„Ach, mein Freund," rief Herr Noiron, als er sich wieder allein mit Graf Thalau in dessen Wagen sah, „was haben Sie doch da für eine liebenswürdige Nachbarschaft. Ich bin in der That glücklich, die Bekanntschaft der bezaubernden Herrin auf Mauerhof erneuert zu haben. Sie empfing uns zwar eisig," fügte er mit einem sarkastischen Lächeln hinzu, „ja unhöflich; das thut aber nichts, sie wird sich schon noch an unsere Gesellschaft gewöhnen und diese dann liebgewinnen." „Aber Sie vergessen, mein Bester, daß Baron und Baronin Ronberg sich in ein paar Tagen nach Wien begeben, um den Rest des Winters dort zu verbringen, daß Sie aber, wie Sie mir selbst gesagt, in Angelegenheiten unserer Verbrüderung nach Berlin gehen; folglich weiß ich nicht, wie die Herrin Mauerhof's Ihre Gesellschaft liebgewinnen kann, da sie nicht Gelegenheit finden wird, sich an dieselbe zu gewöhnen," meinte Thalau spöttisch. „Und was mich anbelangt," fuhr er im selben Tone fort, „so habe ich, obwohl ich in Wien sein werde, doch jede Hoffnung, mich in die Gunst der schönen Frau einschmeicheln zu können, vollkommen aufgegeben, da ich bemerke, daß meine Gesellschaft ihr keineswegs angenehm, sondern täglich lästiger wird."

„Desto besser, desto besser, so habe ich mehr Chancen" und der Franzose rieb sich fröhlich die Hände.

„Wie? desto besser! Aber Sie sind ja ein crasser Egoist, mein Lieber; und was kann Ihnen denn auch mein Mißgeschick nützen, da Sie doch Ihren Karneval in einem ganz anderen Lande als Baronin Ronberg verbringen werden?" „O, Berlin ist nicht so weit von der Kaiserstadt, daß man diese nicht erreichen könnte." „Sie wollen also?" „Eine Festung einnehmen, die Anderen uneinnehmbar zu sein scheint," sprach jener lachend; dann fuhr er ernster fort: „Sehen Sie, nur solche Sachen können noch einigen Reiz für mich haben." „Fader Patron," murmelte der Graf, doch so leise, daß jener ihn nicht hören konnte, „diese Festung ist zu fest für Dich gebaut." Dann erhob er die Stimme und fragte:

„Was sagen Sie denn aber zu Baron Ronberg, würde er nicht ein gutes Mitglied für unsere Verbrüderung abgeben?" „Er ist keineswegs begabt, hat aber Geld und auch solche Leute können wir für die drei unteren Grade, d. h. für die Johannismaurerei brauchen." „So meinte auch ich und habe ihn daher schon tüchtig bearbeitet, Sie werden also das Terrain bereits gelockert finden. Jedoch so ganz unbegabt, wie Sie meinen, ist er denn doch nicht; auch nicht ohne Ehrgeiz; daher wird er sich nicht immer mit den unteren Graden begnügen wollen."

„Pah, so werden wir ihn, wie wir es schon mit den gekrönten Häuptern thun, in fingirte höhere Grade steigen lassen, in denen er aber, eben so wenig wie Jene hinter unsere eigentlichen Geheimnisse kommen soll; denn wenn er auch nicht ganz dumm ist, so hat er doch nach Allem, was Sie mir früher über ihn gesagt, einen sehr schwachen Charakter und solche Leute sind in höheren Graden nicht allein gefährlich, sondern auch unbrauchbar. Wünschenswerther und zu unseren Zwecken unstreitig passender, erscheinen mir die vier Individuen, denen ich bei Ronberg begegnet, nämlich Graf Schöndorf, Herr Lehmann und meine ehemaligen Zöglinge Felix und Alfred

Jörgen (denn auch Letzteren können wir gut in den Grad der Minervalen brauchen). Nach jenen also müssen wir durchaus unsere Netze auswerfen.

Die zwei Ersten, die in Berlin wohnen, übernehme ich, den Letzteren aber müssen Sie, lieber Freund, denselben Liebesdienst thun, den Sie schon dem Schwager erwiesen." „Recht gerne, wenn Sie, der doch, wie Sie sagen, oft als Eroberer nach Wien kommen wollen, mir zu helfen versprechen," spottete jener. „Ach, da werde ich nicht Zeit haben, denn ich werde alsdann wahrscheinlich zu beschäftigt mit der Schwester sein, um mich mit den Brüdern abgeben zu können," meinte der Andere lachend, fügte jedoch gleich darauf in verändertem Tone hinzu: „O könnte ich doch auch aus Ottilien und ihrer Gouvernante, der zukünftigen Frau Lehmann, die beide einen scharfen Geist und festen Charakter haben, Freimaurerschwestern oder Illuminatinen machen!" „Ja, das wäre nicht übel, wenn es nur auch bei uns Damenlogen gäbe, wie deren schon vor einigen Jahren in Spanien und Frankreich existirten!" Der Franzose antwortete nichts, aber über sein Antlitz glitt etwas, das sein Gefährte nicht zu enträthseln vermochte, das er jedoch gerne gewußt, obwohl er sich scheute, direkt darnach zu fragen; daher wollte er es auf indirektem Wege erforschen und meinte:

„Glauben Sie nicht allen Ernstes, mein Lieber, daß Frauen mit ihrer angebornen Schlauheit auch in meinem Vaterlande nützliche Agenten für unsere Verbrüderung wären?" „Ganz gewiß, und wenn sie auch jetzt nicht förmlich in solche treten können, so vermögen sie doch ihre Geistesgaben für das große Ganze zu verwenden und daher thun wir gut, sie zu benützen, wo wir können; deßhalb würde ich auch, selbst wenn Baronin Ronberg und die zukünftige Frau Lehmann minder schön wären, diese geistreichen Damen nie aus den Augen verlieren und mich womöglich zu ihrem Freunde machen.

Auch Paul's Gemalin könnte sich vielleicht bilden lassen, wenn sie mich zum Freunde hätte." Dann eine leichte und spöttische Weise annehmend, rief der Freimaurer-Agent:

„O wäre es mir doch wie Ihnen, glücklicher Mensch, vergönnt, morgen zu der Hochzeit der bezaubernden Bessy zu erscheinen. Gern würde ich diese Erlaubniß durch Verse erkaufen, welche, wie ich mir schmeichle, besser ausfallen würden, wie die des Barons, die er uns auf Ihre Bitte mit so viel Selbstgefühl vortrug und die auch nicht ermangelten, Sie, lieber Freund, zu entzücken." „Die Verse waren erstens nicht schlecht," antwortete jener mit einiger Empfindlichkeit, „und überdieß muß man doch den Leuten, besonders wenn man sie zu einem großen Zwecke gewinnen will, etwas schmeicheln können." „Wahr, wahr, aber wissen Sie mir nicht ein Mittel anzugeben, das mir die Möglichkeit verschaffte, der schönen Braut an ihrem Ehrentage meinen Glückwunsch darzubringen?" „Nichts leichteres als das. Wohnen Sie mit mir der Trauung in der Pfarrkirche Rauhenstein's bei und statten Sie nach der Zeremonie dem jungen Paar Ihre Glückwünsche ab; vielleicht ist dieses, wie auch Gräfin Rüdiger, von Ihrer Aufmerksamkeit so gerührt, daß sie Sie zum Dableiben auffordern."

„Nein, mein Lieber, so theuer mag ich dieses Glück denn doch nicht erkaufen, ich verabscheue alle Kirchen, auch erregen sie ein wahres Grauen in mir." Und der Franzose schüttelte sich leicht, indem etwas Satanisches in seinen Augen blitzte. Dann fuhr er mit heiserer Stimme zu reden fort: „Eine Kirche wird mein Fuß gewiß nie betreten!" In seiner ganzen Art und Weise sprach sich ein solcher Haß gegen alles Heilige aus, daß Thalau unwillkürlich ein Grauen beschlich und er sich fast ängstlich in die Wagenecke drückte, indem er dachte: „Gut, daß der nicht auf die Hochzeit kömmt, er würde sicher nicht zu ihrer Fröhlichkeit beitragen."

Der Graf hatte recht, so zu denken, wir aber denken noch weiter und finden, daß auch er gut gethan hätte, wegzubleiben, da seine Gegenwart, wenn sie auch nicht die Stimmung aller Anwesenden zu trüben vermochte, doch auf eine derselben so wirkte, nämlich auf Ottilien, deren schöne Stirn sie bewölkte und deren Herz sie schwer machte.

IV. Kapitel.

In Berlin.

„Nun, mein Liebling, was machst Du denn für ein finsteres Gesicht? Man sollte wirklich nicht denken, wenn man Dich ansieht, daß Du erst seit sechs Wochen und das mit dem Manne Deiner Wahl vermält bist", sprach lachend und freundlich die Hand einer anmuthigen Dame ergreifend, ein junger interessant aussehender Britte (denn daß er ein solcher war, erkannte man an seiner Physiognomie, an seinen röthlich blonden Haaren und blauen Augen). Auf den regelmäßigen Zügen der jungen Frau, die auffallend den seinigen glichen und sich bei der Rede des Bruders noch mehr verfinsterten, konnte man deutlich Besorgniß, Kummer und Ungeduld lesen, so daß er den scherzenden Ton aufgab und betroffen sprach: „Was, Thränen in den Augen meiner geliebten Schwester? sollte sie wirklich schon jetzt in ihren Honigmonaten einen Kummer haben! Sollte Gustav —"

„Still, nicht ein Wort über den edelsten der Männer", und Bessy Lehmann, die meine Leser wohl schon erkannt haben, legte mit einem vorwurfsvollen Blicke die Hand auf des Bruders Lippen, indem sie in fast strengem Tone fortfuhr: „Meinen Gatten, der die Liebe und Güte in Person ist, darfst Du nie beargwohnen, Richard. O nein", fügte sie lebhaft hinzu, „er

und seine gute Mutter suchen im Gegentheil mir das Leben auf jede Weise zu verschönern." „Was ist es denn aber, das die Stirn einer so Jungvermälten zu trüben vermag?" „Ach das Schicksal meiner lieben Ottilie flößt mir Besorgniß ein; ich habe nämlich heute einen Brief von ihr erhalten, der — doch ich will Dir denselben vorlesen und Du sollst dann selbst urtheilen, ob ich Grund zur Besorgniß habe; und sie las:

Wien, 20. Februar 1825.

Liebe Bessy!

Was gibst Du mir doch für eine zauberische Beschreibung von Deiner Häuslichkeit und wie gern möchte auch ich solche Abende wie die Deinigen bei mir einführen und diese allein mit meinem Gatten, Corisaro und Pater Walter unter traulichen Gesprächen verbringen! Aber nein, das geht nicht, dazu meint Oswald, wären wir nicht in die Stadt gekommen, das könnten wir auch immer auf dem Lande haben. „Hier", fügt er hinzu, „müssen wir Menschen sehen, die Welt immer besser kennen lernen und uns in derselben Freunde machen, die uns dann in Mauerhof besuchen und gern unsere Einsamkeit mit uns theilen." Und siehst Du, Geliebte, dieser Gedanke lächelt mich keineswegs an. Was! auch in Mauerhof soll ich nicht mein liebes Stillleben bewahren dürfen! Ach Gott, diese Vorstellung entlockt mir wahrhaftig Thränen! Aber ich habe unrecht, sehr unrecht anderer Meinung als mein Oswald zu sein, der auf seinem Schlosse ein Landleben einführen will, wie man es in England und Rußland, besonders aber in den Ostseeprovinzen kennt. Mich aber, die ich in Schloßhausen nur an ein sehr stilles Leben gewöhnt war, erschreckt der Gedanke, daß ich nach einem in Saus und Braus verbrachten Winter nicht einmal die schöne Jahreszeit ruhig mit den Meinigen zubrin-

gen kann, ohne daß sich Fremde sozusagen zwischen diese und mich stellen. Lieber Gott, ich fühle gar sehr, während ich Alles das schreibe, wie unrecht ich habe, nicht vollkommen mit den Wünschen meines Gatten einverstanden zu sein und ihm dieses auch manchmal, obwohl unbewußt, in meinen Zügen lesen zu lassen, was ihn denn auch immer sehr verstimmt; das darf aber nie mehr geschehen, ich will mich von nun an besser überwinden.

Mir wäre dieses vielleicht auch schon gelungen, wenn ich nicht fast beständig in Verstimmung erhalten würde, durch die langen und täglichen Besuche Thalau's, der sich Oswald und meinen beiden jüngeren Brüdern unentbehrlich zu machen sucht und den ich, wie Du weißt, seines Leichtsinnes und seiner irreligiösen Gesinnungen wegen nicht ausstehen kann. Du wirst sagen, daß so etwas unchristlich und daher unter keiner Bedingung erlaubt ist. O ich gebe Dir recht und bekämpfe auch ehrlich das Gefühl der Abneigung gegen den Grafen und doch will es mir nie gelingen, den Widerwillen gegen ihn und Herrn Noiron zu überwinden. Letzterer hat nun schon zum zweiten Male in den fünf Wochen, die wir hier sind, Berlin für Wien vertauscht und überschüttet mich beständig mit seinen abscheulichen Aufmerksamkeiten, die, obwohl sie aus einem Gefühl des größten Respectes zu entspringen scheinen und höchst achtungsvoll dargebracht werden, mir doch unaussprechlich lästig und widerlich sind, was ihn jedoch, wenngleich ich ihm dieses unumwunden zeige, keineswegs abschreckt. Der Mensch ist von einer Aufdringlichkeit, von der ich mir bis jetzt noch keinen Begriff gemacht. Mein Gott, könnte ich mir doch ihn und seinen Freund Thalau, die mir Beide das Leben in der Residenz so sehr verleiden, ein für allemal abschütteln!

Mit Noiron, in dem ich immer mehr den Freimaurer erblicke, wird mir, wenn wir einmal auf dem

Lande sind, dieses hoffentlich gelingen, da seine Geschäfte, die wichtig sein sollen, welche aber hier Niemand kennt, ihm wohl nicht erlauben werden, sich so weit von Berlin zu entfernen. Von Thalau jedoch kann mich leider, so lange Oswald so sehr von ihm eingenommen ist, nichts erlösen. Gott öffne bald meines Mannes Augen und lasse ihn einsehen, wem er seine Freundschaft geschenkt. Nun aber muß ich schließen, theure Bessy, da meine Kammerjungfer mich erinnert, daß es Zeit sei, mich zum Balle der Fürstin S. anzukleiden. Ach, diese Bälle, die mir sonst vielleicht Freude machen würden, sind mir jetzt, trotz meinen achtzehn Jahren lästig genug, da ich auf jedem derselben Thalau und seinen Freund Noiron begegne, der durch seine hohe Stelle in Frankreich Eingang in die hiesige Gesellschaft gefunden."

Hier faltete Frau Lehmann den Brief und sagte, indem sie den Bruder traurig anblickte: „Nun, was sagst Du zu diesen Einzelnheiten, sind sie wohl geeignet mich fröhlich zu stimmen?" „Ach nein, mein liebes Schwesterchen. Ich begreife jetzt recht wohl Deine trüben Blicke, jedoch nicht die Wahl Deiner armen Freundin, deren Gatte mir schon in Rauhenstein als ein schwacher und egoistischer Mensch erschienen ist, eine Meinung, die dieser Brief noch mehr in mir befestigt." „Auch ich würde Ottilien nicht begreifen, wenn sie nicht Ronbergs Bekanntschaft in einer Zeit erneuert, wo er sich auf die edelste, vortheilhafteste Weise und wahrhaft interessant gezeigt." „Du meinst die Geschichte mit dem armen Zigeunerknaben? Nun Gott gebe, daß ihm und seinen Pflegeeltern diese Adoption Glück bringe. Ich fürchte jedoch, daß Baron Ronberg nicht den rechten Weg dazu eingeschlagen." „Das steht bei Gott, da aber seine Gesinnungen edel und lauter waren, so verdienen sie unsere Achtung." „Zugegeben, nur hätte ich gewünscht, daß dieses Gefühl sich nicht bei Deiner Freundin in ein wärmeres verwandelt." „Amen! Jetzt aber

muß ich meine Schwiegermutter, die so sehr der frischen Luft bedarf, aufsuchen und sie bereden, doch mit mir ein wenig in den Thiergarten zu gehen, wohin Gustav nach seinen Collegia uns folgen will." „Auch ich, der ich mich schon in einer kurzen Woche von Dir, meinem Liebling, trennen muß, begleite Euch, wenn Ihr es mir gestattet." „Mit tausend Freuden, aber mußt Du denn wirklich schon so bald fort, Richard?" „Leider ja, meine Geschäfte rufen mich nach London zurück, wo ich Dich und Deinen Gatten, wie dieser mir versprochen, nächstes Jahr wiederzusehen hoffe."

„Der edle Gustav! Ich weiß, daß er mir diese Freude bereiten will. Ach, Richard, was wird doch das für ein Glück sein, an seiner Hand den väterlichen Boden zu betreten, ihm, der so viel Sinn für alles Schöne hat, mein herrliches Vaterland zu zeigen und ihm meine lieben Verwandten vorzuführen! Vielleicht sind diese in einem Jahr schon zahlreicher geworden, wenn nämlich mein einziger Bruder bis dahin in den heiligen Stand der Ehe getreten. Was sagt er dazu?" fragte sie, ihm liebevoll in die Augen blickend. „Daß Dein und Gustav's Beispiel verlockend genug ist —"

„Das will ich meinen", und sie lachte fröhlich, indem sie, die während des Geplauders Hut und Mantel angelegt, jetzt ihren Arm durch den seinigen schob, ihn zur Schwiegermutter führte und bald mit ihr und ihm von den Linden aus, wo sie wohnten, gegen den Thiergarten schritt. Unterwegs trafen sie auf einen Reiter, der denselben Weg eingeschlagen und welcher, als er sie erblickte, freundlich grüßte. „Ah, sieh' da, Graf Schöndorf!" sagte die alte Dame, zutraulich mit dem Kopfe nickend, „das ist ein Mann nach meinem Herzen, ritterlich und höflich gegen Alt und Jung, solche findet man wenig mehr", fuhr sie mit dem gutmüthigen Lächeln ihres Sohnes fort; überhaupt erin-

nerten ihre müden welken Züge, die jedoch das Alter nicht ganz ihrer Schönheit hatte berauben können, sehr an die ihres Gustav's, den sie beständig, wenn auch nicht auf den Lippen, so doch im Herzen trug, und daher stellte sie auch, was für Willibald das schönste Lob war, ihn in diesem Augenblicke in Gedanken an seine Seite.

„Ja, das ist ein echter Gentleman", rief hier Dr. West, „dem ich viel lieber Deine Perle von einer Freundin, liebe Bessy, gegönnt als dem, welchem sie leider jetzt gehört." Seine Schwester antwortete nichts, seufzte jedoch schmerzlich, denn auch sie hatte einst für ihre vielgeliebte Ottilie ein solches Glück ersehnt. Ihr Bruder fuhr aber einen Augenblick später in halber Entrüstung fort: „Warum mußte sie aber auch diesem schwachen Menschen für ein Bischen Krankenpflege, die er einem armen Zigeunerknaben angedeihen ließ, den er brutal behandelt und den er dann in einem Anfalle von ungeschickter Gutmüthigkeit adoptirte, Herz und Hand schenken?" „Aber Richard, das ist weder gerecht noch edel, was Du da sagst", und die Schwester wandte sich unmuthig von ihm und eilte freudig ihrem Manne entgegen, den sie von Weitem auf sich zukommen sah.

V. Kapitel.

Erste Wolke in einem jungen Ehestande.

Während Mr. West sich auf diese Weise über Baron Ronberg aussprach, wurden diesem und seiner Frau, in deren Zimmer er saß, seine täglichen Gäste, Graf Thalau und Herr Noiron angemeldet. Letzterer kam, um sich von den Gatten zu verabschieden und Ottilien zu fragen, ob sie nicht Befehle für ihn nach Berlin habe, wohin er den folgenden Tag gehen müsse.

„Nein, ich danke", antwortete diese in der trockenen und ihr so fremden Weise, die sie jedoch beständig ihm und Thalau gegenüber annahm und die den Franzosen, ohne daß er sich doch je etwas merken ließ, unbeschreiblich reizte.

Auch in diesem Augenblicke verstand er meisterhaft den Unmuth, der sich bei ihrem kalten Benehmen in ihm regte, unter der verbindlichsten Weise und den freundlichsten Worten zu verbergen. Er konnte daher nicht genug sein Bedauern ausdrücken, daß Ottilie keinen Auftrag für ihn habe und versicherte, daß er es immer als ein Glück ansehen würde, ihr einen Dienst, groß oder klein erweisen zu dürfen. „Aber", unterbrach ihn hier Ronberg, indem er sich scherzend an seine Frau wandte: „Du sprachst ja noch heute von einem Geburtstagsgeschenke, das Du Frau Lehmann machen wolltest, da könntest Du ja jetzt die Gelegenheit, die Herr Noiron Dir bietet, benützen, um dieses zu schicken und ihn auf diese Weise glücklich machen."

„Gewiß würde es das, wenn die Frau Baronin sich von mir den kleinen Dienst gefallen ließe", bekräftigte Herr Noiron mit Lebhaftigkeit. „Ich nehme nie einen Dienst von Fremden an", sprach Ottilie scharf, „und werde daher mein Geschenk per Post absenden." „Das ist nicht freundlich gesprochen", bemerkte ihr Ronberg in leisem und vorwurfsvollem Tone, als er sah, daß der Franzose sich nach einer tiefen und stummen Verbeugung der Thür näherte. Dann eilte er, von Thalau gefolgt, jenem nach, um, wie er sagte, ihn noch ein Stück Weges zu begleiten.

Noiron zeigte sich darüber sehr erfreut, wandte sich in der Thür mit einem, wie Ottilien schien, teuflischen Lächeln, das sie erbleichen und erbeben ließ, grüßend gegen sie und entschwand dann ihren erschreckten Blicken. „Ach Gott, was mag er nur jetzt gegen mich brüten?" fragte sie sich in großer Angst, „denn seine Augen

besonders aber sein Lächeln drückten unverkennbar eine Drohung aus. O ich fürchte, dieser Mensch sinnt gewiß auf nichts Gutes. Aber was kann er mir denn anhaben? — Und doch, und doch — der Biß einer giftigen Schlange schadet einem Jeden. Es graut mir, wenn ich denke, daß Oswald mit ihm gegangen. Mein Gott schütze ihn!"

Und die arme Frau, die beständig für das Seelenheil ihres Mannes zitterte, wenn sie ihn in Noiron's oder Thalau's Gesellschaft wußte, sank weinend auf die Kniee und sandte für den Geliebten ihres Herzens lange und heiße Gebete zu Gott, die wieder den Frieden in ihre Seele zurückführten, so daß, als ihr Mann eine Stunde später zu ihr hereintrat, sie ihm mit einem freundlichen, ja fröhlichen Gesichte entgegeneilte. „Ah, das ist doch schön, daß Du wieder guter Laune bist", redete er sie in ernstem Tone an, „und ich hoffe, daß ich Dich von nun an auch immer so und nicht wie vorhin finden werde. Du warst", fügte er stirnrunzelnd hinzu, „wirklich recht unhöflich gegen meinen Freund Noiron."

„Er Dein Freund! Das kann doch nur Dein Scherz sein, lieber Oswald", und sie sah ihn ängstlich an. „In allem Ernste, warum sollte er es nicht, Du weißt, ich gehöre nicht zu den ahnenstolzen Herren, die sich einbilden, ihre Freundschaft nur an Ebenbürtige schenken zu dürfen." „Gewiß, ich kenne Deinen edlen Sinn und liebe Dich deshalb auch so innig. Aber Herr Noiron ist Deiner Freundschaft nicht werth, keineswegs weil er bürgerlich und Hofmeister bei meinen Brüdern war, sondern weil er intriguant und seine Seele eine niedere ist." „Und das, was Du jetzt äußerst, Ottilie, ist wahrlich auch nicht Deiner, sowie keiner echten Christin würdig." „Du weißt nicht, Oswald, was hinter diesem Franzosen steckt." „Und was denn, wenn man

fragen darf?" „Er ist ein Gottesleugner, ein Freimaurer!"

„Ein Freimaurer ganz gewiß und das schadet ja nichts, ein Gottesleugner ist er aber ebensowenig als Du und ich." „Mein Gott, mein Gott, Du weißt also mit Bestimmtheit, daß er ein Freimaurer ist?" „Ja, und er interessirt mich gerade deßhalb um so mehr, denn die Freimaurer sind gewöhnlich kluge und edle Menschen und davon macht auch der Franzose keine Ausnahme." „Ach Du kennst nicht diese Verbrüderung, sonst würdest Du sie nicht gern haben." „Ich kenne sie besser als Du glaubst, denn mehrere meiner Freunde, sehr respectable Leute, sind Freimaurer." „Dann sind sie Betrüger oder Betrogene, das heißt, um in ihrer Sprache zu reden, keine Eingeweihten."

„Keine Betrüger und doch Eingeweihte", sprach hier Ronberg mit Nachdruck und sichtlichem Mißvergnügen, dann fügte er ruhiger hinzu: „Aber sprechen wir nicht mehr von solchen Dingen, sie regen Dich auf, wie es fast allen Frauen geht, die ihr Wissen über diesen Punkt nur aus einigen haarsträubenden Romanen empfangen haben." „Diese habe ich nie gelesen, aber wohl Barruel, Haugwitz, den Herzog von Braunschweig, wie auch Erich Servati." „Ach siehe, was habe ich doch da für eine gelehrte kleine Frau", neckte Ronberg gutmüthig, indem er freundlich seinen Arm um ihren Leib schlang, denn er konnte ja seiner geliebten Ottilie nicht lange böse sein. Auch sie lächelte wieder, aber durch Thränen, indem sie sich an ihn schmiegte und leise bat: „O theurer Mann, gib die freimaurerischen Freunde auf." „Närrchen, kein Ehrenmann gibt seine Freunde auf, blos um der Laune seiner schönen Frau zu genügen." „Ja, wenn diese ehrenhaft sind." „Still davon, ich lasse mich nicht meistern und auch nicht meine Freunde herabsetzen", sagte jener, indem seine Stirn sich wieder verdüsterte und er sie zwar

sanft, doch mit Entschiedenheit von sich schob und schnell das Zimmer verließ.

Sie aber weinte und betete noch lange über und für ihn, da er seine gefährlichen Freunde nicht aufgeben wollte und sie ihn bei ihren Bemühungen, ihn von denselben zu trennen, böse gemacht. Unterdessen schritt ihr Gatte aufgeregt in seinem Zimmer auf und nieder, indem er an die Ungerechtigkeit und einseitige Anschauung der Frauen dachte und darüber seufzte, daß selbst seine Ottilie, die doch so scharfen Verstand zeige und so viel Wissen habe, von diesen allgemeinen Fehlern ihres Geschlechtes nicht frei sei. Er fragte sich auch, wie er sie von denselben heilen könne und entwarf zu diesem Zwecke allerlei Pläne, die er aber immer wieder verwarf, weil die einen ihm zu hart, die anderen aber zu nachgiebig erschienen und er, wie er sagte, sich doch nicht beherrschen lassen könne.

Endlich blieb er bei dem stehen, in seinem Betragen ihr gegenüber nichts ändern und Alles von der Zeit und ihrer Liebe zu ihm erwarten zu wollen. Mit diesem Beschlusse wohl zufrieden, wandte er sich nun gegen die Thüre, um sie aufzusuchen, die er so zärtlich liebte, und ihr seine momentane Strenge durch freundliches Zuvorkommen vergessen zu machen. Noch ehe er jedoch jene erreichte, öffnete sie sich, um seinem Schwager Felix Einlaß zu geben. „Ah, suchst Du uns denn doch endlich einmal auf, Du böser Junge“, lachte Ronberg, indem er ihm auf die Schulter klopfte, „wir haben Dich ja schon eine Ewigkeit nicht bei uns gesehen.“ „Ach ja, ich war immer durch den Dienst abgehalten und da wir uns doch jeden Abend im Theater oder in Gesellschaften begegnen —“

„So dachtest Du, daß Du Dir die Visiten bei Schwester und Schwager schenken könntest“, fuhr Ronberg zu scherzen fort. „Gut, daß Du heute anderer Meinung bist, jetzt aber gehen wir zu Ottilien, die sich

schon seit lange sehnt, mit Dir ungestört ein Stündchen zu verplaudern." „Ich bin gern dazu bereit, besonders da ich ihr eine Neuigkeit mitzutheilen habe." „Und die wäre?" „Wir sind ja schon an meiner Schwester Thür und da sage ich es denn lieber Euch Beiden zu gleicher Zeit." Und er stieß diese auf, indem er rief: „Schwesterchen, ich komme Dich zu fragen, ob Du für mich, der ich nach Berlin gehe, Aufträge hast? Aber was, ich finde Dich mit rothverweinten Augen, hat vielleicht die Putzmacherin oder der Schneider nicht Wort gehalten und mußt Du auf dem heutigen Rout bei Gräfin A. in einem schon getragenen Kleide oder Kopfputze erscheinen?"

„Ach was redest Du denn da für einen Unsinn, bester Felix, mein Weibchen weint nie über derlei." Und Ronberg drückte einen zärtlichen Kuß auf die Stirn seiner Frau. „Worüber denn aber?" „Es ist nichts, gar nichts", meinte Ottilie, die Augen niederschlagend, dann sie wieder rasch erhebend, fragte sie gespannt: „Doch hörte ich recht? Gehst Du wirklich nach Berlin?" „Ja freilich, mein harter Oberst hat sich endlich durch die Bitten meines ehemaligen Hofmeisters erweichen lassen und mir einen Urlaub von vierzehn Tagen ertheilt, den ich dazu benützen will, um mich mit diesem nach der Hauptstadt Preußens zu begeben, wo ich mich, wie er sagt, jetzt zur Zeit der Pferderennen prächtig amusiren werde."

„O dieser Noiron will Dich zu Grunde richten", rief Ottilie ganz außer sich; dann sich an ihren Vorsatz erinnernd, ihren Mann nie mehr durch solche Ausdrücke reizen zu wollen, wandte sie sich schüchtern nach ihm um und bemerkte zu ihrer Erleichterung, daß er, der seinerseits diesen ignoriren wollte, eben das Zimmer verließ; ein Umstand den sie sogleich benützte, um ihren Bruder vor Noiron und seinem Freunde Thalau

zu warnen, ihm von der Reise nach Berlin in so schlechter Gesellschaft abzurathen und ihn anzuflehen, doch jeden Umgang mit den oben erwähnten Personen abzubrechen. „Das ist ja aber reiner Wahnsinn, was Du da von mir verlangst", rief er mürrisch, „wie kannst Du nur einen Augenblick glauben, daß solche Hallucinationen meinen Vorsatz erschüttern und meine Beziehungen zu meinen Freunden ändern können?" „Ach, lieber Bruder, nimm doch Vernunft an und glaube mir einmal, wenn ich Dir sage, daß Thalau ein gefährlicher Freund und der Franzose Freimaurer-Agent ist."

„Ha, ha, ha, was Du Dir Alles ausdenkst, nein es geht doch nichts über die Einbildungskraft der Frauen", und Felix konnte mit Lachen nicht aufhören. Trotzdem bemerkte seine Schwester an ihm eine gewisse Verlegenheit, die ihre Besorgniß steigerte, daher sie in namenloser Angst rief: „Auch Du weißt, das sehe ich, obwohl Du es mir verbergen willst, daß er ein Freimaurer ist und gehst vielleicht, von dem Gottlosen verblendet und geleitet, nach Berlin, um Dich von ihm in die Loge einführen zu lassen. Ach thue es nicht, thue es ja nicht, mein armer lieber Felix", und sie umarmte ihn weinend, indem sie ihn anflehte, ihre Worte doch nicht in den Wind zu schlagen und sich von dem Verführer zu wenden.

Er aber, der ihr eine Zeit lang stumm und verlegen zugehört und auch einen Augenblick, wie sie wohl bemerkte, gerührt von ihren Bitten schwankend geworden, sprang jetzt plötzlich auf, küßte zärtlich ihre kleinen Hände, indem er rief: „Auf Gräfin A.'s Rout werden wir das Nähere besprechen", und eilte aus dem Zimmer. „Ach, wie ist es denn möglich in einer so großen Gesellschaft etwas zu besprechen", seufzte sie kummervoll. „Aber hingehen will ich, so schwer es mir auch wird, denn ich darf keine Gelegenheit versäumen, ihn

zu warnen oder zu bitten." Und sie ging krank und gebrochen, vermochte jedoch nichts über ihn, wie folgende Blätter aus ihrem Tagebuche zeigen werden.

VI. Kapitel.

Ottiliens Tagebuch.

28. Februar 1825. Ach warum hast Du nicht meinen Warnungen Gehör geschenkt, mein unglücklicher Felix, mein geliebter Bruder und bist mit der Schlange gegangen, die Dich, wenn Du Dich nicht bald von ihr losmachst, sicher verderben wird! O warum erkanntest und fürchtetest Du sie nicht, wie es schon vor Jahren unsere arme Mutter gethan! Bedauernswerthe Mutter, jetzt wird sie wohl schon mein Schreiben erhalten haben, in welchem ich ihr die Reise des geliebten Sohnes nach Berlin mittheilte und vielleicht die Wahrheit ahnen. Ich konnte ihr diese Nachricht, die sie doch auf jeden Fall bald erfahren, nicht vorenthalten, erzählte ihr jedoch nur, daß er dem Franzosen gefolgt, ohne ihr meine Befürchtungen mitzutheilen. Warum auch? da sie diese selbst empfinden und sicher Alles thun wird, um den Sohn aus seiner gefährlichen Lage zu reißen. Auch auf die Hilfe Herrn Lehmann's und seiner Frau, der ich meine Angst geschildert, rechne ich fest. Der edle Sachse, der so großmüthig die Schuld des ehemaligen Schülers vergeben, wird diesem auch in seiner jetzigen mißlichen Lage gewiß beistehen und ihm helfen, sich aus derselben zu ziehen.

Aber wird denn auch Felix, der so viel Eigensinn und Verblendung gezeigt, sich überhaupt helfen lassen? Und wenn nicht, was wird dann aus ihm und was aus seiner armen Seele werden? O ich zittere, wenn ich an die zeitlichen und ewigen Folgen denke, die sein Schritt nach sich ziehen kann. Doch ist er denn wirklich nach

Berlin gegangen, um Freimaurer zu werden? Oder hat vielleicht der Franzose ihn nur dahin gebracht, um ihn zu amusiren, ihn immer mehr an seine Person und Gesellschaft zu fesseln, sein Vertrauen zu gewinnen und ihn dann, vielleicht in Jahren erst den Schritt thun zu lassen, den ich jetzt schon als einen vollbrachten beweine? Ach, auch das wäre schon schlimm genug, aber doch lange nicht so unglücklich als das, wovor ich zittere, denn dann bliebe uns doch noch Zeit, ihn zu retten, aber so —

Doch was sage ich, retten muß man ihn auf jeden Fall, ob er nun schon Freimaurer ist, oder es erst werden will; aber wie, wie? Nun Gott wird uns armen Sterblichen seine Hilfe nicht versagen, wenn wir nur inbrünstig zu ihm beten und uns auch fleißig rühren, denn er hat gesagt: „Hilf Dir selbst, so werde Ich Dir helfen!" Ach wie gern hätte ich mich schon aufgemacht und wäre zu ihm nach Berlin geeilt, wenn ich es dürfte! Aber Oswald fühlt sich seit gestern früh ein wenig unpäßlich und da will er mich nicht von sich lassen; überdieß macht er sich über meine Angst lustig, nennt sie eine Thorheit. „Denn", meint er, „was sollen die Freimaurer sich um einen unerfahrenen, jungen Menschen bemühen, der ihnen weder durch sein Geld noch durch seine Stellung nützlich werden kann? Und wenn sie ihn dennoch aufnehmen wollen", fügt er hinzu, „was sicher kein Unglück wäre," (leider ist ja Oswald so sehr von den geheimen Gesellschaften eingenommen), „so würde dieses trotz Deinen Sorgen und Bemühungen doch geschehen und Du vermöchtest nicht dagegen zu handeln und noch weniger es zu hintertreiben."

Freilich muß ich zugeben, daß er in letzterem Punkte recht haben kann, denn wie beschwor ich Felix auf dem Rout der Gräfin A., als ich allein mit ihm in einer Fenstervertiefung stand, alle Gemeinschaft mit seinem ehemaligen Hofmeister aufzugeben! Jedoch umsonst.

Ach ich habe mehr als das gethan, mehr als ich je glaubte, thun zu können, denn ich habe mich sogar an Herrn Noiron gewandt und ihn angefleht, meinen Bruder freizugeben. Doch mit welchem Spotte antwortete er da nicht: „Aber Frau Baronin, wie können Sie nur von „Freigeben" sprechen. Er ist ja nicht mein Sklave, ich vielmehr der seinige, denn ich thue seinen Willen, selbst auf die Gefahr hin, Ihre Gnade zu verlieren." Meine Gnade zu verlieren! Lächerlich! als ob er sie je besessen. Wie gern hätte ich auch dem Unverschämten das zu verstehen gegeben. Doch der Gedanke an meinen Bruder, dem zu liebe ich den Bösen nicht reizen wollte, hielt mich zurück und ich erwiderte nichts auf seine Frechheit, aber bat ihn statt dessen, doch heimlich ohne Felix abzureisen. Da antwortete er mir mit seinem widerlichen Lächeln:

„O wie bin ich glücklich, Frau Baronin, daß Sie jetzt einen Dienst von mir fordern, den ich leisten kann, in einer Stunde bin ich, und zwar allein, auf dem Wege nach Berlin." Und als ich ihm in hastigen Worten dankte und ihn zur Abreise drängte, reichte er mir zum Abschiede mit einem abscheulichen Grinsen die Hand, indem er sprach: „Ich freue mich, Frau Baronin, Ihnen einen Gefallen erweisen zu können und hoffe, daß mir dieses Glück noch öfter widerfahren werde und daß Sie dann Ihre Meinung über mich ändern werden."

Doch ich verneigte mich stumm und wollte gehen, ohne seine Hand zu berühren, die er dennoch nicht zurückzog. Da aber traf mich ein so drohender Blick aus seinen Augen, daß ich, wieder an meinen armen Felix denkend, die Fingerspitzen in seine eiskalte Hand legte und dann mit dem Gefühle, daß ich meinem Bruder ein großes Opfer gebracht, indem ich eine giftige Schlange berührt, schaudernd entfloh. Ach und wie belohnte mich dieser dafür! Er kam nämlich den anderen Morgen in großem Zorn zu mir, sagte, daß nur ich

den Franzosen veranlassen konnte, ihm sein gegebenes Wort zu brechen und allein nach Berlin zu gehen, fügte hinzu, daß mir dieses aber nichts helfen würde, da er augenblicklich Herrn Noiron, der ihn nicht zurückschicken könne, folgen würde. Und er eilte davon, ohne daß meine Bitten und Thränen ihn auch nur einen Augenblick aufzuhalten vermochten.

Ich aber empfand (so räthselhaft ist das menschliche Herz) neben der Angst, meinen Bruder in eine Todsünde verfallen zu sehen, doch auch eine Art von Erleichterung, Herrn Noiron keine Dankbarkeit zu schulden, da ich aus dem, was Felix entschlüpfte, deutlich ersah, daß der Franzose ihm (wahrscheinlich in einem Briefe) meinen Antheil an seiner Handlungsweise mitgetheilt und so Felix gegen mich aufgebracht und meinen Schritt unnütz gemacht. O der falsche, falsche Mensch! und so tief könnte am Ende auch noch Felix sinken, wenn er zu ihm und den seinigen gehörte. Aber nein, das darf nicht geschehen. Er muß um jeden Preis gerettet werden, das „wie" wird der himmlische Vater uns schon offenbaren.

8. März. „Wer auf Gott vertraut, hat nicht auf Sand gebaut", ist ein Sprichwort, das sich abermals an mir bewährt, denn Mr. West, der wieder nach London zurückgeht und erst vorgestern Berlin verlassen hat, brachte mir heute bessere Nachricht von meinem armen Bruder, dem er ein rettender Engel geworden. Er ist nämlich, sobald er durch seine Schwester gehört, in welch' drohender Gefahr dieser sich befinde, zur Polizei geeilt, um zu erfahren, wo er wohne und von da nach deren Anweisung in's Hotel de Russie, wo er ihn auch und zum Glück allein getroffen.

„Dieses", das sind seine eigenen Worte, „benützte ich, um Ihrem ganz verblendeten Bruder einige Aufschlüsse über den Charakter Herrn Noiron's zu geben, den ich in London in seinem wahren Lichte kennen ge-

lernt. Es hat lange Zeit gebraucht, bis ich ihn von dem niederen und falschen Spiele des intriguanten Franzosen und seiner ganzen Sippschaft, die Alle, wie ich weiß, zu den höheren Graden des Illuminaten- und Freimaurer-Ordens gehören, überzeugt habe."

„Endlich gelang mir dieses vollkommen, denn er versprach mir, von nun an seinen früheren Hofmeister zu meiden, worauf ich diesem schrieb, daß ich, der ich vor einem Jahre in London, wo er sich damals befand, durch einen glücklichen Zufall hinter einen großen Theil seiner Geheimnisse gekommen (ich erwähnte Einiges, das ihn sehen ließ, daß ich wahr gesprochen, und daß die Mittel, ihn zu entlarven, in meinen Händen lägen) dieselben ganz gewiß der Oeffentlichkeit preisgeben würde, wenn ich jemals erführe, daß er es versuche, unter welchem Vorwande immer ein Mitglied Ihrer Familie für seine Gesellschaft zu gewinnen oder in andere Fallen zu locken. Ich fügte hinzu, daß, obwohl ich jetzt in mein Vaterland zurückkehren müsse, er sich deßhalb doch nicht für gesichert halten dürfe, da ich in Oesterreich, wie in Preußen vielfältige Beziehungen hätte, die es mir möglich machten, jeden seiner Schritte zu bewachen und daß ich bei dem geringsten Anlaß zur Klage, ihn und seine, das Licht scheuenden Geheimnisse, diesem preisgeben würde."

„Und hat ihn das eingeschüchtert und will er seine bösen Pläne gegen meinen Bruder aufgeben?" fragte ich, indem mein Herz ängstlich und erwartungsvoll schlug: „Er muß wohl", erwiderte jener mit einem vielsagenden Lächeln, „denn ich deutete, wie schon gesagt, auf Thatsachen hin, die ich beweisen und er daher nicht ableugnen kann." „Und welche sind diese Thatsachen und kennt sie mein Bruder?" konnte ich mich nicht zu fragen enthalten. „Nein, ich habe ihn nur vor dem bösen und intriguanten Charakter des Mannes gewarnt, nicht aber ihm dessen Thaten geoffenbart und will es auch

Niemand gegenüber (dazu habe ich triftige Gründe), so lange dieser keinen neuen Anlaß zur Klage gibt; davor aber wird er sich hüten, da er weiß, daß die Macht ihn zu verderben, in meinen Händen liegt."

„Gottlob, so haben Sie ihn unschädlich gemacht und er kann meinem Bruder nichts mehr anhaben!" Und Thränen der Freude stürzten aus meinen Augen; dann, nachdem ich mich ein wenig gesammelt, suchte ich, aber vergebens, nach Worten, die dem edlen Manne meine tiefe Dankbarkeit ausdrücken sollten. Ach ich fand keine, die auch nur den hundertsten Theil von dem gesagt, was ich empfand. Er aber, der in meiner Seele zu lesen schien, meinte, daß er auch ohne Worte mich verstehe und durch das Gefühl, recht gethan zu haben, wie auch durch die Freude, die er in meinen Blicken lese, sich reichlich belohnt fühle. Gott schütze und segne ihn und die Seinigen immerdar und lasse niemals einen von ihnen der Versuchung verfallen oder wohl gar verloren gehen!

Beim Abschiede (denn er war eilig und mußte mich bald verlassen) fragte ich ihn, ob er nicht wisse, wann Felix zurückkehren würde. „Nicht vor dem Ende seines Urlaubes, denn er gefällt sich überaus in Berlin", und als er sah, wie abermals Kummer sich auf mein Gesicht legte, fügte er hinzu, daß ich, wie er glaube, jetzt ruhig über meinen Bruder sein könne, da dieser, seit er Noiron aufgegeben, viel in der Gesellschaft Schönborf's und seines Schwagers sei. Das beruhigte mich auch in der That, denn wo kann er besser und treuer bewacht sein, als unter diesen herrlichen Menschen? Sobald Mr. West mir diese Centnerlast vom Herzen genommen, schrieb ich gleich der guten Mutter, um auch sie zu beruhigen. Leider habe ich von ihr auf meine beiden letzten Briefe, die meines Bruders erwähnten, keine Antwort erhalten. Arme Mutter! sie ist gewiß zu bekümmert, um schreiben zu können.

10. März. Kaum hatte ich vorgestern meinen Brief an die liebe Mutter nach Schloßhausen abgesandt, als ich einen von ihr aus Berlin erhielt, der ganz beruhigend über Felix lautete; sie ist gleich nach Empfang meines ersten Briefes dahin geeilt und hat denselben Weg eingeschlagen, den schon Mr. West befolgt, um meinen Bruder aufzusuchen; denn sie ist gleich bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt Preußens, noch ehe sie sich in ein Gasthaus begeben, direkt zur Polizei und von da in's Hotel de Russie gefahren, wo sie jedoch leider meinen Bruder nicht antraf und auf diesen, der mit einigen Freunden einen Ausflug nach Potsdam gemacht, bis ein Uhr Morgens warten mußte. Dann aber hat er sie auch vollkommen beruhigt, indem er ihr versprochen, nicht in den Freimaurer-Orden zu treten. Die gute Mutter ist Gott für die Gnade, die er ihr und uns Allen erwiesen, indem er das Herz ihres Sohnes gerührt, unendlich dankbar und doch spricht aus ihrem Briefe eine tiefe Trauer, von der ich (obwohl ich dieselbe nicht verstehe) noch ganz ergriffen bin und die ich nur durch den Umstand erklären kann, daß ihre Nerven durch die so hastige Reise und die jüngsten Ereignisse vollkommen erschüttert sind.

Jetzt muß sie sich schon wieder auf dem Wege nach Schloßhausen befinden, da mein Vater, der sie nicht nach Berlin begleiten und auch in der Heimat nicht lange vermissen wollte, ihr nur einen Urlaub von sechs Tagen bewilligte. Arme geliebte Mutter, wie sehr wird sie bei ihren schwachen Nerven und dem so kurzen Aufenthalte in Berlin das Hin- und Herreisen angegriffen haben und wie dankbar muß ihr nicht Felix für solche Beweise von Liebe und Aufopferung sein! Gottlob, daß er gerettet ist, wie auch, daß Noiron sich nie mehr an mich und meinen Gatten wagen kann, der jedoch nichts von dem Zwange wissen darf, den Mr. West dem Franzosen auferlegt, da er dieses als eine Ein-

mischung in seine Angelegenheiten ansehen und sehr übel nehmen würde.

Ach, wie wird sich doch mein liebes Männchen wundern, wenn der Freimaureragent herkömmt und ihn nicht nur nicht besucht, sondern ihm auch überall aus dem Wege geht. Er wird ihn der Inconsequenz beschuldigen, das thut aber nichts, denn ist die Inconsequenz nicht noch der geringste Fehler des gottesleugnerischen Freimaurers? Wenn ich nur auch einen Mr. West für Thalau fände, den ich ebenfalls für einen freimaurerischen Proselytenmacher halte und der, wie ich fürchte, für seine schlechte Sache nicht allein Oswald und Felix, sondern auch noch den Knaben Alfred gewinnen möchte, der mir vorigen Tag mit Enthusiasmus von den edlen, auf das Wohl der Menschheit gerichteten Bestrebungen der Freimaurer und Illuminaten sprach und der, als ich ihn fragte, wer ihm solche Märchen vorgedichtet, mit Empfindlichkeit erwiderte, daß das keine Märchen seien und daß er seine Nachrichten aus sicherer Quelle, nämlich von Thalau erhalten, der viele Freunde unter den Freimaurern und Illuminaten zähle und sich von ihnen über ihren Zweck und manche ihrer Mysterien habe unterrichten lassen.

Ich aber warnte Alfred ernstlich vor dem Grafen und seinen Vorspiegelungen, denn ich erinnerte mich mit Besorgniß an ein Gespräch über die Illuminaten, das ich noch vor Kurzem mit dem gelehrten Professor Silberschmidt hatte, der öfter zu uns kömmt und sich einst viel mit den Mysterien der geheimen Gesellschaften abgegeben, weßhalb er diese auch genau kennt und wie jeder fromme Christ und rechtliche Mann verabscheut.

Er theilte mir Einiges von den Einrichtungen der Illuminaten mit, unter Anderem, daß sie sogar Knaben vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten Jahre für den niedersten, den sogenannten Minervalengrad anwerben und systematisch an Leib und Seele zu Grunde

richten. Schrecklich wäre es, wenn es Thalau gelänge, den geraden Sinn meines Bruders so zu verkehren, daß er die Rolle übernähme, die stets den Minervalen zugetheilt wird, nämlich die, den Spion in der eigenen und anderen Familien zu machen!

Der Herr schütze meinen lieben Alfred vor solch' einem Schicksale und lasse ihn zur rechten Zeit den Abgrund gewahren, der ihm entgegengähnt. Ich werde mich hüten, meine neue Besorgniß der ohnehin schon so niedergeschlagenen Mutter mitzutheilen, da ich sehe, wie die Erinnerung an einen Kummer, selbst wenn dieser gehoben, ihre Seele noch immer niederdrückt. Arme, liebe Mutter, wie dauert sie mich!

VII. Kapitel.

Neuer Grund zur Betrübniß für die Familie Jörgen.

Ottilie würde sicher die Trauer ihrer Mutter besser begriffen haben, wenn sie dem Augenblicke beigewohnt, in welchem diese ihren ersten Brief erhalten und gesehen, wie die besorgte und zu Tode erschreckte Mutter zu ihrem Gatten geeilt, wie sie ihm den Brief gezeigt, wenn sie gehört, wie sie ihn angefleht, mit ihr nach Berlin zu gehen und den Sohn zu retten; wie aber er ihre Angst übertrieben genannt, ihr ihre Bitte abgeschlagen und sie ermahnt, sich zu beruhigen und als sie dieses nicht gekonnt, sondern mit Bitten und Thränen fortgefahren, wie er dann zuerst ungeduldig und hierauf heftig geworden und ihr erklärt, daß, wenn der Sohn auch wirklich die Absicht habe, Freimaurer zu werden, er ihn sicher nie daran hindern würde, da er selbst vor zwei Jahren zu Berlin in die Gesellschaft der Freimaurer getreten und darum doch

kein schlechter Mensch geworden. Ja, wenn Ottilie das Alles gesehen und gehört, so hätte sie vielleicht auch den Schmerzensschrei gethan, den die Mutter bei dieser Eröffnung ausstieß; sie hätte begriffen, daß die Arme, die eben erfahren, wie schwer es sei, den Freimaurern zu entgehen, nun noch viel ängstlicher geworden. Sie hätte sich gewiß zu dieser gesellt, als sie mit Thränen den Gatten anflehte, ihr doch die Reise zum Sohne zu gestatten, die dieser auch wirklich zugab, da er überzeugt war, daß seine Frau doch nicht Felix von seinem einmal gefaßten Entschluße abbringen könne, jedoch die Bedingung stellte, daß ihr Aufenthalt nur ein sehr kurzer sein solle.

Wenn sie das Alles gesehen und gehört, so würde sie leicht die jetzige Trauer ihrer Mutter begriffen haben und in noch weit tiefere gesunken sein, wenn sie erfahren, was zum Glücke weder sie, noch Gräfin Jörgen ahnten, nämlich, daß Mr. West zu spät seine Eröffnung Felix gemacht, welcher schon den Tag vorher, d. h. denselben seiner Ankunft, durch Herrn Noiron in den Groß-Orient eingeführt, aber vorläufig nur in den untersten Grad aufgenommen worden war, jedoch mit dem Versprechen bald in höhere eingeweiht zu werden, die, wie man ihn versicherte, allen fähigen und ehrgeizigen Männern, zu denen er ja auch gehöre, den Weg zu Macht und Ehren eröffneten.

Ob nun, nach den Schilderungen, die Mr. West ihm von den Umtrieben der geheimen Gesellschaften und dem Charakter des Freimaurer-Agenten gemacht (denn ein solcher war ja, wie wir wissen, Herr Noiron), der Mißleitete es bereute, in ihre Association getreten zu sein, können wir (obwohl es gewiß ist, daß er bei den Mittheilungen des Engländers sich nicht des Schauders und des Unbehagens erwehren konnte) doch keineswegs mit Bestimmtheit behaupten, da Felix, der wie alle Leichtsinnigen genußsüchtig und trotzdem ehrgeizig war, und

wohl wußte, daß diese Fehler von den Freimaurern in den höheren Graden begünstigt und auf alle Weise unterstützt werden, sich selbst darüber nicht Rechenschaft geben konnte. Denn wenn er sich auch sagte: „Es ist doch schrecklich zu denken, daß wir, wie der Engländer versichert, in den rothen Hochgraden, jedem Bande der Tugend entsagen und unsere Waffen gegen Kirche und Staat kehren", so sagte er sich auch wieder: „Was thut es aber, wenn dieses doch zum Glücke und zur Freiheit und Gleichheit des menschlichen Geschlechtes beiträgt?" Und wenn dann eine laute Stimme in seinem Herzen sich erhob und sprach:

„Thor, der Communismus kann nicht existiren und wenn er es auch könnte, so wäre es doch unmöglich, in ihm ohne Gott glücklich zu sein!" so versuchte er diese mit dem Gedanken zu beschwichtigen: „Es gibt ja doch so viele Menschen, die an keinen Gott glauben und doch zufrieden und glücklich leben. Doch was geschieht mit ihnen nach dem Tode?" fragte es wieder und diesmal so laut, daß er, der während der Erzählung des Engländers alle diese Gedanken in seinem Kopfe herumwühlte, von denselben ganz betäubt war und sie endlich mit dem Entschluße zum Schweigen brachte:

„Ich werde jetzt nichts beschließen, sondern warten bis Mr. West gegangen und mir dann die Sache ruhig überlegen. Finde ich, daß er recht hat, so breche ich mit meinen neuen Pflichten, eile nach Wien, wo mir die Freimaurer nichts anhaben können und mache dort eine, wenn auch langsame so doch ehrliche Carrière. Vor der Hand muß ich aber unter jeder Bedingung den Fremden beruhigen, der nichts von dem Schritte ahnen darf, den Noiron mich hat thun lassen, denn dieser würde mir nie vergeben, unser Geheimniß so schlecht bewahrt zu haben, würde das als Verrätherei betrachten und am Ende doch noch Mittel finden, sich, wo ich auch sei, an mir zu rächen." Und nun wandte er sich an Mr. West,

dem seine augenscheinliche Zerstreutheit auffiel und versprach, um ihn sobald als möglich los zu werden, Alles, was jener von ihm verlangte.

Als jedoch derselbe fort war, mühte er sich ernstlich ab, über seine Lage nachzudenken, um endlich mit sich klar zu werden und zu einem festen Entschluße zu gelangen, wurde aber leider, bevor er einen solchen gefaßt, der vielleicht, da er jetzt noch nicht verderbt, sondern nur leichtsinnig war, ein glücklicher gewesen wäre, durch seinen Verführer darin gestört.

Der Franzose, der gewohnt war, tiefe Blicke in das menschliche Herz zu werfen, bemerkte sogleich, daß in seinem Schüler, wie er Felix noch immer nannte, etwas Besonderes vorging, das jedoch jener nicht Willens war, ihm anzuvertrauen. Er richtete daher keine direkte Frage an diesen, holte ihn aber so geschickt aus, daß er bald hinter die ganze Wahrheit kam, die ihm dann auch Felix, als er gewahrte, wie sehr er sich verrathen, offen eingestand. Wie erstaunte er aber, als er sah, daß der Franzose, statt über das, was der Engländer von ihm und seiner Gesellschaft gesagt, in Zorn zu gerathen, nur verächtlich mit den Achseln zuckte, indem er sprach:

„Der Arme hat geglaubt, Sie durch diese Ammenmärchen, die theils ganz erlogen, theils, ich gestehe es, auf Wahrheit gegründet, aber höchst entstellt sind, von uns, die wir das Licht haben und die er als Finsterling haßt, abwendig zu machen. Aber er hat sich getäuscht; denn erstens kam er zu spät, da Sie schon, wie Sie wissen, durch Ihren Eid unwiderruflich an uns gefesselt sind und dann bin ich überzeugt, daß, wenn er auch vierundzwanzig Stunden früher gekommen, es ihm doch nicht gelungen wäre, Sie von uns zu trennen, die wir Sie, wenn Sie sich bewähren, zu einem hohen und nützlichen Mitgliede, ja zu einer Leuchte unter uns er-

heben und in der Welt zu etwas noch Strahlenderem machen können."

„Ja aber der Staat, die Religion, die man zu bekämpfen hat, denn an Ersterem hänge ich und von Gott mag ich mich denn doch nicht lossagen, wenn ich auch nicht gerade fromm zu nennen bin." „Sie dienen ja dem großen Baumeister und können ihn nennen und verehren, wie und soviel es Ihnen beliebt, und was den Staat anbelangt, so muß Ihre erste Sorge sein, Acht zu geben und nach Kräften dahin zu wirken, daß sich Alles darin befinde, was Ihren Mitmenschen oder besser gesagt, dem großen Weltall nützen und es beglücken kann; doch ich vergesse mich und spreche ja mit Ihnen, der Sie erst seit vierundzwanzig Stunden zu uns gehören und nur den niedersten Grad erlangt haben, wie zu einem Wissenden."

„Das ist von guter Bedeutung", fuhr er mit einem Lächeln fort, „denn es beweist, daß man leicht verleitet wird, mit Ihnen von ernsteren Dingen zu reden, als wir es mit jungen Leuten von Ihren Jahren und Ihrer Stellung unter uns zu thun pflegen. Sie werden jedoch sehen, daß Sie nicht lange in einer so untergeordneten Stelle bleiben werden. Wenn es von mir allein abgehangen, der so gut Ihre Talente kennt, wären Sie gleich in einen der Hochgrade getreten, aber hier in Preußen ist man zu ängstlich und muß, wenn auch rasch, doch die niederen Grade durchmachen, ehe man in die höheren kommt. Da Sie jedoch meiner Protektion gewiß sind, die nicht gering anzuschlagen ist, so brauche ich Ihnen nicht zu wiederholen, daß Sie auf ein schnelles Avancement rechnen dürfen."

Mit diesem Wortschwall, diesen Schmeicheleien und Versprechungen gelang es dem Franzosen, unseres armen Felix Skrupeln Anfangs zu betäuben und zuletzt gänzlich zum Schweigen zu bringen, so daß er den Eid, den er schon den Tag vorher in der Loge abgelegt, jetzt

in seinem Herzen wiederholte und nur noch mit Herrn Noiron die Mittel besprach, wie er wohl seine Familie, über den Schritt, den er gethan, am sichersten zu täuschen vermöchte.

Der Franzose war der Meinung, daß er am Besten thäte, scheinbar den Rath des Engländers zu befolgen, indem er ihn, Noiron, nicht mehr bei sich empfange, auch nicht mehr zu ihm gehe und ihn überhaupt an jedem öffentlichen Orte zu sehen und zu sprechen vermeide, desto eifriger aber die Gesellschaft Schöndorf's und der Familie Lehmann aufsuche. „Das", fügte er lachend hinzu, „wird am Besten dienen, die Ihrigen zu beruhigen und ihnen Sand in die Augen zu streuen, ohne daß doch unsere Verbindungen gestört werden, da wir uns jeden Abend von zehn Uhr an in der Loge oder bei den verschiedenen Brüdern begegnen und sprechen können." Und so war denn auch Felix, als seine Mutter ankam, nicht in Potsdam, wie er in seinem Hotel hinterlassen, sondern mit seinen freimaurerischen Brüdern bei einem Zechgelage und sie, wie die übrigen Glieder der Familie und die Freunde bitter getäuscht.

VIII. Kapitel.

Des Engländers Brief an Noiron.

Nachdem es dem Franzosen auf die obenerwähnte Weise gelungen, sein Opfer, das schon im Begriffe war, ihm zu entgehen, wieder in seine Netze zu locken und zu beruhigen, eilte er mit einem triumphirenden Lächeln nach Hause, indem er sich sagte: „Nun, mit diesem, der, wie ich weiß, ein nützliches Mitglied für unsere Gesellschaft werden wird, wäre ich denn glücklich fertig geworden und ich glaube auch nicht, einen Rückfall von ihm besorgen zu müssen, denn jetzt, wo er sich auf meinen Rath seinen Verwandten und Freunden

gegenüber in eine Serie von Falschheiten und Täuschungen zu werfen hat, muß es ihm, der sich scheuen wird, dieses einzugestehen, immer schwerer werden, sich aus unseren Banden zu befreien, selbst wenn er es noch wollte, was ich jedoch nicht befürchte, da ich seinen Ehrgeiz und seine Eitelkeit tüchtig angestachelt und er überdies weiß, daß mit uns nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen ist.

Die Pfaffen sagen zwar, daß man bei unserem Geschäfte die ewige Seligkeit einbüße. Ich würde auch nicht daran zweifeln, wenn es eine solche gäbe; da aber so etwas nicht existirt, so kostet mich das Geschwätz der Thoren nur ein Lachen. Und er schlug ein so lautes und wildes Gelächter auf, daß die Vorübergehenden sich scheu und erschreckt nach ihm umblickten. Ein Umstand, der ihn, da er sich gern fürchten machte, zu unterhalten schien, so daß er lachend und kichernd seine Thüre erreichte und in der fröhlichsten Laune an den Schreibtisch trat, um seiner Loge in Paris in mystischen Zeichen die Arbeiten mitzutheilen, die er in Berlin theils eingeleitet, theils vollbracht.

Noch ehe er jedoch Platz genommen, fiel ihm ein auf dem Tische liegender Brief in die Augen. Er klingelte und fragte den eintretenden Diener, wann und von wem der Brief gebracht worden. „Er wurde mir vor einigen Minuten von einem fremden Diener übergeben." „Gut", und der Franzose winkte jenem sich zu entfernen. Dann erbrach er rasch das Schreiben, blickte befremdet auf die Unterschrift und las zuerst mit Erstaunen, dann mit Schrecken und zuletzt mit bebenden Lippen und bleichem Antlitze folgende Zeilen:

„Mein Herr, obwohl mein Name Ihnen unbekannt sein mag, so ist es mir doch der Ihrige keineswegs, wie auch viele Ihrer dunklen Thaten. Den Schlüssel zu diesem Räthsel vermag ich Ihnen in den wenigen Worten zu geben: Gordon (den ich in dunkler

Nacht, allein in einer der engen Straßen Londons bewußtlos und in seinem Blute schwimmend gefunden) starb nicht, wie Sie wähnten, augenblicklich durch Ihre Dolchstiche, sondern erst, nachdem er mir vor Zeugen, die seine Aussagen zu Papier brachten, Ihre Verbrechen mitgetheilt und das für Sie so gefährliche Schriftstück unterzeichnet.

Ich hätte dieses auch gleich der Polizei übergeben und Ihnen, der nach dem Morde entflohen, dieselbe auf die Fährte gehetzt, wenn nicht der Sterbende aus Rücksichten, die ich Ihnen nicht zu nennen brauche, mich gebeten, dieses nur dann zu thun, wenn ich erführe, daß Sie Ihr verbrecherisches Leben nicht aufgegeben und fortfahren, Ihre Hände nach unschuldigen Opfern auszustrecken. Das habe ich nun erfahren und würde Sie schon den Gerichten übergeben haben, wenn nicht dieselben Rücksichten, die Gordon bewogen, Sie zu schonen, auch mich veranlaßt hätten, Sie erst zu warnen, ehe ich Sie den weltlichen Strafen überliefere (die göttlichen werden ohnedies nicht ausbleiben) und Ihnen zu sagen, daß ich das unfehlbar thun werde, wenn Sie nicht von nun an jeden Umgang mit den Familien Jörgen und Ronberg aufgeben und fortfahren, die Unschuld zu verderben.

Dr. West.

Kaum hatte der Franzose diesen Brief beendet, so ließ er ihn ganz erschreckt und wie bewußtlos zu Boden fallen, griff sich dann mit beiden Händen an den Kopf und blieb so einige Zeit (ein Beobachter hätte nicht sagen können, ob in Betäubung oder tiefen Gedanken versunken), dann mit einem Male sprang er wüthend auf, erhob zähneknirschend den Brief, zerriß ihn zu Atomen und warf sie in den brennenden Camin, indem er sich sagte:

„Dieser Engländer soll Gordon's Schicksal und seine Schwester das Evelinens theilen, nur muß er

besser getroffen und auch sie stumm gemacht werden, da ich auf das Herz der energischen Lehmann nicht wie auf das der Anderen rechnen kann. Was jedoch Jörgens und Nonberg, besonders aber Ottilien anbelangt, so will ich mich auch schon an ihnen Allen rächen, da sie wie es scheint, die Sache mit dem Engländer eingefädelt. O sie sollen nun unvermeidlich in meine Schlingen fallen, doch ich muß, so lange der Engländer nicht kalt gemacht ist, mit Vorsicht zu Werke gehen; daher ist es auch gut, daß ich Felix diese Tugend empfohlen habe. Aber ich selbst, war ich denn auch vorsichtig genug? Habe ich kein Stückchen von diesem verdammten Briefe liegen lassen? Halt, da ist noch das Convert, das kann mich zwar nicht verrathen, doch ist es immer gut, dasselbe zu verbrennen. Aber nein, bin ich denn plötzlich so ganz Novize geworden, daß ich eine unschädliche Handschrift, die mir jedoch einmal als Modell dienen und dann sehr nützlich werden kann, vernichten will?"

Dies sagend drehte er das Convert hin und her, um sich Handschrift und Siegel näher zu betrachten. Da gewahrte er noch ein kleines Blättchen in demselben. Hastig riß er es heraus und las: Dem Meuchelmörder gegenüber kann man nicht vorsichtig genug sein, daher habe ich Gordon's schriftliche Aussage unter Umschlag und Siegel sicheren Händen anvertraut, mit der Anweisung, das Document nach meinem Tode den französischen Behörden zu schicken, damit mein Mörder auf keine Weise seiner Strafe entgehe.

„Schurke, Du willst Dich sicher stellen und mich in's Verderben stürzen", murmelte hier der Franzose, indem er sich bleich und zitternd an die Wand lehnte. Bald darauf ermannte sich jedoch wieder seine energische Natur und er griff nach Hut und Mantel und verließ das Zimmer mit dem Gedanken: „Ich will sogleich Alles in Bewegung setzen, um mir das Document,

das er gewiß Lehmann übergeben, zu verschaffen und ihn dann deste sicherer verderben."

IX. Kapitel.

Die Lehren des Freimaurer-Agenten und der Mutter Brief.

„Nun, mein Lieber", fragte Herr Noiron Felix, mit dem er um 2 Uhr Morgens aus einem hohen Hause trat, in welchem Beide mit einigen Freimaurer-Brüdern bis jetzt gelärmt und gezecht hatten, „wie haben Sie sich diese Nacht unterhalten?" „Vortrefflich, es geht doch wahrlich nichts über unsere geheime Gesellschaft, die man lieber die lustige nennen sollte."

Und Felix, der etwas zu tief in's Glas geblickt, schwenkte seinen Hut, indem er rief: „Es leben die Freimaurer! Es leben die lustigen Brüder!" „Aber was fällt Ihnen ein, lieber Ruben (das war der Name, den Felix bei seinem Eintritte in die Loge erhalten) und der Franzose legte mit einem mahnenden Blicke seine Hand auf den Arm des Schülers, indem er in mißbilligendem Tone fortfuhr: „Sie vergessen, daß wir uns nicht mehr in einem festverschlossenen Hause, sondern auf der Straße befinden, wo wir leicht gehört werden können und wo daher Ihre Ausrufungen keineswegs am Platze sind. Ich versichere Sie, daß, wenn Sie in höhere Grade steigen wollen, Sie in Zukunft mit mehr Besonnenheit zu Werke gehen müssen."

„Aber", sagte Felix etwas verblüfft über diese Rüge, „ich wußte nicht, daß man hier in Berlin, wo doch die Freimaurerei durch ihre Fürsten theils beschützt und theils vertreten wird, sich so in Acht zu nehmen habe." „Und Sie überlegten nicht, daß wir uns gerade aus diesem Grunde in der Oeffentlichkeit anständig benehmen müssen?"

„Nun, ich dachte wahrhaftig nicht", meinte der junge Mann gereizt, „daß Sie, der doch Alles, was diese Nacht in der Orgie geschehen, belacht oder gutgeheißen, jetzt über meinen unschuldigen Ausruf so strenge urtheilen würden!" „Thörichter Knabe! können Sie denn nicht begreifen, daß es nicht Ihr Freund Noiron war, der Sie über Ihre, ich gestehe es, zwar nur geringe Unvorsichtigkeit, so scharf zurecht wies, sondern der Freimaurer der höheren Grade, der nicht allein zur geheimen Gesellschaft gehört, sondern auch durch die Nothwendigkeit veranlaßt wird, das Geheimniß zu lieben und all sein Thun und Denken darin zu hüllen; daher gestattet er Ihnen auch in festverschlossenem Hause und unter Brüdern zu thun, was Ihre Jugend Ihnen eingibt, tadelt Sie jedoch erbarmungslos über eine auf der Gasse begangene Unbesonnenheit; besonders da die öffentliche Meinung so sehr gegen unsere Gesellschaft ist." „Aber wer in aller Welt, kann mich denn um zwei Uhr Morgens hören? überdieß habe ich auch in jenem Augenblicke Niemand auf der Gasse bemerkt."

„Und vergessen Sie denn ganz die Häuser, die Wände haben, hinter welchen sich Ohren befinden?" „Aber jetzt genug davon, sagen Sie mir lieber, ob Sie auch daran denken, daß übermorgen Ihr Urlaub abläuft?" „Ach, ich weiß es wohl, und beabsichtige daher, noch heute diese herrliche Stadt zu verlassen!" „Sie thun es also ungern?" „Wie sollte ich nicht, da ich mich mit meinen Freimaurer-Brüdern so prächtig unterhalte!" „Nun, das habe ich mir gedacht, und Ihnen zu diesem verholfen." Dabei reichte er dem jungen Jörgen ein Papier, das jener hastig durchlas, und dann mit freudestrahlendem Gesichte ausrief: „Ach, welch ein Glück, mein Urlaub ist verlängert, ich darf noch andere vierzehn Tage hier bleiben! Was sind Sie doch für ein Freund, theurer Meister!" (Felix gab dem Franzosen diesen Namen, wenn er mit ihm recht zufrieden war), dann

fragte er nicht ohne Neugierde: „Aber, wie ist es Ihnen zum zweiten Male gelungen, meinen harten Oberst zu erweichen?" „Mein Lieber, uns Hochgradlern, die wir mit vornehmen Leuten und hochgestellten Beamten auf gutem Fuße stehen, ist Alles möglich." „Und mit meinem Chef stehen Sie also auch auf solchem Fuße?"

„Das ist mein Geheimniß." Und als Felix, der jetzt vor seinem Hotel angelangt war, sich nun, nachdem er dem Franzosen noch einmal für seine Verwendung gedankt, von ihm verabschieden wollte, hielt ihn jener zurück, indem er fragte: „Was würden Sie wohl dazu sagen, mein Lieber, wenn auch ich Sie um einen Dienst bäte?" „Daß ich ihn von Herzen gern leisten würde." „Nun, so seien Sie heute um ein Uhr bei mir, vergessen Sie jedoch nicht, daß Niemand von diesem Besuch etwas erfahren darf." „Sehr wohl, ich werde mich pünktlich bei Ihnen einfinden."

Als der junge Jörgen allein war, fragte er sich gespannt, worin wohl der Dienst bestehe, den er dem mächtigen Hochgradler zu leisten im Stande sei. Er konnte es sich nicht denken und rieth hin und her, um dann immer wieder das zu verwerfen, was er sich momentan vorgestellt. So trieb er es ein Weilchen, dann, von dem Gelage und dem Nachgrübeln ermüdet, nahm er sich vor, jeden Gedanken an den Franzosen zu entfernen, um endlich (an dem Kirchthurm schlug es schon vier), sein Lager aufzusuchen.

Einige Stunden später wurde er durch ein Klopfen an der Thür geweckt. Es war der Postbote, der ihm einen Brief von seiner Mutter brachte; von der armen getäuschten Mutter, die so liebevoll schrieb und Gottes Segen auf ihn herabrief, weil er ihren Bitten Gehör geschenkt und den Plan, Freimaurer zu werden, aufgegeben; sie fügte hinzu, daß sie jetzt, wo sie nicht mehr für sein Seelenheil zu zittern brauche, vollkommen glücklich sei, und daß auch ihm der Gedanke, der Mutter Bitten

nicht Ohr und Herz verschlossen zu haben, in der Sterbestunde ein Trost sein würde. Felix ward durch so viel Liebe und unverdientes Lob tief beschämt und gerührt.

„Ach", dachte er, „warum mußte diese gute Mutter zu spät kommen! Sicher hätte sie mich eines Besseren überzeugt, wenn sie vor meiner Aufnahme in die Loge eingetroffen wäre. Ja, ich hätte mich ihren Bitten gefügt und die ihr so verhaßten Freimaurer aufgegeben. Aber wäre es denn nicht noch immer Zeit, das Rechte zu thun?" fragte sein Gewissen, wie damals, als Mr. West es versuchte, ihm die Augen über die Umtriebe der geheimen Gesellschaften und über den Charakter des Franzosen zu öffnen.

Doch jetzt, wie auch schon an jenem Tage, widerstand er seinen besseren Gefühlen und meinte, daß dieses nicht mehr möglich sei, nahm sich jedoch vor, aus Liebe zu seiner Mutter, Gelage wie das gestrige zu vermeiden und (wenn es wahr sei, daß man in den Hochgraden Kirche und Staat bekämpfen müsse) lieber in den niederen zu bleiben. Dieser Entschluß, den jedoch sein Ehrgeiz ihm nicht lange fest zu halten erlaubte, diente leider nur dazu, ihn vor der Hand zu beruhigen und sein Gewissen einzuschläfern. Doch nicht so vollkommen, daß er sich nicht seines jüngsten Bruders, den er in Gefahr wußte, erinnert und erbarmt und den Versuch hätte machen wollen, ihn vor dem traurigen Schicksale zu bewahren, dem er selbst anheimgefallen. Daher schrieb er folgenden Brief:

20. März 1825.

Lieber Alfred!

Die Erfahrungen, die ich jüngst gemacht, bewegen mich, Dich inständigst zu bitten, doch nicht den Vorspiegelungen und Versprechungen des Grafen T. Dein

Ohr zu leihen. Glaube mir, daß nicht Alles in den g. G. so rein, tugendhaft und sublim ist, wie er uns einzureden sich bemüht. Ich könnte Dir, wenn meine Lippen nicht durch einen schweren Eid geschlossen wären, zum Beleg für meine Behauptungen Dinge erzählen, die Dir Schurzfell und Hammer verekeln würden. Da ich das jedoch nicht darf, so bitte ich Dich einfach, meinen Worten zu glauben, Dich vom Grafen zurückzuziehen und auf diese Weise Leib und Seele zu retten.

Dein F. J.

Als Felix dieses Briefchen faltete und versiegelte, murmelte er vor sich hin: „So, nun habe ich gethan, wozu mein Gewissen mich drängte; auch kann meine jetzige Handlungsweise mir einst zur Rechtfertigung dienen, wenn die Mutter mir vorwerfen sollte, daß ich durch Beispiel und Wort ihren Liebling in's Verderben gestürzt. Denn Ruben hat gethan, was in seiner Macht stand, um seinen jüngeren Bruder zu retten. Der Himmel gebe, daß ihm dieses besser gelinge, als dem im alten Testamente.

X. Kapitel.

Der Meister gibt sich Blößen.

Mit dem Schlage eins trat Felix in Herrn Noiron's Zimmer und fragte, womit er ihm dienen könne. „Ehe ich Ihnen dieses mittheile, muß ich ein paar Fragen an Sie richten: Vor allen Dingen sagen Sie mir, ob Mr. West wirklich schon Wien verlassen und auf seiner Rückreise nach London begriffen ist?" „Ja, wie Ottilie schreibt, hat er schon vor acht Tagen seine Rückkehr in die Heimat angetreten." „Gut, nun noch eine Frage. Haben Sie meinen Rath befolgt und

Graf Schöndorf, wie auch die Familie Lehmann häufig besucht?" „Freilich, ich gehe fast täglich zu Beiden und stehe mich auch recht gut mit ihnen." „Ja, man empfängt Sie freundlich", lachte jener höhnisch, „da man jeden Umgang zwischen Ihnen und mir, den man nicht ausstehen kann, für abgebrochen hält; nun Sie müssen sie vor der Hand in diesem Wahne erhalten."

„Vor der Hand! also werde ich doch einmal offen erklären können, was ich gethan, das ist mir lieb, denn diese Heuchelei fängt an, mir lästig zu fallen!" „Und seit wann das? Ich habe doch bis jetzt keine Skrupeln an Ihnen bemerkt, im Gegentheil gefunden, daß Sie mit Leichtigkeit und großer Natürlichkeit Ihre Ihnen von uns vorgeschriebene Rolle spielten", spottete der Freimaurer-Agent. „Ja, das ist aber seit ein paar Stunden anders geworden." „Und was hat denn diese Veränderung bewirkt?" „Ein Brief meiner Mutter." „Ah, ich kann mir denken, sie wird Ihnen recht viel vorgejammert und über die Freimaurer losgezogen haben."

„Nein, Sie irren sich", antwortete Felix trocken, „meine Mutter jammert nicht, sondern ruft den Segen Gottes auf mich herab, weil ich ihren Bitten, wie sie glaubt, Gehör geschenkt und die geheimen Gesellschaften aufgegeben habe." „Und um den Segen Gottes, den Sie, wie Sie wohl fühlen, nicht verdienen, ist Ihnen leid, mein armer Junge?" äußerte der Franzose in einem halb mitleidigen, halb wegwerfendem Tone. „Sprechen Sie nicht so verächtlich von dem Segen Gottes", rief empört der junge Jörgen, „ich bin noch nicht so weit als Sie gekommen und möchte lieber nie die Hochgrade erreichen als zu werden wie —" Hier stockte er erschreckt von dem, was ihm beinahe entschlüpft; dann, als er bemerkte, daß jener seinen Gleichmuth behalten, fuhr er in ruhigerem Tone zu reden fort:

„Sehen Sie, Bruder Romulus, der Brief meiner guten Mutter, der von so unbedingtem Vertrauen und so großer Liebe zeugt, hat mein Gewissen aufgerüttelt." „So daß Sie, wenn es noch Zeit wäre, uns aufgeben möchten", höhnte jener, fügte dann aber in drohendem Tone hinzu: „Doch das geht nicht so leicht und wehe dem, der uns verläßt, wenn er einmal zu uns gehört hat." „Ach, das weiß ich, das haben sowohl Sie, wie auch Andere mir oft genug gesagt und daher werde ich Sie auch nicht verlassen, mich aber herzlich freuen, wenn die Komödie einmal aufhört und ich nicht länger meine arme Mutter zu täuschen brauche."

„Diese Art von Liebe begreife ich nicht, Bruder Ruben. Was! Sie wollten ihr lieber den ungeheueren Schmerz verursachen, Ihre Seele (wie sie bei ihren Vorurtheilen wähnen würde) Schiffbruch leiden zu sehen, als sie auf recht unschuldige Weise in dem Glauben zu erhalten, daß Ihre Kindesliebe sich vor keinem Opfer gescheut und Sie ihr freudig das Ihrer Jugendträume gebracht." „Und mich noch ferner unverdient von ihr loben lassen? Nein, dafür danke ich." „Gut, so werde ich Ihnen sagen, wenn der Augenblick der Enttäuschung für Ihre Mutter gekommen sein wird, bis dahin jedoch müssen Sie das strengste Geheimniß sowohl gegen diese, wie gegen Andere bewahren." „Ich weiß auch das und werde mich darnach richten, nur hoffe ich, daß die Rolle, die man mir angewiesen, mir recht bald abgenommen werden wird." „So hoffe auch ich, da Sie es wünschen, jedoch hängt das Alles nicht von mir, sondern vom Meister des Stuhles ab."

Felix antwortete nichts auf diese Tirade, denn er glaubte der letzten Versicherung des Agenten keineswegs und war vielmehr überzeugt, daß der Meister vom Stuhle, aus ihm unbekannten Gründen sich vom Hochgradler leiten lasse. Herr Noiron, der seines ehemaligen Schülers Gedanken errieth, mochte nun nicht mehr den zwar

pfiffigen, aber noch immer gar zu gewissenhaften Burschen (wie er Felix nannte) um den Dienst ersuchen, von dem er ihm heute früh gesprochen und meinte daher, als dieser desselben erwähnte, daß er sich die Sache anders überlegt und jetzt überzeugt sei, sie auch selbst ordnen zu können. Felix, dem es in der Gesellschaft des cynischen Franzosen zu grauen anfing, verließ ihn, sobald er konnte. Jener aber blickte ihm mit einem boshaften Lächeln nach, indem er murmelte: „Du möchtest Dich gern von uns los machen, aber ich sage Dir, daß Dir das nie gelingen wird und daß Du doch noch einst unser Sklave, nein, nicht einmal das, sondern nur ein gemeines Werkzeug in unserer mächtigen Hand werden sollst."

„Aber wem kann ich wohl", fuhr er zu monologisiren fort, „den Auftrag, den ich dem abgeschmackten Burschen geben wollte, nun anvertrauen? Thalau, der nicht von einem sehr engen Gewissen gedrückt wird, wäre wohl der rechte Mann dazu, wenn Schöndorf und das Paar Lehmann ihn gern hätten; da ich aber vom Gegentheil überzeugt bin, so lohnt es nicht, ihn aus Wien kommen zu lassen, wo er bei Ronberg und Alfred seine Rolle recht gut durchführt; aber wen in aller Welt soll ich nun zu meinem Zwecke benützen? Ach, Felix hätte so gut dazu gepaßt! Doch ich habe mich ihm heute, wo er so sentimental gestimmt war, zu deutlich zu erkennen und mir Blößen gegeben. Das ist fatal, schülerhaft, mir unähnlich und meiner ganz unwürdig; aber ich glaubte ihn reifer für unsere Grundsätze, als ich ihn gefunden. Vielleicht wäre ich auch nicht enttäuscht worden, wenn der Brief seiner schwachherzigen Mutter nicht so zur Unzeit gekommen wäre. Doch nun muß ich nolens volens momentan einlenken, mich recht sanft stellen, den Pferdefuß verbergen, die Kralle einziehen, um des Burschen gute Meinung wieder für mich zu gewinnen und erst, wenn dieses geschehen, ihn

zu meinem Instrumente machen; jedoch darf ich keine Zeit verlieren und will daher schon heute, gleich jetzt, meine Angel nach dem verscheuchten Fischlein auswerfen." So denkend erhob sich der Franzose rasch und verließ ebenso Zimmer und Haus.

XI. Kapitel.

Worin dem Leser gezeigt wird, daß selbst Herr Noiron eines freundlichen Gefühles fähig ist.

Während der Freimaurer-Agent die Angel nach seinem Opfer auswarf, saßen dessen Mutter und Schwester in vertraulichem Gespräche bei einander. Erstere war ebenfalls mit ihrem Gatten nach Wien gekommen, um im Kreise ihrer Kinder ein paar, wie sie hoffte, glückliche Wochen zu verleben, von denen sie jedoch schon viel weniger erwartete, als ihr mitgetheilt wurde, daß des Sohnes Urlaub (durch wessen Fürsprache wußte man nicht) verlängert worden. Jetzt sprach sie in traurigem Tone: „Ich soll also meinen Felix erst in zehn Tagen wiedersehen?" Dann aber fügte sie lebhafter hinzu: „Ich begreife wahrlich nicht, was ihn so an Berlin fesseln kann, besonders, da er alle seine Geschwister hier weiß." (Paul und Bertha waren auch zum Carneval in die Kaiserstadt gekommen.)

„Mein Gott! Mütterchen, das ist wohl ganz natürlich, daß ein zwanzigjähriger Jüngling gern vier Wochen in einer fremden Residenz zubringt, zumal, wenn diese so viel Sehenswerthes wie Berlin enthält."

„Ach, ich fürchte, daß ihn etwas ganz Anderes zurückhält." Und Gräfin Jörgen's bebende Lippen nannten den ehemaligen Hofmeister. „O das glaube ich nicht!" rief Ottilie, „da thust Du, Mama, Felix

wirklich unrecht, der, wie mir Bessy schreibt, sich am liebsten und häufigsten in der Gesellschaft Schöndorf's und Lehmann's befindet, die doch wahrhaftig nicht Noiron's Freunde sind." „Ja diesen Trost hast Du mir schon einmal gegeben und doch flüstern mir meine mütterlichen Besorgnisse zu, daß ein Mann wie Noiron nicht leicht seine Beute aufgibt, daß er noch immer, wie ein Geier diese umkreist und daß es meinem armen Sohne äußerst schwer werden wird, dem Schrecklichen zu entgehen, zumal da dieser, wie ich fürchte, ihm noch immer Dienste leistet und ihm gewiß auch jetzt durch seine Protektion die Verlängerung des Urlaubes erwirkt."

Ottilie seufzte, denn auch ihr waren bisweilen dergleichen Gedanken in den Sinn gekommen, aber sie hätte sie nicht um eine Welt der armen Mutter eingestanden, daher öffnete sie schon die Lippen, um deren Besorgnisse zu bekämpfen, als die Thür aufging und ihr Vater, von ihrem Gatten gefolgt, geräuschvoll in's Zimmer trat und den beiden Frauen zurief: „Mein Gott, was macht Ihr da für ernste und griesgrämige Gesichter, wenn wir mit frohen Botschaften zu Euch kommen!" „Was, ist Felix vielleicht trotz seinem verlängerten Urlaube zurückgekehrt?" Und Gräfin Jörgen eilte in höchster Spannung und Aufregung zur Thür. „Das nicht, wir folgen ihm aber morgen nach Berlin." Und der Gatte von ihrer tiefen Gemüthsbewegung gerührt, ergriff freundlich ihre Hand, indem er herzlich hinzufügte: „Wir Alle bleiben die Zeit seines Urlaubes mit ihm in Berlin, denn selbst Alfred, dessen Osterferien gerade jetzt eintreffen, begleitet uns, und bringen ihn dann hieher, noch bevor er um einen dritten Urlaub einreichen kann, was natürlich seiner Carrière schaden würde."

„Nun und was sagst Du dazu, meine Ottilie?" fragte Ronberg verwundert, als er bemerkte, daß diese bei der Mittheilung des Vaters bleich und traurig geworden, statt, wie er doch erwartet, sich über dieselbe zu

freuen: „Wie? Hast Du denn gar kein Lächeln für die frohe Aussicht, Bruder und Freundin wiederzusehen?“ „Ach, Oswald, sei mir nicht böse, aber die Furcht vor dem Franzosen und den geheimen Gesellschaften läßt keine rechte Freude in mir aufkommen.“ „Das ist kindisch“, und er wandte sich unmuthig von ihr, sie aber blickte ihm zärtlich in die Augen, indem sie bat: „Geliebter, habe Geduld mit mir.“ Diesen Blicken und Worten konnte er nicht widerstehen und sagte daher, sie innig an's Herz schließend: „Fürchte nichts und vertraue mir.“ „Aber Corisaro, er kömmt doch mit uns?“ „Nein, Dein Vater will es nicht.“ „Dein Mann hat recht, ich will es nicht und würde nicht mit Euch gehen, wenn dieses in der Gesellschaft des Bettelbuben geschehen müßte, der mir in der Natur zuwider ist.“

Dann in einen heftigen Ton ausbrechend, fügte Graf Jörgen stirnerunzelnd hinzu: „Mit dieser Adoption, lieber Ronberg, haben Sie nicht allein unklug, sondern auch unrecht gehandelt.“ „Das ist meine Sache und geht nur mich und Ottilien an, die Mutterstelle bei dem Armen zu vertreten hat; übrigens begreife ich auch gar nicht, wie Sie diesem liebenswürdigen Kinde, das Aller, selbst Noiron's Herz erobert, gram sein können.“ Und Ronberg erzählte, daß er oft bemerkt, wie des Franzosen Augen theilnehmend auf dem Knaben geruht, wie er, der doch immer an Allem und Jedem zu tadeln gefunden, die arme Waise stets gelobt und bewundert, und daß er sogar einmal als diese ihn angelächelt, etwas in des Fremden Auge habe schimmern sehen, das einer Thräne geglichen.“

„Auch ich“, rief hier Ottilie, „habe mit Staunen und Freude bemerkt, daß Herr Noiron Corisaro stets mit Milde und Freundlichkeit behandelt.“ „Nun, da wird er denn auch, da er menschlicher Gefühle fähig ist, meines Felix schonen“, jubelte es im Herzen der

bekümmerten Mutter, aber sie hütete sich ihren Gedanken Worte zu leihen, da sie wußte, daß weder ihr Gatte, noch ihr Schwiegersohn diese verstehen würden. Auch gab es keine Zeit mehr, Meinungen auszutauschen, denn Graf Jörgen trieb Frau und Tochter an, packen zu lassen, während er nach Pässen sendete und zum Bankier gehen wollte, um Geld zu erheben. Auch Ronberg entfernte sich in der Absicht, den geliebten Pflegesohn aufzusuchen und ihm so schonend als möglich mitzutheilen, daß er nicht von der Reise sein würde. Sein Erstaunen war groß, als er auf dem Gesichte des Knaben eher Freude als Schmerz entdeckte.

„Was, ist Dir denn nicht leid, hier allein zurückbleiben zu müssen, besonders da Dein Freund Alfred mit uns geht?" „Es betrübt mich freilich, Dich, lieber Vater, die gute Mama und den Freund nicht begleiten zu dürfen, aber andererseits ist es mir auch wieder eine Erleichterung, nicht immer den unmuthigen und zornigen Blicken des Grafen Jörgen begegnen zu müssen, der mich nicht leiden kann und daher auch meine Freundschaft mit dem Sohne nicht billigt." „Ach, das bildest Du Dir nur ein; mein Schwiegervater hat nichts gegen Dich und Deine Freundschaft für Alfred." „Vielleicht nichts gegen mich, aber sehr viel gegen meine Herkunft und meinen früheren Stand und daher auch gegen den vertraulichen Umgang zwischen mir und seinem Sohne", und der Knabe brach in Thränen aus, indem er rief: „Ach, warum blieb ich nicht bei meiner Mutter unter den Zigeunern! Da hatte wenigstens Niemand das Recht, mich zu verachten!"

„Auch jetzt nicht!" sprach Ronberg tief bewegt, indem er Corisaro umarmte. Dieser weinte lange an seiner Brust, dann erhob er den Kopf und sagte mit einem engelhaften Lächeln: „Aber ich habe unrecht, mich so zu betrüben, ich sollte eigentlich, wie Pater Walter

ganz richtig bemerkt, mich freuen, wenn die Leute mich geringschätzen, da ja auch Christus Solches zu leiden gehabt und ich ihm auf diese Weise ein Stückchen von seinem Kreuze nachtragen darf." „Amen", sprach eine dem Knaben wohlbekannte Stimme und der Priester, der eben hereingetreten und die letzten Worte desselben gehört, legte segnend die Hand auf die braunen Locken des geliebten Zöglings.

XII. Kapitel.

Das Concert beim Gesandten.

Das Wiedersehen zwischen Felix und den Seinigen war bei Weitem nicht so froh, als diese es sich vorgestellt, da der junge Jörgen von Gewissensbissen gepeinigt, sie sehr traurig und gedrückt begrüßte. Umsonst fragten ihn Mutter und Schwester, was ihm fehle und baten ihn auf's Zärtlichste, sich doch ihrer Liebe anzuvertrauen. Aber ach, er durfte ihnen ja nichts sagen und wenn er es gedurft, hätte er es vielleicht doch auch nicht gewagt, da das, was er ihnen mitzutheilen gehabt, leicht der Mutter und der Schwester Herz hätte brechen können. Paul und der Vater aber (Letzterem hätte er sich, da dieser Freimaurer war, gern anvertraut) fragten nicht. Ersterer aus Phlegma und Indifferentismus, Graf Jörgen aber, weil er einigermaßen errieth, was in dem Sohne vorging und Alles ignoriren wollte, um Frau und Tochter gegenüber unbefangen erscheinen, und wenn diese doch einmal das Geheimniß entdeckten, den Unschuldigen spielen zu können.

So mußte denn nun der arme Felix alles, was ihn drückte und das war nicht gering, allein tragen. Denn auch Ronberg, obwohl er wußte, daß derselbe den geheimen Gesellschaften nicht abgeneigt war, verschwieg er sein Geheimniß, da er fürchtete, daß es diesem doch

einmal der Gattin gegenüber entschlüpfen könnte. Selbst an Alfred, der doch den verruchten Unterricht Thalau's mit ihm getheilt und mit dem er oft Meinungen darüber ausgetauscht und für die geheimen Gesellschaften geschwärmt, mochte er sich nicht eröffnen, da der Knabe sich jetzt ihm gegenüber zurückhaltend benahm. Nur einmal hatte er ein vertrauliches Gespräch mit ihm anzuknüpfen gesucht, und das war, als er ihn fragte, ob er seinen Brief, in welchem er ihn vor Thalau warnte, erhalten und seine darin ausgesprochene Bitte berücksichtigt habe. Da aber der Bruder seine Fragen nur mit einem kalten, halb mürrischen, halb verlegenen „Ja" beantwortet und sich schleunigst entfernt hatte, nahm Felix sich vor, von nun an auch ihm gegenüber zu schweigen. Weil ihn jedoch das Schweigen und die Geheimnißthuerei drückten, so zog er sich immer mehr von den Seinen zurück und stürzte sich, um den folternden Gedanken zu entgehen, desto eifriger von einem Freimaurer-Bankett zu dem anderen. Davon jedoch hatte seine Familie keine Ahnung, da solche erst zur Nachtzeit stattfanden und Felix auf den Rath des Franzosen, mit dem er immer in den Orgien zusammentraf, mit jener vorher die Abende entweder in ihrem Gasthause oder bei Lehmann's oder auch in der großen Welt zubrachte, in der sein Vater viele Beziehungen hatte. Auf diese Weise stieß ihn der freundliche Besuch der Seinen nur noch rascher in's Verderben.

Ach hätte er sich doch Mutter und Schwester anvertraut, vielleicht wäre noch Alles gut geworden, aber das ist der Fluch der dunklen und geheimnißvollen Thaten, daß sie das Licht scheuen und daß sie in dem eifrigen Verlangen, es zu fliehen, sich immer tiefer in der Dunkelheit verirren. Und daß es so dem unglücklichen Felix erging, freute Herrn Noiron gar sehr, denn er sagte, sich die Hände reibend: „Wenn er so fort fährt, geräth er vollkommen in meine Gewalt, wird

mein Gefangener, mein Sklave, der sich zu Allem gebrauchen läßt: nur warten muß ich, warten, aber das thue ich ja gern, da ich sehe, daß weder er, noch die Anderen mir entschlüpfen können!"

Und während er so wartete und seine Opfer zählte und in Gedanken deren Zahl täglich vermehrte, schienen einige aus ihnen nur der Welt und ihren Genüssen zu leben. Denn Graf Jörgen's Eitelkeit ließ ihn Alles, was reich und vornehm war, mit Frau und Kindern aufsuchen, obwohl ein Theil derselben ihm nur ungern folgte. Heute war er ganz besonders beschäftigt, schöne Toiletten für seine Damen einzukaufen, da sie morgen einem Concerte bei seinem Gesandten beiwohnen sollten.

Als er ihnen die reichen und geschmackvollen Einkäufe überreichte (Frau Lehmann hatte ihm bei der Wahl derselben geholfen), geschah es mit den Worten: „Nun, Ihr Frauen, macht mir Ehre und seht in diesen Gegenständen so elegant und hübsch aus, wie Ihr nur irgend vermögt, damit ich es nicht bedauere, so viel Geld ausgegeben zu haben." „Wir werden unser Bestes thun!" lachte Ottilie. Und sie schienen in der That ihr Bestes gethan zu haben, denn Gräfin Jörgen war trotz ihrer 46 Jahre, in dem perlgrauen Moire antique-Kleide mit der Echarpe von weißen Spitzen und dem schwarzsammtenen Barett mit weißen Federn, mit ihrem schönen Diamanten-Diadem, ihren Chatons um Arme und Nacken (sie hatte ihren reichen Schmuck aus Schloßhausen kommen lassen) und vor allen Dingen mit ihrer junonischen Gestalt herrlich anzuschauen, als sie am Arme ihres Gatten den Concertsaal betrat. Auch Bertha sah reizend aus, in dem hellblauen Poult de soie-Kleide mit dem Vergißmeinnichtkranze im blonden Haar. Von Ottilien aber wollten sich, als sie ebenfalls am Arme ihres Gemales den Eltern folgte, die bewundernden Blicke gar nicht mehr trennen, denn sie sah

unbeschreiblich lieblich aus, in ihrem leichten, weiß spitzenen Kleide, mit dem Epheukranz auf den braunen Locken, in welchem schöne Diamanten wie Thautropfen zitterten und blitzten, mit ihren kostbaren Perlen, die mit der Weiße ihres Halses und ihrer Arme zu wetteifern schienen. Nein, dem Grafen Jörgen wäre, selbst wenn dieses dreimal mehr betragen, um das ausgegebene Geld nicht leid gewesen, als sich bei dem Erscheinen seiner Damen ein Beifallsgemurmel hören ließ und er die bewundernden Blicke bemerkte, mit denen Alt und Jung diese betrachteten.

Die Frauen aber hatten von alledem nichts gehört noch gesehen, da ihre ganze Aufmerksamkeit einer ihnen nahe stehenden Gruppe zugewendet war. Dieselbe bestand aus Herrn Noiron, dem Minister des Auswärtigen und den französischen und englischen Gesandten. „Mein Gott", dachte Gräfin Jörgen, „dieser Mensch muß wirklich von einer hohen und geheimnißvollen Macht unterstützt werden, da er, obwohl, wie ich vermuthe, von niederer Abkunft, jedenfalls aber aus einer untergeordneten Stellung, in der er nicht einmal etwas Außerordentliches leistete, jetzt zu so hohem Ansehen gelangt ist, daß selbst Minister und Gesandte sich um ihn drängen und, wie mir scheint, ernste Dinge mit ihm berathen, denn hörte ich nicht, wie der Staatsminister ihn vor wenigen Augenblicken fragte: „Sind Sie in diesem wichtigen Falle nicht auch meiner Meinung, Monsieur Noiron?" und horch! sagt ihm nicht jetzt der französische Gesandte: „Lieber Freund, es drängt mich schon lange, mit Ihnen über diese Angelegenheit zu reden." Mein Gott, wer und was ist denn eigentlich dieser Franzose?"

Während die Mutter voll Erstaunen dem Gespräche der obenerwähnten Gruppe, von dem sie jedoch nur einige abgerissene Sätze verstand, ihr Ohr lieh, beobachtete die Tochter, wie der Franzose mitten in der

Unterhaltung seine Blicke unruhig im Saale umherschweifen ließ, wie diese, als sie den ihrigen begegneten, einen unheimlichen Ausdruck annahmen, wie er sie dann gleich von ihr ab und auf ihren Gatten wandte, wie dieser ihm freundlich zunickte und endlich, wie Herr Noiron, ohne sich jedoch ihrem Bruder zu nähern, verstohlene Blicke und geheimnißvolle Zeichen mit ihm austauschte. Ach, wie erzitterte sie, als sie dieses bemerkte. Also war doch nicht Alles zwischen dem Agenten und Felix abgebrochen? Und wenn so, warum hatte ihr Bruder noch gestern betheuert, daß er seinem ehemaligen Hofmeister auf immer den Rücken gekehrt?

„Mein Gott, was ist in dieser Angelegenheit wahr, was falsch?" fragte sie sich in großer Bestürzung, als eine freundliche Stimme an ihrer Seite sagte: „Warum so in Gedanken, Baronin?" „Ach, Sie sind es, Graf Schöndorf! Nun, ich will an Sie die Frage richten, die ich mir eben gestellt. Weßhalb ist dieser schlechte Mensch hier?" und sie blickte auf Noiron. „Warum verhinderten Sie, der Sie ihn doch gut kennen, unseren Gesandten nicht, ihn einzuladen?" „Und wie sollte ich das?" „Indem Sie ihm die Larve abrissen und ihn in seiner ganzen, abstoßenden, moralischen Häßlichkeit Ihrem Chef zeigten." „Das habe ich gethan." „Und doch ist er hier?" „Ja, weil man sehr hohen Personen, die ihn protegiren, gefällig sein mußte." „Das ist ja aber schrecklich! Was soll da aus meinem armen Bruder werden? Wie soll der zwanzigjährige Jüngling, der nichts von der Welt kennt, diesem Intriguanten entgehen, wenn schon erfahrene Leute, die die Welt gut kennen sollten, sich durch dessen Machinationen verblenden und bethören lassen!" und Thränen traten in die Augen der jungen Frau.

„Seien Sie ruhig, Ottilie — Baronin Ronberg wollte ich sagen — Ihr Bruder läuft keinerlei Gefahr mit dem Franzosen, den ich beobachtet und der ja Felix

ganz aufgegeben zu haben scheint." „Ach, das kann ich nicht glauben." „Doch, doch, er mag seine Gründe dazu haben, gewiß ist es jedoch, daß er Ihren Bruder nicht allein nicht aufsucht, sondern sogar vermeidet." „Das thut er, fürchte ich, nur zum Scheine, denn ich selbst bemerkte noch vor einer halben Stunde, wie die Beiden Blicke des Einverständnisses wechselten." „Das wäre freilich schlimm, sehr schlimm, aber Sie müssen sich geirrt haben, Baronin", fügte Schöndorf ernst hinzu, „denn Felix hat mich noch ganz vor Kurzem versichert, jeden Umgang mit dem Franzosen abgebrochen zu haben." Ottilie seufzte, schwieg aber, denn sie mochte doch nicht ihren Bruder Lügen strafen.

Aber, daß er sie Alle getäuscht, wurde ihr immer klarer, wenn sie an seine scheue und gedrückte Weise dachte, wenn sie ihn jetzt bleich und theilnahmslos durch die glänzende Menge gleiten sah, wenn sie bemerkte, wie er von Zeit zu Zeit schüchterne Blicke um sich warf, um dann, wenn er sich unbeobachtet wähnte, einen wilden und hastigen auf seinen ehemaligen Hofmeister zu richten. Ja, das Alles waren sichere Anzeichen, daß er ein falsches Spiel mit den Seinigen treibe und daß er das Herz gehabt, dieses zu thun, erfüllte das ihrige mit tiefer Trauer; und ihr Gemal? Warum hatte er, der des Franzosen nichtswürdigen Charakter doch erkennen mußte, ihm so freundlich zugenickt? Was, würde auch er sich von der Schlange fasciniren lassen? Nein, das durfte nicht geschehen! Doch wie es verhindern? „Durch Mr. West", rief es in ihr, und sie nahm sich vor, schon morgen der Freundin ihre Beobachtungen und Befürchtungen mitzutheilen und sie zu bitten, den Bruder diese wissen zu lassen; dann würde jener, dachte sie, schon nützliche Maßregeln ergreifen, vielleicht den Franzosen durch die geheimnißvolle Macht, die er über ihn erlangt, zwingen, Deutschland, wie schon Oesterreich zu meiden.

Dieser Gedanke beruhigte sie insofern, daß sie der Musik, wie auch der Gesellschaft (letztere überschüttete die reizende Frau mit Höflichkeiten) die gehörige Aufmerksamkeit und Theilnahme zu schenken vermochte. Trotzdem war sie herzlich froh, als sie endlich diese am Arme ihres Gemales verlassen und müde und gelangweilt ihr Lager aufsuchen konnte, das ihr aber dann erst Ruhe bot, als sie sich mehr als einmal gesagt, daß Bessy, zu der sie mit dem Frühesten eilen wollte, ihr gewiß mit Rath und That beistehen würde.

Ach, auch dieser Gedanke hätte ihr die gewünschte Ruhe nicht geboten, wenn sie gewußt, wie ihr Lieblingsbruder Alfred in die Netze der Bösen gefallen und wie dieser, der noch zu jung war, um die großen Gesellschaften zu besuchen und den sie, wenn sie sich in dieselben begab, ruhig mit einer Lecture beschäftigt oder zur Ruhe gegangen wähnte, sich, sobald Eltern und Geschwister das Haus verlassen, fortschlich, um sich zu Thalau, den die Seinen noch in Wien glaubten, zu begeben und dann mit ihm in ein geheimnißvolles Gebäude zu treten, aus welchem er immer nur kurz vor der Rückkunft seiner Familie scheu und ängstlich nach Hause kehrte. Ja, wenn ihr das bekannt gewesen, hätte sie sich dem Schlummer nicht überlassen können, aber Gott sei Dank, daß es ihr unbekannt blieb!

XIII. Kapitel.

Ottilien's Abreise.

Ottilie war schon, wie sie es sich vorgenommen, früh bereit, zur Freundin zu gehen, als ein unerwartetes Ereigniß sie nicht allein davon zurückhielt, sondern auch ihren Gedanken eine ganz andere Richtung gab. Ihr Gatte trat nämlich, gerade als sie den Hut aufsetzte, um zu Bessy zu gehen, mit einem ganz ver-

störten Gesichte in ihr Gemach und theilte ihr mit, daß er soeben einen Brief von Pater Walter erhalten, in welchem dieser ihm melde, daß Corisaro plötzlich so schwer erkrankt sei, daß der Arzt die größten Besorgnisse für sein Leben hege.

„Ich", fügte Ronberg hinzu, „gehe in einer Stunde nach Wien!" „Ich natürlich mit Dir." „Was wird aber Dein Vater dazu sagen?" „Das weiß ich nicht, wohl aber, daß es meine Pflicht ist, unseren Adoptivsohn zu pflegen." „Gute Ottilie!" und nachdem er zärtlich die treue Gattin umarmt, eilte Ronberg von dannen, um die nothwendigen Anstalten zu ihrer beiderseitigen Abreise zu treffen. Ottilie aber begab sich zu den Eltern und theilte ihnen ihren Entschluß mit, den Gatten nach Wien zu begleiten. Der Vater, der diesen nicht begriff, taxirte ihn des Wahnsinns und machte der Tochter heftige Vorwürfe, daß sie, die doch nur noch ein paar Tage mit den Eltern vereint sein konnte, weil diese in der nämlichen Stunde, in welcher die Söhne Berlin verließen, ihre Rückreise nach Schloßhausen antreten wollten, von ihnen gehe, um einen kranken Zigeunerbuben zu pflegen.

Die Mutter aber, obwohl es sie auch schmerzte, schon heute von ihrem geliebten Kinde sich trennen zu müssen, that doch, da sie der Tochter Beweggründe zu würdigen verstand, ihr Bestes, um den Gemal zu besänftigen und ihm Ottilien's Handlungsweise in dem rechten Lichte erscheinen zu lassen. Diese aber ließ den ganzen Zorn des Vaters geduldig über sich ergehen, schwieg bei dessen ungerechten Vorwürfen, zeigte jedoch, als der Augenblick der Trennung nahte, einen so ungeheuchelten Kummer, daß Graf Jörgen wohl einsah, daß nicht Mangel an Liebe zu den Eltern und Geschwistern, sondern ein lebhaftes, wenn auch, wie er meinte, übertriebenes Pflichtgefühl, sie zu der von ihm so gerügten Handlungsweise trieb. Diese Ueberzeugung söhnte ihn

mit der Tochter wieder aus, erbitterte ihn aber desto mehr gegen den, der ihr solche Pflichten auferlegte. Daher war auch der Abschied zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn so eisig als möglich. „Wo ist denn Alfred?" fragte Ottilie, als sie im Begriffe war, das Haus zu verlassen. „Ich möchte doch auch von ihm Abschied nehmen."

„Er hat sich auf sein Zimmer zurückgezogen und klagt über Kopfschmerz", meinte die Mutter, fügte jedoch in flüsterndem Tone hinzu: „Ich aber glaube, daß er sich nur zurückgezogen, um seinen Kummer über Corisaro's Krankheit dem Vater zu verbergen, den seine Betrübniß verstimmt." „Nun so will ich zu ihm!" und Ottilie eilte in Alfred's Zimmer.

Sie fand den Bruder regungslos dasitzen, das Gesicht in den Händen verborgen, ein Bild des tiefsten Kummers. Er bemerkte nicht eher ihre Anwesenheit, als bis sie leise und zärtlich seinen Namen nannte und liebkosend ihre Hand auf seine Schulter legte. Dann aber fuhr er erschreckt auf und sah sie mit verstörten Blicken an. „Lieber Alfred", sagte sie freundlich, „ich komme, um Dir Lebewohl zu sagen und mir ein liebreiches Wort von Dir für unseren theueren Kranken abzuholen." Und als er schwieg und sie kaum zu verstehen schien, fragte sie: „Was soll ich also ihm, der Dich so sehr liebt, von Dir sagen?" „Daß er für mich beten möge, auf daß ich nicht in die Hölle komme", antwortete er mit dumpfer Stimme, und barg wieder das Gesicht in den Händen. Sie aber fragte erschreckt: „Alfred, bist Du krank?" und wollte seine Hand ergreifen; doch er wehrte ihr ungeduldig, indem er hastig sagte: „Eile zu ihm, sonst kömmst Du am Ende zu spät!"

Dieser Gedanke trieb sie nun fort, ohne doch des Bruders Zustand vergessen zu können, den sie der Krankheit zuschrieb und der sie sehr erschreckte. Daher

raunte sie, indem sie in den Wagen stieg, der Mutter zu, daß sie Alfred wirklich unwohl finde und sie bitte, zu ihm zu gehen. Ach, wie viel mehr noch würde sie sich geängstigt haben, wenn sie gewußt, daß sein Zustand aus einem bösen Gewissen entsprang, daß er sich seit Kurzem in den Grad der Minervalen hatte aufnehmen lassen und seitdem in Folge seines schwachen Charakters, je nachdem seine Oberen sein Gewissen mit mehr oder minder sündhafter Spionage belasteten, entweder in Selbstzufriedenheit und Exaltation über den Nutzen, den er der guten und edlen Sache bringe (so nannte er den Zweck seiner Gesellschaft) oder auch in Selbstvorwürfen und Anfällen von Verzweiflung über die verbrecherische Rolle, die er spielte, dahinlebte.

XIV. Kapitel.

Corisaro's Krankheit und deren Grund.

Als Ottilie und ihr Gatte an Corisaro's Lager traten, erschracken sie heftig, ihn so bleich und abgezehrt zu finden. Er lag da mit geschlossenen Augen, schlief jedoch nicht, sondern war in einer Art Betäubung, aus der er nur erwachte, als die Pflege-Eltern zärtliche Worte an ihn richteten und warme Küsse auf seine Stirn drückten. Ja dann erst schlug er die Augen auf und sagte mit schwacher Stimme, indem er die Arme ausbreitete: „Mutter, liebe Mutter, Du fliehst mich also nicht mehr?" Dann, als er bemerkte, wer vor ihm stand, fuhr er mit einem halb traurigen, halb zärtlichen Lächeln fort: „Ach, Ihr seid es, geliebte Pflege-Eltern, Ihr kommt zu mir, sie aber flieht mich." Und schwere Thränen rollten aus seinen Augen. „Was soll das bedeuten und wie ist das Alles gekommen?" fragte Nonberg leise den Jesuiten, der neben ihm stand.

Der Priester trat nun mit ihm in's Nebenzimmer und erzählte, während Ottilie den Pflegesohn zu beruhigen suchte, wie er mit diesem im Augarten spazieren gegangen, wie dort Corisaro plötzlich mit dem Rufe: Meine Mutter, meine Mutter! auf eine bleiche, sehr ärmlich gekleidete Frau zugeeilt sei, wie jene vor ihm ängstlich geflohen, wie der Knabe zuerst erstaunt und erschreckt stehen geblieben, dann, jedoch erfolglos die Frau verfolgt, die entweder in einem Gebüsch, oder, da es Sonntag war und sich viele Menschen im Garten befanden, in der Menge sich verloren hatte und wie er ihn dann ganz erschöpft, an einen Baumstamm gelehnt, bleich und zitternd gefunden.

„Doch", fügte Pater Walter hinzu, „kam keine Klage über seine Lippen, nur wurde er immer bleicher und so matt, daß ich ihn zu Wagen nach Hause und in's Bett bringen mußte. Die Nacht schloß er kein Auge, schien überhaupt so leidend, daß ich gleich früh Morgens den Arzt holen ließ, der, wie ich Ihnen schon nach Berlin schrieb, den Fall für bedenklich hielt." „Aber wie ist es möglich, daß eine Gemüthsbewegung, ein rascher Lauf und selbst ein Kummer, wie der Arme ihn gehabt, den gesunden Knaben so bedeutend erkranken lassen konnte?" „Sie vergessen, Herr Baron, daß Corisaro schon seit einiger Zeit über Kopfweh und Mattigkeit klagt, daß Sie deßhalb mit dem Arzte geredet und daß dieser es für nöthig gehalten, ihm stärkende Mittel zu verschreiben, die ihm jedoch leider nichts geholfen; also war der Knabe schon seit einiger Zeit unwohl."

„Das ist wahr, armes gutes Kind; und jetzt dieser Schmerz! Wie kann aber auch eine Mutter vor ihrem Kinde fliehen! Unbegreiflich!" „Ja und das Seltsamste ist, daß dieselbe Mutter, die vor ihrem Kinde floh, den folgenden Tag, das heißt vorgestern und auch gestern stundenlang um dieses Haus irrte oder in der Nähe

desselben saß." „Und Sie redeten sie nicht an, ehrwürdiger Vater? suchten sie nicht ins Haus und zu ihrem Sohne zu bringen?" „Ich versuchte dieses mehr als einmal, sandte auch den Diener nach ihr, aber umsonst! denn sobald sie Jemand aus dem Hause und auf sich zukommen sah, ergriff sie eilig die Flucht; heute jedoch hat sie sich noch nicht gezeigt." „Das Alles ist in der That recht seltsam." Und Ronberg kehrte gedankenvoll in das Krankenzimmer zurück.

Ihm war es doch eigentlich, wenn er sich die Sache näher überlegte, nicht unlieb, daß Coram den Sohn floh, und sich überhaupt Niemand im Hause nähern mochte. „Denn so", meinte er, „wird kein Mensch errathen, daß sie seine Mutter und er von so niederer Herkunft ist." Ach, wie täuschte sich Ronberg in diesem Punkte, denn Alles bei ihm, in der Stadt, wie auf dem Lande, wußte, daß Corisaro der Sohn einer armen Zigeunerin sei; und das war leicht vorauszusehen, da gleich anfangs, als der Knabe und seine Mutter nach Schloß Rauhenstein gebracht wurden, mehr als einer aus der Dienerschaft, der zwar strenge Verschwiegenheit gelobt, aber diese nicht gehalten, in das Geheimniß eingeweiht werden mußte. Und wenn sie auch ihr Wort nicht gebrochen, so hätten doch ihre Kameraden bald die ganze Geschichte ausspionirt, und dann wahrscheinlich noch schneller in Umlauf gebracht.

Das hätte sich der sanguinische Herr auf Mauerhof, wie schon damals Gräfin Jörgen ihrer Mutter schrieb, leicht denken können; aber er überlegte sich, wie wir wissen, weder das, noch die unglücklichen Folgen, die eine Adoption aus so niederer Sphäre für seinen armen Schützling haben mußte; besonders, da er sich nicht von ihm trennen, und ihn im Hause erziehen wollte. Hätte er ihn gleich nach der Adoption in eine Militär- oder Civil-Anstalt gebracht, wo man nichts von seiner Vergangenheit wußte, und ihn erst als er-

wachsenen Menschen zu sich genommen und der Welt vorgestellt, als solch' einen, der sich durch sein ganzes Aeußere und durch sein Auftreten Achtung verschafft, von dem man gewußt, daß er im Stande sei, sich zu vertheidigen und die Spötter zu bestrafen, dann hätte noch Alles einen guten Ausgang nehmen, und Corisaro in dem Hause des Adoptivvaters glücklich werden können.

Da aber das nicht geschehen, und Wenzel ausgenommen, der viel zu sehr seinen Herrn liebte, um von dessen Pflegesohn unfreundlich zu denken, Baron Ronberg's Leute denselben stets nur für einen kleinen Vagabunden ansahen und ihm auch anfangs zwar leise, später aber so laut diesen Namen gaben, daß es bis zu des Knaben Ohr drang, fühlte er sich unaussprechlich unglücklich, ohne doch über seine Quäler (die Diener behandelten ihn überdies noch mit Mißachtung und Hohn) jemals klagen zu wollen. Erst hielt in Stolz davon zurück — später jedoch die tiefste Religiösität; trotzdem litt er unsäglich unter diesen Verhältnissen. Vater Walter bemerkte bald des geliebten Zöglings Leiden, und entdeckte auch deren Quelle. Er als Seelsorger suchte nun durch die Macht der Religion die unchristlichen Gesinnungen der Leute in christliche, ihren Neid in Wohlwollen und ihre Rohheit in Freundlichkeit zu verwandeln. Dieses gelang ihm auch bei den meisten; den anderen aber drohte er, wenn sie nicht ihre Gehässigkeit gegen den Knaben einstellten, sie bei ihrem Herrn zu verklagen, der sie dann unfehlbar aus dem Dienste schicken würde. Erschreckt versprachen sie nun Alles, was der Priester von ihnen verlangte.

Jetzt genoß Corisaro eine Zeit lang der größten Ruhe. Er lebte wieder auf, ward fröhlich und freute sich des Lebens. Freilich zuckte es noch schmerzlich in seinem Herzen, wenn Graf Jörgen ihn mit Mißachtung behandelte, oder einer der Diener höhnische oder boshafte Blicke auf ihn warf. Aber letzteres geschah, da

es nur verstohlen sein konnte, nicht oft, und den Herrn Schloßhausens sah er auch nur selten; so daß der Knabe, der sich von den Adoptiv-Eltern und dem Kaplan herzlich geliebt wußte und freundlich behandelt sah, sich, wie schon gesagt, eine Zeitlang recht glücklich fühlte.

In Wien jedoch ward es leider anders; seine Geschichte war bis zur Kaiserstadt gedrungen. Ronberg's Freunde, sehr vornehme Herren, die auch großmüthig genug dachten, um die niedere Abkunft des armen Knaben zu übersehen, (sie glaubten, daß seine Eltern zwar nur Bauern, aber ehrliche Leute seien) erlaubten ihren Söhnen, mit demselben umzugehen, nahmen aber diese Erlaubniß zurück, als sie erfuhren, daß seine Mutter nur eine Zigeunerin, das heißt in den Augen der Welt eine Diebin und wo möglich etwas noch Schlimmeres sei. Sogar sein Freund Alfred durfte in Gegenwart des Vaters kaum mehr ein Wort mit ihm wechseln. Das Alles empfand der Knabe tief, so tief, daß seine Gesundheit darunter zu leiden anfing.

O, wie gern hätte ihn damals Pater Walter, der abermals seinen Herzenskummer errieth, aus der Hauptstadt Oesterreichs fort, und nach Mauerhof gebracht, aber der Pflegevater wollte dieses nicht leiden, denn er meinte, daß Graf Jörgen und seine Freunde doch endlich durch den liebenswürdigen Charakter des armen Kindes entwaffnet werden, und mit der Zeit ihre Vorurtheile ihm gegenüber ablegen würden. Das geschah jedoch nicht, im Gegentheile; man wich dem Knaben immer mehr aus, da es seinem Adoptivvater verdacht wurde, daß er denselben den Leuten aufdringen wolle. Auch das fühlte Corisaro schmerzlich und ward immer unglücklicher.

„Ach" dachte er oft „warum hat man mich von meiner Mutter getrennt? warum mich unter Leute gebracht, die mich meiner Abkunft wegen verachten? Dort in den Wäldern war doch das nicht." Und der

Knabe fing an, sich krankhaft nach seiner Mutter zu sehnen.

Da erschien sie ihm plötzlich im Augarten, aber nur, um ihn wieder zu fliehen. Das brach fast des Armen Herz, so daß er, der schon leidend war, zu Tode erkrankte. Aber von alledem ahnte der Adoptivvater nur wenig, und freute sich daher, daß die Mutter sich dem Sohne nicht zu erkennen gegeben, da es dessen Stellung in der Welt hätte schaden können.

XV. Kapitel.

Worin man von Neuem sieht, wie grundlos Ottiliens Ruhe ist.

Da Corisaro's Krankheit, die in einen Typhus ausgeartet war, täglich größere Besorgniß in dem Herzen der Pflege-Eltern erweckte, hatte Ottilie, welche ihn Tag und Nacht mit der Zärtlichkeit einer Mutter pflegte, durch eine ganze Woche den Vorsatz, den sie auf dem Concerte beim Gesandten gefaßt, vollkommen vergessen. Als sie sich schließlich erinnerte, daß sie sich ja an Bessy hatte wenden wollen, um durch ihre Vermittlung den von Mr. West versprochenen Schutz für den Gatten und den Bruder gegen die Intriguen des Franzosen zu erlangen, fand sie, daß dieser Schritt, jetzt unnütz geworden, da Bruder und Gemal dem Bereiche des Bösen entrückt und ruhig in Wien sich befanden.

„Ich will", dachte sie, „dergleichen Mittel, die vielleicht den armen Mr. West in Unannehmlichkeiten oder wohl gar in Gefahr stürzen könnten, nur dann ergreifen, wenn ich bemerke, daß Noiron seine verbrecherischen Absichten gegen die Meinigen wieder aufnimmt. Jedoch glaube ich nicht, daß er, der jetzt Wien zu

meiden scheint, dieses thut, hoffe vielmehr, daß er Pläne, die ihm, wie er durch den Engländer erfahren, gefährlich werden könnten, aufgegeben, und daß das Einverständniß, welches ich zwischen Felix und ihm zu bemerken glaubte, nur ein Spiel meiner Furcht und meiner Einbildungskraft gewesen." Da sich die junge Frau in dieser Meinung durch das, wie ihr schien, jetzt so ruhige und besonnene Betragen des Bruders bestärkt fühlte, beruhigte sie sich über diesen Punkt bald so vollkommen, daß sie in ihrer Angst und Sorge um ihren geliebten Pflegesohn ganz vergaß, daß es einen Freimaurer-Emissär gebe, der Noiron hieß.

Vielleicht hätte Thalau, wenn er, der die Ansteckung fürchtete, nicht ihr Haus gemieden, durch seinen Anblick sie an jenen erinnert, und ihre Besorgnisse von Neuem erweckt. Doch dieses traf nicht ein, und sie blieb, wie schon gesagt, über diesen Punkt vollkommen ruhig, aber mit unrecht, da Noiron, der Felix keineswegs aufgegeben, denselben jetzt nicht allein für die Zwecke der Loge, sondern auch noch für seine eigenen verbrecherischen Privatinteressen gebrauchte, und ihn so immer mehr auf Irrwege führte; wie der Leser selbst beurtheilen kann, wenn er erfährt, daß der junge Jörgen noch in der letzten Stunde vor seiner Abreise nach Wien zu seinem ehemaligen Hofmeister geeilt, daß er sich schüchtern umgesehen, bevor er an dessen Thür geklingelt, daß er dann plötzlich die Glocke angerissen, in seine Wohnung gestürzt sei und dem herbeieilenden Franzosen etwas zugeraunt habe, das diesen erst erbleichen und dann zornig werden ließ, denn er rief: „Sie sind ein unbeholfener Mensch, der sich keineswegs zum Kundschafter eignet. Selbst Ihr um drei Jahre jüngerer Bruder Alfred, den man mir als geschickt preist, hätte sich klüger benommen."

Diese Worte durchschnitten das Herz des Bruders, denn sie ließen ihn vermuthen, daß der Liebling seiner

Mutter, der Benjamin der ganzen Familie, in die Falle seiner Verführer gegangen. Doch suchte er seine Gefühle dem Franzosen zu verbergen, denn vielleicht täuschte er sich doch, und wenn nicht, so war er überzeugt, daß Niemand, am wenigsten er, der sich von seinen Obern beständig beobachtet wußte, Alfred aus der Schlinge zu ziehen vermöchte. Daher fragte er scheinbar ruhig: „Aber was sollte ich denn thun, da das Document weder Lehmann's noch Schöndorf's anvertraut war?" „Nun, so hat es jemand anderer, und das hätten Sie auskundschaften sollen, aber wie schon gesagt, zum Kundschafter taugen Sie nun einmal gar nicht." „Sie haben ganz recht, denn zur gemeinen Rolle eines Kundschafters bin ich nicht gemacht" sprach Felix mit Empfindlichkeit, indem er sich zur Thür wandte. „Und haben sich doch dazu verstanden?" höhnte jener, trat jedoch erschreckt einige Schritte zurück, als er sah, wie sein früherer Zögling bei diesen Worten, die Hand von der schon gefaßten Thürklinke zurückzog, und mit zornflammenden Augen rasch auf ihn zusprang, indem er mit vor Wuth bebender Stimme rief:

„Und das sagst Du mir, Bube, mir, den Du, und vielleicht auch meinen unglücklichen Bruder, einen Knaben, durch Schmeicheleien, Bitten, Versprechungen und selbst Drohungen zu solch einer Gemeinheit verführt!" Hier faßte Felix den Franzosen am Kragen und schüttelte ihn so heftig, daß dessen Zähne zusammenschlugen; das dauerte nur einen Augenblick, dann kam die Reihe an den jungen Jörgen zu erschrecken und zurückzuweichen, denn in des Gegners Hand funkelte ein blanker Dolch. „Thor", rief dieser dann, indem er in ein spöttisches Gelächter ausbrach. „Glaubst Du, daß Du mir etwas anhaben kannst? Nein, im Gegentheil, Dein Leben liegt in meiner Hand; und wenn ich Dich schone", fügte er in verändertem Tone hinzu, „so geschieht es nur, weil ich, trotz Deiner Undankbarkeit, noch immer In-

teresse, ja Zuneigung für Dich empfinde, und Dich, der Du intelligent bist, zu einem brauchbaren und geschickten Mitgliede unserer großen Gesellschaft machen möchte, die einst über die ganze Erde zu herrschen bestimmt ist. Was aber Deinen Bruder anbelangt, so versichere ich Dich, daß ich nicht in sein Schicksal eingegriffen; er ist mir gleichgiltig und nur Dich, den ich liebe, und von dem ich viel erwarte, mühte ich mich für die gute Sache zu gewinnen."

„Und doch sagten Sie eben", meinte Felix, schon sehr besänftigt, „daß ich ungeschickt sei, und nicht zu einem rechten —" (Er mochte das häßliche Wort Kundschafter nicht aussprechen). „Ach was, das sagte ich nur, weil ich gereizt war und mir viel daran liegt, zu wissen, wo die verdammte Schrift denn eigentlich steckt; aber ich werde es schon erfahren. Und nun leben Sie wohl, Bruder Ruben." Und er reichte ihm die Hand, indem er freundlich sprach: „Nicht wahr, wir sind wieder Freunde, und Sie halten Ihr Versprechen?" „Welches? Ich wüßte doch nicht —"

„Erstens, daß Sie den Ihrigen nichts von unserer Freundschaft erzählen. Lächeln sie nicht so spöttisch, ich empfinde eine aufrichtige Zuneigung für meinen liebsten Schüler, und auch Sie werden mich einst lieben und mir dankbar sein, wenn ich Sie zu einem hochgestellten Manne in der Welt und zu einem mächtigen Hochgradler unter uns gemacht habe."

„Also Sie glauben wirklich, daß ich steigen werde?" „Unbedingt, nur müssen Sie mir auch in Allem folgen und nicht gleich wild werden, wenn ich Ihnen gegenüber einmal unmuthig werde. Aber die Zeit drängt, Sie müssen fort. Ich will Sie daher nur noch in aller Kürze erinnern, daß Sie auf geschickte Weise Ihren Schwager ausholen, und von ihm erfahren müssen, ob nicht er das bewußte Schriftstück in Verwahrung hat, und wenn nicht, ob er vielleicht weiß, in welchen

Händen dieses sich befindet. Alle Ihre Fragen müssen jedoch so schlau gestellt werden, daß er nichts von unserem Einverständnisse zu ahnen vermag, ja nicht einmal bemerkt, wenn er sich unbesonnen verräth, und das Ganze ausplaudert. Sobald dieses aber geschehen, müssen Sie es mir mit umgehender Post in unserer Hieroglyphen-Schrift mittheilen."

Und als er bemerkte, wie eine Wolke des Mißmuthes sich auf die Stirn seines Zöglings lagerte, fügte er rasch hinzu: „Sie brauchen nicht zu befürchten, daß aus dem, was ich Ihnen aufgetragen, ein Unglück entstehen könne; nein, die Sache geht, wie ich Sie schon mehr als einmal versichert, nur mich, ganz allein mich an und dient zu einem guten Zwecke, nämlich einen Menschen zu retten, der in Gefahr ist." Hier lächelte Felix ungläubig, der Franzose aber schien dieses nicht zu bemerken, sondern sagte nur: „Nun, glückliche Reise" und noch einmal drückte er die Hand seines Opfers; dann, als dieses ihn verlassen, und er sich unbeobachtet wußte, verwandelte sich der freundliche Ausdruck seines Gesichtes in einen boshaften, ja hämischen, und mit den Zähnen knirschend, sagte er:

„Dieser Bube soll, wenn er mir unnütz geworden, für den heutigen Tag büßen." Dann wieder zu seiner größten Sorge übergehend, fragte er sich in der höchsten Unruhe: „Aber wem in aller Welt kann er das Schriftstück übergeben haben?" Lange grübelte er darüber nach, dann sprang er freudig auf, indem er rief: „Ich wette, daß ich es errathen, und daß er es seinem Gesandten eingehändigt. Aber wie mir darüber Gewißheit verschaffen? Vielleicht durch den jungen Engländer, der schon seit einiger Zeit zu uns gehört! Ich will zu ihm und mit Vorsicht den Mann sondiren, und finde ich ihn passend zu diesem Geschäfte, ihm meinen Auftrag ertheilen", und der Franzose verließ eilig das Haus. Sein Weg führte ihn an dem Hotel de Russie vor-

über; ein Reisewagen stand vor der Thür. Es konnte nur der des jungen Jörgen sein, da sich ein Mantelsack mit dessen Namen darauf befand.

„Ist der ältere Graf Jörgen mit seiner Gemalin schon abgereist?" fragte er den Portier des Hotel's und auf dessen bejahende Antwort stieg er eilig die Treppe hinauf, denn er hatte Felix noch etwas zu sagen. Dieser trat ihm mit Alfred reisefertig auf halbem Wege entgegen. „Was! Herr Noiron", fragte er „wünschen Sie etwas von mir?" „Ja, ich möchte wissen, wie es dem armen Corisaro geht." „Da kann ich nicht dienen, aber ich begreife in der That nicht, daß Sie sich für diesen Knaben interessiren." „Da ich es aber thue, so bitte ich Sie, mir in Ihrem nächsten Briefe recht ausführlich über ihn zu schreiben und nun leben Sie wohl, meine theueren Freunde", und er schüttelte den beiden Brüdern freundschaftlichst die Hände. Gut, daß das Alles der armen Ottilie verborgen blieb, sonst hätte sich ihre Ruhe in Jammer verwandelt und sie würde nicht die Kraft gehabt haben, den Knaben, dessen Krankheit immer zunahm, mit der gleichen Aufopferung zu pflegen.

XVI. Kapitel.

Der Ruf der Sterbenden.

Wieder saß Ottilie mit ihrem Gatten an dem Bette Corisaro's und lauschte besorgt auf seine Athemzüge, doch lange nicht so besorgt, als noch vor einer Stunde, da der Arzt, der sie eben verlassen, einige Hoffnung zu der Wiederherstellung seines kleinen Patienten gegeben, dessen Puls er ruhiger und dessen Athemzüge er freier gefunden. O wie freudig hatten sich nicht die Pflege-Eltern bei diesem Ausspruche umarmt, wie Ronberg der geliebten Gattin für ihr treues Aushar-

ren bei dem Kranken gedankt, wie zärtlich diese versichert, daß es ihr, die den Knaben warm in's Herz geschlossen, unmöglich gewesen, anders zu handeln! Ja, wer dies Alles mit angesehen, hätte den, der so viel Liebe empfing, glücklich geschätzt und sich nicht träumen lassen, daß er, wie wir erfahren, trotz derselben sich recht allein gefühlt und vor Herzeleid erkrankt war. Da aber auch die Adoptiv-Eltern dieses nicht ahnten, so flüsterten sie sich jetzt in der heitersten Laune zu, wie froh sie seien, daß sie das Glück des Knaben gemacht und nahmen sich vor, es noch immer fester zu begründen. Die schönsten Luftschlösser wurden in dieser Stunde für den armen Kranken erbaut.

Ob wohl er, der bis jetzt in beständigen Phantasien gelegen, eine Ahnung von diesen liebevollen Planen hatte? Wir müssen glauben, daß er Einiges vernommen, denn wir sehen, wie seine Lippe zuckt und wie zwei schwere Thränen aus den geschlossenen Lidern hervorquellen. Auch die Pflege-Eltern sehen diese und küssen sie mit zärtlichen Worten hinweg. Da öffnet er die Augen und blickt sie mit unendlicher Liebe und Dankbarkeit an. Er möchte auch gern diese Gefühle in Worte kleiden, aber seine Schwäche und Rührung verhindern ihn daran und einen Augenblick später schließt er wieder die Augen. Jene wagen es jedoch nicht mehr, ihr Flüstern aufzunehmen, da es den ruhigen Schlaf stören könnte, den das geliebte Kind seit drei Wochen entbehrt. Sie sitzen von nun an still beisammen, Ronberg mit einer Zeitung, Ottilie mit einer Arbeit beschäftigt, und werfen von Zeit zu Zeit prüfende und zärtliche Blicke auf den Schläfer.

So sind zwei Stunden vergangen, da tritt Pater Walter herein, um sie abzulösen und auch seinen Antheil an der Pflege des theueren Zöglings in Anspruch zu nehmen. Kaum haben die Gatten ihr kleines Empfangzimmer betreten, als auch schon ein Gast ihnen

angemeldet wird. Es ist Felix, der sich theilnehmend nach dem kranken Kinde erkundigt. O wie freut sich seine Schwester über das, was sie seinem guten Herzen zuschreibt was er aber doch nur nothgedrungen thut, da er täglich seinem früheren Hofmeister, zu seinem grenzenlosen Erstaunen, einen genauen Bericht über Corisaro's Krankheit abstatten muß.

Noch über etwas Anderes empfindet Ottilie, wenn sie den Bruder anblickt, eine lebhafte Freude und das ist, daß er ihr jetzt beständig ruhig und heiter erscheint, in so gleicher Laune hat sie ihn noch nie gekannt. Ach, sie weiß nicht, daß seine Ruhe und Heiterkeit nur gespielt ist und daß er, da ihm dieses sehr schwer fällt, bloß deßhalb seine Besuche bei ihr (jedoch immer unter dem Vorwande dienstlicher Geschäfte) täglich mehr abkürzt; ja daß er diese vielleicht schon ganz eingestellt, wenn er nicht gefürchtet hätte, Argwohn zu erregen und auch, wie wir wissen, genöthigt gewesen, täglich Nachrichten über den Zustand des kranken Kindes einzuziehen. Auch heute entschuldigte er sich mit nothwendigen Geschäften und wollte sich schon nach wenigen Minuten wieder entfernen; da hielt ihn Ottilie mit der Frage zurück, ob er nicht ihren jüngsten Bruder gesehen und wie es diesem gehe. Die Arme mußte jetzt seinen Anblick entbehren, weil ihre Eltern, die die Ansteckung fürchteten, ihm verboten, während Corisaro's Krankheit die Schwester zu besuchen.

„Ich komme eben von ihm", sagte Felix, „er ist recht besorgt um Eueren Kranken und bat mich, ihn sobald als möglich etwas Näheres über diesen wissen zu lassen." „Guter Alfred", meinte die junge Frau, „ich kenne seine Freundschaft für Corisaro und weiß, daß er sich gleich Anfangs die Krankheit desselben sehr zu Gemüthe gezogen. Wie aber geht es ihm heute?" fügte sie besorgt hinzu. „Du sagtest mir vor einigen Tagen, daß seine Laune ungleich sei." „Ich finde ihn

seit gestern recht heiter. Er läßt auch Dir und Deinem Manne viel Freundliches sagen. Nun aber lebt Beide wohl", und Felix, dem es schon unter den Sohlen brannte, verschwand in der Thür. Gleich, nachdem er gegangen, wurde der Hausarzt dem erstaunten Paare gemeldet, das ihn heute nicht mehr erwartete.

„Ich komme", rief dieser schon in der Thür, „um Ihre Mildthätigkeit, Frau Baronin, für ein armes krankes Wesen in Anspruch zu nehmen." Rasch und freundlich holte Ottilie eine Börse und reichte sie ihm. „Geld ist es nicht, was ich für meine Kranke von Ihnen erbitten möchte, aber wohl eine noch größere Wohlthat, nach der diese sich unaussprechlich sehnt." „Und die wäre? sagen Sie rasch, Doctor. Ich bin zu Allem bereit, wenn es gilt, Jemandem einen Trost zu bieten." „Das weiß ich und dies ist es auch, was mir den Muth gibt, Ihnen Coram's Bitte vorzutragen." „Coram?" wiederholten die Gatten erstaunt. Dann fügte Ottilie in freudiger Ueberraschung hinzu: „Also ist sie endlich gefunden! Aber wo weilt sie? Wo kann ich sie sprechen?" „Im Krankenhause der Elisabethinerinnen, dahin, fleht sie, möchten Sie kommen." „Ich eile zu ihr." Dann sich an ihren Gatten wendend, sprach Ottilie zuversichtlich:

„Ich weiß, daß Du mein edler Oswald, nichts dagegen hast, wenn ich dem Wunsche eines kranken und unglücklichen Wesens nachkomme." „Gewiß nicht", erwiderte ihr Gatte nicht ohne Verlegenheit, denn es war ihm keineswegs angenehm, daß Coram so plötzlich wieder auftauchte, und sich gerade an seine Frau wandte. Was, wenn sie am Ende doch noch ihre Rechte auf den Sohn geltend machen und diesen zurück verlangen würde? Aber nein, das war nicht möglich, sie hatte ihm ja dieselben vollkommen abgetreten und er würde sie, das nahm er sich fest vor, auch zu behaupten wissen. Wäh-

rend er so dachte, hatte Ottilie anzuspannen befohlen und sich zum Wegfahren bereitet.

Auch der Arzt wollte gehen, nachdem er sich nach des Knaben Befinden erkundigt. Doch Ottilie hielt ihn noch einen Augenblick zurück, indem sie fragte: „Ist die arme Coram gefährlich krank?“ „Sie hat kaum mehr vier und zwanzig Stunden zu leben.“ „Großer Gott, und jetzt erst schickt sie nach mir!“ Ronberg athmete (was er sich später oft vorwarf) bei diesem Gespräche freier auf. Jetzt fragte er: „Was fehlt der Bedauernswerthen, und hat sie die heiligen Sakramente empfangen?“ „Sie stirbt an der Schwindsucht und wurde vor einer Stunde versehen.“ „Gott sei gelobt! aber jetzt muß ich gehen“, und Ottilie grüßte freundlich den Arzt, warf dem Gatten einen liebevollen Blick zu, und eilte aus dem Zimmer.

XVII. Kapitel.

Bei den Elisabethinerinnen.

Im Krankenhause der Elisabethinerinnen wurde Ottilie durch eine freundliche Klosterfrau in ein geräumiges und sehr helles Gemach geführt, wo mehrere überaus saubere Betten standen. In einem derselben befand sich Coram in einer halb sitzenden Stellung, die liegende war ihr der Beängstigungen und des kurzen Athems wegen, von denen sie viel zu leiden hatte, unmöglich gemacht. Zu dieser trat nun Ottilie in tiefer Bewegung, denn hier hatte auf dem so abgezehrten und bleichen Gesichte der Tod seinen Stempel gedrückt, ohne jedoch demselben seine Schönheit nehmen zu können.

Ja die sterbende Zigeunerin war noch immer schön, denn in ihren wundervollen schwarzen Augen lag ein Friede, den Ottilie nie daselbst bemerkte, und auf ihren Lippen schwebte ein Lächeln, das ihr ganzes Antlitz

so verklärte, daß die junge Besucherin, indem sie der Kranken Hand ergriff, unwillkürlich ausrief:

„So krank und doch so glücklich!“ „Ja ich bin sehr, sehr glücklich, denn ich habe mich mit meinem Gotte ausgesöhnt, der mir in seiner unendlichen Barmherzigkeit meine vielfältigen Sünden nachgelassen, und mich auch einst, wie ich zu hoffen wage, in seine himmlischen Wohnungen aufnehmen wird.“ „Ganz gewiß, liebe Coram“, und Ottilie drückte einen Kuß auf der Kranken Stirn. Diese fragte nun mit großer Zärtlichkeit, wie es denn ihrem lieben Corisaro gehe und ob er ihr sehr böse sei, weil sie vor ihm geflohen. Sie wußte, das bemerkte Ottilie wohl, nichts von seiner Krankheit, daher erwähnte sie auch dieser nicht, und erzählte nur, wie der Knabe lange getrauert, und wie er sich beständig nach ihr sehne.

„Armes Kind! ja er liebt mich, das weiß ich, und mehr als ich es um ihn verdiene, jedoch bei weitem nicht so sehr, als ich ihn liebe, und doch mußte ich vor ihm fliehen! Ach, mit der Erinnerung dessen, was ich gegen ihn verschuldet, wagte ich nicht, so schwer traf mich damals mein Gewissen, in sein unschuldiges Antlitz zu blicken und seine Liebkosungen zu empfangen.“

„Die Krankheit spricht aus Ihnen, liebe Coram, denn wie können Sie sich auch nur einen Augenblick einbilden, daß Sie an dem Knaben etwas verschuldet; Sie, die sich in Ihrer uneigennützigen Liebe zu einem einsamen Leben verurtheilt, wohl gar Ihr Herz gebrochen, indem Sie, um Ihrem einzigen Kinde eine gute Erziehung und eine sichere Zukunft zu verschaffen, sich von demselben trennten? Sollte es jedoch das sein, was Sie quält, und was Sie sich mit so großem Unrecht vorwerfen, so vermag ich Sie darüber vollkommen zu beruhigen. Denn Corisaro wird von meinem Manne, von einem tiefreligiösen Jesuiten und mir mit unendlicher Zärtlichkeit geliebt, und zu einem frommen

Kinde Gottes erzogen. Dabei zeigt er einen hellen Verstand, bei großen Talenten und einen so liebenswürdigen Charakter, daß er nur ein ausgezeichneter Mensch werden kann."

„O haben Sie Dank für diese Versicherung." Und die Sterbende führte die Hände der Trösterin an ihre Lippen, dann fügte sie mit einem begeisterten Blicke hinzu: „Ja, so habe ich mir immer den lieben Knaben gedacht und ersehnt." „Aber", fuhr sie nach einer Pause fort, in der sie ängstlich nach Luft geschnappt. „Nicht das werfe ich mir vor, nein, damals that ich meine Pflicht, als ich mich von ihm trennte und ihn Ihrem edlen Gatten anvertraute. Ach nein, es ist etwas ganz anderes, etwas, das durch dreizehn schwere Jahre wie ein Alp auf meiner Seele gelastet und das mein Leben noch mehr verdunkelt hätte, wenn dieses überhaupt möglich gewesen, da schon vorher eine grausame Hand es mit Nacht und Finsterniß umgeben hatte."

„Doch warum vertrauten Sie sich Niemandem an? Warum nicht damals in Rauhenstein meiner guten Mutter oder Großmutter?" fragte Ottilie schüchtern. „Weil ich meinem Bruder einen schweren Eid abgelegt, der mich bis vor ein Paar Monaten, das heißt, bis zu seinem Tode gebunden hielt." „Er ist also todt, der Bedauernswerthe!" sprach Ottilie mitleidig. „Ja, Gott sei seiner armen Seele gnädig „und wieder rang die Kranke nach Athem. Dann fügte sie mit sehr schwacher Stimme hinzu: „Auch ich fühlte schon damals, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe, und beeilte mich deßhalb hierher zu kommen, wo ich Sie, Frau Baronin die ich nie aus den Augen verloren, mit Ihrem Gemale und Corisaro wußte."

„Und doch flohen Sie vor diesem, seinem Hofmeister und unseren Leuten und verbargen sich durch mehr als drei Wochen so sorgfältig vor uns, daß ich Sie, trotz allen meinen Nachforschungen nicht aufzufin-

den im Stande war." Ach ja, das war ein großes Unrecht und eine verdammliche Schwäche, denn die Pflicht erforderte, daß ich ohne zu säumen, ein Geheimniß, welches ich nie hätte bewahren sollen, Ihnen und Ihrem Gemal offenbarte — aber die Scham hielt mich noch immer zurück."

Hier ließ die Zigeunerin (die Unterhaltung war der andern Kranken wegen leise geführt worden) ihre Stimme bis zum Flüstern herabsinken. „Ich wollte meine Sterbestunde, die ich jedoch näher glaubte, abwarten, um Ihnen mein trauriges Geheimniß anzuvertrauen. In diesem Hefte", und Coram zog unter ihrem Kopfkissen ein versiegeltes Päckchen hervor, das sie Ottilien überreichte, „habe ich meine und Corisaro's Geschichte aufgezeichnet; bitten Sie ihn, mir zu vergeben. Ach ich vermag es nicht selbst zu thun, da ich mich nicht entschließen kann, vor dem zu erröthen, der mich bis jetzt Mutter genannt, und mir stets so große Achtung und Liebe bewiesen." Hier rang die Arme noch ängstlicher nach Athem, dann flehte sie mit hinsterbender Stimme:

„O, verhelfen Sie ihm um Gottes Barmherzigkeit Willen zu seinem Namen und seinen Rechten!" und als sie das grenzenlose Erstaunen der Baronin bemerkte, verbarg sie in großer Verwirrung ihr Gesicht in den Händen, indem sie stöhnte: „Barmherziger Gott, vergib mir meine Schuld!" In diesem Augenblicke trat eine der Nonnen, die für diese Woche die Krankenpflege hatte, an das Bett der Zigeunerin und bat Ottilien in leisem Tone, doch für heute die Leidende zu verlassen, die sehr angegriffen zu sein scheine.

Die junge Frau erhob sich, um diesem Rathe zu folgen, jedoch mit dem Versprechen, morgen früh wiederzukehren. „Morgen bin ich nicht mehr unter den Lebenden, aber Gottes Segen über Dich, Du Engel des Trostes, tröste auch meinen Knaben, wenn er um

mich weinen sollte." Diese Worte hatte Coram so leise ausgesprochen, daß Baronin Ronberg das Ohr an deren Lippen legen mußte, um sie zu verstehen. Dann, nachdem die Sterbende ihr einen Abschied zugeflüstert und gewinkt und die Krankenpflegerin sie noch einmal zu gehen ermahnt, riß sich Ottilie endlich mit tiefbetrübtem Herzen von dieser Stätte der Trauer, die sie jedoch mit frommer Andacht erfüllt, wie sie ja auch jedes christliche Sterbebett in uns erwecken sollte.

XVIII. Kapitel.

Die Erscheinung.

Gegen zehn Uhr Abends betrat Ottilie im Nachtkleide das Gemach des kranken Knaben, um, wie sie es schon seit drei Wochen gewohnt, einen Theil der Nacht bei ihm zu durchwachen. Sie neigte sich auch heute, wie sie es bis jetzt jeden Abend gethan, zärtlich über ihn und flüsterte ganz leise, indem sie leicht ihre Hand auf seine Locken legte: „Gott segne und erhalte Dich, Du geliebtes Kind!" O Freude, diesmal hörte sie keine verworrene Rede seinen Lippen entfallen, sondern die süßen Worte: „Danke, theuere Mama", und ach! von welchem Blicke der Liebe und Dankbarkeit waren sie nicht begleitet.

Dieser Augenblick des Glückes ließ sie alle die traurigen Stunden, Tage und Wochen vergessen, die sie an dem Krankenlager dessen zugebracht, den sie wie ihr eigenes Kind liebte. Corisaro drückte nun auch den Wunsch aus, den Vater und Pater Walter zu sehen, um ihnen für ihre Liebe und Pflege zu danken. „Denn", fügte er hinzu, „ich konnte es bis jetzt, obwohl ich jedesmal, wenn ich die Augen öffnete, den Einen oder den Anderen an meinem Bette sitzen sah, nicht thun, so betäubt und schwach fühlte ich mich. Aber nun, wo

ich wieder zu denken und zu reden vermag, möchte ich denen, die so viel für mich gethan, meine Dankbarkeit ausdrücken." „Das kannst Du morgen thun, mein gutes Kind, jetzt aber mußt Du Dich ganz still verhalten und wo möglich zu schlafen suchen. Ich will bei Dir bleiben und mich an jenem Tische dort mit Lesen und Schreiben beschäftigen." Gehorsam schloß der Knabe die Augen, öffnete sie jedoch wieder, als er bemerkte, daß die Pflegemutter sich von seinem Lager entfernen wollte, indem er sagte:

„Ach gute Mama, ich möchte doch wissen, ob —" „Was, mein Liebling?" „Ob meine Mutter denn gar nicht hier gewesen und nie nach mir gefragt?" „Sie weiß nicht, daß Du krank bist, sonst wäre sie sicher gekommen, denn, daß sie Dich unbeschreiblich liebt, daran kannst Du doch nicht zweifeln." „Gewiß nicht, aber warum floh sie vor mir? Oder sollte ich auch das geträumt haben? denn ich hatte sehr wilde Träume", und der Kranke griff ängstlich nach seiner Stirne. „Ja, das ist wahr, Du hattest dunkle und wilde Träume, an die Du jedoch jetzt, da sie vorüber, nicht mehr denken mußt."

„Also war Alles nur ein Traum? Gott sei Dank! Aber mir schien doch, daß ich diesen Traum träumte, als ich noch gesund war; aber nein, nein, wie konnte ich auch nur einen Augenblick den Traum für Wirklichkeit halten; meine zärtliche Mutter mich fliehen! Auf mein Rufen und Bitten nicht hören wollen? Unmöglich!" „Da Du nun selbst einsiehst, daß das unmöglich wäre, so beruhige Dich und suche zu schlafen", und die Pflegemutter rückte sorgfältig seine Kissen zurecht, deckte ihn ebenso zu und setzte sich dann an das andere Ende des Zimmers, wo er weder durch den Schein der Lampe, noch durch das Rascheln des Papieres gestört werden konnte. Denn sie beabsichtigte, die Geschichte Coram's, die jene, wie wir wissen, selbst auf-

gezeichnet, noch in dieser Nacht zu lesen. Sie hätte das schon gern gleich nach ihrer Rückkunft aus dem Krankenhause der Elisabethinerinnen gethan, war aber durch die Pflege, die sie dem Knaben angedeihen ließ, wie auch durch den Bericht, welchen sie ihrem Gatten über ihren Besuch bei der Sterbenden abstatten mußte, daran verhindert worden. Jetzt jedoch wollte sie sich ganz der Lesung widmen und freute sich bei dem Gedanken, daß nun nichts mehr sie davon abhalten würde.

Vorsichtig, damit keine zu rasche Bewegung ihren lieben Kranken störe, der die Augen geschlossen und dem Einschlafen nahe war, zog sie aus ihrem Arbeitsbeutel das Packet, das ihr die Zigeunerin eingehändigt; sie betrachtete lange das Siegel, das den Namen derselben trug: Arme Coram! Wie mochte es ihr jetzt ergehen! Lebte Sie wohl noch? Die letzte Nachricht, die ihr der Arzt vor anderthalb Stunden gebracht, klang betrübend genug, da die Erstickungsanfälle der Bedauernswerthen immer häufiger kamen und länger anhielten. „Ich fürchte", hatte er zu diesem Berichte hinzugefügt, „daß sie nur noch wenige Stunden zu leben hat und daß ein Bluterbrechen plötzlich ihrem Leiden ein Ende machen wird." Und war das, was der Arzt befürchtet, schon geschehen oder weilte sie noch unter den Lebenden, um zu leiden und zu bereuen? Denn daß sie etwas zu bereuen hatte, was ihr noch auf ihrem Sterbebette bittere Thränen ausgepreßt, hatte ja Ottilie leider selbst sehen können. Aber was konnte es wohl sein? Etwas, das den Knaben anbelangte? Doch das ging ja auch sie an, denn war er nicht ihr geliebtes Kind? Das mußte sie wissen und das sogleich.

Rasch brach sie das Siegel auf und zog aus dem papierenen Umschlage ein Heft, auf dessen erster Seite sie in feiner und eleganter Handschrift die Worte: „Geschichte einer Unglücklichen" las. Wie? war das Coram's Handschrift? Hatte denn der arme Pächter

auf dem Lande seiner Tochter eine so sorgfältige Erziehung geben können? Nun das Alles mußte ja in diesem Hefte stehen, und Ottilie fing rasch an zu lesen, war aber kaum über die ersten Worte hinausgekommen, als die Uhr eilf schlug, und sie mit dem letzten Schlage Corisaro jubelnd ausrufen hörte: „Mutter, liebe Mutter!“ Sie wußte, daß es nicht ihr galt, denn er hatte sie nie so, sondern immer Mama genannt, sie hatte ihn verstanden und begriffen, daß er sie nicht wie seine wirkliche Mutter hatte nennen wollen. Als sie daher erstaunt aufblickte, sah sie, wie der Knabe nicht gegen sie, sondern zur entgegengesetzten Seite die Arme ausstreckte und zärtlich zu reden fortfuhr: „Bist Du denn endlich zu mir gekommen, Du meine süße, süße Mutter, aber tritt näher, denn siehst Du, ich bin zu schwach, um zu Dir zu gelangen und meine Arme erreichen Dich nicht“ und sie bemerkte, wie der Knabe sich anstrengte, etwas zu fassen, das ihm ferne stand, das sie jedoch nicht sah. Dann hörte sie wie er jammerte:

„Was? Du verläßt mich wieder?“ und dann angstvoll aufschrie: „Aber, mein Gott, wo ist sie denn geblieben? Vor meinen Augen ist sie, nachdem sie sich gewandt, plötzlich verschwunden.“ Ottilie wurde bei diesem Ausrufe leichenblaß und zitterte so heftig, daß sie trotz ihrem Wunsche zu dem jetzt in Thränen ausbrechenden Knaben zu eilen, mehr als eine Anstrengung machen mußte, bevor es ihr gelang, ihren Sitz zu verlassen und sich mit wankenden Schritten zum Pflegesohne zu begeben, der nun an ihrem liebevollen Herzen den Schmerz ausweinte, daß die Mutter ihn abermals verlassen, ohne ihm auch nur nahe gekommen zu sein.

„Denn“, schluchzte er, „als ich sie bat, näher zu treten, schüttelte sie, ohne ein Wort zu reden, verneinend das Haupt und verschwand vor meinen Augen.“ Ottilie hatte die größte Mühe, Corisaro zu beruhigen, und ihm zu beweisen, daß das, was er in Wirklichkeit zu sehen

geglaubt, nur ein Traum gewesen. Als ihr dieses endlich gelungen, mußte sie ihm versprechen, an seinem Bette sitzen zu bleiben, so war denn die Lesung von Coram's Geschichte wieder aufgeschoben.

Ach, sie dachte kaum mehr an diese, als sie jetzt gedankenvoll dasaß, ihre Hand in der des schlafenden Knaben und sich immer wieder fragte, ob das, was der Kranke gesehen, eine Phantasie, ein Traum oder etwas Uebernatürliches gewesen. In solchen Träumereien versunken, fand sie ihr Gatte, der, wie jeden anderen Morgen, um zwei Uhr kam, um sie abzulösen. Ottilie erzählte ihm nun in flüsterndem Tone, von dem, was Corisaro erblickt; er aber lächelte ungläubig, ja spöttisch, als sie etwas von übernatürlicher Erscheinung fallen ließ, und meinte, daß auch ihre Nerven vom Nachtwachen angegriffen sein müßten, und daß sie gut thäte, sich zur Ruhe zu begeben.

Einige Stunden später theilte der Arzt dem Paare Ronberg mit, daß seine Patientin bei den Elisabethinerinnen Nachts um eilf Uhr verschieden sei.

XIX. Kapitel.

Die letzte Wacht.

Mehrere Tage vergingen, bevor Ottilie sich entschließen konnte, die Geschichte der armen Coram zu lesen, so sehr hatte sie deren Hinscheiden, wie auch der Umstand erschüttert, daß sie in dem Augenblicke ihres Todes dem Sohne erschienen war. Jetzt lachte sie auch der Gatte nicht mehr aus, wenn sie von der Erscheinung als von einer übernatürlichen sprach. Niemand im Hause, Pater Walter ausgenommen, erfuhr etwas von dieser oder von dem Tode der armen Zigeunerin, weil das Ehepaar Ronberg fürchtete, daß ein plötzlicher Schreck oder Schmerz dem geliebten Pflege-

sohne, dessen Besserung langsam aber sicher vor sich ging, gefährlich werden könnte.

Den Tod der Mutter konnte man ihm freilich nicht für immer verbergen, aber er sollte ihn doch erst erfahren, wenn er vollkommen genesen, und das auch nur auf die zarteste Weise und aus dem Munde der geliebten Pflege-Eltern.

Ronberg hatte im Grunde seines Herzens noch andere Beweggründe, um in seinem Hause den Tod Coram's zu verheimlichen. Er schämte sich nämlich, daß sein Pflegesohn eine Zigeunerin zur Mutter gehabt, und mochte wohl auch fürchten, daß, wenn dieses Gerücht sich immer mehr verbreitete, es der glänzenden und ehrenvollen Zukunft, die er, wie wir wissen, diesem bereiten wollte, Eintrag thun würde. Daher, das heißt, damit Niemand ahne, daß er die Zigeunerin kenne, wollte er auch nicht genannt werden, als er das Geld, um Coram anständig beerdigen zu lassen, den Elisabethinerinnen zusendete. Auch seine Frau mußte ihren Namen, den sie bei dem ersten Besuche im Hospitale den Klosterfrauen nicht zu nennen gedacht, bei dem zweiten verheimlichen, nämlich als sie von der sterblichen Hülle der armen Coram Abschied nahm. Heute jedoch, am dritten Tage nach der Beerdigung der Zigeunerin, hatte Ottilie sich vorgenommen, die Lesung von Coram's Geschichte nicht ferner aufzuschieben; sie wollte diese sogleich jetzt im Krankenzimmer beginnen, wo sie auf ihrem gewöhnlichen Platze vor dem Tischchen am Fenster saß.

Ihr Gesicht, das von der Lampe hell beleuchtet, war sehr bleich, und ihre Augen, welche zerstreut ins Weite blickten, sahen recht müde, ja trübe aus, überhaupt bemerkte man über ihr ganzes Wesen eine große Abspannung ausgebreitet; kein Wunder, denn sie hatte seit zwei Monaten moralisch viel gelitten und geweint und seit vier Wochen in einem Krankenzimmer gewacht. Auch heute Nacht wollte sie es, trotz dem Abrathen des

Gatten und des Arztes, der den Knaben außer Gefahr erklärte, wieder thun, jedoch mit dem Versprechen, daß wenn es Corisaro morgen noch besser gehe, diese ihre letzte Nachtwache bei ihm sein solle; zugleich hatte sie sich vorgenommen, dieselbe zu der Lesung von Coram's Geschichte zu benützen.

Daher wandte sie auch im jetzigen Augenblicke die Augen auf das Heft, das die Geschichte einer Unglücklichen enthielt. Zögernd griff sie nach demselben, denn sie fürchtete, Dinge zu lesen, die von neuem ihr Herz erbeben machen würden. Gleich darauf aber warf sie sich ihre Feigheit vor, öffnete entschlossen das Heft und wollte eben mit Lesen beginnen, als die Uhr, wie schon vor sechs Abenden die eilfte Stunde zu schlagen begann.

Fast erschreckt wandte sie die Blicke von Coram's Handschrift auf die Gestalt des jetzt ruhig schlafenden Adoptivsohnes. Was wollten sie dort? Davon konnte sie sich selbst keine ganz klare Rechenschaft geben; wir aber, die wir uns schmeicheln, Physiognomien studirt zu haben und die ihrige scharf beobachten, vermuthen oder deuten wenigstens so ihre rasche Bewegung und ihren erwartungsvollen Blick beim letzten Schlage der Uhr, daß sie eine Erscheinung für den Sohn oder wohl gar für sich selbst erwartete — vielmehr fürchtete. Als jedoch alles ruhig blieb und sich nichts Außergewöhnliches ihrem Auge darbot, senkte sie dieses beruhigt wieder auf das Papier und fing nun in allem Ernste an, die Geschichte einer Unglücklichen zu lesen. Wir aber wollen derselben ein neues Kapitel widmen, und hoffen, daß unser Leser uns gern dahin folgen wird.

XX. Kapitel.

Coram's Geschichte.

Ich ward in Tirol auf der Maierei geboren, die mein Vater von dem Grafen L. gepachtet. Sie lag

reizend an dem Abhange eines nicht unbedeutenden Berges, auf welchem des Grafen Schloß thront. In der Ferne war sie von riesenhaften Bergen, in der nächsten Nähe jedoch von grünen Wiesen umgeben. Vor ihr befand sich ein kleiner See und hinter diesem ein dichter Wald, den ich oft als sechsjähriges Kind (denn an das, was vorher geschehen, weiß ich mich nicht zu erinnern) an der Hand meines wilden, um sieben Jahre älteren Bruders betrat. Mit ihm, der mich zärtlich liebte, (ich war eigentlich außer meiner Mutter, von der ich damals noch nichts wußte, das einzige Wesen, das er ins Herz geschlossen) fürchtete ich mich nie, im kleinen Kahn über den See zu fahren oder mich im dunklen Walde zu ergehen. Selbst mein Vater, dessen große Zärtlichkeit für mich ihn doch sonst ängstlich machte, hatte nichts gegen dergleichen Excursionen, denn er kannte den Muth Pharani's und wußte, daß, obwohl dieser, wenn er allein oder mit Knaben seines Alters war, sich wild und verwegen zeigte, ihn doch die Liebe zu mir in meiner Gesellschaft umsichtig machte.

Eines Tages, (ich mochte damals acht Jahre zählen) als mein Bruder mich wieder in dem kleinen Kahn über den See fuhr, um für mich im Walde Blumen und Beeren zu pflücken, fragte ich ihn, indem ich mich auf die Fußspitzen erhob, um sein schwarzes Haar, das im Winde flatterte, glatt zu streichen, warum er denn nicht mit Allen so freundlich sei, wie mit mir.

„Was kümmert es Dich, Kleine, wenn ich es nur mit Dir bin" antwortete er halb ärgerlich. „O es kümmert mich sehr, wenn Du die Leute böse machst, und sie Dich den wilden Pharani nennen, oder auch so wie es heute die schwarze Lisel that, die Du aus dem Hause triebst, da sie mit dem Brote, das ihr die Magd gegeben, nicht zufrieden war und noch ein Stück Geld verlangte." Hier stockte ich, weil ich sah, wie sein Gesicht sich verfinsterte. „Nun, und wie nannte sie mich?"

fragte er in rauhem Tone. „Einen boshaften Zigeunerbuben" antwortete ich zögernd. „Ach, das konnte ich mir denken" und er lachte wild, dann forschte er gespannt weiter: „Hat sie nicht noch etwas hinzugefügt?" „Ja, etwas, das ich schon oft gehört und wonach ich Dich heute fragen wollte — aber wenn Du mich so böse ansiehst, mag ich lieber nichts wissen." Und ich brach in Thränen aus.

Er aber nahm mich in seine Arme, herzte und küßte mich und trug mich, da wir gerade ans Land stießen, in den Wald hinein, wo er meine Aufmerksamkeit von meinem Kummer ab, und auf die netten kleinen Vögel, die so munter sangen, auf die bunten Blumen und rothen Beeren zu lenken verstand. Dann, als er mich wieder vollkommen heiter sah, setzte er sich zu mir ins Gras und fragte, mir freundlich in die Augen blickend: „Was hat denn die schwarze Lisel noch gesagt? „Daß Du der echte Sohn Deiner Mutter bist." Wieder erschrack ich, denn in Pharani's Augen zuckte es wie Blitze; da er jedoch meinen Schreck bemerkte, überwand er rasch den Ausdruck seines Zornes und sprach gelassen:

„Also das hat sie gesagt, und so meinen vielleicht auch die Andern?" „Ja, die meisten unserer Nachbarn, und da wollte ich Dich denn fragen, denn wenn sie so reden, machen sie recht böse Augen, was sie denn eigentlich damit meinen?" „Wie soll ich das wissen?" und er zuckte ungeduldig mit den Achseln." „Ich meinte, da Du doch die Mutter gekannt — aber erzähle mir doch etwas von der Mutter. Nicht wahr, sie starb als ich zwei Jahre alt war?" „Frage die Andern, den Vater, die alte Trude" (so hieß unsere Magd) „auch diese haben sie gekannt."

„O die habe ich schon oft befragt, aber der Vater spricht dann, indem er sich abwendet, „Du weißt, daß sie todt ist, und von Todten soll man nicht viel reden,

und die Trude schüttelt nur traurig den Kopf und meint, daß ich schon noch früh genug Alles erfahren würde, und so sagt mir denn Niemand etwas und doch möchte ich gar zu gerne Einiges über meine Mutter erfahren."

„Nun, so will ich Dir sagen" und meines Bruders Augen leuchteten vor Begeisterung, „daß sie gut und sehr schön war, daß Du ihr gleichst, und daß ich Dich deßhalb so innig liebe; aber traurig war sie, immer traurig, und wenn sie auch einmal lächelte, so war es doch kein freudiges Lächeln, sondern eines, das in's Herz schnitt." „Und warum war sie denn so traurig?" „Weil sie sich nach den Ihrigen sehnte und weil es ihr hier zu still und einsam war." „Das begreife ich nicht, denn ich finde es bei uns gar so hübsch und lustig; aber freilich habe ich einen lieben Bruder, der mir Alles zu Gefallen thut, und die arme Mutter hatte keinen."

Hier warf ich mich dem meinigen um den Hals, er aber sprach, nachdem er meine Liebkosungen erwidert, in traurigem Tone: „O ja, auch sie hatte einen, der sie eben so zärtlich liebte, wie ich Dich liebe, von dem sie aber getrennt lebte, und mit dem sie nur zuweilen zusammentreffen konnte; der sie dann immer bat, mit ihm zu gehen, von der alten Mutter sprach, die sich nach dem Anblick der Tochter sehnte; zuweilen erzählte er ihr auch von dem bewegten und heitern Leben, das sie in Gemeinschaft führten, von ihren hübschen Reisen und von tausenderlei anderen Dingen, die ich nicht verstand." „Also warst Du auch im Walde, wenn sie dort zusammen trafen?" „Oft, und der Onkel gewann mich lieb, nannte mich einen braven Burschen, und wollte, daß ich die Mutter zu den Zelten ihres Stammes begleiten solle."

„Und wo war ich da?" „Du warst noch gar nicht auf der Welt. Die Mutter aber nahm mich nicht

mehr mit sich in den Wald, seitdem der Onkel mir so schön gethan und mich beredet, mit ihr und ihm in das Lager der Zigeuner zu ziehen." „Also war er ein Zigeuner?" fragte ich erschreckt, denn ich hatte diesen Namen nur mit Verachtung nennen gehört." „Ja, und was weiter?" fuhr Pharani mich an. „Die Mutter gehörte ebenfalls zu diesem Stamme, und auch ich durch sie, meinen Geschmack und meine Gesinnung." Ich aber sah ganz verblüfft drein. Jetzt sprach er mit feuriger Erbitterung von der Ungerechtigkeit, mit welcher man seinen Stamm behandle, wie er die Zigeuner von nun an beständig nannte, wie man sie verfolge und verläumde, und wie sie dadurch verurtheilt seien, ein herumziehendes Leben zu führen, an das sie sich schließlich gewöhnt, und das sie liebgewonnen. „Kein Wunder", fuhr er fort, „daß die Mutter, die auch mit demselben vertraut geworden, das hiesige nicht mehr hat ertragen können, und zu ihrem Stamme zurückgekehrt ist." „Und wie lange dauerte ihr Besuch bei den Ihrigen?" „Er dauert noch immer", murmelte er vor sich hin. „Was?" rief ich erschreckt, „sie hat den Vater und uns auf so lange verlassen. Wann aber kommt sie denn endlich wieder und warum sagte man mir, daß sie todt sei?"

„Weil der Vater nicht mehr auf ihre Rückkehr hofft." „Armer Vater!" und ich meinte weinend, daß es nicht schön von der Mutter sei, den Vater so verlassen zu haben, und daß ich das gewiß nie thun würde. Von diesem Augenblicke schloß sich mein Herz wärmer an denselben. Mein Bruder aber runzelte die Stirn und verbot mir barsch, so von der Mutter zu reden, dann wurde er jedoch gleich wieder freundlich, streichelte mir die Wange, und erzählte, wie sehr die Mutter mich und ihn geliebt, wie sie aber hier in der Einsamkeit immer bleicher und trauriger geworden, wie, da ihre Gänge in den Wald häufiger und länger

wurden, er sie oft gebeten, ihn dahin mitzunehmen, wo sicher der freundliche Onkel sei, wie sie dieses stets verweigert, weil sie wahrscheinlich gefürchtet, das ihr Bruder den Sohn zu sehr an sich fesseln, und von Vater und Schwester entfremden würde.

„Siehst Du", fügte Pharani hinzu, „wie die Mutter auch den Vater geliebt, da sie es vorzog, ohne ihre Kinder fortzugehen, als ihrem Manne diesen Trost zu nehmen?" „Aber warum blieb sie nicht auch bei ihm und bei uns?" „Weil — aber habe ich Dir nicht schon Alles auseinandergesetzt? hast Du mich nicht verstanden?" „Nein, ich verstehe nichts, als daß die Mutter den Vater und uns verlassen," und ich brach abermals in Thränen aus. „Ach, wie erinnerst Du mich jetzt an die Mutter, ganz so weinte sie, über Dich und mich, an dem Tage, an welchem sie in den Wald ging, um nicht mehr von dort zurückzukehren." Die Geschichte meiner Mutter machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich, ich mußte beständig an dieselbe denken. Denn ich begriff so gar nicht, wie meine Mutter uns Alle und meine liebe Heimat für wilde und häßliche Zigeuner verlassen, (die, welche ich aus der Ferne beobachtet, erschienen mir wenigstens so, sie wagten sich nie bis zur Maierei, da mein Vater seit der Flucht meiner Mutter stets in hellen Zorn gerieth, wenn er Jemand ihres Stammes erblickte).

Solche Gedanken brachten mich meinem Vater, den ich sehr bedauerte, immer näher, entfernten mich aber in demselben Maße von dem Bruder, der nur in dem Andenken der Mutter lebte, und für des Vaters Wünsche, ja selbst für seine Befehle gewöhnlich ein taubes Ohr hatte. So z. B. erklärte er sich laut gegen das Geschäft des Vaters, das dieser doch auch für ihn gewählt, und betheuerte, daß er dasselbe nie ergreifen würde, sondern zum Förster in den Wald ziehen wolle, um, wie er, ein Jäger zu werden. Das aber fürchtete der Vater,

wegen dem wilden Sinne des Knaben, wie dieser es auch recht wohl wußte, am meisten für ihn, und sagte daher mit Bestimmtheit, daß er so etwas nie zugeben würde, daß jedoch, wenn der Sohn durchaus keine Lust zu seinem Geschäfte habe, er ihn nicht dazu zwingen, sondern ihn eine andere Profession, die Pharani selbst wählen könne, würde lernen lassen.

Dieser jedoch wollte nichts davon hören, und blieb dabei, daß er nur Jäger werden wolle. Er eilte auch eines Tages heimlich zum Förster, um ihm seine Dienste anzubieten; jener, der die Gesinnungen meines Vaters kannte, nahm sie natürlich nicht an, und schickte den Knaben mit einer Ermahnung heim. Dieser wurde nun immer wilder und trotziger, hörte gar nicht mehr auf den Vater, und strich tagelang durch den Wald, obwohl derselbe es ihm mit den Worten verboten: „Du darfst mir jetzt, wo Du in's sechszehnte Jahr gehst, und ich Dich zu Hause gut brauchen kann, nicht mehr in den Wald." „Aber Pharani kehrte sich, wie gesagt, keineswegs an dieses Verbot, und war mehr außerhalb als in dem Hause; wenn er sich dann endlich gegen Abend bei uns blicken ließ (ich mochte ihn nie mehr begleiten) so machte ihm mein Vater, wie Trude und Andere meinten, nur gar zu sanfte Vorwürfe, die keinen Eindruck auf das, wie ich schon damals fand, harte Herz meines Bruders machten.

Während er den Wald durchstreifte, ließ ich mir von unserer alten Magd Vieles aus der Geschichte meiner Mutter erzählen, was jene, die zu plaudern liebte, auch gern that, als sie einmal erfahren, daß mein Bruder mir schon so viel mitgetheilt. So erzählte sie denn, wie mein Vater einst durch den Wald gegangen und auf eine Zigeunerbande gestoßen sei, die ihm hatte wahrsagen wollen, wie er dieses nicht zugegeben, aber doch einem alten Mütterchen ein Almosen gereicht, dann, ohne es zu bemerken, die Börse statt in die Tasche

vorbei gesteckt und zu Boden hatte fallen lassen, wie da ein bildschönes sechzehnjähriges Mädchen ihm nachgeeilt sei, um die Börse zurückzustellen und wie mein Vater von des Mädchens Schönheit und Ehrlichkeit entzückt, die ganze Bande, fünfzehn Personen an der Zahl, auf dem Maierhofe aufgenommen und durch zwei Tage bewirthet hatte. „Ach", rief hier die gute Alte, die damals schon bei meinem Vater gedient, „da gab es denn viel zu thun! Ich weiß wirklich nicht, wie ich allein mit der Hilfe des Knechtes hätte fertig werden können; wenn Coram mir nicht geholfen (das schöne und ehrliche Mädchen, das später Deine Mutter wurde, trug Deinen Namen und Deine Züge, mein Liebling). Ei, das verstand die Hände zu rühren und war immer munter dabei. Es lachte und sang den ganzen Tag, so daß Alle, die es hörten, ihre Freude daran hatten; besonders aber Dein guter Vater, der, als die Bande nun abziehen wollte, von Deinem Großvater und Deiner Großmutter die Hand der Tochter sich erbat. Diese waren es natürlich zufrieden, daß ihr Kind eine wohlhabende Pächterin werden sollte.

Sie ließen sie also bei uns und zogen von dannen. Dein Vater aber brachte sie in das Haus des Schullehrers, wo sie von demselben im Lesen, Schreiben und Rechnen, von seiner Frau in allen weiblichen Arbeiten und vom Herrn Pfarrer in der Religion unterrichtet wurde. Nach einem Jahre erst, als sie das Alles gelernt, wurde die schöne Coram meine liebe Herrin und in einem anderen die Mutter des wilden Pharani. Allmälig jedoch verlor unbegreiflicher Weise die schöne junge Frau mitten im Wohlstande, ihre ganze Heiterkeit und wurde bald bleich und traurig, so daß Niemand hätte ahnen können, wie blühend und heiter sie ehemals gewesen. Doch klagte sie nie, blieb aber auch nicht mehr gern zu Hause, sondern streifte, wie noch jetzt Dein Bruder thut, durch den Wald mit ihm.

So trieb sie es bis zu Deiner Geburt, mein Herzchen; dann wurde sie für ein Jahr und mehr wieder häuslich, pflegte Mann und Kinder, versuchte es auch wohl zuweilen ein Liedchen zu summen, was ihr jedoch nur an Deiner Wiege gelang. Da mit einem Male zog es sie wieder in den Wald, sie wurde ihren Pflichten abermals untreu, ward wieder still und traurig, weinte stundenlang und verweilte immer länger im Walde, obwohl der Herr diese Spaziergänge nicht leiden konnte und sie ihr jedesmal bei ihrer Rückkehr herbe vorwarf. Sie aber entschuldigte sich damit, daß sie in demselben öfter mit Landsleuten und Verwandten, größtentheils aber mit ihrem Bruder zusammentreffe. „Nun, so lasse Deine Verwandten und Deinen Bruder zu uns auf die Maierei kommen, sie werden gut aufgenommen werden", meinte gütig Dein Vater.

„Ich danke Dir, lieber Mann", sagte die junge Frau hoch erfreut, kehrte aber den Abend recht traurig aus dem Walde zurück, denn ihr Bruder, den sie wieder dort angetroffen, hatte erklärt, daß er nie zu dem Manne gehen würde, der seine Schwester ihrer Kaste entzogen und vollkommen entfremdet. Als mein guter Herr diese grobe Antwort auf seine freundliche Einladung vernahm, ward er so zornig, daß er so Manches sagte, was er später bitter bereute, wie zum Beispiel, daß er auch nicht Willens sei, seine Wohlthaten an undankbares Bettelvolk wegzuwerfen.

Das nahm natürlich wieder seine Frau sehr übel. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, der damit endete, daß der Herr Deiner Mutter gänzlich verbot, noch ferner in den Wald zu gehen. Sie aber meinte, daß sie es nicht aushalten könne, auf die stille und einsame Maierei beschränkt zu sein und wurde schon zwei Tage später Deinem Vater ungehorsam, indem sie abermals in den Wald ging. Diesmals jedoch, um nicht wiederzukehren. „Hier brach die alte Magd in Schluchzen aus;

auch ich weinte bitterlich — dann nach einer langen Pause hub sie von Neuem an. Da wir aber die Pause benützen, um dieses lange Kapitel zu beendigen, so werden wir das, was die Alte sagte, erst im folgenden erfahren.

XXI. Kapitel.

Coram's Geschichte.

Fortsetzung.

„Ach, mein Kind, das waren harte Zeiten", meinte sie, „Anfangs tobte und wüthete Dein Vater, als er den Abschiedsbrief Deiner Mutter las, in welchem sie ihm erklärte, daß, da sie die Sehnsucht nach den Ihrigen und deren Wanderleben seit acht Jahren mit sich herumtrage und umsonst zu bekämpfen gesucht, diese jetzt eine solche Herrschaft über sie gewonnen, daß sie endlich derselben nachgeben und, so schmerzlich es ihr auch falle, Gatten und Kinder auf immer verlassen müsse. „Denn" fügte sie hinzu, „wenn ich diesen Schritt nicht thäte, würde ich sicherlich bald vor Gram sterben und dann doch von meinen Geliebten getrennt sein." Leider hatte Deine Mutter, wie Du siehst, von den Lehren des Herrn Pfarrers nicht genug Nutzen gezogen.

„Als Dein Vater den Brief durchgelesen, rief er in seinem ersten Schmerz und Zorne, daß die undankbare Zigeunerin gehen könne, daß er ihrer nicht benöthige und auch ohne die Hilfe der Ungetreuen gut für seine Kinder sorgen würde. Dann eilte er zu diesen in's Nebenzimmer, um sie zu umarmen. Doch nur Du, mein Liebling, ließest das geschehen und erwidertest seine Liebkosungen. Pharani aber, der leider Alles gehört, was der Vater über die Mutter gesagt, stieß diesen zurück, indem er erklärte, daß er nichts von ihm wissen

und zu seiner lieben Mutter gehen wolle und stürzte aus dem Zimmer. Man holte ihn erst am See ein, den er, da die Mutter den Kahn zum Ueberschiffen gebraucht, zu durchschwimmen sich anschickte."

„Seit jenem Tage stand es nicht mehr gut zwischen Vater und Sohn; obwohl Ersterer, wie Du wohl schon bemerkt, gegen Pharani nur zu nachsichtig ist. Armer Mann, er fürchtet wohl, daß, wenn er Strenge gegen Deinen Bruder brauchte, dieser, wie schon einst seine Mutter, ihn verlassen könnte." Das es so war, gestand mir später mein Vater selbst ein.

„Aber", fragte ich jetzt, als die alte Trude schwieg, „hat denn die Mutter seitdem nie etwas von sich hören lassen?" „Ich glaube, daß Pharani durch den Onkel, mit dem er, wie die Leute sagen, manchmal im Walde zusammentrifft, Nachricht von ihr erhält, wir Anderen aber haben trotz den eifrigen Nachforschungen Deines Vaters, der, nachdem sein erster Zorn verraucht war, es weder an Mühe, noch an Geld fehlen ließ, um die Frau wieder aufzufinden, nichts mehr von ihr gehört, sie war und blieb verschwunden." „Aber mein Bruder weiß vielleicht, wo sie sich befindet?" „Das glaube ich nicht." Dann nach kurzer Ueberlegung fügte die Alte hinzu: „Ihm wird wahrscheinlich bekannt sein, wie, aber nicht wo sie lebt." Ich aber nahm mir vor, ihn noch heute bei seiner Rückkehr aus dem Walde über die Mutter auszufragen. Als ich dieses that, drückte er mich stürmisch an's Herz, indem er sagte:

„Also Du liebst doch noch die Mutter, da Du nach ihr frägst, das macht mich glücklich, ich fürchtete schon, daß ich durch meine Erzählung, ihr in Deinem Herzen geschadet, denn", fügte er in schmerzlichem Tone hinzu, „Du weichst mir ja seit einem halben Jahre ordentlich aus und redest nie von ihr, die doch meinem Herzen so theuer ist. Aber jetzt willst Du wissen, wie es ihr geht und das ist gut von Dir", und er blickte

mich liebevoll an. Dann fuhr er bewegt fort: „Sie ist wohl, sehnt sich aber, ihre Kinder wieder zu sehen.“ „Nun, so möge sie zu uns zurückkehren.“ „Das geht nicht mehr.“ „Aber wo ist sie?“ „Ich weiß es nicht.“ „Wer gibt Dir Nachricht von ihr?“ „Der Onkel.“ „Derselbe, der sie entführt?“ „Mit dem sie gegangen, willst Du sagen.“

„Das kömmt auf Eines heraus; er hat sie beredet, uns zu verlassen, der böse, böse Mann! aber Dich wird er nie zu so etwas überreden können, nicht wahr, mein lieber Pharani?“ Und ich schmiegte mich zärtlich an ihn. Er antwortete nicht und wandte sich, ab, um seine Rührung zu verbergen. So herzlich, wie er an jenem Abende gewesen, hatte ich ihn noch nie gesehen. Den anderen Morgen aber war er fort, mit dem Onkel zur Mutter gegangen, wie ein Zettel von ihm es besagte, den mein Vater auf seinem Schreibtische fand. Armer Vater, was er in diesem Augenblicke litt und ich mit ihm (denn mein Herz hing noch immer mit großer Zärtlichkeit an dem Mißleiteten), dieß läßt sich kaum denken. Unser Mißgeschick erregte allgemeine Theilnahme, die ein Jeder, da mein Vater geachtet und beliebt war, auf seine Weise auszudrücken suchte. Niemand jedoch, Trude ausgenommen, zeigte diese so sehr, wie unsere edle Herrschaft oben im Schloße. Die Gräfin meinte, daß, da ich Mutter und Gespielen verloren, sie mir so viel als möglich erstere zu ersetzen suchen und ihre Tochter, die nur um zwei Jahre älter als ich, mir eine treue Gespielin sein würde. Von nun an kam ich täglich in's Schloß, theilte Comtesse Marie's Stunden und Vergnügungen und hätte, da mich Alle im Schloße freundlich behandelten, vollkommen glücklich sein können, wenn nicht der Gedanke an den Bruder und die tiefe Trauer meines armen Vaters mein Glück getrübt hätten. Trotzdem verging mir unter Studien und fröhlichen Spielen die Zeit ungemein rasch und

die Jahre flogen buchstäblich an mir vorüber, so daß ich mich an meinem fünfzehnten Geburtstage, der zugleich mein Firmungstag war, ganz erstaunt fragte, wie denn eine solche Reihe von Jahren so unerhört schnell an einer Menschenseele vorüberziehen können. Ach dieser schöne Tag, der mir so viel Gnaden brachte, bereitete mir noch bei meiner Rückkehr nach Hause eine große Ueberraschung, denn da stand ja neben dem tief erschütterten Vater der verlorene und jetzt wieder gefundene Sohn.

Mit einem Freudenschrei lag ich in seinen Armen. Er aber dämpfte bald mein Glück, indem er mir das mittheilte, was er soeben dem Vater beigebracht, nämlich daß die Mutter vor sechs Wochen gestorben sei und auf ihrem Sterbebette den Sohn mit aufgehobenen Händen gebeten, zum Vater zurückzukehren, ihm ein guter Sohn zu sein und ihn um seine Vergebung für ihn und sich anzuflehen. Ach, wie gern gab sie der gute Vater, besonders als er hörte, wie reuevoll die Gattin gestorben und zu bemerken glaubte, daß der Sohn ein neues und besseres Leben einzuschlagen gedenke. Jetzt war er mit allen Lebensplänen, die der Sohn für sich machte, vollkommen einverstanden.

„Wenn Du nur hier bei uns bleibst, so bin ich ja mit Allem zufrieden", wiederholte er mehr als einmal und ließ den Sohn ruhig gewähren, als dieser sich abermals für das edle Waidwerk bestimmte. Aber leider hielt er es weder lange zu Hause, noch beim Förster aus; er erklärte schon nach wenigen Wochen dem Vater, daß er mit dem besten Willen das Leben in der Heimat nicht ertragen könne und daher zu den Zigeunern zurückkehren wolle.

Alle Bitten des Greises, wie auch die meinigen waren vergebens und wir stellten auch diese ein, als mein unglücklicher Bruder sagte, daß er sich in der Heimat so elend fühle, daß er mehr als einmal auf

dem Punkte gewesen, sich das Leben zu nehmen. „Also bin ich verurtheilt, meinen Sohn auf immer zu entbehren!“ rief hier mein Vater schmerzlich aus. „Nein, nicht auf immer, denn ich kehre jedes Jahr auf einige Wochen hierher zu meinen Lieben zurück.“

Und er hielt Wort, denn der Herbst brachte ihn regelmäßig auf ungefähr einen Monat zu uns. Aber leider bemerkten wir mit jedem Besuche, den er uns machte, wie sehr seine wilde Natur zunahm, wie sich auch allmälig andere häßliche Fehler an ihm entwickelten; denn Pharani wurde zank- und rachsüchtig, zeigte sich habgierig und nahm so immer mehr die Fehler der Kaste an, die er zu der seinigen erwählt. In Kurzem hatte er sich in unserem Orte eine Menge Feinde gemacht und Streitigkeiten auf den Hals gezogen, so daß wir seine Besuche mehr fürchteten, als uns über dieselben freuten.

Und doch vergingen auch jetzt unter solchen Leiden und tausend kleinen Freuden die Jahre schnell genug, und ich gelangte rasch zu einem Zeitpunkte, in welchem ich größere Freuden, aber auch größeren Schmerz kennen zu lernen hatte. Comtesse Marie, deren Erziehung beendet war (sie zählte bereits achtzehn Jahre), blieb nun nicht mehr, wie ehemals mit ihren Eltern, den Winter auf dem Lande, sondern brachte denselben in ihrer Gesellschaft in Innsbruck zu, von wo sie mir herzliche Briefe und enthusiastische Berichte von den Festen sandte, die sie mitmachte und den Freuden, die ihr überhaupt dort erblühten.

Ich freute mich über ihr Glück, ohne sie jedoch um dasselbe zu beneiden oder es mir zu wünschen, denn ich war vollkommen zufrieden in der stillen Meierei, mit dem theueren Vater und in der Gesellschaft meiner geliebten Bücher und da ich denselben Unterricht wie Comtesse Marie erhalten, so schwelgte ich jetzt bei der lebhaften Einbildungskraft, die ich von meiner Mutter

ererbt, mehr als vielleicht hundert Andere in meinen Lebensverhältnissen gethan, in Allem, was Kunst und Literatur mir darboten. Ich führte im Winter sorgfältig die Landschaften aus, die ich im Sommer skizzirt oder übte mich auf dem Klavier, das mir meine Wohlthäterin geschenkt. Des Abends mußte ich regelmäßig meinem Vater etwas vorsingen. Ich that es gern, weil ich sah, wie meine Lieder seine oft von Sorgen umwölkte Stirn erhellten. Meine liebste Beschäftigung jedoch war das Lesen.

O mit welchem Entzücken vertiefte ich mich nicht in dem Vorzüglichsten, was die deutsche, französische, englische und italienische Literatur mir boten! Von den deutschen Poeten war mir Schiller der Liebste; unter den französischen Autoren gab ich dem herrlichen Bossuet den Vorzug; wer aber am ausschließlichsten meine junge Phantasie zu fesseln verstand, waren Milton und der große Dante. Ja in der Gesellschaft dieser erhabenen Geister konnte ich mich nicht nach anderen Freuden sehnen. Der Sommer kam nur allzu rasch; mit ihm die gräfliche Familie. O welche Wunderdinge, die mich jedoch keineswegs anzogen, hörte ich da aus der großen Welt!

Der Sommer verfloß jetzt nicht mehr so still, wie einst; denn es kamen viele Gäste aus Innsbruck, die unsere Herrschaft dort kennen gelernt. Ich wurde denselben als Comtesse Marien's Freundin vorgestellt und von ihnen mit zuvorkommender Freundlichkeit behandelt. Als sie aber entdeckten, daß ich nur die Tochter eines Pächters sei, sattelten Viele so vollkommen um, daß sie ganz zu vergessen schienen, daß ich existirte. Andere blieben zwar freundlich, aber von einer herablassenden Freundlichkeit, die nicht wohl that. Nur Wenige, sehr Wenige änderten nichts an ihrem Benehmen. Während jenes Sommers erkannte ich, daß es kein Glück sei, aus seiner Sphäre gerissen zu werden, denn wenn mir

auch die Freundschaft meiner hohen Gönner wohl that, wenn mich die Malerei, die Musik und vor allen Dingen meine lieben Bücher entzückten, so brachte doch auch wieder die Stellung, die Freundschaft und Erziehung mir bereitet, viel Schmerzliches mit sich, da die Hochgestellten keinen Geschmack an meiner Gesellschaft fanden und mir leider die meines Standes nicht mehr genügte.

Aber genug davon, ich muß mich mühen, schnell in meiner Erzählung weiter zu kommen, wenn ich sie überhaupt noch beenden will, denn meine Kräfte schwinden rasch und mein Leben mit ihnen. Jener für mich so traurige Sommer, wie auch der unerquickliche Monat, den Pharani bei uns zuzubringen pflegte und in welchem er sich dieses Mal unleidlicher denn je gezeigt, waren endlich vorüber und ich athmete freier auf, indem ich mich wieder zu meinen lieben Beschäftigungen wandte, die abermals nicht verfehlten, ihren gewöhnlichen Zauber auf mich auszuüben und mir Monate wie Wochen erscheinen ließen.

Wir waren schon in der Mitte des Februar, als an einem dunklen und stürmischen Abende, wo der Wind den Schnee an unsere Fenster schlug, gerade in dem Augenblicke, da mein Vater und ich uns zur Ruhe begeben wollten, sich ein heftiges Klopfen an der Hausthüre vernehmen ließ. Es kam von zwei Reisenden her, Engländern, einem feinen Cavalier und seinem Diener, die ihren Weg in der Dunkelheit und beim Schneegestöber verloren und jetzt in gebrochenem Deutsch um ein Obdach für die Nacht baten. Mein Vater gewährte ihnen dieses gerne, da sich Platz genug in der Meierei befand.

Jetzt galt es den ganz Erfrorenen geschwind etwas Warmes zu bereiten. Ich selbst bediente Mr. Gordon, der in unserem kleinen Empfangzimmer behaglich vor dem brennenden Ofen saß und mit dem Vater in sei-

nem schlechten Deutsch heiter plauderte. Als ich mit dem Thee in's Zimmer trat, erhob er sich und grüßte ehrerbietig. Unwillkürlich verglich ich diesen Gruß mit dem der feinen Herren, die mich während des verflossenen Sommers in dem Schloße meiner Herrschaft so von oben herab behandelt. „Auch dieser vornehme Herr weiß, daß Du nur eines armen Pächters Tochter bist", dachte ich, „und doch grüßt er Dich wie Seinesgleichen." Ich überlegte nicht, daß, da er unsere Gastfreundschaft in Anspruch nahm, ich natürlich momentan in seinen Augen stieg und er in mir nicht so sehr des Pächters Tochter, als die des freundlichen Mannes sah, unter dessen schützendem Dache er sich befand und daß, wenn er vor sieben Monaten als Gast des Grafen L. mich in dessen Schloß begegnet, er wahrscheinlich nicht höflicher als die Anderen gewesen wäre.

Aber in diesem Augenblicke stach freilich seine Art gewaltig von der der Anderen ab, denn, o wie freundlich dankte er mir für die Mühe, die ich mir mit seiner Bewirthung gab! Wie lobte er Alles, was ihm vorgesetzt wurde, und daß Letzteres nicht allein aus Höflichkeit geschah, merkte ich an seinem guten Appetite. Während er aß, führte er eine angenehme Unterhaltung. Wenn ihm ein deutscher Ausdruck fehlte, ersetzte er ihn rasch durch einen französischen; da er jedoch vermuthete, daß wir diesen nicht verstanden, zog er, echt englisch, ein kleines Dictionnaire aus der Tasche und begann darin das gewünschte Wort zu suchen.

Da sagte einmal mein Vater lächelnd: „Geben Sie sich nicht so viele Mühe, mein Herr, meine Tochter hat Sie verstanden und wird mir den französischen Ausdruck verdeutschen. Nun blickte er erstaunt auf, er mochte doch in mir nicht so ganz des Meier's Tochter vergessen haben. Die Höflichkeit ließ ihn jedoch sein Erstaunen unterdrücken und er redete mich nun auf

die unbefangste Weise in sehr geläufigem aber schlechtem Französisch an.

Dann, als er bemerkte, daß ich dieser Sprache mächtiger denn er war, erkundigte er sich, ob ich nicht auch seine Muttersprache rede und als ich ihm, wie er behauptete, mit dem reinsten Accent in derselben antwortete, kannte sein Erstaunen und sein Entzücken keine Grenzen. „Wie konnten Sie", rief er, sich an meinen Vater wendend, „in dieser Einsamkeit so gute Lehrer für Ihre Tochter finden? Oder ließen Sie sie vielleicht in einer berühmten Londoner oder Pariser Pension erziehen?" „Nichts von alledem", und mein Vater erzählte ihm in seiner schlichten Weise, wie ich zu meinem Bischen Wissen durch die Güte der Gräfin L. gekommen sei.

Jetzt blickte sich der Fremde sorgfältiger in dem Zimmer um; ihm fiel mein Pianino, wie auch einige zerstreut herumliegende Bücher in die Augen. Er bat, Letztere öffnen zu dürfen und las mit Begeisterung ein paar schöne Stellen aus dem herrlichen „Paradise and Peri" vor; sagte, daß Moore zu seinen Lieblingsdichtern gehöre und fügte dann nicht ohne Bewegung hinzu, daß er eine Art von Dankbarkeit für den Dichter empfinde, weil er der armen Peri doch zuletzt noch das Paradies geöffnet. Dann griff er nach einem anderen Buche, es waren die Predigten von Bourdaloue; für diese, die er still aus der Hand legte, fand er kein Wort des Lobes. Ueberhaupt hatte es jetzt mit seiner guten Laune ein Ende, er klagte über Müdigkeit und zog sich verstimmt zurück. Ach, warum fiel mir dieses nicht auf? Warum legte ich erst dann Gewicht auf eine Thatsache, die doch schon damals meine Aufmerksamkeit hätte auf sich ziehen sollen, warum erst dann, als Alles verloren, als ich entdeckt, daß er irreligiös sei, ja zu den Feinden Gottes gehöre und ich das Opfer seiner Schändlichkeit geworden!

Aber ich will rasch über diese schmerzlichen Begebenheiten hinweggehen und sagen, wie der Engländer, der auf einem benachbarten Gute bei seinen Freunden weilte, uns fast täglich besuchte, mich mit Aufmerksamkeiten überschüttete und nachdem dieses einen Monat gedauert, bei meinem Vater um meine Hand warb. Dieser, welcher glaubte, daß Gordon Katholik sei (er nannte sich einen solchen, aber leider entdeckte ich später, daß dieses, wie vieles Andere nur eine Komödie gewesen, um sich bei uns einzuschmeicheln), antwortete ihm, daß er sich keinen lieberen Schwiegersohn als ihn wünschen könnte, wenn er nicht ein vornehmer Herr und ich nur ein geringes Mädchen wäre; und als Mr. Gordon ihm erwiderte, daß das Alles auf der Wage seines Glückes von keinem Gewichte sei; da machte ihn der Vater mit der Abstammung meiner Mutter bekannt, aber auch dieses schreckte meinen Bewerber nicht ab.

Nun war mein Vater, der den Fremden in's Herz geschlossen, durch dessen scheinbaren Edelmuth besiegt und ich wurde sechs Wochen später Gordon's Frau und wie ich damals wähnte, das glücklichste Geschöpf auf Erden. Aber ach, wie bald und wie schrecklich ward ich enttäuscht! — Hier wurde Ottilie durch die schwache Stimme Corisaro's unterbrochen. Er träumte wahrscheinlich wieder von Coram, denn er rief ängstlich den süßen Namen der Mutter.

Auch wir wollen uns nun unterbrechen und unsere Geschichte im nächsten Kapitel fortsetzen.

XXII. Kapitel.

Coram's Geschichte.

(Fortsetzung.)

Nachdem Ottilie sich überzeugt, daß der Pflegesohn zu schlafen fortfahre, las sie, wie folgt: „Gleich

nach meiner Hochzeit brachte mich Gordon nach Wien, wohin, wie er sagte, Geschäfte ihn riefen, nachdem er jedoch meinem Vater versprochen, ihn nach Beendigung derselben, auf seinem Rückwege nach England mit mir zu besuchen. Dieses Versprechen erleichterte sehr meinen Abschied von dem geliebten Vater, und doch war er noch schmerzlich genug, besonders für den Zurückbleibenden, dessen einziger Trost, wie er mir schrieb, darin bestand, meine von Glück athmenden Briefe immer wieder durchzulesen. Ach ja, ich war glücklich, unendlich glücklich an der Seite meines Philipp's; aber dieses Glück dauerte nur fünf Monate.

Wir waren nach dieser Frist (da Gordon seine Geschäfte in Wien beendet) gerade im Begriffe einzupacken, um, nachdem wir meine liebe Heimat und meinen Vater besucht, in meines Gatten Vaterland zu gehen, als eines Tages in der Mittagsstunde ein Reisewagen vor unserem Hotel garni anfuhr und wir durch das offene Fenster hörten, wie eine Männerstimme in französischer Sprache fragte, ob Monsieur Gordon hier wohne. Schnell stand ich bei dieser Frage auf, um, wie ich es gewöhnt war, wenn Gordon Visiten empfing, mich zurückzuziehen, denn er war eifersüchtig oder that wenigstens so, und wollte mich, wie er sagte, vor jedem profanen Auge verbergen.

Da jedoch wurde ich durch eine weibliche Stimme zurückgehalten, die in großer Aufregung rief: „Was frägst Du noch, Jean? Ich weiß, daß er hier wohnt, und will gleich zu ihm." Bei dem Klange dieser Stimme, die ich nie gehört, und daher auch nicht zu fürchten gebraucht, empfand ich unbegreiflicher Weise eine solche Todesangst, daß, wie mir schien, mein Herz zu schlagen aufhörte und ich kraftlos und nach Athem ringend auf den Divan zurücksank. Bei meinem Gatten hatte diese Stimme eine wo möglich noch heftigere Bewegung hervorgebracht. Er war bei dem ersten Tone derselben von seinem

Sitze aufgesprungen und starrte nun leichenblaß, mit verglasten Augen auf die Thür, welche rasch aufgerissen wurde und einer jungen, bildschönen Frau Einlaß gab, die in großem Zorn zu sein schien.

„Ah, Monsieur, finde ich Sie endlich!" rief sie voll Hohn, indem sie sich uns (Philipp stand neben mir) langsam näherte. „Nun, ist das Ihr Empfang?" fuhr sie zu spotten fort, „haben Sie denn mir und dem kleinen Philipp gar nichts zu sagen?" Hier nahm sie einen ungefähr zweijährigen Knaben aus dem Arm der Wärterin, die ihr auf dem Fuße gefolgt und winkte dieser, sich zu entfernen. Dann sich uns wieder bis auf ein paar Schritte nähernd, sprach die Fremde mit einem Blicke der tiefsten Verachtung auf mich: „Wie darf dieses Geschöpf auch nur einen Augenblick unter einem Dache mit mir sein! Mit mir — mit mir —" und sie lachte wild. Dann schrie sie mir zu: „Fort aus meinen Augen, Du besudelst jedes Gemach mit Deiner Gegenwart." Jetzt schien Gordon, wie aus einer Lethargie zu erwachen und sich vor mich stellend, rief er der Französin zu (es war leicht an ihrem Accent zu erkennen, daß sie eine solche war):

„Weib, halt ein, Du weißt nicht, was Du sprichst; die, die Du beschimpfst, ist ein Engel der Reinheit und nur auf mich, auf mich ganz allein, lasse Deinen Zorn fallen, denn nur ich trage alle Schuld." „Sie ein Engel der Reinheit, diese —", und sie sprach ein Wort aus, das meine Wangen mit Schamröthe färbte und meine Seele mit Entrüstung füllte. Jetzt richtete ich mich hoch auf und mich an meinen Gatten wendend, der wie vernichtet dastand, fragte ich: „Philipp, wie kannst Du dulden, daß man Deine Gattin so behandelt?" „Seine Gattin! ha, ha, ha, so also nennt sich die Freche!" und die Fremde ließ wieder ihr wildes Gelächter erschallen. Dann streckte sie ihre Hand nach dem Glockenzuge aus, indem sie sagte: „Ich werde Jean

befehlen, diese unverschämte Dirne aus dem Hause zu jagen, da sie nicht freiwillig geht."

„Halt!" und Gordon hielt erschreckt die Hand der Fremden zurück. Dann fügte er mit einem bitteren Lächeln hinzu: „Es würde Sie gewiß reuen, Madame, wenn Ihr Diener Geständnisse hörte, die ich Ihnen zu machen habe." „O ich errathe dieselben und brauche sie daher nicht zu hören." „Ich aber will Alles wissen", rief ich nun in großer Angst; denn das sonderbare Benehmen meines Gatten war mir schmerzlich aufgefallen und hatte in meiner Seele einen Argwohn erweckt, dem ich jedoch keinen Namen zu geben wußte. „Was! ist diese Person noch immer hier?" sagte die Französin in wegwerfendem Tone; dann, noch einmal die Hand nach dem Glockenzuge ausstreckend, meinte sie, daß, da ihr Gemal sie nicht vor solch' einem Gezüchte schütze, sie sich selbst helfen müsse, indem sie mich durch ihre Dienerschaft aus dem Hause werfen lasse.

Ich aber hielt Gordon, der sich wüthend auf jene stürzen wollte, mit Gewalt zurück, indem ich flüsterte: „Thue ihr nichts, Du siehst, daß sie verrückt ist, da sie Dich ihren Gemal nennt." Während ich so sprach, trat der Diener der Französin ein und sagte ehrerbietig: „Madame haben geläutet, was befehlen Madame?" „Daß Sie dieser Frauensperson, die mich und meinen Gatten belästigt, den Weg zur Straße zeigen." Hier trat der Bediente einen Schritt vor, blieb aber verblüfft stehen, als er sah, wie ich mich an Gordon klammerte, indem ich rief: „O Philipp, sage, daß sie toll ist, wenn sie Dich ihren Gatten nennt." Dann sank ich besinnungslos zu Boden, denn ich hatte in seinen Augen gelesen, daß die Frau nicht verrückt, er aber ein Schurke sei; doch was war ich dann?"

Als ich wieder zum Leben zurückkehrte, befand ich mich noch immer in dem Gemache, wo ich das Schrecklichste erfahren, jedoch, Gott sei es gedankt, jetzt nicht

mehr mit ihm, dem Entsetzlichen, sondern allein mit dem guten Mädchen, das seit meiner Verheiratung in meine Dienste getreten und in diesem Augenblicke weinend vor dem Divan kniete, auf den man mich gelegt. „Was ist mit mir geschehen, Resi?" fragte ich, da ich mich im ersten Momente an nichts erinnerte. „Ach, meine liebe Herrin, die böse Dame hat Unglück in's Haus gebracht", und das Mädchen schluchzte laut. Meine Augen aber blieben trocken, obwohl Resi's Worte mir mein ganzes Elend in's Gedächtniß zurückriefen. Ach, mein Schmerz war zu groß für Thränen!

Dann mit einem Male fiel mir ein, daß ich noch in seiner Wohnung weilte, obwohl ich nicht das Recht dazu hatte. Ich sprang auf und wankte zur Thüre. „Wohin, gnädige Frau?" und des Mädchens liebevolle Arme hielten mich zurück. „Ich weiß es nicht, Kind, aber ich muß fort von hier." „Doch was wird der Herr sagen, der, als er mit der bösen Dame ging, mir zuflüsterte, daß er gleich mit einem Arzte wiederkehren wolle." „Ich aber kann ihn nicht mehr sehen", und Schauer durchschüttelten mich — dann wandte ich mich wieder zur Thüre. „Nun, wenn Sie denn durchaus wollen, so lassen Sie mich Ihnen einen Wagen holen." „Ich will mit Dir bis zu demselben gehen."

Das Mädchen, das durch Jean's Berichte die Wahrheit wissen oder wenigstens ahnen mochte, erhob keine Einwendungen mehr, sondern stieg mit mir in den ersten leeren Fiaker, der uns begegnete, indem sie fragte: „Wohin gehen wir?" „Ich weiß es nicht", antwortete ich tonlos, „nur fort von hier." „Dann weiß ich es", und die gute Resi brachte mich zu ihrer braven Mutter, welche Witwe war und sich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit ernährte. Eine Woche blieb ich bei der mitleidigen Frau und wurde von dieser wie ihr Kind gepflegt, denn ich war schwach und krank.

Resi aber, die schon den Tag nach meiner Flucht ohne mein Wissen in's Hotel garni zurückgekehrt war, um ihre und meine Sachen zu holen, brachte mir mit denselben einen Brief von Gordon; diesen hatte er, wie er darin sagte, auf den Knieen geschrieben, denn nur in solcher Stellung meinte er, könne er mit mir reden. Nun bekannte er mir offen und reuevoll seine ganze Schuld und setzte in kurzen Worten auseinander, wie er allmälig durch die Machinationen und Lehren der Freimaurer, die so geschickt den bösen Samen in junge Herzen zu säen verstehen und zu denen er sich schon früh gesellt, alle Religion verloren und ein ruchloser und lasterhafter Mensch geworden; wie er später, zu seinem Unglücke, sich mit einer schönen, aber intriguanten Französin verheiratet, die sein Leben durch ihren Zorn und ihre Herrschsucht so verbittert, daß er mehr als einmal den Gedanken gehegt, seine Leiden durch einen Selbstmord zu enden; daß er jedoch jedesmal vor dieser That zurückgebebt sei, weil er, trotz den Lehren, die er von den Freimaurern erhalten, welche den Selbstmord begünstigen, sich doch immer wieder gefragt, ob es denn auch wirklich wahr sei, daß es kein Jenseits gebe. „Und doch", fuhr er zu erzählen fort, „hätte vielleicht die Verzweiflung über die natürliche Scheu vor dem Tode und vor dem unbekannten Jenseits den Sieg davongetragen, wenn meine Oberen mich nicht vor ungefähr einem Jahre in Geschäften des Ordens in's Ausland geschickt, wohin meine damals kränkelnde Frau mir nicht folgen konnte. O wie leicht, ja fast glücklich fühlte ich mich, als ich mich im fremden Lande und weit von meinem Plagegeiste sah! Wie nahm ich mir vor, nie mehr zu demselben zurückzukehren und auch womöglich mich von den anderen und nicht minder harten Banden, die die geheimen Gesellschaften mir angelegt, durch eine Flucht nach Amerika frei zu machen.

Dieses jedoch wird mir, fürchte ich, nie gelingen, da ich noch vor Kurzem einsehen gelernt, wie streng mich die Gesellschaft bewacht, die meine Gedanken zu errathen scheint. Selbst mein Privatleben spionirt sie aus, denn durch eines ihrer Mitglieder hat mein Quälgeist, der sich auch denselben angereiht und dem ich wohl nie mehr entrinnen werde, mein Geheimniß erfahren. Ich habe mein Schicksal verdient; aber Du, meine angebetete Coram! — die ich trotz meinem Verbrechen glücklich zu machen gedachte; denn ich wollte mit Dir in irgend ein fernes Land oder auch in meine Heimat, an einen mir wohlbekannten, so einsamen Ort gehen, daß Niemand uns gefunden und dort durch eine treue, nicht endende Liebe Dein Leben verschönern.

Doch das Alles ist nun vorbei, denn jetzt, wo Du die Wahrheit kennst, wirst Du, mein reiner Engel, das weiß ich, nie mehr mit mir ziehen wollen und, so seltsam es klingt, würde ich dieses nicht einmal wünschen, denn ich muß fortfahren zu Dir hinaufzusehen, da Du das einzige Wesen bist, das ich achten gelernt; und doch wagte ich, den Makel und die Schande auf Deine reine Stirn zu drücken! Fluch' mir und denen, die mich zu dem Scheusal, das ich bin, gemacht! „Hier gab Gordon einer fürchterlichen Verzweiflung Raum und doch mühte er sich immer wieder, mir seine schändliche Handlungsweise in milderem Lichte erscheinen zu lassen. So z. B. sagte er, daß, als er um meine Hand geworben, er überzeugt gewesen, daß seine Frau, die damals sehr krank war, entweder schon gestorben sei oder doch in den sechs Wochen unser Brautschaft sterben müsse.

Er versicherte mich, daß, wenn er gedacht, daß sie, die die Aerzte bereits aufgegeben, noch genesen könnte, er mir nie die Schmach angethan, die ich durch ihn erlitten. In diesem Tone fuhr er noch lange fort und bat mich schließlich um die Begünstigung, mich noch

einmal zu sehen, um mich auf den Knieen um meine Vergebung anflehen zu können.

Diese Zeilen, in denen sich so recht die ganze Erbärmlichkeit seines Charakters kund that, flößten mir nur noch größeren Ekel und Abscheu für den Schreiber derselben ein, denn ich hatte ja mit der Entdeckung seines Betruges alle Achtung und folglich auch meine Liebe für ihn verloren. „Nun, was soll ich dem Herrn sagen, der unten auf eine Antwort wartet?" fragte Resi, als sie sah, daß ich mit dem Lesen aufgehört und den Brief achtlos auf den Boden fallen ließ. „Daß ich, so schwach ich mich auch fühle, diese, meine einzige Freistätte in der fremden Stadt verlassen werde, wenn er mich je mehr schriftlich oder mündlich belästigt." „Aber der Herr sieht wirklich sehr krank aus und ich fürchte, gnädige Frau, daß solch' eine Antwort ihn —" „Kein Wort mehr, Resi, sonst müßte ich meinen, daß Du mich aus dem Hause treiben willst." „Ach, das können gnädige Frau nicht glauben und ich will ja auch gern allen Ihren Befehlen nachkommen", sagte das gute Mädchen bewegt, indem sie sich zur Thür wandte.

Ich aber rief sie zurück: „Du hast noch etwas vergessen", und ich blickte auf den Brief. Sie verstand mich, hob ihn auf und sagte: „Ich werde ihm denselben zurückerstatten." „Ja, und keinen mehr von ihm annehmen." „Gewiß nicht." Mit dieser Versicherung, die sie auch gehalten, verließ sie mich. Der Engländer ließ es zwar, wie ich später erfuhr, ihr gegenüber weder an Bitten, noch an Versprechungen fehlen, um durch ihre Vermittlung mir Briefe zukommen zu lassen oder bis zu mir zu dringen. Aber Gott sei Dank, dieses gelang ihm nicht. Zwölf Tage später beweinte ich in den Armen meines Vaters die Schmach, die mir geworden. Der unglückliche Greis überlebte diese Kunde nur um einige Stunden, denn ich fand ihn den folgenden Morgen todt in seinem Bette. — Ein Schlag-

fluß hatte seiner Pein ein Ende gemacht und die meinige verdoppelt.

Vor seinem entseelten Körper fluchte ich laut meinem Verführer, seinem Mörder. Da ließ sich eine andere Stimme neben mir hören, die noch lauter und kräftiger meinen Fluch wiederholte; es war die Pharani's, der, obwohl eben angekommen, doch schon meine Schande und unser Unglück von den Nachbarn erfahren. Er fügte zu seinem Fluche noch einen schweren Eid hinzu, nämlich den, daß er sich gräßlich rächen wolle. Gleich nach dem Leichenbegängniße des Vaters verabschiedete sich mein Bruder von mir mit den Worten: „Jetzt gehe ich, um Dich an dem Verruchten zu rächen!" Mich schauderte bei diesen Worten, und ich bat ihn mit Thränen, mich doch nicht in so trostloser Lage zu verlassen, und die Rache Gott anheim zu stellen. Er aber lachte wild und höhnisch, indem er sagte, daß da Gott mich nicht geschützt, er mich auch nicht rächen würde.

Dann trotz meinem wiederholten Flehen, doch bei mir zu bleiben, ging er von mir, versprach aber, bald wiederzukehren. Er hielt Wort, und schon nach einem Zeitraum von sechs Wochen stand er wieder vor mir. Ich schrie laut auf, als ich ihn erblickte, denn ich las auf seinem Gesichte, daß er seine Rache vollbracht — und daß es eine schreckliche gewesen, zeigten mir genugsam seine verdüsterten Züge und sein wilder Blick. Von jenem Zeitpunkte an war mein Bruder ein ganz Anderer. Sein tollkühner Muth war fast gänzlich von ihm gewichen, und hatte sich in Argwohn und Furcht verwandelt; auch zeigte er sich unehrlich, grausam und habgieriger denn je. Kurz, sein böses Gewissen hatte ihn nun vollkommen zu einem gemeinen Böswichte gemacht.

Ich fragte ihn bebend, worin seine Rache bestanden, er sagte, daß das sein Geheimniß sei. „Ich sehe, Du hast ihn umgebracht", rief ich händeringend. „Also Du liebst ihn noch?" fragte er halb verwundert, halb

entrüstet. „Nein, aber Menschenblut soll nicht an meines Bruders Händen kleben, und dann darf ihm auch nicht die Zeit zu wahrer Reue und Buße genommen werden.“ „Nun, so sei getrost, er kann noch ein großer Heiliger werden“, höhnte Pharani, „denn es ist mir nicht gelungen, ihm ans Leben zu gehen, da ein Anderer ihn schon gefaßt, der jedoch, wie ich jetzt zu fürchten anfange, ihn wieder laufen lassen wird.“ „Ich verstehe Dich nicht, was meinst Du?“ „Ich erfuhr, daß er schwer erkrankt sei, als ich in Prag vor seinem Hause herumlungerte, aber sicher läßt ihn der Sensenmann wieder los, weil er zu schlecht ist, um eines natürlichen Todes zu sterben.“

„Gott sei Dank, also Deine Hände sind nicht von seinem Blute gefärbt! O lieber Bruder, versprich mir, daß Du auch nie sein Leben gefährden wirst.“ „Damit er ein großer Heiliger werde?“ spottete er. „Gut, ich verspreche es Dir, besonders da ich dafür gesorgt, daß sein ferneres Leben nicht ganz ungetrübt verfließe.“ „Mein Gott, was hast Du gethan?“ „Das sollst Du erfahren, wenn Du mit mir diesen Ort auf immer verläßt, um das Leben unserer Mutter, ihrer Eltern und Voreltern zu führen.“ „Nimmermehr!“ „Thörin, was willst Du, die Schmachbedeckte, unter den Civilisirten (wie sie sich nennen) beginnen? Sie verachten Dich, und werden es Dir täglich mehr zeigen.“

Ich zuckte zusammen, denn in der That, die Nachbarn hatten sich seit meiner Rückkehr nicht sehr freundlich gegen mich benommen. „Aber was kann ich denn für den Schimpf, den man mir angethan?“ fragte ich in großer Seelenangst. „Freilich nichts, aber daß er Dir widerfahren, Dir, die Du Dich von einer Pächterstochter zu einer vornehmen Dame hinaufschwingen wolltest, ist in den Augen der Leute Deines Standes, der sich doch auch ein gebildeter nennen will, ein so großes Verbrechen, daß die Schande, mit welcher man

Dich bedeckt hat, ihnen nur als eine gerechte Strafe erscheint und immer erscheinen wird.

Ja, wärest Du wirklich als eine vornehme Dame zurückgekehrt, dann wäre es etwas anderes gewesen, man hätte Dir gehuldigt, denn Deine ehrgeizigen Pläne wären gelungen, und das Gelingen wird immer mit Applaus gekrönt. Vergiß jedoch nicht, daß wer den Schaden erleidet, auch für den Spott nicht zu sorgen hat." „Du magst recht haben, und doch bin ich entschlossen, hier auszuharren. Du aber bleibe bei mir, schütze mich", bat ich weinend, „denn Deinem Herzen steht doch Niemand näher als ich." „Du irrst, denn ich bin seit zehn Monaten verheiratet und seit acht Tagen Vater." Ich schwieg betroffen.

Mein Bruder verließ mich schon den folgenden Tag, jedoch mit dem Versprechen, jedes Jahr, wie er es zu des Vaters Lebzeiten gethan, nach mir sehen zu wollen. „Also in einem Jahre" sagte er, mir die Hand reichend, „vielleicht", fügte er hinzu, „haben Dich Erfahrungen unterdessen eines Besseren belehrt, so daß Du Dich nicht länger sträuben wirst mit mir zu ziehen." Ich schüttelte ungläubig den Kopf, denn ich hoffte mir die Nachbarn durch Freundlichkeit und Geduld wieder gewogen zu machen. Aber ich täuschte mich — sie wurden im Gegentheil immer kälter und schroffer, besonders als sie meinen Zustand bemerkten. Ich sollte nämlich in wenigen Monaten Mutter werden. Zu meinem Unglück war die gräfliche Familie auf mehrere Jahre ins Ausland gegangen, und so hatte ich denn auch von dieser Seite nichts zu hoffen.

Das Jahr, das ich nun zubrachte, war ein höchst trauriges zu nennen, denn ich litt schwer unter der unverdienten Mißachtung derjenigen, die mir bis zu meiner Verheiratung freundlich, ja freundschaftlich entgegengekommen waren. Ich begriff gar nicht, warum man mir ein unverschuldetes Unglück als Verbrechen

anrechnete. Aber die alte Trude, das einzige Geschöpf das sich noch meiner annahm (Resi, die Braut war und bald darauf heiratete, hatte ich in Wien zurückgelassen), suchte mir, als ich mich eines Tages gegen sie über die Ungerechtigkeit der Menschen beklagte, ungefähr auf dieselbe Weise, wie schon einst Pharani, das Räthsel zu lösen, indem sie sprach:

„Siehst Du, mein Kind (ich hatte sie gebeten, mir das „Du" nicht zu entziehen), wenn einer Anderen solch' ein Mißgeschick, wie das Deine begegnete, so würden die Leute ihr vielleicht statt Mißachtung, Mitleid, ja Theilnahme beweisen, aber Dir —" „Warum denn aber nicht mir, was habe ich ihnen zu Leide gethan?" rief ich verwundert. „Du hast ihren Neid schon früh erweckt, schon damals, als die Herrschaft Dich zur Gespielin ihrer Tochter erwählte und später ganz als Freundin behandelte. Du hast durch die feine Erziehung, die Du im Schlosse empfangen, die Freude am bäuerischen Wesen verloren, hast Dich allmälig von Allem, was nicht Schloßbewohner war, zurückgezogen und nur in Deinen Büchern gelebt. Da beneidete man Dich nicht allein, sondern wurde Dir auch noch gram, nannte Dich eine hoffärtige Zierpuppe und zeigte Dir nur Freundlichkeit aus Rücksicht für die Herrschaft."

„Aber jetzt, wo sie mich nicht mehr beneiden können und wo ich mich um ihre Freundschaft mühe, warum sind sie jetzt so unfreundlich gegen mich?" „Weil sie sich jetzt, wo die Herrschaft nicht hier ist, ungescheut für Dein ehemaliges Glück an Dir rächen können, mein armes Kind", und die gute Alte führte ihre Schürze an die Augen. Ich aber rief empört: „Rächen und immer rächen! Pharani will sich an meinem Verderber, die Leute hier an seinem Opfer rächen." „Aber, was kümmern Dich die Leute, mein Liebling? Warum grämst Du Dich über ihre Art? Könntest Du

sie denn nicht, wie ehemals, über Deine Bücher und Dein Klavier vergessen?"

„Ach, das wird schwer gehen, gute Trude, denn ehemals war ich glücklich und sehnte mich nach keinem Mitgefühle, aber jetzt, wo ich Schande und Kummer auf mir lasten fühle und Niemand auf der Welt habe als Dich, jetzt thut mir jedes Wort und jeder Blick der Geringschätzung unaussprechlich wehe; doch ich will mich bemühen, auch dieses Kreuz geduldig zu tragen und Trost und Vergessenheit in den Beschäftigungen suchen, die mich früher so erfreut —"

Ottilie war bis zu diesem Punkte in Coram's Geschichte gelangt, als ihr Gatte um die gewöhnliche Zeit in's Krankenzimmer trat, um ihre Wacht abzulösen. „Wie bleich Du bist, Geliebte", sagte er besorgt, „dieß Wachen greift Dich an; gut, daß es das letzte Mal gewesen. Nun aber suche rasch Dein Lager auf. Ich will unterdessen bei unserem lieben Knaben wachen. Sein Schlummer war doch bis jetzt ruhig, nicht wahr?" „Vollkommen, nur einmal rief er den Namen seiner Mutter. Ach, wie wird er sie betrauern, wenn er einst ihren Tod erfährt!" „Das wird noch nicht so bald geschehen." Dieses Gespräch wurde so leise geführt, daß, wenn auch der Knabe wach gewesen, er nichts von demselben verstanden hätte.

Jetzt mahnte Ronberg noch einmal die Gattin, sich doch zur Ruhe zu begeben. Sie aber fühlte sich durch Coram's Geschichte viel zu aufgeregt und erschüttert um zu Bette gehen zu können, und da sie sehr begierig war, die letzten Scenen in diesem Drama kennen zu lernen, fuhr sie, sobald sie in ihrem Zimmer angelangt war, wie folgt, in ihrer Lectüre fort.

XXIII. Kapitel.

Coram's Geschichte.

Fortsetzung.

„Und nun gab ich mich wieder den schönen Künsten und der Literatur auf's Eifrigste hin, ohne jedoch Vergessenheit oder Trost zu erlangen. Ach wie konnte mir diese Wohlthat auch werden, da ich sie nicht bei Gott, sondern bei zwar intelligenten, aber doch immer nur sehr gebrechlichen Geschöpfen suchte! Ehemals wäre dieß anders gewesen, ich hätte in Bedrängnissen und Seelenkämpfen gewiß neben Dante auch die Bibel und neben Milton Bossuet, Fenelon und Thomas a Kempis studirt. Aber ach! Jetzt war meine Seele durch die gottlose Gesellschaft meines Verderbers vergiftet und durch die Härte meiner Mitmenschen verbittert worden.

So lebte ich denn dahin, ohne Trost und ohne Ergebung und ließ den Groll immer festeren Fuß in meinem Herzen fassen. Freilich gab es Augenblicke, in denen ich mich Gott wieder näherte; in solchen verfehlte ich nicht, ein aufmerksames Ohr den Rathschlägen und Ermahnungen des guten Pfarrers zu leihen, der schon meine Mutter unterrichtet und mir stets ein treuer Freund gewesen. Aber diese Momente der Annäherung an Gott waren leider nur kurz und ich sank immer wieder in Bitterkeit, Groll und Verzweiflung zurück. O wie verabscheute ich den Urheber meines Unglückes und doch sollte ich bald seine verhaßten Züge in denen meines Kindes von Neuem lieben lernen.

Den ersten Tag in dem Monat Marien's wurde mir ein lieber kleiner Knabe geboren, den ich Corisaro Maria taufen ließ. Wie hätte ich nun glücklich sein können, wenn auf dem armen kleinen Wesen, dem ich

das Leben gegeben und an dem ich mit der ganzen Glut meines heißen Herzens hing, nicht Makel und Schmach geruht hätte. Was ich bei diesem Gedanken litt, kann ich gar nicht beschreiben. Mein Herz empörte sich immer mehr gegen mein grausames Geschick, das sich ja auch über meinen kleinen Abgott erstrecken sollte und sein Leben, wie das meinige verdunkeln würde.

Jetzt wandte ich mich vollkommen von Gott, denn ich glaubte in meiner Verblendung, daß ich nichts mehr hienieden von ihm zu fürchten oder zu hoffen hätte und an das Jenseits dachte ich nur selten und das mit Gleichgiltigkeit. Wenn aber doch einmal in solchen Augenblicken Befürchtungen in mir aufstiegen, sagte ich mir, daß ich auf Erden genug gelitten, um meine Fehler abgebüßt zu haben und auf den Himmel in einer besseren Welt rechnen zu dürfen. Später erst, als Gott in seiner Weisheit neue Schicksalsschläge über mich einbrechen ließ, da lernte ich einsehen, daß es nicht so sehr darauf ankommt, wie viel, sondern wie man gelitten, das heißt, mit welchem Geiste man sein Kreuz getragen. Uebrigens legte sich auch bald ein neues und recht schweres auf meine Schultern, denn Trude fing kurz nach der Geburt meines Knaben an zu kränkeln und starb, als dieser kaum drei Monate alt war.

Mit der neuen Dienerin konnte ich mich gar nicht vertragen; sie war ungehorsam und frech und ich ungeduldig und zornig; wir Beide wurden daher bald des Zusammenlebens überdrüßig. — Ich nahm eine Andere, die mir um nichts besser zu sein schien. Ach, wie sehr vermißte ich die alte Trude, nicht allein wegen ihrer guten Dienste und ihrer Liebe zu mir, sondern auch, weil sie mir, der Unerfahrenen, den Knaben, der im Herbste zu kränkeln anfing, mit Rath und That hätte pflegen helfen.

Jetzt aber stand ich mit meiner Angst und Sorge rath- und hilflos bei der Wiege des Kleinen. O wie

gerne würde ich meine Nachbarinnen, die Frauen des Schuhmachers und des Krämers, die viele Kinder hatten, um Rath für mein Söhnchen befragt haben, denn der Dorfarzt, den ich kommen ließ, war jung und flößte mir kein Vertrauen ein; aber ich wagte dieses nicht, denn ich hatte durch mein bitteres Wesen die Nachbarinnen ganz von mir verscheucht und doch! sollte ich nicht aus Liebe für meinen Knaben eine unfreundliche Antwort erdulden oder selbst mich einer abschlägigen aussetzen? Ja, ich wollte es thun und näherte mich schon der Thüre, als diese aufging und Pharani hereintrat.

„Ach, Du bist mir von Gott gesandt, Bruder!" rief ich in seinen Armen. „Mein Knabe ist krank und Du wirst mir vielleicht sagen können, was in solchem Falle zu thun ist", und ich führte ihn vor die Wiege des Kleinen. Er blickte düster auf denselben, indem er vor sich hinmurmelte: „Welche Aehnlichkeit!" Obwohl ich wußte, daß er den Vater Corisaro's nicht gekannt, befremdeten diese Worte mich doch keineswegs, so sehr waren meine Gedanken von dem Zustande des Kindes in Anspruch genommen; ich sagte daher nur: „Ja und trotzdem liebe ich ihn; er ist das Licht meiner Augen und der Pulsschlag meines Herzens. Ach, wenn er mir stürbe, ich stürbe sicherlich mit ihm!"

„Ach, man stirbt nicht so leicht; aber der Knabe scheint mir wirklich leidend und da rathe ich Dir, wenn Du ihn erhalten willst, mit ihm nach Innsbruck zu dem berühmten Doctor L. zu gehen, der auch meinen Knaben vor Kurzem hergestellt hat." „Also Du hältst Dich jetzt in der Umgebung Innsbrucks auf?" „Ja, in einem ganz in dessen Nähe liegenden Dorfe. Komme mit mir", fügte er hinzu, „meine Zanna, die mir vor vierzehn Tagen den zweiten Knaben geschenkt, weiß mit Kindern gut Bescheid und wird Dir Deinen Sohn pflegen helfen. Mit Dr. L's und ihrer Hilfe wirst Du

ihn hoffentlich bald hergestellt sehen." „Aber wie soll ich mit dem kranken Kinde die Reise antreten?" fragte ich zweifelnd. „Es scheint mir nicht gerade gefährlich krank, sondern bloß schwach und leidend, überdieß kann ihm der Luftwechsel nur gut thun; ich habe oft bei Kindern aus meinem Stamme bemerkt, daß Luftveränderung die beste Arzenei für diese kleinen schwachen Wesen ist."

Der Wunsch, meinen Corisaro bald wieder hergestellt zu sehen, ließ mich auf Pharani's Plan eingehen und ich reiste schon den folgenden Tag mit ihm und meinem Sohne nach Innsbruck. Dieser war unterwegs sichtlich kränker geworden, Doctor L.'s ganze Geschicklichkeit reichte nicht mehr aus, um ihn zu retten und er verschied drei Tage nach meiner Ankunft in Innsbruck."

„Was! verschieden?" rief hier Ottilie laut; dann fragte sie sich in großer Angst, wer denn aber eigentlich i h r Corisaro sei. Da jedoch nur die Blätter in ihrer Hand diese Frage beantworten konnten, so führte sie ihre Blicke wieder auf dieselben zurück und las eifrig weiter: „Meine Verzweiflung über den Tod des geliebten Kindes glich der Raserei und konnte ihrer Heftigkeit wegen nicht lange bestehen; hätte ich den Knaben minder geliebt oder wäre ich der Religion zugänglicher gewesen, so würde sich wahrscheinlich mein wilder Schmerz, nachdem er sich ausgetobt, in eine stille Trauer verwandelt haben. Da aber der entschlafene Engel mein ganzes Herz eingenommen und ich mich für nichts interessirte, weder für das, was der Himmel, noch was die Erde boten, folglich auch mit gar nichts die Leere ausfüllen konnte, die nach dem Hingange meines Abgottes in meinem Herzen entstanden und welche beständig an meiner Seele nagte, auch nachdem diese nicht länger der heftigen Ausbrüche der Verzweiflung fähig war, verfiel ich in so tiefen Stumpf-

sinn, daß man ihn den Zwillingsbruder des Blödsinnes nennen konnte.

Ich gewahrte kaum, wie mein Bruder mich aus Innsbruck fort und in das Dorf brachte, wo er mit seiner Familie für den Winter sein Standquartier aufgeschlagen hatte. Wochen vergingen, in denen ich wohl Gestalten um mich sich bewegen sah, ohne ihnen jedoch auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken. Da kam endlich ein Tag, an welchem, durch den Anblick eines Kindes die Nebel aus meinem Gehirn schwanden und ich wieder hören, sehen, denken, mich frei bewegen und sogar lächeln konnte.

Dieses Kind gehörte nicht meinem Bruder; von den seinigen, die man mir mehr als einmal vorgeführt in der Hoffnung, daß sie mein Interesse erwecken würden, hatte ich mich stets mit Widerwillen abgewandt. Aber dieser Knabe — das war ganz etwas Anderes, er trug zum größten Theile die Züge meines Corisaro. Auch stürzte ich, als ich denselben an der Hand einer schmutzigen Zigeunerin in unser Wohnzimmer treten sah, aus der Ecke am Ofen, wo ich gewöhnlich in meinem Stumpfsinne unthätig dasaß, auf ihn zu, indem ich rief:

„O, mein Kind, bist Du mir endlich wiedergegeben!" und drückte ihn freudetrunken an's Herz. Freilich, als ich später in seine Augen blickte, sah ich, daß sie nicht braun, wie die meines Kindes und seines Vaters, sondern dunkelblau waren; aber sie lächelten mich doch freundlich und wie bittend an und ich küßte sie. Auch hatte der fremde Knabe nicht meines Corisaro's Stumpfnäschen, sondern eine feine, gerade Nase; dafür aber waren sein rosiger Mund, seine hohe Stirne und sein dunkelblondes Haar, die des Verstorbenen, wie die des Verlorenen. Noch einmal drückte ich den Knaben an mein hochklopfendes Herz, indem ich feierlich sagte:

„Du bist freilich nicht mein Sohn, sollst es aber werden." Nun, das ist gut", rief hier die alte Zigeu-

nerin, „daß Sie, junge Frau, ihn annehmen, denn ich brachte ihn eben Pharani zurück, da wir nichts mehr mit dieser gefährlichen Brut zu thun haben wollen." „Aber auch ich nicht", meinte mein Bruder, der düster diesem Auftritte beigewohnt hatte. Dann fügte er in wilder Leidenschaft hinzu: „Er mag in die Hölle fahren, zum Teufel gehen, von dem er doch abstammt."

„Wir wollen ihn in's Findelhaus bringen", meinte Zanna. „Nein, das werdet Ihr nicht thun, er gehört mir", sprach ich entschieden. „Das geht nicht, Coram, Du weißt nicht, vom wem diese Brut abstammt." „Das geht mich auch gar nichts an; ich habe einen Sohn verloren und finde ihn in diesem verlassenen Kinde einigermaßen wieder. Daher behalte ich es; es mag nun abstammen —"

Hier traf mich ein so bedeutungsvoller Blick meines Bruders, daß die Wahrheit in mir aufdämmerte und ich heftig fragte: „Wem gehört dieser Knabe? Nennt mir den Namen seines Vaters!" „Es ist Gordon's Sohn, erräthst Du nun, worin meine Rache bestand?" flüsterte er mir zu. Ich aber sank bei dieser fürchterlichen Eröffnung besinnungslos zu Boden.

Als ich aus meiner tiefen Ohnmacht erwachte, sah ich, wie meine Schwägerin den Knaben, der so sehr meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und schon im ersten Moment mein Herz für sich gewonnen, trotz seinem Sträuben gewaltsam in ihre Arme nahm und mit der Drohung, daß sie ihn todtprügeln würde, wenn er sich nicht ruhig verhalte, der Ausgangsthüre zuschritt. Das Kind jedoch, durch diese Drohung nicht eingeschüchtert, sondern nur noch mehr geängstigt, schrie laut auf und streckte die Aermchen nach mir aus.

Das und seine Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Söhnchen rührte mich tief und ließ mich für den Augenblick gänzlich seine Abkunft vergessen. Auch ich streckte ihm nun meine Arme entgegen und rief Zanna

zu, mir das Kind zu übergeben. „Und was willst Du mit ihm beginnen?" fragte mein Bruder. „Es als das meinige erziehen." „Bist Du toll, hast Du denn ganz vergessen, wessen Sprößling er ist?" Bei dieser Erinnerung zuckte ich schmerzlich zusammen und wandte mich von dem, nach welchem ich noch vor einem Augenblicke die Arme ausgestreckt.

Da aber fühlte ich, wie ein kleiner Körper sich an meine Kniee schmiegte und hörte, wie eine süße Kinderstimme das Wort „Mutter" lallte. Der fremde Knabe hatte sich während unseres kurzen Gespräches in einem, von Zanna unbeachteten Momente aus ihren Armen gewunden, um Schutz bei mir zu suchen. Dieser Act von Vertrauen seitens des unmündigen kleinen Wesens schmolz mit einem Male alle Bitterkeit und allen Groll meines Herzens, so daß ich schluchzend das Kind meiner Feinde zu mir erhob und es mit Thränen und Küssen bedeckte. Mein Bruder und meine Schwägerin sahen mir stumm und verblüfft zu, endlich sagte Ersterer:

„Ich begreife Dich nicht, Schwester, wie kannst Du nur so zärtlich thun, mit dem Sohne derer, die Dich zu Grunde gerichtet?" „O ich will mehr als das!" rief ich ganz begeistert, denn, wie schon gesagt, meine Herzenshärtigkeit war vor dem Blicke und dem Lallen der mißhandelten Unschuld geschwunden. „Ich will", fuhr ich fort, „glühende Kohlen auf das Haupt meiner Feinde sammeln, indem ich ihnen ihren höchsten Schatz, ihr Kind, wiedergebe." „Da hätte ich aber auch ein Wörtchen drein zu reden", sagte mein Bruder halb trotzig und halb erschreckt.

„Uebrigens", fügte er hinzu, „könntest Du auch gar nicht, selbst wenn ich es Dir gestattete, Deinen wahnsinnigen Entschluß ausführen, da des Knaben Eltern seit sechs Monaten Europa verlassen und nach Amerika gegangen sind." „Das ist nicht wahr, kann gar nicht sein! Denn wie werden Eltern einen Welt-

theil, in welchem ihnen ihr geliebtes Kind gestohlen worden, verlassen, bevor ihnen dieses zurückgegeben?" „Es gibt Eltern und Eltern — die, von denen ich rede, sind schlecht genug, um Alles zu thun." Ich seufzte, denn ich konnte dem nicht widersprechen und sagte daher:

„Wenn sich das, was Du sagst, als wahr ausweist (ich werde mich natürlich nach alledem erkundigen), so nehme ich das Kind an, kehre in mein Dorf zurück und erziehe den Knaben mit Hilfe des Pfarrers zu einem braven Menschen und guten Christen." „Thörin und was willst Du antworten, wenn man Dich frägt, wessen Kind Du angenommen?" Und als ich betroffen schwieg, fuhr er in spöttischem Tone fort:

„Ah, da ist es aus mit der Weisheit!" Dann fügte er ernst werdend hinzu: „Nein, das Alles geht nicht und d'rum muß der Bube auch durchaus in's Findelhaus." „Dazu rathe ich denn doch nicht", rief hier die alte Zigeunerin, die, wie ich später erfuhr, Zanna's Mutter und nicht nur in das Geheimniß des Kinderraubes eingeweiht war, sondern auch die Hand dazu geboten. „Philipp", fügte sie hinzu, „ist schon zu alt für's Findelhaus." Bei Nennung dieses Namens, der so grausame Erinnerungen in mir erweckte, schob ich unwillkürlich das Kind von mir, aber ein bittender Blick aus seinen seelenvollen Augen entwaffnete mich sogleich wieder und ich drückte es abermals zärtlich an mein so gequältes und noch immer zwischen Gutem und Bösem schwankendes Herz.

Die Zigeunerin aber, die meine Bewegung nicht bemerkte, fuhr in warnendem Tone zu reden fort: „Und zu gescheidt, das ist gefährlich, er könnte plaudern — Deßhalb behalten wir ihn ja auch nicht, denn es wäre doch möglich, daß man abermals Nachforschungen anstellte —" „Die jedoch zu nichts führen würden", lachte Pharani, „wenn wir nur die Sache fein einrichten und

ihn, was für uns und den Buben doch immer das Beste ist, in dunkler Nacht vor dem Findelhause aussetzen. Sein Plaudern, das doch nur ein kindisches Lallen ist, fürchte ich nicht." „Darin hast Du unrecht, denn der Knabe ist klug und spricht trotz seinen drei Jahren geläufig genug und da meine ich denn, daß, wenn man ihn geschickt ausfragte, er unsere Namen nennen und man so erfahren könnte, daß wir die Hand im Spiele gehabt; überdieß hat er sich in dem einen Jahre, in welchem Du ihn mir überlassen, nur wenig verändert; man würde ihn, wenn man ihn nach Prag zur Untersuchung brächte, in dem Hause, wo er mit seinen Eltern gelebt, leicht erkennen und da die Historie wie Du weißt, viel Lärm gemacht, so würde Alles bald entdeckt und wir in den Kerker geworfen werden."

„Du hast recht", fiel mein Bruder ihr in die Rede und daher gebe ich auch den Plan mit dem Findelhause auf und er bleibt bei Dir." „Bei mir? nein, nicht um eine Welt. Ich fürchte mich, wie gesagt, viel zu sehr vor einer Entdeckung und habe, seitdem Du den Kleinen meiner Obhut anvertraut, keine ruhige Nacht mehr gehabt. Mein Mann denkt übrigens wie ich und will nichts mehr mit Deiner Rache zu thun haben, die uns theuer zu stehen kommen könnte." „Und zu der Ihr mir doch vor einem Jahre gern genug die Hand geboten." „Leider ist es wahr, daß wir uns von Dir und Zanna zu dieser Schlechtigkeit bereden ließen. Jetzt aber bereuen wir die That von ganzem Herzen und möchten sie gerne ungeschehen machen." „Ja, und deßhalb hofft Ihr auch", spottete Pharani, „die Erinnerung an dieselbe mit der Rückgabe des Knaben auszulöschen." Dann etwas über Dummheit und Feigheit vor sich hinmurmelnd, durchmaß er öfter mit raschen Schritten das Gemach, blieb endlich vor mir stehen, blickte wohl eine Minute auf mich und den kleinen

Philipp, der auf meinem Schooße eingeschlafen war und sagte dann in entschlossenem Tone:

„Coram, Du sollst bedingungsweise den Knaben haben." „Und wie lauten diese Bedingungen?" „Erstens mußt Du einen schweren Eid ablegen, daß Du so lange ich und meine Frau leben, gar Niemandem über unseren Antheil am Raube des Knaben, oder über die Abstammung desselben, etwas mittheilen willst, und zweitens, mußt Du mir versprechen, bei uns zu bleiben." „Ich will in diese Bedingungen eingehen, wenn ich gefunden, daß das wahr ist, was Du mir von der amerikanischen Reise gesagt, hast Du mich aber getäuscht, so gebe ich den Knaben sogleich seinen Eltern zurück."

„Das kannst Du." Pharani's Ruhe über diesen Punkt erschreckte mich, denn sie war mir ein sicherer Beweis, daß er die Wahrheit geredet. Dessenungeachtet reiste ich schon den folgenden Tag nach Prag.

Dort erfuhr ich, daß die Angaben meines Bruders vollkommen wahr gewesen, denn Gordon hatte den 1. Mai, gerade an dem Geburtstage meines entschlafenen Engels, mit seiner Frau Prag verlassen, um mit ihr nach Amerika zu gehen. Die redselige Gastwirthin, ich war natürlich in demselben Gasthause abgestiegen, wo Philipp's Eltern gewohnt), erzählte mir noch von der schweren Krankheit, die Gordon an den Rand des Grabes gebracht, und von welcher, wie sie sagte, er nur durch die unermüdliche Pflege seiner Gattin genesen war. Also liebte sie ihn doch wirklich — das söhnte mich mit mir aus. Dann erwähnte auch die Wirthin des räthselhaften Verschwindens des kleinen Philipp. Für mich war es leider kein Räthsel, denn mein Bruder hatte mir mitgetheilt, wie er sich in die Gunst der leichtsinnigen Wärterin Philipp's einzuschmeicheln gewußt, und wie, während sie unter dem Vorwande eines Kirchenganges mit ihm unter lustigem Geplauder

die Straßen Prag's durchstreifte, Zanna's Mutter, die Bestürzung und Verwirrung benützte, die durch die Krankheit Gordon's, es war der gefährlichste Tag, unter den Leuten entstanden, um sich in das Haus zu schleichen, das schlafende Kind aus seinem Bettchen zu stehlen, und dann mit diesem und ihrem, vor der Thür harrenden Manne, so schnell als möglich die Stadt und deren Umgebung zu verlassen.

Ich stellte mir das Alles mit unsäglichem Wehe vor, als die gute Wirthin über das Verschwinden des Knaben Thränen des Mitgefühles vergoß. Ach, mein Schmerz über die schimpfliche That meines Bruders war für solche Kundgebungen zu tief, und ich stand da vor der Frau, leichenblaß und mit gerungenen Händen, aber trockenen Auges. Sie bemerkte meine Bewegung und fragte: „Sind vielleicht die gnädige Frau eine Verwandte der Familie Gordon, daß Sie sich das Schicksal des Kindes so sehr zu Herzen nehmen?"

„Nein, aber ich habe vor sechs Wochen mein einziges Kind, einen lieben kleinen Knaben, durch den Tod verloren, und da kann ich mich so recht in der Mutter Schmerz hineindenken."

„Ach, Frau von Gordon empfand ihn nie so recht; freilich hat sie ein wenig geweint, als der Knabe fort war, auch ließ sie sein Verschwinden gleich dem Polizeipräsidenten melden und bestimmte eine große Summe Geldes für den, der ihr den Sohn zurückbrächte; aber einen so rechten herben, mütterlichen Schmerz hat sie, glaube ich, doch nicht empfunden; sie war viel zu erschreckt und benommen von der Lebensgefahr, in der ihr Gatte damals schwebte, um lange an etwas Anderes wie an diese denken zu können; und als es nun besser mit ihm ging, da war ihr Glück darüber und ihre Angst vor einem Rückfalle so groß, daß sie doch nur immer wieder an den Kranken zu denken vermochte. In der That so leidenschaftlich wie diese Frau habe ich noch keine

an ihrem Manne hängen sehen; auch soll sie ihm viel vergeben haben, was eine Andere, wie z. B. ich, nie gethan."

„Aber wie hat denn er den Verlust des Knaben ertragen?" fragte ich jetzt mit bebenden Lippen. „Man hat ihm denselben lange verheimlicht und als man ihm diesen schließlich denn doch mittheilen mußte, da soll er wirklich in solch' eine Verzweiflung gerathen sein, daß man von Neuem für sein Leben zitterte." „Und doch konnte er dieß Land verlassen, ohne sein Kind wiedergefunden zu haben und in einen fremden Welttheil gehen, wo ihm jede Hoffnung genommen war, die Spur desselben zu entdecken?" sagte ich mit Bitterkeit.

„O meine gute gnädige Frau, so urtheilte auch ich damals, aber dann erfuhr ich durch William (Herrn Gordon's Bedienten), daß sein Herr sehr ungern und, wie er glaube, auch nur auf geheimen Befehl, weiß Gott von wem, Prag verlasse." „Und was ließ William dieses vermuthen?" fragte ich. „Der Engländer hatte einen dicken Brief mit mehreren und sehr seltsamen Siegeln erhalten und nach Durchlesung desselben seiner Frau und den beiden Dienern gesagt, daß gepackt werden müsse, weil er nach Amerika gehe. William fügte hinzu, daß sein Herr oft, wenn er solche Briefe erhalten, plötzlich eine Reise unternommen und daher glaubte er auch, daß dießmal entweder Geschäfte oder, wie schon gesagt, geheime Befehle Herrn von Gordon zu dieser Reise genöthigt.

Ich aber war davon überzeugt, als ich mich erinnerte, daß Gordon mir in seinem Briefe gestanden, daß er zu den Freimaurern gehöre, auch besann ich mich, daß ich einmal bei ihm ein seltsames Siegel gesehen, das mir aufgefallen, dessen Bedeutung er mir aber nicht hatte erklären wollen. Meine Wirthin fügte noch zu ihrem Berichte hinzu, daß der unglückliche Vater seine Gattin angefleht, doch noch in Prag zu bleiben, um die Nach-

forschungen nach des Knaben Aufenthaltsorte einigermaßen zu beaufsichtigen und womöglich auch zu leiten; daß aber die unnatürliche Mutter diese Bitte mit den Worten zurückgewiesen: „Ja, damit Du freie Hand habest, im neuen Welttheile anderen Frauen nachzulaufen."

Welchen Eindruck diese Worte auf mich machten, läßt sich nicht beschreiben, nur empfinden, aber wehe dem, der es empfindet, wie auch dem, der es empfinden läßt. Mich trieben sie aus dem Hause und aus der Stadt hinaus. Unterwegs dachte ich viel und lange und nicht ohne Groll und Bitterkeit an das Unrecht, das mir widerfahren; dann aber an den, der dasselbe auf so schreckliche Weise gerächt und der, wie er mir selbst gestanden, nur durch meines Verderbers Krankheit von einem Morde an diesem zurückgehalten worden.

Aber war das, was er gethan, nicht noch grausamer als ein Mord zu nennen? Was! ein armes unschuldiges Kind von seinen Eltern stehlen und es dann einer gewissenlosen Zigeunerin anvertrauen, und als diese es nicht länger behalten mochte, es dem Findelhause übergeben wollen! Nein, nein! das durfte nicht geschehen. Mein sollte der Knabe nun werden und ich wollte ihn mit dem kleinen Vermögen, das ich besaß, zu einem nützlichen Menschen erziehen. Vor allen Dingen mußte deßhalb mein Bruder, wenn er wünschte, daß ich bei ihm bleibe, von seinem Nomaden- und Bettlerleben abstehen; das erklärte ich ihm auch gleich bei meiner Rückkehr von Prag.

„Und wovon sollen wir denn leben?" fragte er. „Von dem, was ich und Du besitzen." „Ach, die tausend Gulden, die ich vom Vater geerbt, sind schon fort." „Nun, so sind meine noch da, mit dem Erlöse meines Instrumentes, meiner übrigen Möbel und meines Schmuckes machen wir leicht tausend andere. Mit

zweitausend Gulden aber können wir uns in Ungarn auf einer Pußta ankaufen und ein ruhiges und stilles Leben führen." „Ich ein ruhiges und stilles Leben führen!" rief Pharani erschreckt. Zanna jedoch, die unserer Unterredung beiwohnte und welche die kleine Besitzung, von der ich gesprochen, gewaltig anzog, beredete ihren Mann, doch auf meine Pläne einzugehen und fügte hinzu, daß wenn ihm das ruhige Leben nicht gefiele, er ja allein Streifereien durch Wald und Land machen könne.

Diese Vorstellung, wie auch der Gedanke, daß auf einer einsamen Pußta sein verbrecherischer Kinderraub nie entdeckt werden würde, ließen ihn meinem Wunsche nachgeben. Er kehrte also für kurze Zeit in unsere Heimat zurück, hob mein kleines Vermögen, das mein Vater auf Hypothek gegeben, verkaufte meine Möbel und meine kleine Einrichtung und kehrte mit dem erlösten Gelde, meinem Schmucke und dem Taufscheine meines verstorbenen Knaben wieder zurück. Als er mir Letzteren übergab, geschah es mit den Worten: „Hebe diesen Taufschein gut auf, denn er soll nun den Deines Pflegesohnes vorstellen."

„Aber wie soll das Jemand glauben, da Philipp mehr denn zwei Jahre früher als mein Corisaro geboren ward?" „Jetzt wird es freilich Niemand glauben und darfst Du daher auch das Papier keinem Menschen vorzeigen; aber in zehn Jahren ist es etwas Anderes. Man wird dann nur noch sagen: „Der Knabe ist recht groß für sein Alter." Von diesem Augenblicke an schloß ich das fremde Kind immer mehr in mein Herz; ich betrachtete es bald vollkommen als das meinige und nannte es nur noch mit dem Namen meines verstorbenen Lieblings. — Hier hielt Ottilie bewegt inne, denn jetzt erhielt sie die Gewißheit dessen, was ihr immer deutlicher geworden, je mehr sie in der Erzählung

Coram's vorschritt, nämlich daß ihr Corisaro nicht das Kind der Zigeunerin, sondern das vornehmer Leute, und zwar des Ehepaares Gordon sei.

XXIV. Kapitel.

Coram's Geschichte.

Schluß.

Wir lebten seit einem Jahre auf meiner Pußta, die mir fast meine ganze kleine Habe gekostet und das recht unglücklich und in großer Armuth, obwohl die kleine Besitzung uns, wenn Pharani hätte arbeiten wollen, recht gut ernährt haben würde. Anfangs schien wohl mein Bruder sein Nomadenleben aufgeben und ein tüchtiger Bauer werden zu wollen; kaum waren jedoch zwei Monate verstrichen, so warf er Hacke und Spaten fort und verband sich mit einigen Zigeunern, mit denen er planlos im Lande umherstreifte. Ich aber mußte einen Knecht miethen, der den Rest meiner kleinen Baarschaft aufzehren half.

Ueberdies brach im Herbste, also ein halbes Jahr nach dem Ankauf der Pußta in Ungarn eine Seuche unter den Thieren aus, die auch unsere Kuh und unsere Schweine dahinraffte. Da mußte ich denn, um die verlorenen Thiere zu ersetzen, so ungern ich es auch that, die kleine Summe Geldes angreifen, die ich in Innsbruck für meinen Schmuck erhalten und für den Schulunterricht Corisaro's zurückgelegt, denn so will ich von nun an Philipp nennen. Der Rest des Geldes wurde mir leider bald von unserem ungetreuen Knechte entwendet, der sich mit demselben aus dem Staube machte. Unsere Lage wurde immer mißlicher, besonders als Zanna, die bisher fleißig gearbeitet, durch unsere Unglücksfälle plötzlich muthlos wurde, mit Arbeiten

nachließ und laut ihre Sehnsucht nach dem herumstreifenden Leben aussprach, das sie früher geführt.

Da ihr Mann diese Sehnsucht theilte, bestürmten sie mich Beide, doch die Besitzung zu verkaufen und mit ihnen in ein anderes und ergiebigeres Land zu gehen. Ich aber sträubte mich standhaft gegen diese Zumuthung. Das machte jene unzufrieden; es kam jetzt öfter zu einem Wortwechsel und so zog denn mit dem Elende auch noch Zank und Hader unter unser Dach ein. Es war ein trauriges Jahr, das wir auf der Pußta verlebten, aber doch noch lange nicht so traurig als jene, die ich später auf unserem Nomadenleben zu durchbringen hatte; denn diesem entging ich schließlich doch nicht.

Mein Bruder trat nämlich eines Abends, zitternd und todtenbleich vor mich und theilte mir mit bebenden Lippen mit, daß er erfahren, wie das Gericht ihn als den Räuber des vor zwei Jahren in Prag geraubten Kindes in Verdacht habe und daß wir daher noch in derselben Nacht fliehen müßten. Und auf meine Frage, wer den Verdacht auf ihn gelenkt, erzählte er, daß der entlaufene Knecht einige von Zanna unbesonnen ausgesprochene Worte aufgefangen und sie vor Kurzem einer verkleideten Gerichtsperson mitgetheilt, daß diese dann Nachforschungen angestellt, die sie auf die Spur der Wahrheit gebracht.

„Nun, wenn dem so ist", rief ich, „so fliehe allein und lasse mich meine Pflicht erfüllen und den Knaben den Gerichten übergeben, die ihn dann seinen Eltern zurückerstatten werden." „Bist Du toll, Coram, mir so etwas auch nur vorzuschlagen? Wie kannst Du glauben, daß ich zugeben werde, daß dieser Gordon je mehr sein Kind wieder sehe?" „Aber ich muß darauf bestehen, daß diese Grausamkeit aufhöre", sagte ich lebhaft, „mein Gewissen hat mich schon oft gemahnt und mich des Verbrechens geziehen." „Und Dein Schwur,

hast Du den ganz vergessen?" „Ach nein!" und ich sank ihm zu Füßen und bat ihn, mich dessen zu entheben; er aber riß mich wild in die Höhe und zwang mich, ihm mit dem Knaben zu folgen. Von diesem Augenblicke an, hatte ich keine Ruhe mehr, vor meinem Gewissen, das mir beständig meinen verbrecherischen Eid vorwarf und mir zuflüsterte, daß man einen solchen nicht halten dürfe und doch war ich zu schwach, um diesen zu brechen und recht zu handeln.

Ach, um wie viel mehr wäre meine Gewissensangst gestiegen, wenn ich gewußt, daß wir vor des geraubten Kindes unglücklichem Vater flohen, der aus Amerika zurückgekehrt war und jetzt die Nachforschungen nach seinem geliebten Kinde in Person leitete; daher denn auch die erneuerte Thätigkeit der Gerichte und die große Angst Pharani's. Aber das Alles theilte mir dieser erst nach vielen Jahren und auf seinem Sterbebette mit; früher hatte er es nicht gewagt, weil er immer gefürchtet, daß, wenn ich erführe, daß Gordon aus Amerika zurückgekehrt sei und selbst in großer Angst nach seinem Kinde suche, ich doch von Mitleid bewegt, meinen Eid brechen und ihm dasselbe zurückerstatten könnte.

Ob diese Besorgniß ganz gerechtfertigt war, weiß ich nicht, denn es ist schwer, sein Herz so recht zu erkennen und noch viel schwerer zu sagen, was man vor so viel Jahren unter veränderten Umständen gethan hätte.

Nun habe ich, obwohl zu der härtesten Zeit meines Lebens gekommen, wenig mehr zu berichten. Ich wurde jetzt nicht allein täglich durch Gewissensbisse gefoltert, sondern auch noch durch die Wahrnehmung, wie Noth und Mangel meine Umgebung moralisch immer tiefer und tiefer sinken ließ. Pharani und Zanna begnügten sich bald nicht mehr damit, ihr Brod vor den Thüren zu erbetteln oder sich durch abgeschmackte Künste

und betrügerische Wahrsagereien einiges Geld zu verschaffen. Nein, sie legten sich auch auf's Stehlen, hielten früh ihre Kinder dazu an und wollten schließlich auch mich und Corisaro zu solch' einer Schändlichkeit abrichten. Nun wollte ich sie mit dem Knaben verlassen und hätte es auch gewiß gethan, wenn Beide mir nicht ernstlich versprochen, weder an mich, noch den Knaben je mehr solche Zumuthungen zu stellen.

Was mich betrifft, hielten sie auch Wort, aber Corisaro suchten sie, wie ich später erfuhr, durch halbe Worte, Winke oder durch ihr schlechtes Beispiel zu verführen. Da ihnen dieses jedoch nicht gelang, und er lieber meine als ihre Lehren befolgte, so verwandelte sich ihr bisheriger Groll (der Knabe war ihnen immer ein Dorn im Auge gewesen, von dem sie sich jedoch zu trennen fürchteten) in den bittersten Haß. Sie verfolgten und mißhandelten ihn nun wie sie konnten. Da wollte ich noch einmal von ihnen gehen. Aber Pharani betheuerte, daß er es vorzöge, den Knaben umzubringen, als diesen ziehen zu lassen, der jetzt alt und klug genug sei, ihn und seinen Aufenthaltsort zu verrathen.

„Denn", fügte er hinzu, „wenn ich den Buben tödte, und setzen wir den schlimmsten Fall, der jedoch nicht einzutreffen braucht, der Mord entdeckt wird, so werde ich wahrscheinlich gehenkt. Verräth aber der Bursche meinen Aufenthaltsort, so kann ich nach dem, was ich in den letzten Jahren gethan, unmöglich dem Stricke entgehen." Ich schauderte bei dieser Eröffnung und dachte mit Grauen an die dunklen Nächte, in denen mein Bruder gut bewaffnet in den Wald gegangen, um oft erst bei Tagesanbruch zurückzukehren.

Ich hatte ihm dann jedesmal Vorwürfe über seine Wilddieberei gemacht — er diese auch nicht geleugnet; daher hielt ich die Goldstücke, die ich ein paar Mal in seiner Hand blitzen sah, auch nur für den Erlös der-

selben. Jetzt aber vermuthete ich in diesen nächtlichen Gängen etwas noch viel Gräßlicheres.

Von diesem Augenblicke an berührte ich, außer auf seinem Sterbebette, nie mehr freiwillig die Hand meines Bruders und wenn dieses doch einmal durch Zufall geschah, bebte ich am ganzen Körper zusammen. Dessenungeachtet blieb ich bei ihm, denn ich wußte, daß ich ihm nur schwer mit dem Knaben entrinnen und daß ein mißglückter Fluchtversuch diesem das Leben kosten könnte. Natürlich scheute ich mich jetzt mehr als je, von dem Raube Pharani's anzunehmen. Ich zog es vor, wenn ich keine Arbeit von den Bauern erhielt, mein Brot, so schwer es mir auch wurde, für mich und den Knaben zu erbetteln, als etwas von meinen Verwandten anzunehmen, es müßte denn auch etwas Erbetteltes gewesen sein.

Corisaro aber erlaubte ich selten das Betteln und das auch nur in der größten Noth, denn ich war stolzer für ihn wie für mich und hätte ihm gern jede Beschämung ersparen mögen und doch konnte ich ihn nicht vor Jener retten, in der Gemeinschaft mit Menschen zu bleiben, die nicht allein ein wildes, sondern auch ein verbrecherisches Leben führten. Von Letzterem mußte er denn doch mit der Zeit etwas entdecken und dann — was sollte dann geschehen? Ach, wie zitterte ich vor diesem Augenblicke, wie flehte ich zu Gott, daß er den Knaben, noch bevor dieser einträte, erlösen möge. Gott sei gelobt! mein Gebet wurde endlich erhört und ein Unfall brachte ihn zu edlen Seelen, die sich seiner annahmen und ihn jetzt zu einem frommen und braven Menschen erziehen. Als ich von jenem hörte und zugleich erfuhr, daß er nach Schloß Rauhenstein gebracht worden und dort liebevoll verpflegt werde, da erbebte meine Seele vor Freude und Schmerz, denn sie wußte jetzt, daß er gerettet aber auch, daß die Trennungsstunde geschlagen habe.

Ja, der Knabe durfte, das stand fest, nicht mehr zu uns in den Wald zurückkehren. Gott hatte ihn, um seine Seele zu retten, zu guten und gebildeten Menschen geführt. Er würde, davon war ich überzeugt, noch ferner ihre Herzen so lenken, daß sie auch in Zukunft fortführen sich des Armen anzunehmen. O ich hatte nicht zu viel auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit gerechnet, denn es kam, wie ich gehofft und vertraut und doch schlug ich Anfangs das großmüthige Anerbieten der gütigen Herrschaft für den Knaben aus. Ach, ich fühlte nicht gleich im ersten Augenblicke die Kraft in mir, mich von dem einzigen Wesen, das ich liebte, zu trennen; überdieß fürchtete ich auch, daß eine Unbesonnenheit Corisaro's (denn ich wußte ja nicht, wie viel er von dem Leben meines Bruders errathen und scheute mich doch darnach zu forschen), diesen in's Unglück stürzen könnte. Aber Gott sei Dank, jene Schwäche währte nicht lange, denn ich willigte aus Liebe für den Knaben in eine Trennung von demselben und der Herr kräftigte mich sogar in so weit, daß ich auch das zweite noch großmüthigere Anerbieten der edlen Herrschaft, die selbst mir, der geächteten Zigeunerin, eine Freistätte geben wollte, auszuschlagen vermochte, denn das durfte ich aus verschiedenen Gründen nicht annehmen.

Erstens wollte ich nicht die schon so mißliche Lage Corisaro's noch mehr erschweren, denn es ist selbst bei mächtigen Beschützern, wie er sie gefunden, immer sehr schwierig für einen Zigeunerknaben (man hielt ihn ja für solch' einen), seinen Weg in der Welt zu machen. Damit aber dieses nicht ganz unmöglich sei, mußte seine Abkunft vergessen werden, was aber nicht möglich, wenn die Zigeunermutter neben ihm stand oder auch nur von Zeit zu Zeit sich blicken ließ. Nein, es mußte geschieden werden, und zwar für immer, denn in den Wald, zu meinem Bruder wollte und mußte ich zurück. Ich hatte es ihm feierlich gelobt, als ich mich auf-

machte, um nach Rauhenstein zu gehen und dort meinen Liebling zu pflegen; und selbst nach diesem Versprechen wollte Pharani mir doch noch nicht erlauben, mich in's Schloß zu begeben und gestattete dieses nur, nachdem ich ihm vorgestellt, daß, wenn ich den Knaben pflegte, die Schloßbewohner sich nicht so sehr um ihn kümmern und ihn weniger ausfragen würden und daß, wenn dieses doch einmal geschähe, ich jede unbesonnene Antwort Corisaro's verhindern könnte; überdieß hatte ich noch einen anderen Grund, den wichtigsten, um an der Seite meines unglücklichen Bruders zu verharren und dieser entsprang aus der Hoffnung, ihn durch Liebe, Sanftmuth und Geduld auf einen besseren Weg zurückzuführen.

Gott sei gelobt, daß ich bei ihm ausharrte, denn mir schlug er es nicht ab, als ich ihn zwei Jahre später anflehte, doch an die Verheißungen Christi zu glauben, die der Priester, den ich an sein Sterbebett geführt, im Begriffe war, ihm zu verkündigen. Das Vertrauen auf diese hat auch hoffentlich seine Seele gerettet, denn er starb reuevoll und mit den heiligen Sacramenten versehen.

Der Abschied von meinem Knaben brach mir fast das Herz; auch er wollte, trotz seinen während unseres Nomadenlebens ausgestandenen Leiden und Entbehrungen, sich durchaus nicht von mir trennen — endlich ergab er sich in das Unvermeidliche als ich ihm sagte, daß er um seines Seelenheiles willen nicht mehr in den Wald zu den Meinen zurückkehren dürfe und ihm versprach, daß er mich in Kurzem wiedersehen würde.

Ich hielt Wort, denn er umarmte mich wenige Monate später in Franzensbad. Ach es war das letzte Mal! Damals übergab ich ihm auch ein versiegeltes Päckchen Papiere, in denen ich ihm ganz kurz und mit der möglichsten Schonung für seinen Vater seine und meine Geschichte erzählte. Ich setzte jedoch meiner Gabe

zwei Bedingungen, die, daß er die Schrift nur nach der bestimmten Nachricht meines Ablebens oder mit meiner besonderen Erlaubniß lesen dürfe (diese aber konnte ich nur nach dem Tode meines Bruders und seiner Frau geben) und auch, daß er sich an denen, die ihm unrecht gethan, niemals rächen würde. Dann mußte er mir noch bei diesem letzten Abschiede, wie auch schon bei dem in Rauhenstein feierlich versprechen (ich wußte, daß ich dann auf ihn bauen könne), mit Niemandem von dem Leben und Treiben meines Bruders zu reden.

Damals war es auch, daß ein junger Zigeuner, von mir beauftragt, den Taufschein meines verstorbenen Sohnes heimlich in Baron Ronberg's Tasche schob. Meine Absicht war natürlich die, daß er den Taufschein für den seines Pflegesohnes ansehen möge. Gott vergebe mir diese Falschheit! Ich würde sie mir nie haben zu Schulden kommen lassen, wenn ich nicht hätte beweisen wollen, daß Corisaro von christlichen Eltern abstamme und getauft sei. Nachdem all' das abgethan war, zog ich mit Pharani, der Corisaro mißtraute und vor ihm floh, nach Polen. Gern hätte er ihn noch einmal geraubt, wenn die Sache nicht gar zu gefährlich gewesen.

Zwei Jahre später starb, wie schon gesagt, mein armer unglücklicher Bruder, nachdem ihm seine Frau einige Monate früher vorangegangen war. Nun wußte ich mich von meinem Versprechen entbunden und durfte Corisaro's, ich meine Philipp's, Abkunft bekannt machen. Ich mußte mich damit beeilen, denn ich fühlte, daß der Tod auch mir nahe sei. Gewissensbisse (denn diese verließen mich nie), wie auch Noth und Kummer hatten mein Leben abgekürzt und ich fühlte, daß ich in Kurzem der Schwindsucht erliegen würde. Daher brachte ich meine Neffen so schnell ich konnte, mit Hilfe meines Arztes, der sich für mich interessirte, bei zwei ehrlichen

Handwerkern unter und reiste dann, oder vielmehr ging nach Wien, da ich meiner geringen Barschaft wegen den Weg größtentheils zu Fuß zurücklegen mußte.

Wochen und Wochen verstrichen mit dieser Art zu reisen, endlich langte ich ganz erschöpft in Wien an — im Augarten ruhte ich aus. Da war es, wo ich noch einmal das Glück hatte, meinen Knaben wiederzusehen dann jedoch, als er mich erkannte, vor ihm floh, denn ich hatte nicht den Muth, ihm die Wahrheit zu sagen und hierauf vielleicht zu erleben, wie er sich mit Abscheu und Verachtung von der Betrügerin wenden würde, aber auch nicht den, ihn noch ferner zu täuschen und seine von mir so unverdienten Liebkosungen anzunehmen. Nein, ich floh, so lange mich nur meine Füße trugen.

Den folgenden Tag sehnte ich mich jedoch wieder nach seinem Anblicke. Da stand ich denn vor dem Hause, das ihn barg (die Wohnung seiner Pflege-Eltern hatte ich aus einem Adreßbuche erfahren) und blickte, aber umsonst nach Thür und Fenstern, um den Liebling meines Herzens zu erspähen. Da öffnete sich erstere und ein Priester, derselbe, der am verflossenen Tage meinen Knaben begleitet und wahrscheinlich sein Erzieher ist, trat auf mich zu; ich aber zog mich schleunigst zurück, denn ich wußte ja, daß er mich nach meinem Begehren fragen würde und ich — was konnte ich ihm antworten? Nein, nein! Nur Baron Ronberg und seiner Gattin wollte ich mich eröffnen und ach! bald fehlte es mir selbst dazu an Muth.

Ich eilte also von dannen, um jedoch kurz darauf wieder zurückzukehren, denn das Haus, das Corisaro bewohnte, hatte eine unwiderstehliche Anziehungskraft für mich gewonnen; aber siehe da! sobald ich mich auf meinem Beobachtungsposten befand, öffnete sich das Thor und wieder trat der Priester aus demselben und auf mich zu. Wieder zog ich mich zurück und ließ mich

an jenem Tage nicht mehr vor der Wohnung meines Lieblings blicken, denn mir war klar, daß man mich von dort beobachtete; des anderen Tages jedoch trieb mich meine Sehnsucht nach diesem wieder vor seine Thüre, die sich dann abermals öffnete, diesmal um einem Diener Ausgang zu gewähren, der mich nach meinem Begehren fragte. Ich aber eilte bestürzt von dannen und wagte mich nun nicht mehr bei Tage vor ein Haus, wo man, wie es schien, so eifrig nach mir spähte. Nachts jedoch ging ich lange ruhelos vor demselben auf und ab.

Das war das letzte Mal, daß ich mich meinem Kinde nahe wußte, so will ich den Liebling meines Herzens noch einmal nennen, denn an dem Tage, der auf diese unruhige Nacht folgte, wurden die armen Leute, bei denen ich mich einlogirt, durch mein Bluterbrechen und die lange Ohnmacht, die nach demselben eintrat, erschreckt, so daß sie mich in's Hospital der Elisabethinerinnen brachten, wo ich liebevoll aufgenommen und verpflegt wurde. Auch der Arzt, der sich mir theilnehmend und freundlich bezeigte, flößte mir bald so viel Vertrauen ein, daß ich ihn bat, mir aufrichtig zu sagen, wie lange ich noch zu leben hätte. Ich fügte hinzu, daß ich wichtige Dinge vor meinem Tode zu ordnen habe. Er gab mir mit der größten Schonung zu verstehen, daß ich nur noch auf wenige Wochen rechnen dürfe.

Ich dankte ihm für seine Aufrichtigkeit und bereitete mich nun ernstlich zum Tode, indem ich die heiligen Sacramente empfing und die Geschichte meines so unglücklichen und leider auch nicht schuldlosen Lebens aufzusetzen begann. Diese Schrift soll Corisaro's Pflege-Eltern (ausführlicher als jene, die ich demselben eingehändigt) mit seiner und seines Vaters Geschichte bekannt machen und ihnen hoffentlich auch die Mittel an die Hand geben, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. Leider muß sie mich auch dem, der mich so zärtlich geliebt,

in dem hassenswerthesten Lichte erscheinen lassen; das ist eine schwere, aber gerechte Strafe, die ich nur zu sehr verdient und die ich daher mit Ergebung und Demuth annehmen und tragen muß und will.

Heute, wo ich länger geschrieben, um meine Geschichte endlich zu beenden, überkam mich mitten im Schreiben eine tiefe Ohnmacht, aus der ich mit einem heftigen Schmerze in der Brust erwachte, der nur, nachdem ich viel Blut gespieen, sich einigermaßen legte. Der Arzt sah bei dieser Krisis so bedenklich aus, daß ich ihn fragte: „Glauben Sie, daß meine Stunde gekommen sei?" Er blickte mich mitleidig an und sprach kaum hörbar: „Ich fürchte, daß Sie nicht mehr lange zu leben haben."

Nun begehrte ich noch einmal die heiligen Sacramente zu empfangen, so gestärkt und getröstet, fühle ich in mir den Muth vor meinen zwar gerechten, aber auch barmherzigen Richter zu treten; vorher jedoch drängt es mich, der Pflegemutter meines Corisaro noch ein letztes Lebewohl zu sagen, ihr mündlich meine Reue über mein sträfliches Schweigen kund zu thun und selbst in ihre Hände, die Beweise meiner Schuld und Reue zu legen; daher bat ich auch meinen freundlichen Arzt, zu ihr, die er kennt, zu gehen, sie von meinem Zustande zu benachrichtigen und ihr zu sagen, wie sehr ich mich nach ihrem Anblicke und nach einer letzten Unterredung mit ihr sehne. Sicher wird sie kommen, denn sie ist ja zu gut und edel, um diesen Liebesdienst einer Sterbenden zu versagen. Aber wie werde ich der begegnen, die ich so getäuscht? Nun Gott wird mir auch in diesem schweren Augenblicke helfen, wenn ich ihn nur recht darum anflehe. Das will ich gleich jetzt thun und für immer mit Schreiben aufhören. Gott sei gelobt, daß ich Alles bereut und bekannt und daher auf die Barmherzigkeit meines himmlischen Vaters hoffen darf.

XXV. Kapitel.

Philipp's Angelegenheiten haben eine glückliche Wendung genommen.

Es ist nun ein Jahr, seitdem die arme Coram in ihrem kühlen Grabe ruht und doch könnte es scheinen, als wenn sich in dieser ganzen Zeit für Ottilien, eine Hauptperson in dieser Geschichte, nichts, gar nichts zugetragen; denn wir sehen sie in Wien in demselben Gemache, wie damals, als sie Coram's Geschichte beendet, am Fenster, den Kopf auf die Hand gestützt, träumerisch dasitzen. Auch jetzt läßt sie, wie schon vor einem Jahre, das Leben der unglücklichen Zigeunerin an ihrem geistigen Auge vorüberziehen, dann spricht sie leise vor sich hin:

„Bedauernswerthe Coram, warum ist Dir nicht der Trost geworden, zu erleben, wie sich Alles in dem Schicksal Deines Corisaro so schön gestaltet!" Ach ja, es hatte in dem einen kurzen Jahre Alles, was Anfangs so schwer erschienen, sich leicht und glücklich für den armen Zigeunerknaben gelöst. Denn Baron Ronberg war es mit Hilfe des englischen Gesandten gelungen, dem Adoptivsohne zu dessen Namen und zu den Rechten eines englischen Unterthanen und, da seine Eltern gestorben, auch zu deren Vermögen zu verhelfen; die englische Regierung ließ nun, da sich bis jetzt keine nahen Verwandten des Verwaisten gemeldet, die Güter und das ansehnliche Vermögen desselben durch treue und geschickte Männer verwalten. Corisaro, oder vielmehr Philipp, denn wir dürfen dem Knaben nicht länger seinen wirklichen Namen vorenthalten, war jetzt von seiner langwierigen und schweren Krankheit geheilt, wie auch von der Schwermuth, in die ihn der Tod Coram's und die Nachricht gestürzt, daß er nicht ihr

Sohn, sondern der für ihn ganz unbekannter und bereits entschlafener Eltern sei; denn seine Mutter war schon vor ungefähr vierzehn Jahren auf dem Schiffe verschieden, das sie mit ihrem Gatten nach Amerika bringen sollte; sein Vater aber vor ein paar Jahren in den Straßen Londons ermordet worden.

Diese Mittheilungen, wenn sie ihm auch noch so schonend und liebevoll von den Pflege-Eltern beigebracht wurden, waren doch geeignet, selbst einen Aelteren und physisch Stärkeren als er, in Schwermuth zu versenken. Lange hatte es gedauert, bis man ihn aus derselben zu reißen vermocht und nur einem viermonatlichen Aufenthalte in der Schweiz (den Dr. Winkel dem Knaben, für den er sich noch immer warm interessirte, angerathen) hatte man es zu verdanken, daß dessen Stimmung sich allmälig wieder hob und er endlich zu neuem Leben erwachte. Dann erst hatten die Pflege-Eltern mit ihm und Pater Walter das schöne Schweizerland verlassen, um den Herbst theils in Mauerhof, theils in Rauhenstein und Schloßhausen zuzubringen.

Wie that es nun Ottilien wohl, zu sehen, daß ihr Vater den Pflegesohn (den sie, da sie keine Kinder hatte, wie ihr eigenes liebte) auf's Freundlichste empfing und jetzt seine Freundschaft für Alfred kräftig begünstigte. Aber wie sollte er auch nicht, da der ehemalige Zigeunerknabe sich plötzlich in einen reichen und vornehmen jungen Mann verwandelt? Graf Jörgen hatte erfahren, daß die Familie Gordon von gutem Adel sei und daß Philipp's Mutter eine Gräfin Fonchère gewesen — und daher seine Freundlichkeit.

Doch wie dem auch sei, so erfreute er mit derselben nicht allein die Tochter und den Schwiegersohn, sondern auch den armen Philipp, der unter seiner Unfreundlichkeit lange und schmerzlich gelitten. Selbst in Wien, wo die Pflege-Eltern den Winter mit ihm zu-

brachten, hatte sich für diesen Alles viel freundlicher gestaltet, denn jetzt hatten Ronberg's Freunde nichts mehr gegen den Umgang ihrer Söhne mit dem schmucken wohlerzogenen, reichen, jungen Gordon und begünstigten ihn nun ebenso sehr, als sie ihn früher verworfen. Ja, das Alles hätte Coram unaussprechlich glücklich gemacht. Nun, sie sah es vielleicht aus ihrem Himmel herab! Auch in Ottiliens Seele mochte dieser tröstliche Gedanke aufgestiegen sein, denn sie lächelte fast freudig, indem sie nach oben blickte. Dann stand sie auf, trat an ihren Schreibtisch und richtete an ihre Mutter folgenden Brief, der uns nähere Aufschlüsse als das eben Gesagte über ihre Gedanken, ihr Thun und Treiben in der Stadt und ihre Pläne für die Zukunft zu geben vermag.

30. Mai 1826.

Liebste Mutter!

Wie sehr freut mich das, was Oswald mir vor einer halben Stunde mittheilte, nämlich, daß wir in drei Tagen nach Mauerhof zurückkehren. Mein liebes, liebes Mauerhof wird also, wie der Vater mir in seinem letzten Briefe versprochen, ihn und Dich liebste Mutter, bald in sich aufnehmen können. O welch' eine Freude wird das für mich sein und die gute Großmutter kömmt auch hin! Lehmann's wollen ebenfalls mit ihrer Mutter und der kleinen Ottilie die Ferienzeit bei uns zubringen; ich sage Dir, Mütterchen, der Sommer in Mauerhof wird entzückend werden. Wie so ganz anders als der vorige, während welchem unser armer Knabe so bleich und traurig umherschlich und an gar nichts, nicht einmal an den schönen Gegenden der Schweiz Freude fand. Jetzt ist es etwas ganz Anderes, er ist überall gern und erfreut sich an jeder Kleinigkeit; der Aufenthalt in Wien, der ihn mit Alfred und so vielen Knaben seines Alters und Standes

zusammengeführt, hat ihm wahrhaft wohlgethan. Auch für mich war derselbe recht angenehm, denn ich brauchte mich nicht mehr vor Herrn Noiron und seinem Acolyten, Grafen Thalau, zu fürchten, die Beide, wie Du wissen wirst, schon im Herbste nach dem Norden gereist sind. Gott gebe, daß Rußland's Steppen sie für immer aufnehmen mögen; es ist ein boshafter Wunsch, den sie mir jedoch eingegeben, indem sie, wie ich fürchte, mein Leben gern zu einer freudelosen Steppe gemacht hätten. Wie sehr bedauere ich Rußland, daß es jetzt diese bösen Menschen beherbergt! Gewiß sinnen sie auf nichts Gutes und verschwören sich mit anderen Freimaurern gegen die Monarchie, denn Rußland soll leider reich an geheimen Gesellschaften sein, obwohl die Regierung diese nicht wie in Preußen und England begünstigt, sondern im Gegentheile alles Logenwesen verboten hat. Trotzdem gibt es, wie ich von wohl unterrichteten Personen erfahren, viele geheime Logen in Rußland, die gegen die Religion, den Kaiser und die Gesetze sich verschworen haben. Mit diesen werden, fürchte ich, wie schon gesagt, Noiron und Thalau gemeinschaftliche Sache machen. Gott schütze den edlen Kaiser Nikolaus, den ich mit Recht so sehr verehre!

Ja, siehst Du, Mama, seitdem die beiden Freimaurer Wien verlassen haben, erscheint mir diese Stadt eine ganz andere, in der es sich leicht leben und fröhlich sein läßt. Die großen Bälle und Gesellschaften, sowie das Theater, die mich im vorigen Winter so gelangweilt, kamen mir in diesem recht angenehm vor. Das Pferderennen, die Praterfahrten — auch sie waren mir im Frühjahre eine willkommene Zerstreuung; jetzt aber, da es sehr heiß wird, sehne ich mich doch, die Stadt zu verlassen, und freue mich auf mein trautes Mauerhof, wo ich so liebe Gäste werde bewirthen dürfen.

Leider ist es der letzte Sommer, in welchem wir Philipp ganz bei uns behalten, da er schon nächsten

Herbst, so will es Oswald, die Wiener Universität beziehen soll. Ich stimme nicht dafür, und möchte trotz des Knaben 17 Jahren, ihn lieber wie bisher von Pater Walter unterrichten und erziehen lassen. Aber Ronberg, der natürlich das besser verstehen muß, ist anderer Meinung und sagt, daß da Philipp genug weiß, um seine Studien auf einer Universität fortsetzen zu können, dieses auch zu geschehen habe. Natürlich bleibt er, da wir mit ihm in die Stadt ziehen, (Oswald hat eine Jahreswohnung gemiethet), in unserem Hause, und unter unserer und Pater Walter's Aufsicht, die Sommermonate jedoch, die er nicht mit uns zuzubringen vermag, nur unter der Aufsicht des Letzteren, denn wir können diesem, wie Du weißt, vollkommen vertrauen. Merkwürdig ist es, daß Felix, der uns häufig besucht, den Jesuiten nicht ausstehen kann, den doch sonst ein jeder gern hat.

Vorigen Tag, als Oswald ihm mittheilte, daß er einen neuen Schloßkaplan für Mauerhof suche, zeigte sich dieses wieder einmal deutlich genug, denn er rief: „So seid Ihr denn doch auch endlich Eures langweiligen und heuchlerischen Paters überdrüssig und wollt ihn fortschicken, das ist brav!" Und als ich ihm diese herbe Rede verwies (die mir doppelt unangenehm war, da sie in Gegenwart Alfreds geführt wurde, der sich auch nicht mehr so freundlich wie ehemals gegen Pater Walter benimmt) und ihm auseinandersetzte, welche Einrichtung wir für die Zukunft getroffen, wurde er ordentlich zornig, sagte, daß Philipp nicht dem Jesuiten durch mehrere Monate im Jahre allein anvertraut werden dürfe, wenn er nicht auch zu solch einem Heuchler wie sein Hofmeister erzogen werden solle, und da mein Gatte und ich natürlich anderer Meinung waren, verließ er uns sehr aufgebracht, indem er etwas von „Hintertreiben" murmelte.

Dieses fürchte ich nun nicht, da wir ja ganz allein über den Knaben zu bestimmen haben, aber es schmerzt mich zu sehen, daß Felix oft die Dinge so falsch auffaßt, und seine Meinung in Gegenwart des jüngsten Bruders, auf den sie ansteckend zu wirken scheint, rückhaltlos ausspricht. Ueberhaupt finde ich ihn immer düsterer und unzufriedener werden. Ach wollte er doch in Pauls Fußtapfen treten, seinen Abschied nehmen, eine gute und häusliche Frau wie Bertha wählen, und sich, wie jener seit einem halben Jahre gethan, ruhig auf einem von Papa's Gütern etabliren. Könntest Du Letzteren nicht veranlassen, ihm dieses vorzuschlagen? Es würde gewiß viel zu Felix's Zufriedenheit beitragen, denn er liebt, wie er offen gesteht, nicht den Dienst. Von Alfred's Studien kann ich Dir nur die besten Nachrichten mittheilen. Seine Professoren sind mit ihm sehr zufrieden und versichern, daß er ein außerordentlich gutes Examen machen werde. Auch hat der Minister des Aeußern Ronberg versprochen, ihn, wenn dieses geschieht, gleich als Attaché nach Paris zu schicken.

Diese Nachricht wird Dich, liebe Mutter, freuen, weil es sehr für Alfred spricht, und der Beginn einer hübschen Carrière ist, und auch, weil er nicht, wie Du immer fürchtetest, in ein protestantisches, sondern in ein katholisches Land kömmt, das jetzt, Dank sei es den Bemühungen mehrerer frommen Orden, besonders aber dem der Jesuiten immer mehr zu Frömmigkeit und Religiösität zurückkehrt. Letztere haben sich in Frankreich, wie überall, wo sie erscheinen, das größte Verdienst um das Land erworben, vor Allem aber durch Gründung der Schulen: „Mütter des Glaubens" genannt, die sehr viel Gutes wirken sollen. Gottes Segen ruht unverkennbar auf seiner Gesellschaft, die der vollkommene Gegensatz der geheimen ist. Sicher wird der Herr sie auch einst über diese triumphiren lassen.

Ehe ich schließe, muß ich Dir doch noch von Willibald sprechen, für den Du Dich ja immer interessirt. Man liebt und verehrt ihn, wie mir Betti schreibt, in Berlin wie überall wo er gewesen. Du wirst Dich freuen, daß man ihn schätzt, wie er es verdient. Nun lebe wohl, mein Herzensmütterchen, ich habe noch viele Einkäufe zu machen und eine Menge Vorkehrungen für unsere Umsiedelung nach Mauerhof zu treffen. Dort will ich Dir mündlich Alles das sagen, was schriftlich zu thun mir jetzt an Zeit gebricht. Also auf baldiges Wiedersehen, worauf sich von Herzen freut

Deine Ottilie.

XXVI. Kapitel.

Eine neue Erscheinung.

Ottilie würde aus Furcht ihre Eltern zu beunruhigen, nicht so offen ihre Besorgniß über den Bruder ausgesprochen haben, wenn sie nicht zum Theile gewußt, auf wie gefährlichen Irrwegen derselbe wandele, und gehofft, ihn durch das Einschreiten des Vaters zu bewegen, seinen Abschied zu nehmen und sich auf einer Besitzung desselben, der Landwirthschaft hinzugeben. Auf diese Weise dachte sie ihn von Wien und von einer gefährlichen Bekanntschaft zu trennen, die er dort gemacht und eifrig fortsetzte.

Was sie jedoch zum Glück für ihre Seelenruhe nicht wußte, war, daß es gerade Herr Noiron gewesen, der ihren unglücklichen Bruder mit der Marquise Foissac bekannt gemacht, (so nannte sich die schöne Intriguantin, die fast allen jungen Leuten in Wien den Kopf verdrehte) wie auch, daß es diese Dame war, die ihm geheime Botschaften aus der Berliner Loge brachte. (Sie hielt sich oft Wochen lang in der Haupt-

stadt Preußens auf, wo sie, wie in der Oesterreichs großen Luxus trieb, und überhaupt viel von sich sprechen machte).

Den armen Felix aber hatte sie durch ihren angebornen Zauber und ihre Koketterie vollkommen umstrickt. Er hatte jetzt nur noch einen Gedanken, den, ihre Liebe zu gewinnen, und sie, die seit drei Jahren Witwe war, zu seiner Gattin zu machen. Da er viele Nebenbuhler hatte, oder zu haben glaubte, so sann er Tag und Nacht auf Mittel, welche ihn das Herz der schönen Esperance Foissac würden gewinnen lassen. Endlich glaubte er ein solches gefunden zu haben, indem er sich zum Sclaven der bezaubernden Frau machte; ihr leisester Wink oder Wunsch war ihm ein Befehl, und sie hatte deren viele und kostspielige.

Auch ihre Meinungen und Anschauungen hatte er ganz zu den seinigen gemacht. Sie spottete über Religion, haßte die Jesuiten und verehrte das Leben und Treiben der Freimaurer. Er that natürlich dasselbe und wurde so ihr lebendiges Echo. Das schien ihr wirklich zu gefallen, denn sie lächelte ihn freundlicher an, gestattete ihm jeden Abend nach dem Theater ihren Salon zu besuchen, wo sich immer noch einige andere Herren einfanden; und als dieses ihm nicht mehr genügte, durfte er ihr auch von Zeit zu Zeit einen Morgenbesuch abstatten, der sich bald täglich wiederholte. Das war eine große Begünstigung, auf die er sehr stolz war; da sie diese, wie sie ihn versicherte, nur Geschäftsleuten oder sehr alten Herren gewährte. Wirklich war er bei diesen Visiten stets nur einem alten Franzosen oder einem ebenso alten englischen Diplomaten begegnet.

Daher schmeichelte er sich auch immer mehr mit der Hoffnung, endlich einmal in der Gunst der bezaubernden Frau hoch genug zu steigen, um ihr, was er bis jetzt, so seltsam es auch erscheinen mag, noch

nicht gewagt, einen Heiratsantrag zu stellen. Die Französin hatte nämlich, wenn er warm werden wollte, ihn stets mit großer Kälte verabschiedet. Heute jedoch nahm er sich vor, sich durch nichts einschüchtern zu lassen, und einen Antrag zu riskiren. Was seine Eltern zu solch' einer Heirat wohl sagen würden, fragte er sich nie, denn er war nicht gewöhnt, viel Rücksicht für der Mutter Wünsche zu haben, und daß der Vater nichts gegen eine so reiche und vornehme Partie (Esperance war beides) haben könne, daran zweifelte er keineswegs.

Also heute noch, meinte er, sollten die Würfel fallen, und er als der glücklichste oder unglücklichste Mensch das Haus verlassen, das er eben betrat. Aber wie ärgerlich! Da saß ja wieder der alte Franzose neben der schönen Frau und erzählte ihr Dinge, die sie zu interessiren schienen, denn ihre großen schwarzen Augen funkelten, und ein freudiges Lächeln spielte um ihre frischen Lippen. „Was in aller Welt!" dachte Felix, indem er sich vor der Wirthin des Hauses und ihrem Gaste verbeugte, „kann dieser alte Schwätzer ihr erzählt haben, das sie so sehr erfreut?" Er erfuhr es jedoch nicht, und wurde, als der Franzose sich einige Minuten später empfahl, von der jungen Frau zwar freundlich aber mit Entschiedenheit verabschiedet.

Während er nun an der Seite des alten Choisi mißmuthig das Haus verließ, athmete Esperance erleichtert auf, indem sie dachte: „Gott sei Dank, daß der alberne Junge gegangen ist; ach, wie er mich langweilt, mit seiner sclavischen Natur, und doch muß ich freundlich gegen ihn sein, um ihn zu einem tüchtigen und gehorsamen Mitgliede unserer erhabenen Gesellschaft zu machen, denn so will es der, an dem meine ganze Seele hängt, dem ich Alles zu verdanken habe, und daher nichts abzuschlagen vermag. O, es ist, auch wenn das, was er befiehlt Selbstüberwindung heischt, eine Freude ihm zu gehorchen, ihm, meinem Wohlthäter,

meinem Meister, der mir mehr als Bruder, mehr als Vater ist. Aber, was weiß ich denn eigentlich von einem Vater oder Bruder? Habe ich denn jemals solche besessen? und doch kann ich mir denken, daß es schön sein muß, einen Bruder zu haben, denn ich habe ja an ihm gesehen, wie ein Bruder zu lieben versteht. Armer Vormund, was muß er bei der Nachricht vom Tode seiner Schwester empfunden haben, da jetzt, nach fünfzehn Jahren seine sonst so ruhigen Züge sich jedesmal schmerzlich zusammenziehen, wenn man von ihr redet, und wie hat er sie gerächt! Mich schaudert, wenn ich daran denke."

Wirklich mußte Esperance dieses Gefühl empfinden, denn sie erbleichte sichtlich, ermannte sich aber gleich wieder bei dem Gedanken, daß Alles, was er that, nur recht sein konnte. Einen Augenblick später war alles Unbehagen aus ihrer Physiognomie geschwunden, und Augen und Mund lächelten wieder von dem reinsten Glück, indem es in ihr jubelte: „Er kömmt als Sieger, und ich habe, wie er sagt, nicht wenig zu seinem Siege beigetragen, indem ich ihm sichere Nachricht von dem Documente verschafft, ja, so sagt er", hier zog sie aus den Falten ihres Kleides ein Briefchen hervor, das Choisi ihr vor einigen Minuten übergeben und überflog es mit strahlenden Blicken, dann rief sie mit Begeisterung:

„Er meint, daß ihm doch noch eine Art von Glück erblühen kann, und daß er mir für den Antheil, den ich an der Sache gehabt, ewig dankbar sein wird, mir, seinem Geschöpfe, das ist zu viel!" und Thränen der Rührung rollten über ihr schönes Antlitz. „Ach, wenn ich ihm doch aus ganzem Herzen zu danken vermöchte", seufzte sie, „aber er liebt so etwas nicht, und nennt mich bei solchen Gelegenheiten empfindsam, und doch habe ich zuweilen so sehr das Bedürfniß zu danken oder zu beten. Ich weiß nicht recht, was in mir

vorgeht, aber beten möchte ich wieder einmal, beten wie damals in der Pension mit der kleinen Josefine. Ach! die war zu gut für diese Welt, und schied daher aus derselben, um ein Engel zu werden.

Doch wie thöricht von mir, auch nur einen Augenblick an so etwas zu denken! Es gibt ja keine Engel, da es keinen Gott gibt, und es kann keinen geben, denn er, an den ich glaube, hat es mir so oft gesagt. Aber sollte er auch darin recht haben? Ich muß es glauben und doch ist es fürchterlich zu denken, daß dort über den Sternen Alles dunkel und öde ist, und daß das Grab sich ewig über uns schließt. Doch vielleicht ist es auch besser so, denn was hätte ich, die ich so oft Gott beleidigt, in der Ewigkeit von ihm zu erwarten? Nein, nein, mein Vormund und seine Genossen haben recht, es gibt keinen Gott, und an einen solchen zu glauben, ist doch nur dummer Aberglaube.

Aber wie sind mir denn alle diese lästigen Gedanken gekommen? fort mit ihnen, ich muß auf andere gerathen, mich zerstreuen, ein wenig in den Prater fahren und mir die vornehme und so hochmüthige Wiener Welt ansehen. Jedoch, was soll ich da?" Und die junge Frau sank entmuthigt wieder auf den Divan zurück, von dem sie sich schon halb erhoben. „Die Frauen", überlegte sie weiter, „blicken mich mit Geringschätzung an, und die Männer, pah! die kann ich auch jeden Abend in meinem Salon sehen. Aber zerstreuen will und muß ich mich." Und sie sprang rasch auf, klingelte und befahl anzuspannen. Eine Viertelstunde später hielt ihr Wagen vor einem eleganten Laden. Also dort war es, wo die Arme Zerstreuung suchte. Ob sie dieselbe wohl da fand?

XXVII. Kapitel.

Aus der Marquise Foissac's Vergangenheit.

„Aber wer war denn eigentlich die Marquise Foissac?“ wird mein Leser fragen. „Vor achzehn Jahren ein armes Bettelkind, das Jerome Noiron, damals ein siebzehnjähriger Student, öfter in dem Café, das er besuchte, für ein paar Sous singen hörte, die der Eine oder der Andere ihr zuwarf. Zu jener Zeit war Jerome noch nicht der böse Intriguant, den wir später in ihm kennen gelernt. Das Wort Gottes, welches seine leider so früh verstorbene Mutter als kostbaren Samen in sein Herz gestreut, war noch nicht vollkommen verweht, dieses daher noch weich und dem Mitleide zugänglich. Jenes Gefühl aber nahm ganz besonders die unglückliche Lage des bleichen achtjährigen Mädchens für sich in Anspruch. Jerome versagte ihr nie eine Gabe und würzte diese gewöhnlich durch ein freundliches oder bewunderndes Wort über ihren Gesang. Das erfreute Fanchette und schmeichelte ihr gar sehr, (damals hatte sie noch nicht den fremden und großartigeren Namen Espérance angenommen) und sie wurde immer zutraulicher mit dem hübschen jungen Manne, der ihren Gesang lobte, ihr kleine Silberstücke schenkte, und, was ihr noch bei weitem lieber war, (denn das Geld durfte sie nicht für sich behalten) sie zuweilen mit gutem Backwerk und Kaffee traktirte.

Auch daß sie schön war, hatte sie von ihm erfahren, damit hatte er jedoch in ihr junges Herz den ersten Samen der Eitelkeit gestreut, der leider nur allzu schnell Wurzel faßte und später vom Bösen so sehr ausgebeutet wurde. Das Alles ahnte sie aber damals nicht und war dem jungen Studenten, an dem sie bald mit schwärmerischer Liebe hing, unendlich dankbar.

Als dieser an einem Winterabende, es hatte eben zehn geschlagen, bei einer Kirche vorüberging, sah er auf deren Stufen ein kleines Mädchen zusammengekauert dasitzen. Er fragte, was sie da thue und ob sie nicht friere. Bei dem Klange seiner Stimme sprang das Mädchen jubelnd auf — es war Fanchette, die auf ihn zustürzte, seine Hand ergriff und diese mit Küssen bedeckte; dann brach sie in Thränen aus, indem sie rief: „O nehmen Sie sich meiner an, mein Herr, denn die Bösen dort zu Hause haben mich mißhandelt, weil ich ihnen nicht genug Geld brachte, dann mich zur Thüre hinausgeworfen und gesagt, daß ich nicht wiederkehren dürfe, als bis ich mehr erbettelt."

„Arme Fanchette! sind sie denn zu Hause so hart gegen Dich? Da zwei Francs, bringe ihnen das und sie werden Dich freundlich aufnehmen." „Nein, ich kehre nicht mehr zu ihnen zurück, denn wenn sie mich auch heute nicht wieder schlagen, so werden sie es doch morgen thun", schluchzte das Kind. „Aber wo willst Du denn bleiben?" „Bei Ihnen", und die Kleine klammerte sich an den Studenten. „Unmöglich! was würden Deine Eltern dazu sagen!" „Was heißt das Eltern?" fragte Fanchette neugierig. „Nun, Vater und Mutter." „Ach, ich habe weder Vater noch Mutter, das hat mir Madeleine oft wiederholt." „Und was wird denn Madeleine sagen, wenn Du gar nicht mehr heimkehrst?" „Sie wird sich freuen, denn sie sagt, daß ich mehr Brot esse, als zusammenbettele." „War sie es, die Dich hinauswarf?" „Ja, sie und ihr betrunkenes Vieh von einem Manne." „Pfui, sprich nicht so, das ist nicht schön!"

Das arme verwahrloste Kind erröthete stark bei dieser Zurechtweisung und schlug beschämt die Augen nieder, indem es lispelte: „Madeleine nennt ihn immer so!" „War sie es auch, die Dich geschlagen?" „Ja, zuerst sie und dann er; aber sehen Sie selbst." Hier

lüftete Fanchette, von Neuem in Thränen ausbrechend, das Tuch, das ihre Schultern verhüllte und zeigte dem jungen Manne, wie Nacken, Hals und Schultern mit Striemen bedeckt waren. Dieser Anblick, wie auch der rohe Ausdruck, dessen das unglückliche Kind sich noch vor Kurzem ohne die mindeste Scham bedient (weil es ihn von seiner ganz verwilderten Umgebung gelernt), empörte Noiron so sehr, daß er des jungen Mädchens Hand ergreifend ausrief: „Du hast recht, Fanchette, Du darfst nicht wieder zu ihnen zurückkehren! komme mit mir.“ In einem Freudenrausch, der sich Anfangs nur in Lachen und in abgebrochenen Sätzen kund that, schritt sie nun an seiner Seite dahin.

Später, als sie sich ein wenig beruhigt, erzählte sie, daß, nachdem die bösen Leute sie zum Hause hinausgeworfen, sie gleich seiner gedacht und in's Kaffeehaus geeilt, dann aber, da sie ihn dort nicht gefunden, in den Straßen umhergelaufen sei, weil sie gehofft, ihn irgendwo zu begegnen und sich endlich, als ihre Füße sie nicht mehr trugen, auf die Stufen der Kirche gesetzt habe.

Als sie ihre Geschichte beendet, sah sie sich vor einem großen Hause, in das ihr Beschützer mit ihr trat. Sie gingen durch mehrere hell erleuchtete Gemächer und standen dann vor einer schönen jungen Dame, die der Student Louise und Schwester nannte. Dieser stellte er Fanchette vor und erzählte ihr dann in wenigen Worten die Geschichte der Armen. Die junge Dame schien von derselben gerührt, umarmte das Kind und versprach, ihr eine Mutter zu werden.

Obwohl nun Louise ihr Versprechen nur sehr unvollkommen hielt, sich nicht viel um die Waise kümmerte und die, der sie hatte eine Mutter sein wollen, zum größten Theile ihren Leuten überließ, so hatte diese es doch nicht schlecht in ihrem Hause, denn man begegnete ihr freundlich; auch wurde sie in die Schule

geschickt, wo sie sich jedoch sehr langweilte und wenig lernte, denn ihr, die sich bis jetzt nur in den Straßen Paris' herumgetrieben, war das Stillsitzen zuwider. Als aber Jerome, den sie nun täglich bei seiner Schwester sah, sich nach ihren Studien erkundigte und entdeckte, daß sie nichts, oder doch nur sehr wenig gelernt, warf er ihr dieses mit Strenge vor. Sie hörte ihn weinend an, denn es betrübte sie, sein Mißfallen erregt zu haben.

Von diesem Tage an lernte sie gut und wurde sogar bald zu den Fleißigsten in der Schule gezählt. Das rührte Jerome, weil er wußte, daß ihr Fleiß nur aus Liebe zu ihm entsprang und erhöhte seine Theilnahme für das Kind, das ihm so sehr zugethan war, in so hohem Maße, daß, als seine Schwester ein paar Monate später einen Engländer, Mr. Gordon, heiratete und diesem in sein Vaterland folgte, ihr Bruder beschloß, ganz und gar für die Waise zu sorgen. Er nahm daher die jährliche Summe Geldes, die Louise für die Erziehung derselben bestimmt, nur bis zu seiner Majorität für sie an.

Von diesem Zeitpunkte wollte er allein alle Kosten bestreiten, denn es machte ihm Freude, für seinen Schützling zu sorgen; auch mochte er nicht seiner, von ihm angebeteten Schwester für ein Kind, das er ihr zugeführt, Verbindlichkeiten von zu langer Dauer auferlegen. Uebrigens wußte er ja auch, daß die Erziehung des Mädchens ihn nicht ruiniren würde, da er bei seiner Volljährigkeit ein bedeutendes Vermögen zu erwarten hatte. Nun wurde Fanchette in ein elegantes Erziehungshaus gebracht, doch weder Louise, noch ihr Bruder kümmerten sich viel darum, wie es daselbst mit dem Religionsunterrichte aussehe.

Es sah aber 1809 schlecht, sehr schlecht in den meisten französischen Erziehungshäusern aus; denn die revolutionären Anschauungen waren noch nicht vergessen,

wie sollten sie auch, da die Mehrzahl der Lehrer und Lehrerinnen in der Zeit des Communismus und Atheismus erzogen worden waren, und obwohl Napoleon I. mehr Religiosität in Frankreich einzuführen suchte, so war er doch selbst nicht fromm genug, um dieses mit Energie und Glück durchführen zu können, daher war es, wie schon gesagt, in den meisten weltlichen Erziehungshäusern sehr schlecht mit der Religion bestellt, denn wenn auch ein Priester ein paar Mal die Woche den Kindern Religionsunterrichte ertheilte, so war er doch keineswegs in seinen Bemühungen dadurch unterstützt, daß diejenigen, die die Anstalt leiteten, die Zöglinge zur Frömmigkeit und zu religiösen Uebungen angehalten hätten; und in diese Kategorie gehörte auch das Pensionat, in welchem Fauchette erzogen ward. Kein Wunder also, daß die Arme mit sechzehn Jahren in Allem besser bewandert war, als gerade in der Religion. Wäre eine fromme, kleine Gespielin, dieselbe Josephine, von der die Marquise im vorigen Kapitel geredet und an die sie sich im Pensionate mit warmer Freundschaft geschlossen, nicht frühzeitig gestorben (die beiden Mädchen hatten sich nur ein Jahr gekannt), so wäre Fauchette, auf die Josephine einen guten Einfluß hatte, wahrscheinlich auch eine Andere, eine Bessere geworden, denn Kinder erziehen sich gegenseitig, daher ist es auch wichtig, sie so viel als möglich nur mit recht braven zusammen zu führen.

Fauchette gab zwar nicht gleich nach dem Tode der Freundin die religiösen Uebungen auf, die sie durch jene hatte lieben gelernt, sondern nur allmälig, weil sie sich von Niemand darin unterstützt und ermuthigt sah und es sie auch langweilte und ärgerte, von den Anderen als Frömmlerin bezeichnet und verlacht zu werden. In jener Zeit war es, daß Jerome Noiron sich ihr als Vormund vorstellte (er hatte sich, sobald er großjährig geworden, von der Obrigkeit dazu ernennen

lassen). Er brachte ihr nun diese gute Nachricht, die sie in einen wahren Freudentaumel versetzte, denn jetzt dünkte es ihr, daß sie ein Anrecht auf seine Liebe habe und daß sie nicht mehr die verlassene Waise, sondern ein beneidenswerthes Geschöpf sei, da sie einen so edlen Beschützer gewonnen. Das sagte sie ihm auch in ihrer kindlichen Naivetät und er, obwohl er nicht mehr der reine Jüngling von ehemals war, fühlte sich doch fast stolz und glücklich, von diesem Kinde so hoch gestellt zu werden. Ja, sie stellte ihn so hoch, daß sie ihm eine Art von Kultus in ihrem Herzen errichtete und ihn zu ihrem Abgotte machte, und wenn sie schon früher nur durch seine Augen gesehen, um wie viel mehr geschah dieses jetzt, wo er sich thätiger denn je ihrer annahm, sie jeden Sonn- und Feiertag zu einer entfernten Verwandten brachte, die sie immer sehr freundlich aufnahm und mit der sie, vom Vormunde begleitet, allerlei Vergnügungen, wie Concerte, Theater, besonders aber die Oper besuchten; hier war es auch, wo sich ihr Geschmack zur Bühne entwickelte.

Sie wußte, (man hatte es ihr leider oft genug gesagt), daß sie eine sehr hübsche Stimme habe, daher fiel es ihr eines Tages ein (und was ihr einfiel, theilte sie auch immer dem Vormunde mit), daß sie gern zum Theater gehen, und eine Opernsängerin werden möchte. Er lobte diesen Gedanken und versprach, sie zur Sängerin ausbilden zu lassen. Sie hüpfte vor Freude über diese Gewährung und sah sich schon in Gedanken zur großen Künstlerin geworden, daher versprach sie ihm auch, in der Zauberflöte zu debutiren. „Denn ich weiß, lieber Vormund", fügte sie hinzu, „wie sehr Sie diese Oper lieben, da Ihre edlen Freimaurer sich darin so schön zeigen." „Du hast recht, die Freimaurer edel zu nennen", und nun sang er deren Lob in allen Tonarten, und endete mit der Erklärung, daß auch er seit Kurzem zu ihnen gehöre.

Fanchette erhielt nun von dem besten Singlehrer in Paris Unterricht, sie machte rasche Fortschritte, von denen ihr Vormund nur schriftlich benachrichtigt werden konnte, da er in Geschäften seiner Schwester nach England gereist war, von wo er einige Zeit darauf der Mündel in wenigen Worten deren Tod mittheilte. Sie war, wie er sagte, auf einem Schiffe gestorben, das sie und ihren Gemal nach Amerika bringen sollte. Ihr einziges Kind, einen Knaben, hatte sie schon in Deutschland verloren.

Seit diesem kurzen Berichte erhielt Fanchette durch Jahre keinen Brief mehr vom Vormunde, der, wie seine Verwandte ihr mittheilte, im Auftrage seiner Gesellschaft fremde Länder bereise. „Aber", fragte einmal das Mädchen kummervoll, „sollte er mich vergessen haben, da er mir gar nicht mehr schreibt?"

„Närrchen", meinte Madame de Breteuil „wie kannst Du das glauben, da er beständig für Dich sorgt?" „Das ist wahr, aber ein Brief von ihm würde mich doch sehr beglücken!" „Seine Seele ist durch den Tod der Schwester so gedrückt und verbittert, daß er, wie er selbst sagt, Niemandem schreiben mag." „Aber Ihnen schreibt er doch." „Ich glaube wahrhaftig, die Kleine ist eifersüchtig", lachte die Dame, und fügte dann hinzu: „Wenn er mir schreibt, so geschieht es eigentlich nur, um mit mir, die ich mich ja auch so sehr für Dich interessire, über Deine Erziehung und Zukunft Rücksprache zu nehmen.

Diese Eröffnung freute Fanchette keineswegs, denn sie hätte es bei weitem lieber gesehen, wenn der Vormund allein über sie bestimmt. Frau von Breteuil aber, die den Eindruck ihrer Worte auf das junge Mädchen nicht bemerkt, fuhr fort zu erzählen, wie sie noch gestern von ihrem Vetter (so nannte sie Herrn Noiron) einen Brief erhalten, in welchem er bestimmt habe, daß seine Mündel nun, wo sie sechzehn Jahre

alt sei, das Pensionat mit dem Hause der Cousine vertauschen, und sich dort ernstlich zur Bühne ausbilden solle.

Fanchette war glücklich, das Pensionat verlassen zu können, und führte nun in dem Hause ihrer Beschützerin, die eine eitle und sehr weltlich gesinnte Dame war, ein Leben voller Feste und Zerstreuungen, ohne jedoch ihre Ausbildung zur Bühne zu verabsäumen.

Als sie neunzehn Jahre zählte, betrat sie dieselbe zum ersten Male unter dem Namen Esperance, (denn der ihrige erschien ihr zu gemein) und zwar wie sie versprochen, in der Zauberflötte und vor ihrem Vormunde, der ganz vor Kurzem aus Deutschland zurückgekehrt war.

Er gehörte jetzt zu ihren lebhaftesten Bewunderern, Alles glaubte, daß er sich unfehlbar um die Hand seiner schönen Mündel bewerben würde, und man war nicht wenig erstaunt, als er sie, ein paar Jahre nach ihrem Debut, an den uralten aber steinreichen Marquis de Foissac verheiratete. Sie war ungern, aber doch ohne Widerrede, auf diese Partie eingegangen, da er, der noch immer ihr Abgott war, es wünschte, wurde jedoch schon einige Monate später zu ihrer großen Erleichterung Witwe, und zugleich unabhängige Herrin eines schönen Vermögens und einer glänzenden Stellung, aber leider auch zu der unterwürfigen Dienerin ihres ehemaligen Vormundes, dem sie noch immer die gleiche Verehrung bewies.

Dieser gebrauchte nun die junge Frau mit Allem, was sie besaß und war, als Instrument in seiner Hand.

Er würdigte sie zur Freimaurer-Zwischenträgerin und Spionin herab. Sie mußte durch ihren vornehmen Namen, ihre Koketterie und ihr Geld Rekruten, für den, wie er sagte, *großen* Zweck gewinnen, den nämlich, den Menschen die Freiheit zu verschaffen, sie aus

den knechtischen Banden der Religion und des Despotismus befreien helfen, kurz Freimaurer oder Carbonari's, wie sie sich auch nannten, für die Logen werben, und außerdem seine ehrgeizigen oder rachsüchtigen Pläne fördern; und deßhalb mußte sie auch ihr Vaterland verlassen und einsam und von Vielen verachtet, (denn man ahnte die Rolle, die sie spielte) im fremden Lande weilen. Das Alles that sie ohne Murren, ja selbst mit Freudigkeit für ihn, der sie als Kind gerettet und beschützt. Ach warum that er es nicht mehr und stürzte sie immer tiefer in's Verderben?

Daran dachte sie aber nicht, sondern nur, wie ihm dienen, und war, wie wir gesehen, ganz glücklich, wenn ihr dieses gelungen und er es dankend anerkannte. Arme Frau, auf welchen Irrweg war sie gerathen! O hätte sie doch ihre reiche Liebe und ihre Opferfähigkeit dem Dienste Dessen geweiht, den sie jetzt bekriegte, und der ihr einst mit einer ewigen Glückseligkeit gelohnt hätte!

XXVIII. Kapitel.

Worin der Leser ein Wiedersehen mit alten Bekannten feiert.

Vor einem leichtgezimmerten Bretterhause im Prater saßen um ein rundes Tischchen vier Personen — ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit einem klugen scharfgezeichneten Gesichte fällt uns in dieser kleinen Gruppe ganz besonders durch die gutmüthige und etwas humoristische Weise auf, in der er die endlosen Fragen seiner kleinen kugelrunden, um einige Jahre jüngeren Frau und seiner beiden Kinder, einem Knaben von eilf und einem Mädchen von acht Jahren beantwortet, und dazwischen aus einem großen Glase behaglich sein Bier schlürft.

Man sieht dieser kleinen Gesellschaft an, daß sie sich nicht oft Vergnügungen wie die heutige erlaubt, denn der Mann ist unverkennbar ein Bücherwurm, wie die Ungelehrten die Gelehrten gern bezeichnen, und hat folglich nicht viel Zeit, um müßig im Prater zu sitzen. Seiner Frau würde man auch die sorgliche Wirthschafterin und unerfahrene Praterbesucherin anmerken, selbst wenn sie nicht von Zeit zu Zeit in ihrem Arbeitsbeutel, wie auch in ihren Kleidertaschen nachsähe, ob sie nicht einen ihrer Schlüssel zu Hause gelassen und nicht mit einer so erstaunten Aufmerksamkeit die Vorübergehenden und ihre Toiletten betrachtete, oder auch, wenn ihr Mann den Einen oder den Andern grüßt, ihn nicht so neugierig nach dessen Namen und Verhältnissen ausforschte. Auch die Kinder, das war gewiß, waren Novizen an solchen öffentlichen Orten, denn sonst wären ihre Ausrufungen nicht in einem solchen Tone des Erstaunens und der Bewunderung ausgestoßen worden.

Aber der Leser wird selbst darüber urtheilen können, wenn er das Gespräch der Kinder und der Erwachsenen ein wenig belauscht. In diesem Augenblicke ruft Heinrich aus: „O Nanny, wie sind doch hier die Bäume groß, stark und schattig, aus so einem könnte man wahrlich drei solche wie in unserem Gärtchen machen. Kein Wunder, daß die Vögel hier lustiger und lieblicher singen als bei uns in der Vorstadt."

„Ja, das ist wahr", antwortet das Schwesterchen mit entzückten Blicken, „und wie die Gänge lang und breit sind; ich begreife, daß die geputzten Leute gern in denselben lustwandeln. Auch ich möchte täglich hier spazieren gehen, oder lieber noch in solchen schönen Kleidern fahren, wie das kleine Mädchen dort, das ihren Eltern gegenüber mit strahlendem Gesichte dasitzt und eben an uns vorübersaust."

„Ach, da erkenne ich den Geschmack der kleinen Mädchen" sagte der Bruder ein wenig spöttisch. „Schöne Kleider, herrliche Equipagen, das ist immer das, was sie glücklich macht." „Und Du, weiser Repräsentant der Knaben", fragte hier lachend der Vater, der Niemand anders als unser alter Bekannter, Professor Silberschmidt ist, „was würdest Du Dir denn von all den Herrlichkeiten wünschen, die Du hier vor Augen hast?" „Das stattliche braune Pferd, das der Officier dort reitet." „Und wohl auch seine Uniform?" neckte Nanny. „O nein, ich möchte nicht Soldat werden." „Was denn, Musikant vielleicht, um einst zu spielen, wie die dort?" und die Kleine wandte ihr hübsches blondes Köpfchen mit den lebhaften blauen Augen nach der Seite des Wurstelpraters, von wo sich eben eine gellende Musik hören ließ. „Welch ein Unsinn!" sprach der Knabe unmuthig, indem er feuerroth wurde. „Und was denn aber, guter Heinrich?" fragte das Schwesterchen in begütigendem Tone, denn es that ihr leid, den Bruder geärgert zu haben. „Ich will ein Gelehrter werden, ein solcher wie der Vater." „Bravo, mein Sohn, da mußt Du aber fleißig lernen", und die Mutter streichelte liebevoll die Wange des Knaben, der ihr Liebling war, weil er dem Vater so sehr glich.

Hier aber gerieth die bis jetzt so eifrig geführte Unterhaltung einen Augenblick in's Stocken, weil Professorin Silberschmidt wieder einmal nachsehen mußte, ob sie ihre Schlüssel alle beisammen habe. Sie fürchtete jetzt für den der Zuckerdose, der seiner Kleinheit wegen leicht übersehen, und daher vergessen werden konnte, was sie als ein Unglück betrachtet hätte, da es eine große Versuchung für die Dienstboten gewesen, die, wie sie meinte, für solche Colonialwaare eine besondere Vorliebe an den Tag legten. Kaum war sie aber über diesen Punkt durch den Anblick des vermißten Schlüs-

selchen's beruhigt, so kam die Conversation wieder lebhafter denn je in Gang, denn die Frau Professorin mußte nun durchaus wissen, wer die beiden alten Herren seien, die ihr Gatte gegrüßt, und als sie erfahren, daß es ein verabschiedeter englischer Diplomat Mr. L. und ein Herr von Choisi sei, der seit einem Jahre abwechselnd in Wien und Berlin weile, weil er, wie er sagte, eine ganz besondere Zuneigung für Deutschland und die Deutschen hege, da meinte sie, daß sie sich nie einen Freund der biederen Deutschen mit einem so finsteren und doch zugleich auch gleißnerischen Gesichtsausdrucke, sondern immer nur mit einem offenen und freundlichen gedacht, und daß sie daher auch nicht seinen Worten Glauben schenken, sondern ihn eher als Feind, denn als Freund ihrer Landsleute betrachten würde.

Ihr Mann lächelte zu diesem Ausfalle auf des Franzosen Physiognomie, denn er erinnerte ihn an den Eindruck, den Monsieur Choisi, als er ihn bei einem seiner Collegen begegnet, auf ihn gemacht, und auch an ein Gespräch, das er, als jener den Freund verlassen, mit diesem gehabt. Denn Professor M. hatte damals behauptet (wie eben jetzt seine Frau), daß einem Manne mit dem Gesichtsausdrucke des Franzosen nicht zu trauen sei, und hinzugefügt, daß derselbe auch nicht lüge, da er mit Bestimmtheit wisse, daß Monsieur Choisi die Deutschen, die er doch zu lieben vorgebe, agitire, sie gegen ihre Regierungen aufbringe, und auf diese Weise Unzufriedenheit in die Geister der Unterthanen säe, was doch nicht das Werk eines Freundes ist. Und als Professor Silberschmidt den Collegen fragte, wie denn er bei der Meinung, die er von diesem habe, solch' einen Mann empfangen könne, meinte jener, er thue das ungern genug, daß der Franzose jedoch unter allerlei geschickten Vorwänden (einmal um ihn um Rath in einer gelehrten Frage, oder auch um

ein Buch zu bitten, ein anders Mal, wie z. B. heute, um ihm, der eine Autographensammlung habe, ein seltenes Exemplar zu billigem Preise anzubieten), den Eintritt in sein Haus erschleiche.

„Vielleicht", hatte der Freund lachend hinzugefügt, „wird er mir bei einem neuen Besuche vorschlagen, mich in die Freimaurerloge einzuführen, der er, wie ich aus sicherer Quelle weiß, angehört, aber das soll ihm nie gelingen, weder ihm noch seinem Akolyten Mr. L., den er, wie man mir gesagt, gern mit den Leuten bekannt macht, um ihn, wenn er nicht allein mit ihnen fertig werden kann, denselben über den Hals zu schicken." Ja, das Alles rief sich Professor Silberschmidt schmerzlich bewegt wieder in's Gedächtniß zurück, denn es fiel ihm ein, daß seitdem ein naher und lieber Verwandter von ihm auch in den verruchten Orden getreten.

Da unterbrach plötzlich seine Frau den Gang seiner Gedanken mit den Worten: „Ach siehe doch, Männchen, dort fährt die schöne junge Frau vorüber, von der ich Dir erzählt, daß sie sich allemal, wenn wir uns im Volksgarten treffen, so freundlich mit mir und den Kindern unterhält." „Und sich nach Papa erkundigt, vor dessen Gelehrsamkeit sie eine große Achtung hat", rief Heinrich.

„Und deßhalb willst Du vielleicht auch Gelehrter werden, damit man sich ebenfalls nach Dir erkundige", lachte Nanny. Auch der Vater lachte, dann sprach er, indem er dem Sohne freundlich auf die Schulter klopfte: „Die fremde Dame hätte gewiß nie etwas von Deinem Vater erfahren, wenn Du ihr nicht ausgeplaudert, daß Du Professor Silberschmidt's Sohn bist, und daß dieser, wie Du armer verblendeter Knabe glaubst, ein großer Gelehrter sei."

„Aber wer mag wohl diese Dame sein?" fügte er sinnend hinzu. „Du weißt es nicht, Amalie, kennst nicht ihren Namen?" „Nein, ich weiß nur, daß sie eine

Französin ist, und daß ihr Diener sie Frau Marquise nennt." „Und ich weiß, daß sie Esperance heißt", rief Nanny, „denn dieser Name ist in ihr Taschentuch gestickt." „Aber da ist sie wieder", jubelte die Kleine. „Ja und sie erkennt uns und grüßt mit ihrem gewöhnlichen Liebreiz, gar nicht stolz, wie viele andere vornehme Damen", meinte die Mutter. „Nein gar nicht, denn wie freundlich nickt sie nicht wieder zwei Herren zu; das sind die Beiden von vorhin, wovon der Eine sich einen Freund der Deutschen nennt", sagte Heinrich.

„Ich beklage die Frau, wenn diese beiden Männer zu ihren Bekannten oder wohl gar Freunden gehören", dachte der Professor, und verfiel wieder in seinen vorigen Gedankengang, in welchem seine Frau ihn bald abermals störte, indem sie rief: „Aber blicke doch auf, lieber Mann, da ist ein junger Herr, der Dich schon ein paar Mal gegrüßt, ohne daß Du ihn nur im mindesten beachtet, noch weniger seinen Gruß erwidert hättest. Sieh, jetzt trennt er sich von seinen Begleitern und kömmt auf uns zu."

„Grüße Sie Gott, Graf Jörgen", sagte der Professor herzlich, indem er rasch aufstand und dem neuen Ankömmlinge die Hand reichte. Dann fragte er lächelnd: „Kann ich Sie schon meiner Frau in Ihrer neuen Eigenschaft eines Attaché's bei unserer Gesandtschaft in Paris vorstellen, oder ist Ihre Ernennung noch nicht bestätigt?" „Seit ein paar Stunden bin ich zu diesem Posten ernannt", und Alfred, dessen ganzes Gesicht vor Freude strahlte, verbeugte sich höflich vor der Frau Professorin. Diese, auf die der Jüngling einen freundlichen Eindruck machte, fing nun rasch eine Conversation mit ihm an, die wahrscheinlich sehr lange gewährt, wenn nicht Alfred endlich dem Gespräche ein Ende gemacht, und sich verabschiedet hätte, weil er, wie er

sagte, nicht länger seine Freunde, mit denen er in den Prater gekommen, auf sich warten lassen wolle.

Als er zu diesen (lauter Kameraden aus dem Theresianum) zurückkehrte, lachten sie ihn über seine Höflichkeit gegen den alten Philister, wie sie Professor Silberschmidt nannten, weidlich aus, und fügten hinzu, daß seine Brüder, (deren Geschichte war zu ihren Ohren gedrungen) sicher nicht die Höflichkeit so weit getrieben, sondern lieber aus dem Prater gelaufen, als den Alten begrüßt hätten. „Ich weiß nicht, was meine Brüder gethan", antwortete Alfred trocken. „Ich aber halte es mit der Höflichkeit, und da ich dem Professor öfter bei meiner Schwester begegne, so sah ich es für meine Pflicht an, ihn hier zu begrüßen." „Ja das ist wahr, Alfred ist immer höflich, sehr höflich", riefen hier lachend mehrere Stimmen.

Und das war er auch, theils weil ihm die Höflichkeit angeboren, zum größten Theile aber, weil sie ihm von den Obern der geheimen Gesellschaft, der er angehörte, anempfohlen worden, denn jene sagten ganz richtig, daß, wenn man sich in das Vertrauen der Leute schleichen wolle, man nur durch freundliches, liebenswürdiges und zuvorkommendes Benehmen seinen Zweck erreichen könne. Gegen den klugen und gelehrten Professor aber war er es stets ganz besonders, da er ja wußte, wie gern die geheimen Gesellschaften so bedeutende Männer, wie ihn, für sich gewinnen. Wir sehen daraus, daß die Bewegungen Alfred's berechnet waren, was jungen Leuten seines Alters sonst nicht eigen ist. Aber in den geheimen Gesellschaften reifen die Jünglinge frühzeitig. Leider gewann er jedoch weder moralisch, noch physisch bei dieser vorzeitigen Reife, denn seine durch böse Beispiele und falsche Grundsätze befleckte Seele wandte sich mehr und mehr von ihrem Schöpfer und ihre Hülle wurde immer gebrechlicher. Das beklagte auch bitterlich (als Alfred von ihnen gegangen) die

gutmüthige Professorin Silberschmidt (die er durch seine Höflichkeit ganz für sich gewonnen) mit folgenden Worten:

„Mein Gott, wie schade, daß ein so hübscher, liebenswürdiger und wie Du, lieber Mann, sagst, auch geistreicher, junger Mann, so bleich und kränklich aussieht.“ „Ja, schade, daß er sich keiner guten Gesundheit erfreut, denn Alfred Jörgen ist, was Studien anbelangt, ein ausgezeichneter junger Mann, ganz der Gegensatz seiner Brüder und er könnte, wenn seine Gesundheit ihm nicht hinderlich wird, mit einiger Beharrlichkeit ein großer Gelehrter werden.“ Aber jetzt müssen wir uns von diesem Opfer der geheimen Gesellschaften ab und einem anderen, vielleicht noch beklagenswertheren zuwenden.

XXIX. Kapitel.

Vormund und Mündel.

An einem schwülen Julitage sehen wir in dem elegantesten Hotel Badens, bei Wien, die schöne Marquise Foissac träge und gelangweilt auf einer Causeuse ruhen. Ihre Hand hält nachlässig den Band eines französischen Romanes, der selbst sie, die leichtsinnige und durch schlechte Erziehung ganz verwahrloste junge Frau anzuwidern scheint, denn nachdem sie einige Minuten in dem Buche geblättert, wirft sie dasselbe mit Ekel auf ein nahestehendes Tischchen, indem sie ausruft: „Das ist jämmerlich, immer dasselbe! fade Liebeleien. — Ach, könnte ich doch einmal ein Buch finden, das mir so recht gefiele“, fuhr sie zu monologisiren fort, „oder mir etwas ausdenken, das mich unterhielte. Aber zum Singen und Zeichnen ist es zu heiß. Wenn doch Jemand käme, nur nicht Jörgen! Er langweilt mich so mit seiner Liebe und seinen Heiratsanträgen, auf die ich nie eingehen werde, denn ich will mich nicht

zum zweiten Male an einen ungeliebten Mann fesseln lassen. Aber horch, wer kömmt da? Es sind Männertritte, die sich meiner Thüre nahen — wer untersteht sich unangemeldet —" Und sie richtete sich unwillig auf — als nach einem kurzen Klopfen die Thüre aufsprang und ihr Vormund vor ihr stand.

Nun war sie mit einem Freudenruf an seiner Seite, ihre Hände ruhten in den seinigen und sie lauschte gerührt und beglückt auf die Worte des Dankes, die er ihr beredt aussprach. „Du hast mich", sagte er unter Anderem, „durch Deine Klugheit und Geschicklichkeit in den Stand gesetzt, die für mich so wichtigen Papiere zu erlangen und mich dadurch aus dem sklavischen Druck des Engländers befreit, so daß ich ungescheut meine Ansprüche auf Philipp geltend machen konnte. Man hat mich nun zu seinem Vormunde ernannt und ich hätte das Recht, ihn gleich von den Pflege-Eltern fort und zu mir zu nehmen. Da ich jedoch den Knaben, der sehr an jenen hängt, nicht gegen mich einnehmen will, so beabsichtige ich dieses nur im schlimmsten Falle, das heißt, wenn Ronberg's nicht auf meine Pläne eingehen."

„Sie haben Recht, lieber Vormund, lassen Sie den Knaben womöglich bei den guten Pflege-Eltern, die ihn ja so sehr zu lieben scheinen." „Und wie weißt Du das, mein Kind?" „Ich bin ihnen oft mit dem Knaben im Prater begegnet und habe stets bemerkt, wie freundlich sie diesen anblickten und mit ihm sprachen." „Auch ich glaube, daß, da sie selbst keine Kinder haben, sie Philipp ganz in ihr Herz geschlossen. Deßhalb hoffe ich, daß sie vernünftig sein und auf meine Vorschläge eingehen werden. Was sagst Du aber zu dem Knaben, wie gefällt er Dir Fauchette?" Diesen Namen gab Jerome immer noch dem ehemaligen Mündel, wenn er mit diesem allein und guter Laune war.

„O er hat ein offenes schönes Gesicht, eine geistreiche Physiognomie und die regelmäßigen Züge seiner Mutter." „Ganz recht, das fiel auch mir gleich bei seinem ersten Anblicke auf, daher fühlte ich mich auch dem Knaben gegenüber stets weich gestimmt, obwohl ich nichts von seiner Abkunft wußte. Bald liebte ich ihn sogar, der wunderbaren Aehnlichkeit wegen und empfand zu meiner eigenen Verwunderung tiefen Schmerz, als er vor vierzehn Monaten so schwer darniederlag." „Aber wie, ahnten Sie denn nicht, daß der von Baron Rouberg angenommene Zigeunerknabe Ihr Neffe sei, da Sie doch wissen mußten, daß dieser seinen Eltern in Prag geraubt worden?" „Das wußte ich eben nicht, denn ich erhielt während Gordon's Krankheit bloß einen Brief von meiner armen Schwester, in welchem sie mir ganz kurz mittheilte, daß ihr Gatte zwar jetzt von der lebensgefährlichen Krankheit genesen sei, jedoch noch immer die Schwermuth nicht überwinden könne, in die der Verlust des Knaben ihn gestürzt. Daraus geht deutlich hervor, daß sie mir in einem vorhergehenden Briefe ausführlich von der Krankheit des Mannes und von dem Raube des Knaben gesprochen. Da ich aber jenen Brief nie erhalten, so mußte ich natürlich glauben, als sie des Verlustes erwähnte, der den Gatten in Schwermuth versenkt — daß der Tod ihr den Knaben geraubt." „Und das war der letzte Brief, den Sie von Ihrer Schwester erhielten?" „Ja, denn die amerikanische Reise kam so plötzlich, daß sie kaum Zeit haben konnte, hiezu die nothwendigen Vorkehrungen zu treffen." „Und Ihr Schwager, hat er Ihnen nie geschrieben?" „Nur, um mir Louisen's Tod anzuzeigen; aber sprechen wir nicht von dem Abscheulichen, der die Tage meiner unglücklichen Schwester durch sein Betragen oder wohl gar durch seine mörderische Hand verkürzt."

Herr Noiron sprach diese Worte in gewaltiger Aufregung und indem er das Zimmer mit großen

Schritten durchmaß, doch ohne die Stimme zu erheben, im Gegentheile, die Laute kamen nur mühsam zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor und verursachten einen zischenden Ton, der der jungen Frau so unheimlich war, daß sie erbleichte und sich ängstlich in die Kissen ihres Fauteuils drückte, indem sie sich vornahm, nie mehr dieses traurige Thema zu berühren. Ihr Exvormund faßte sich jedoch bald wieder und an sie herantretend, fragte er in einschmeichelndem Tone: „Nun, Fanchette, meine Zauberin, hast Du viel Proselyten gemacht?" „Drei vornehme, junge Leute, Graf O., Fürst P. und Freiherr E. bitten um Aufnahme in den Großorient zu Berlin."

„Das ist ja vortrefflich! Meine Zauberin hat also mit Glück ihren Stab geschwungen!" „Sie sind demnach mit mir zufrieden, mein Vormund, mein Wohlthäter!" und sie wollte seine ihr dargebotene Hand an die Lippen führen, er aber verhinderte dieses, indem er die Sache umkehrte und galant die ihrige küßte; dann meinte er, daß es Zeit für ihn sei, zu gehen, daß er sich sehne, endlich den Sohn seiner geliebten Schwester zu umarmen und daß er daher noch heute die Reise nach Böhmen, wo Ronberg's ihre Besitzung hatten, antreten wolle." „Ach, da will ich Sie nicht zurückhalten, denn ich begreife, wie jeder Augenblick, der Sie noch länger von Ihrem Neffen trennt, Ihnen ein verlorener erscheinen muß. Und trotzdem kamen Sie zuerst zu mir! danke, danke!" und sie blickte ihn mit fast kindlicher Dankbarkeit an.

„Du brauchst mir nicht zu danken, denn ich konnte nicht anders; mein Herz trieb mich zu Dir, meinem Adoptivkinde, meiner kleinen Fanchette." Und er küßte sie auf die Stirne, wie er es vor achtzehn Jahren gethan, denn für seine Gefühle, so unglaublich es auch erscheinen mag, war sie noch immer das kleine Mädchen von ehemals und daher ihm heilig, der doch sonst rück-

sichtslos und gewissenlos genug dem schönen Geschlechte huldigte.

Dieses Gefühl entsprang jedoch bei ihm auch nicht aus ganz reiner Quelle. Sie war sein Geschöpf, er hatte sie aus Noth und Elend gerissen und zu einem hochbegabten Wesen gemacht (denn er sah Alles, was er an ihr bewunderte, als sein Machwerk, als den Triumph seiner Erziehung an; daher durfte er auch nicht die eigene Schöpfung in den Staub ziehen). Ueberdies war er an ihre Verehrung gewöhnt, sie that ihm wohl und war ihm zum Bedürfniß geworden.

Diese Verehrung aber, oder vielmehr dieser Kultus, würde, das wußte er, mit dem idealen Verhältnisse, in welchem er zu ihr stand, nothwendig aufhören; das durfte nicht sein, denn er, der von Niemandem geliebt wurde, hielt fest an ihrer reinen und uneigennützigen Liebe. Sie schmeichelte ihm und söhnte ihn, da sie ihn beständig an eine von ihm vollbrachte gute That erinnerte, einigermaßen mit sich selbst aus; daher betrachtete er sie auch wie einen köstlichen Schatz, nicht aber als den köstlichsten, denn Ehrgeiz und Haß nahmen den ersten Rang in seinem Herzen ein und deßwegen war er auch mit Leib und Seele Freimaurer oder vielmehr Illuminat, denn in diese Abzweigung der Freimaurer hatten ihn seine Bewunderung für Weißhaupt und die Erkenntniß, daß er in derselben noch schneller zu Macht und Ehren gelangen würde, eintreten lassen. Auch seine zweite Leidenschaft, der Haß, bewog ihn zu diesem Schritte der ihn jedoch keineswegs von den Freimaurern trennte.

Er glaubte nämlich, unter den Illuminaten energischere Feinde gegen Kirche und Staat zu finden und er haßte Beide, besonders aber Erstere, die das Anathema gegen das Befriedigen seiner bösen Leidenschaften aussprach, wie auch gegen die Gesellschaft zu der er gehörte, und dieser Haß war es auch, der ihn bewogen,

das Kind seiner Adoption zu einem freudelosen Leben zu verdammen, indem er es an einen steinalten, vornehmen und reichen Freimaurer fesselte, der, wie es ausgemacht war, noch vor der Hochzeit sein Testament machte und darin sein ganzes Vermögen seiner zukünftigen jungen Frau hinterließ; denn mit diesem Gelde machte er ja sie, die den Freimaurern diente, zu einer mächtigen Waffe in deren Hand.

Dieser Haß hatte ihn auch vermocht, später die reizende Witwe, die er vor allen Versuchungen hätte schützen sollen, in eine schimpfliche Stellung, die einer Freimaurer-Agentin zu bringen, deren Hauptgeschäft in Spionage, Intrigue und Anwerbungen von neuen Rekruten für die Loge bestand. Er hatte ihn zuletzt auch bewogen, die unerfahrene Frau aus ihrer Heimat zu reißen und sie in ein fremdes Land und unter fremde Verhältnisse zu versetzen und er hatte dieses mit fast leichtem Herzen gethan, weil er bemerkte, daß diese Handlungsweise ihrer Verehrung für ihn keinen Eintrag that und weil er wußte, daß, so lange diese dauerte, sie wohl kokettiren und intriguiren, jedoch nie ganz sinken würde.

Das war auch eigentlich die einzige Sünde, vor der er sie hätte schützen mögen, denn so verrucht er auch war, so schmeichelte ihre Verehrung ihm doch nur, so lange sie, wie er meinte, aus einem unbefleckten Herzen kam. Denn, daß ihr Herz und ihre Seele durch die Irreligiösität und die sündhaften Grundsätze, die er hineingelegt, schon befleckt waren, fiel ihm gar nicht bei. Auch sie wußte nichts davon und bildete sich ein, daß die Mission, die er ihr ertheilt, eine große und erhabene sei, daher sie gerne neue Streiter für die gute Sache warb und so nach ihrer Meinung ein nützliches Mitglied in dem großen Weltall war. Ein Beweis, wie sehr er die Arme zu berücken verstanden und deshalb war sie auch jetzt, obgleich er sie von Neuem verlassen

wollte und sie wieder ungestört der Langweile und den Intriguen zufallen mußte, doch in diesem Augenblicke stolz und froh und mit ihrem Schicksale vollkommen ausgesöhnt, weil er, den sie hochschätzte, sie gelobt und ihr gesagt, daß sie ihrer Mission gut nachkomme.

Nachdem er nun von ihr Abschied genommen und sich zum Gehen zur Thür gewendet, kehrte er noch einmal um und fragte: „Nun, und von Felix Jörgen, dem ich in Berlin einen Empfehlungsbrief an Dich gegeben, hast Du mir nichts gesagt." „Ach Gott, ich bin froh, wenn ich nicht an den langweiligen Menschen zu denken brauche." „Das verstehe ich nicht, ihm fehlt es doch nicht an Verstand." „Das mag sein, aber er ist zudringlich und das kann ich nicht leiden." „Wie? ich will doch nicht hoffen, daß er Deine verlassene Stellung mißbraucht und Dir seine Gesellschaft aufdrängt?"

„Ja, das thut er und noch mehr!" Hier stockte die junge Frau tief erröthend, dann sagte sie: „Ich bitte Sie, Vormund, befreien Sie mich von ihm!" „Das will ich; ich hatte ihn Dir empfohlen, damit Du mir helfest, ihn an die Freimaurer zu fesseln, von denen er, wie ich fürchte, gern abspringen möchte. Da er sich Dir jedoch unangenehm, oder besser gesagt, zu angenehm machen möchte, so soll er nicht mehr über Deine Schwelle; übrigens hättest Du gut gethan, ihn Dir unter solchen Umständen schon lange abzuschütteln." „Das würde ich auch gethan haben, wenn nicht gerade Sie ihn mir empfohlen." „Wenn auch, sobald Einer sich ungebührlich benimmt, so —" „So weiß ich mich selbst zu schützen", fiel ihm hier die junge Witwe fast zürnend in die Rede, indem sie sich stolz aufrichtete. Die gekränkte Frau hatte in diesem Augenblicke ihre gewöhnliche Demuth ihm gegenüber gänzlich abgelegt und fuhr sehr erregt fort:

„Niemand, weder er noch jemand Anderer, dürfte sich ungebührlich gegen mich benehmen. Nein, das ist es nicht, ganz im Gegentheile, er thut mir die Ehre an, um meine Hand zu werben, da ich aber keine Neigung für ihn empfinde, so sind mir seine Anträge, wie auch der ganze Mensch lästig." So stolz und schön hatte Noiron Fanchetten nie gesehen. Ihm dünkte, daß sie der Stolz, selbst ihm gegenüber, weit besser als die Demuth kleide. Ueberdieß freute es ihn, zu sehen, daß es ihr weder an Selbstgefühl, noch an Energie gebreche, zwei Dinge, die sie, wie er meinte, in ihrer Verlassenheit stets genugsam schützen mußten und die er ihr nie in so hohem Maße zugetraut; daher sagte er auch fast demüthig:

„Verzeihe mir, Fanchette, meine rasche Rede, sie sollte für Dich nichts Kränkendes haben und war auch nur der Ausdruck einer vielleicht zu großen Besorgniß, die jedoch Deine verlassene Lage im fremden Lande zu rechtfertigen vermöchte." „Ja, verlassen bin ich, sehr verlassen und fühle mich oft so einsam, daß, wenn mir der junge Jörgen minder unangenehm wäre, ich vielleicht seinen Wünschen nicht abhold —" „Halt ein und beende nicht einen Satz, der Deiner unwürdig ist, denn wie könnte meine kluge und energische Fanchette, weil sie sich momentan verlassen und gelangweilt fühlt, einem Manne, den sie nicht mag, ihre Hand reichen?" „Das will ich auch nicht, denn ich weiß aus Erfahrung wie schrecklich das ist." Und die junge Frau schloß schaudernd die Augen, wie vor einem widrigen Bilde.

Erstaunt blickte er sie an; auch diese Sprache, diese Bewegung waren ihm neu bei ihr, denn obwohl sie sich, wie er sich dieses wohl leicht denken konnte, in ihrer kurzen Ehe nicht glücklich gefühlt, so hatte sie doch nie geklagt, vielleicht aus Rücksicht für ihn, der sie an den Greis verheiratet; und sollte sich diese Rücksicht und vielleicht mit ihr auch die Verehrung vermindert

haben? fragte er sich mit Unruhe. Das durfte nicht sein oder wenigstens gleich im Keime erstickt werden.

Doch was konnte sie gegen ihn verändert haben, denn sie war doch so ganz anders in Paris gewesen? Das Jahr in Deutschland aber, in welchem er sie in Folge seiner russischen Reise fast ganz aus den Augen verloren, hatte ihr, wie er nun einzusehen anfing, nicht gut gethan, denn es hatte sie ihrer schiefen Stellung wegen in Wien von dem Umgange der Frauen ganz abgesondert, so daß sie nur mit Männern verkehrte und das in einer beständigen Intriguenwelt, die sie bald ermüdete und zuletzt anwiderte, denn diese war nicht ihr Element. Obwohl sie, wie viele Frauen, Geschick zur Intrigue hatte und diese auch ohne Gewissensbisse ausübte, da sie sich im Rechte glaubte und man ihr eingeredet, sie kämpfe für eine gute Sache, so füllte sie doch nicht, wie dieses bei echten Intriguanten geschieht, ihr Leben aus, sondern ließ in demselben eine große Leere zurück. Ungefähr solche Gedanken drängten sich auch Jerome Noiron auf, als er die kummervollen Züge der jungen Frau beobachtete und deßhalb sprach er auch in mildem Tone, indem er ihre Hand ergriff:

„Armes Kind, fasse Muth, Deine Verlassenheit wird nun bald ein Ende nehmen, denn in einem Monat kehrst Du mit mir nach Paris zurück." „O das ist gut!" und ihre Augen leuchteten, um sich jedoch gleich darauf mit Thränen zu füllen. „Nun, warum dieser neue Kummer? Bist Du vielleicht krank, meine Fanchette?" und der Franzose blickte ihr besorgt in's Gesicht. „Ach nein", erwiderte sie seufzend, „mir fiel nur ein, daß auch in Paris meine Stellung nicht die beneidenswertheste sein wird; denn obwohl Madame de Breteuil, Ihre Cousine und einige andere Damen mir freundlich begegnen, so behandeln mich doch wieder Andere mit derselben Geringschätzung, unter der ich hier von der Frauenwelt zu leiden habe." „Auch das soll

anders werden, dafür lasse nur mich sorgen, aber nun muß ich ernstlich fort." Und nach einem herzlichen Händedrucke verließ er sie, die, als sie sich mit ihren traurigen Gedanken wieder allein sah, in einen Strom von Thränen ausbrach.

XXX. Kapitel.

Felix wird auf rauhe Art verabschiedet.

Als Herr Noiron das Vorzimmer der Marquise betrat, sah er Felix Jörgen vor sich stehen. „Was wollen Sie hier", rief er ihm unmuthig entgegen, indem er kaum den Gruß des erstaunten jungen Mannes erwiderte, der ihn noch in Rußland wähnte. Dann fügte er, ohne jenen zu Worte kommen zu lassen, rasch hinzu: „Meine Mündel ist zu unwohl, um Besuche annehmen zu können." „Und doch waren Sie bei ihr? Uebrigens hat auch nur die Frau Marquise darüber zu entscheiden. Daher", und Felix wandte sich in strengem Tone zu dem Diener, „wiederhole ich Ihnen, Frederic, mich bei Ihrer Gebieterin zu melden." Jener zögerte noch einen Augenblick, denn er fürchtete den Franzosen, der, wie er wußte, einen großen Einfluß auf seine Herrin hatte und nur als er sah, daß derselbe keine Miene verzog und nicht Willens war, dem Befehle entgegenzutreten, gehorchte er.

Felix, der das Alles in größter Aufregung beobachtet, warf dem jetzt sich entfernenden Noiron Blicke des Hasses und der Eifersucht zu, die dieser, in der Thür durch ein verächtliches Lächeln erwiderte. Ein paar Minuten später meldete Frederic dem jungen Jörgen, daß die Marquise verhindert sei, Besuche zu empfangen. „Für dieses ihr so ungewöhnliche Benehmen soll der abscheuliche Franzose, der es ihr gewiß

eingegeben, mir büßen", dachte Felix, indem er die Treppe hinabstürmte, und als er jenen noch am Thore stehen sah, fuhr er folgendermaßen zu monologisiren fort:

„Ah, da ist er ja, er scheint auf mich zu warten. Also war er gewiß, daß sie mich nicht annehmen würde! und wie triumphirend er grinst — aber das soll er mir zahlen!" und Felix ballte die Faust, die er jedoch nicht erhob, als der Franzose seinen rachsüchtigen Gedanken, die sich in zornigen Blicken kund thaten, mit kalter Gelassenheit begegnete; dann des jungen Mannes widerstrebenden Arm ergreifend, flüsterte er ihm zu: „Ueberwinden Sie sich doch ein wenig, denn Aller Augen sind auf uns gerichtet, und hören Sie mich womöglich ruhig an." Und sich an seinen und Felix' Kutscher wendend, befahl er, daß die Wagen ihm und seinem Freunde (Felix' Arm zuckte bei diesem Worte in dem seinen heftig zusammen) aus einer gewissen Entfernung folgen sollten.

„Nun, was haben Sie mir zu sagen?" fragte Felix kurz, nachdem sie einige Schritte gegangen. „Nichts, als daß ich Sie ernstlich bitten muß, die Marquise nicht ferner mit Ihren zwar ehrenvollen, aber ganz fruchtlosen Heiratsanträgen zu belästigen." „Und mit welchem Rechte mischen Sie sich in meine Angelegenheit?" fragte Felix aufgebracht. „Die Marquise hat mich gebeten, Ihnen dieses mitzutheilen, wie auch, daß, da sie in Kurzem in ihre Heimat zurückkehrt, sie so sehr mit Reisevorkehrungen beschäftigt ist, daß sie überhaupt keinen Besuch mehr annehmen kann."

„Was, sie kehrt nach Frankreich zurück?" stammelte der zu Tode erschreckte Felix, indem eine Leichenblässe sich auf seine Züge legte. „Wie ich eben die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen", und Noiron verbeugte sich kalt. „Das kann ich nicht glauben, aber wohl, daß die ganze Reise eine Ihrer höllischen Erfindungen ist."

„Wie Sie wollen", meinte jener gleichgiltig, indem er die Achseln zuckte. „Ich werde es nur dann glauben, wenn die Marquise es mir selbst sagt." „Dann werden Sie es wohl nie glauben, denn die Marquise wird Sie nicht mehr empfangen." „So werde ich ihr schreiben, und eine schriftliche Antwort wird sie mir gewiß nicht versagen." „Thun Sie das" und der Franzose wandte sich ab, um den langsam folgenden Wagen das Näherkommen zuzuwinken. Dann mit ceremoniöser Förmlichkeit gegen Felix sich verneigend, stieg er in seinen Wagen, der ihn rasch davon führte.

Sein ehemaliger Zögling folgte wuth- und racheschnaubend seinem Beispiele. Bald jedoch machten diese Gefühle einem einzigen überwältigenden, dem des Schmerzes Platz. Denn er liebte wahrhaft und tief die schöne Witwe, die er nun verlieren sollte. Jerome Noiron jedoch, der des jungen Mannes Leben vergiftet, und auch an dessen jetzigem Unglücke schuld war, wiegte sich behaglich in seinem bequemen Reisewagen, indem er sich herzlich freute, Fanchetten's vorwitzigem und zudringlichen Bewerber einen so kathegorischen Abschied ertheilt zu haben.

Dabei fiel es ihm gar nicht ein, daß auch er streng zu tadeln sei, da er einen zwei und zwanzigjährigen Jüngling in die Netze einer nur um vier Jahre älteren bildschönen und koketten Witwe geführt, und letzterer empfohlen hatte, jenen durch ihren Liebreiz und ihre Künste zu fesseln, ihn zu ihrem Sclaven zu machen, um dann das Recht zu haben, ihm zu befehlen, ein tapferer Streiter der großen Sache zu werden, (eine Redeweise, die er gewöhnlich der jungen Frau gegenüber gebrauchte.) Und wenn ihm auch einmal dergleichen einfiel, so fragte er sich nur mit Besorgniß, ob nicht jetzt, wo Felix auf die Syrene und ihn aufgebracht war, er doch vielleicht dem Logenwesen auf ewig den Rücken zukehren würde. Dann beruhigte er sich jedoch

gleich wieder mit dem Gedanken, daß dieses jetzt nicht mehr so leicht möglich sei, daß der junge Mann es auch wisse und die Gefahr eines Abfalles kenne; und nun, wo er über diesen Punkt ruhig zu sein glaubte, freute er sich immer wieder und wieder über die Art, mit welcher er (wie er sich ausdrückte) seinen ehemaligen Schüler zur Raison gebracht.

„Sapristi", meinte er, „der Junge hat keinen üblen Geschmack, meine hübsche Taube, die die Klugheit der Schlange besitzt, wollte er heimführen. Glaub' es wohl, das war nicht so schlecht ausgedacht, aber der Flug dieses Vogels ist ihm zu hoch und nur eines Adlers würdig." Unwillkürlich fiel dem Franzosen bei dem Gedanken an den königlichen Vogel ein, daß der verstorbene Gemal Fanchetten's auch kein Adler gewesen. „Aber", dachte er, „er war sehr reich, sehr vornehm, und meine ehemalige Mündel damals nur eine arme Schauspielerin. Jetzt aber ist sie eine reiche vornehme Dame, während Felix nur der Zweitgeborene einer nicht übermäßig reichen Familie ist."

Dann fiel ihm aber auch noch bei dem Adler ein, daß er selbst mit solch' einem verglichen werden könne, daß die junge Witwe eine große Verehrung, ja schwärmerische Liebe für ihn empfinde, und daß sie sich daher auch leicht dazu verstehen könnte, ihm ihre Hand zu reichen. Dann malte er sich in Gedanken aus, wie schön es sein müßte, eine so anmuthige, reiche, hingebende, kluge und vor allen Dingen so geschickte Gemalin zu besitzen. „Was würde sie nicht Alles unter meiner Leitung für mich und den Orden sein!" überlegte er weiter, „denn wie geschickt hat sie nicht ausgekundschaftet, welchen Händen der listige Engländer das Document übergeben! O er war schlau, aber Fanchette und ich waren noch viel schlauer, denn diese verrätherischen Papiere fielen in meine Hände, und wurden von diesen den Flammen übergeben. Ach wie wird sich der Engländer

ärgern, wenn er umsonst von seiner Gesandtschaft in Berlin das Document zurückverlangt. Ah, ha ha! Ich sehe schon in Gedanken die Grimasse, mit der er bei dieser Gelegenheit sein „God damn" aussprechen wird. Aber damit sind wir noch nicht fertig, mein Herr West, es soll noch besser für Sie kommen, denn man reibt sich nie ungestraft an Jerome Noiron." Und wilde Pläne jagten durch sein Gehirn, während seine Augen unheimlich funkelten.

Endlich lenkte er die Gedanken wieder auf die schöne Witwe, er dachte an ihr stolzes Selbstgefühl, das ihm so gut gefallen, das er nie in so hohem Maße bei ihr vermuthet, und ohne welches er vielleicht niemals daran gedacht, sie zu der seinigen zu machen, denn daß er nach ihr nur die Hand auszustrecken brauche, war natürlich bei ihm eine ausgemachte Sache. Auch war er schon halb und halb dazu entschlossen, als ihm einfiel, daß das köstlichste Gut doch immer die Freiheit, und daß jede Frau, auch die gefügigste, eine Last sei, die leicht zum Ueberdruße führen könne, und dazu erschien ihm Fanchette, das Kind seiner Wahl, auf das er so stolz war, denn doch zu gut. Es regte sich für sie ein Gefühl des Mitleides in ihm, denn er kannte sich gut, und er wußte, daß er sie nur elend machen würde, und das wollte er nicht, da er für sie und seinen Schwestersohn doch noch menschliche Gefühle empfand. Daher gab er auch wieder jeden Heiratsplan auf, weil er sich sagte, daß er ihrer denn doch nicht würdig sei. An Philipp mußte er jetzt denken; ach wie freute er sich auf das Wiedersehen mit ihm, aber er? wie würde er wohl die Nachricht aufnehmen, daß Jerome Noiron, gegen den man ihn gewiß eingenommen, sein Onkel sei?

„Nun ich will ihn, und Alle an denen er hängt, (den Jesuiten ausgenommen, der muß aus dem Hause) durch Freundlichkeit und Güte entwaffnen. O, das

wird mir schon gelingen, denn ich kann, was ich will" und er warf, in hochmüthigem Selbstgefühle das Haupt zurück. Unter solchen Gedanken langte er in Thalau an. Sein Freund, der ihn schon seit einigen Stunden erwartete, empfing ihn mit offenen Armen, und bot sich an, ihn den folgenden Tag mit eigener Equipage nach Mauerhof zu bringen. Diese Begleitung lehnte Noiron entschieden ab, denn er wollte den Neffen ohne Zeugen umarmen; die Equipage jedoch nahm er dankend an, da seine Pferde todmüde waren.

XXXI. Kapitel.

Ottilien's Tagebuch.

10. August 1826.

Wie Vieles, das in unser Leben, und wie ich fürchte, auch in unser Glück eingegriffen, hat sich nicht seit vierzehn Tagen zugetragen! Philipp, den wir wie unser Kind lieben, gehört uns nun nicht mehr ganz allein, wir müssen — meine Hand zittert, indem ich dieses schreibe — seinen Besitz mit Herrn Noiron theilen, und ihm, dem Vormunde und Onkel, da das weltliche Recht auf seiner Seite ist, alles in der Erziehung unseres lieben Knaben anheimstellen, was er uns nicht freiwillig überläßt oder was wir nicht durch Bitten und Concessionen erlangen können. Das ist hart, sehr hart, besonders da man es mit einem Noiron zu thun hat. Ach wie viele und schwere Opfer haben wir nicht schon bringen müssen, um nur den Knaben bei uns behalten zu dürfen! Ich bin, da Oswald mir die Sache anheimgestellt, auch nur sehr schwer auf die harten Bedingungen des Franzosen eingegangen. Aber doch endlich eingegangen, und was konnte ich wohl auch anders thun, da das Seelenheil unseres Pflegesohnes

in Frage gestellt war? Denn dem Freimaurer-Agenten durfte er doch nicht ganz überlassen werden.

Daher willigte ich, natürlich nur mit blutendem Herzen darein, daß Philipp's Erziehung dem Pater Walter, den Noiron haßt, genommen und einem anderen Erzieher übergeben werde. Leider darf dieser kein Priester sein, denn auch das steht in den Bedingungen des Vormundes. Nun desto sorgfältiger müssen Oswald und ich dieselbe überwachen. Dann verlangt der Franzose noch, daß wir mit unserem Pflegesohne jeden Winter, den er in Paris zubringt, auch dort verbringen sollen.

Diese Bedingung ist wohl unbequem, doch ich begreife sie, da er den Neffen wirklich sehr zu lieben scheint, und sich so wenig als möglich von ihm trennen mag. Hoffentlich wird er viel auf Reisen sein und wir in unserem lieben Oesterreich bleiben dürfen. Nächsten Winter jedoch müssen wir nach Paris, weil er sich dort befinden wird. Meine guten Eltern, die jetzt bei mir sind, wollen auch hin, um in ihres Benjamin's und meiner Nähe zu weilen. Ach, was wird mir doch die gute Mutter für ein Trost und eine Stütze im fremden Lande sein! Könnte ich nur auch die geliebte Großmutter mit mir nehmen. Aber sie fühlt sich leider nicht mehr die Kraft zu solch' einer Reise! Es ist schmerzlich, sie in ihrem Alter, wenn auch nur für einige Monate verlassen zu müssen, und doch muß ich darüber, wie auch über alles Andere, wenigstens in Philipp's Gegenwart ruhig erscheinen, um seinen Kummer nicht noch zu vergrößern; denn den armen Knaben schmerzen die Opfer, die wir ihm bringen, gar sehr, das hat er mir noch heute gesagt, und mit Thränen hinzugefügt, er sehe wohl ein, daß es für uns ein Glück gewesen, wenn wir ihn nie kennen gelernt oder uns nie seiner angenommen, und daß wir für diese gute That nur Unheil geerntet, er sei aber überzeugt,

daß sie uns einst im Himmel hoch angerechnet werden wird, was ihn auch allein über das, was wir für ihn litten, trösten könne.

Ich umarmte ihn gerührt, indem ich den lieben Knaben versicherte (was auch vollkommen wahr ist), daß er zu meinem und meines Gatten Glück nothwendig sei, und daß, da der Himmel uns keine Kinder verliehen, wir ihn als einen uns von Gott gesendeten Ersatz ansehen. Diese aus dem Herzen kommende Versicherung tröstete ihn sehr, und ließ ihn, das habe ich wohl bemerkt, dem Vormund, der fast täglich von Thalau herüber kommt, mit mehr Herzlichkeit begegnen.

16. August. Gestern fragte Oswald den armen Philipp, der traurig und träumerisch, ganz gegen die Gewohnheit des lebhaften Knaben, still da saß, und kummervoll vor sich hinblickte, woran er denke. „Ach", antwortete jener, „ich dachte daran, wie bald ich mich von Pater Walter werde trennen müssen, und auch, daß heute vor drei Wochen, (denn es war ebenfalls ein Freitag, an dem es wie heute stürmte und regnete) diese Trennung, wie vieles andere Traurige angeordnet wurde."

„Du mußt Dich nicht solchen melancholischen Gedanken hingeben", ermahnte mein Gatte, indem er dem Knaben freundlich auf die Schulter klopfte. Ich aber, die mich nun ebenfalls von der Erinnerung an den verhängnißvollen Freitag übermannt fühlte, der uns Herrn Noiron als Philipp's Vormund gebracht, zog mich in mein Zimmer zurück, um Oswald und dem Pflegesohne meinen Kummer und meine Thränen zu verbergen.

Ach ja, jener Freitag war ein trauriger Tag, den ich nie vergessen werde. Es mochte ungefähr vier Uhr sein, (denn wir wollten uns eben zu Tische setzen) als wir einen Wagen anfahren hörten. Wir eilten, wie

man es ja bei solcher Gelegenheit fast immer auf dem Lande thut, an's Fenster, da ein Besuch in der ländlichen Einsamkeit Sensation macht Ich war mit einem Freudenrufe aufgesprungen, denn ich glaubte, daß es die gute Großmutter sei, die trotz Wind und Regen uns freundlich in Mauerhof aufsuche. Aber statt ihrer sah ich zu meinem Schreck und wahrhaften Entsetzen den Franzosen aussteigen, den ich noch in Rußland wähnte. Ich traute kaum meinen Augen, doch er war es wirklich, denn eben meldete ihn der Diener an, welcher hinzufügte, daß der fremde Herr in Geschäften gekommen sei, und daher mit meinem Gemal allein zu sprechen wünsche.

Dieser befahl nun, ihn in sein Gemach zu führen, und suchte den Gast auf, doch nicht bevor er mich, der er die Besorgniß ansah, zu beruhigen gesucht. Er blieb lange weg, was uns Frauen, meine Mutter und mich, immer ängstlicher stimmte. Mein Vater aber lachte uns aus, und behauptete, daß wir auch Philipp, der wirklich bleich und niedergeschlagen aussah, mit unserer Angst angesteckt hätten. Der arme Knabe mochte, wie ja auch meine Mutter und ich unter dem Vorgefühle des kommenden Uebels leiden.

Endlich kam mein Gatte bleich und verstört zurück. Er sagte, daß Noiron ihm Dinge entdeckt, die er vor der Hand nur mir anvertrauen dürfe. Nun führte er mich in mein Zimmer und theilte mir mit, wie ihm der Franzose durch Urkunden und wichtige Documente gezeigt, daß er der Stiefbruder von Philipp's Mutter sei, daß er dieses der englischen Regierung bewiesen, wie auch, daß sein Neffe keinen nähern Verwandten habe, und daß in Folge dessen die britische Regierung ihn auf seinen Wunsch zu dem Vormunde Philipp's ernannt.

„Das ist nicht wahr!" rief ich ganz außer mir, „Das lügt er, er will uns betrügen, um uns den Knaben zu nehmen, aber wir werden ihn uns nicht

nehmen lassen, nicht wahr, mein Oswald?" und ich blickte diesen ängstlich an; er jedoch schüttelte traurig das Haupt, und legte mir Papiere vor, aus denen leider sonnenklar hervorging, daß Gräfin Fouchère sich in zweiter Ehe mit dem Advocaten Noiron vermält, und in dieser Ehe Jerome Noiron erzeugt, den wir zu unserem Unglücke kennen gelernt. Später erfuhr ich von ihrem Sohne, daß sie aus Dankbarkeit dem Advocaten, der zur Zeit der Revolution sie und ihre Familie vor der Guillotine gerettet, die Hand gereicht habe.

Ich blieb lange fassungslos bei solcher Entdeckung, und nur der Gedanke, daß es mir, der Pflegemutter obliege, Oswald und Philipp so viel es in meiner Macht stehe, zu trösten und zu beruhigen, gab mir in so weit die Besonnenheit zurück, daß ich mit der gehörigen Schonung dem armen Knaben seine Verwandtschaft mit Noiron und dessen Ansprüche mitzutheilen vermochte. Ach, wie zitterte und erbleichte er bei dieser Kunde, denn der Franzose hatte, obwohl er sich stets freundlich gegen Philipp gezeigt, diesem doch eine solche Scheu eingeflößt, daß es ihn jetzt die größte Ueberwindung kostete, den Onkel, der ihn gerührt in die Arme schloß, mit Herzlichkeit zu begrüßen.

Das entging auch jenem nicht, und schien ihn wahrhaft zu schmerzen, denn er möchte, das sehe ich deutlich, die Liebe des Neffen gewinnen, daher seine Freundlichkeit gegen uns Alle, natürlich immer den Jesuiten ausgenommen, den er wie seinen Todfeind haßt. Wie sollte er auch nicht, da er ein Freimaurer ist, und jener, wie Alle aus seinem Orden, sich zu den eifrigsten Anhängern Christi zählt. Und dieser unüberwindliche Haß gegen den geliebten Lehrer entfernt ihm immer mehr das Herz des Zöglings, der solche ungerechte Vorurtheile nicht begreift. Ach, Noiron weiß nicht, wie sehr er sich selbst schadet, indem er dieselben gegen den Pater nährt, denn wenn er sie nicht hätte,

würde natürlich auch die Bedingung wegfallen, daß Vater Walter nicht ferner mit der Erziehung des Knaben sich zu beschäftigen habe, und dieser gewiß unter der Leitung des frommen Geistlichen, mehr Zuneigung für den Verwandten gewinnen, der dann doch auch nicht störend in sein Leben gegriffen.

Wie aber jetzt die Dinge stehen, ist es freilich etwas Anderes, denn der Knabe ist über die Ungerechtigkeit des Onkels erbittert, wie auch über die Opfer, die derselbe von meinem Gatten und von mir verlangt, und das verschließt sein Herz gegen diesen, und läßt ihn alle seine Freundlichkeit mit Kälte aufnehmen. Nur wenn er von Philipp's Mutter mit Liebe und Begeisterung spricht, erglänzen die Augen des Knaben, und er kann mit Fragen über das Aussehen, Leben und Treiben der Dahingeschiedenen nicht aufhören. Einmal und nur einmal sah ich, wie er aus freien Stücken den Onkel umarmte, und das war, als dieser ihm ein kleines, und wie er sagte, sehr ähnliches Miniaturgemälde der Mutter schenkte. Das muß in der That eine sehr schöne Frau gewesen sein! Philipp gleicht ihr auffallend, jedoch hat er, Gott sei Dank, nicht ihren harten stechenden Blick und den bösen Zug um den Mund. Beides rief mir die entsetzliche Scene zwischen der gekränkten Frau, dem nichtswürdigen Gatten und der armen Coram lebhaft in's Gedächtniß zurück.

Ein Glück, daß Philipp nichts von alldem ahnt, denn wir haben ihm natürlich nur das Nothwendigste mitgetheilt und das, was ihn nicht gegen seine Eltern aufbringen konnte, daher liebt und ehrt er auch das Andenken seines Vaters eben so wie das der Mutter, und möchte gern von dem Onkel auch über ersteren etwas Näheres erfahren, doch seine Fragen werden entweder gar nicht, oder nur kurz und unwirsch beantwortet. Ich errathe den Grund dessen, er kann seinem Schwa-

ger die Untreue gegen die Gattin, von der er sicher erfahren, noch immer nicht verzeihen.

18. August. Heute theilte Oswald Herrn Noiron mit, daß Professor Lehmann ihm einen geschickten Hofmeister für Philipp empfohlen. „Ich hoffe", fiel ihm jener in die Rede, „daß Sie nichts auf die Empfehlung eines solchen Frömmler's geben werden, denn obwohl ich Ihnen die Wahl des Erziehers für meinen Neffen überlassen, so will ich doch nicht, daß diese durch die Recommandation eines Betbruders bestimmt werde." „Fromm muß der sein, dem wir Philipp's Erziehung übergeben, und da ich hier auf dem Lande keinen Hofmeister finden kann, so ist es natürlich, daß ich mich an einen Bekannten aus der Stadt, und auch nur an einen guten Katholiken mit der Bitte gewendet, mir einen Erzieher zu verschaffen", erwiderte mein Gatte ruhig.

„Da muß ich denn aber als Vormund Einsprache thun", fuhr der Franzose heftig auf. „Also Sie wollen Philipp keinen guten Katholiken zum Hofmeister geben?" fragte ich spöttisch. Diese Frage setzte ihn in Verlegenheit, und er antwortete mit einiger Befangenheit, daß er so etwas nicht gemeint, sondern nur den Neffen vor Frömmlerei und Heuchelei schützen wolle, und daß, da er die Richtigkeit des eben von meinem Gatten aufgestellten Argumentes einsehe, daß sich nämlich auf dem Lande nicht die Gelegenheit darbiete, selbst einen Erzieher zu wählen, und man daher dieses Geschäft Anderen überlassen müsse, er gesonnen sei, in Paris, wohin er in Kurzem zu gehen habe, einen Hauslehrer für seinen Mündel aufzunehmen. „Das können wir nicht zugeben", antwortete Oswald ruhig aber entschieden. „Und warum nicht, wenn ich fragen darf?" inquirirte jener mit hämischem Blicke.

„Weil", entgegnete mein Gatte, jedes Wort stark betonend, „Sie, wie Sie selbst eingestehen werden,

andere religiöse Anschauungen als die unseren haben, und wir natürlich nur wünschen können, unsern Pflegesohn in den unsrigen erziehen zu lassen." „Nun, so werde ich ihn zu mir nehmen, und auf meine Weise erziehen." „Das können Sie nicht, so lange wir die Bedingungen halten, unter welchen Sie uns die Erziehung des Knaben überlassen haben." „Und wer kann es mir wehren?" fuhr jener zornig auf. „Die Schrift, die Sie selbst aufgesetzt und vor Zeugen unterzeichnet."

Ich athmete bei dieser Eröffnung Oswald's freier auf, da ich bis jetzt nichts von der Schrift gewußt, die er sich vorsichtshalber vom Freimaurer-Agenten hatte ausstellen lassen. Dieser verließ uns nun sehr ärgerlich. Oswald aber schrieb noch in derselben Stunde Herrn Lehmann, daß er, der doch in einigen Tagen mit den Seinigen nach Mauerhof kommen sollte, auch den jungen Richter mitbringen möge, dessen Bekanntschaft er zu machen wünsche, bevor er ihm die Erziehung Philipp's anvertraue. Der junge Mann wird sicher auf den Wunsch meines Gatten eingehen, da dieser ihm im Falle er nicht aufgenommen würde, eine bedeutende Entschädigungssumme ausgesetzt hat.

19. August. Alfred ist gestern Abend angekommen, um, bevor er nach Paris geht, von uns Allen Abschied zu nehmen. Leider kann er hier nur zwei Tage und einen bei Großmama bleiben, weil er schon in zehn Tagen seine Reise antreten muß, vorher aber noch Paul und Bertha in Hohenheim aufsuchen will, wo sich jetzt auch Felix befindet. Er ist entzückt, nach Paris gehen zu können und verläßt, wie mir scheint, nur gar zu leichten Herzens Vaterland, Verwandte und Freunde. Sicher würde sich mehr Ernst und vielleicht auch Trauer in seinem Wesen zeigen, wenn er nicht wüßte, daß er die Eltern, Oswald, Philipp und mich nächsten Winter in Paris wiedersehen wird.

Ich begreife, daß diese Gewißheit, ihm die Abreise in das fremde Land erleichtert, nicht aber, daß er nur mit Begeisterung von derselben redet, ohne auch nur das geringste Bedauern auszudrücken, daß er Heimat, Geschwister und eine alte Großmutter, die er vielleicht nicht mehr wiedersehen wird, auf unbestimmte, wahrscheinlich geraume Zeit verläßt. Empfindet er denn gar nichts von dem Ernste des Lebens, oder verbirgt er seine Gefühle unter dem Scheine der Gleichgiltigkeit? Beides sieht dem offenen und warmherzigen Knaben, der er noch vor wenigen Jahren war, ganz unähnlich; überhaupt hat sich Alfred sehr verändert, und leider nicht zum Vortheile, denn sein freimüthiges heiteres und herzliches Wesen hat einem zwar noch immer freundlichen, aber wie mir scheint, studierten und förmlichen Platz gemacht. Dabei ist seine Laune ungleich, denn er geht rasch vom größten Ernst zur lautesten Fröhlichkeit über, um dann plötzlich in eine satyrische und spöttische Laune zu verfallen, kurz seine ganze Art ist eine fremde und keine angenehme.

Gegen die Eltern, meinen Gatten und mich ist er zuvorkommender denn je, doch ohne das zutrauliche Wesen von ehemals. Mit Philipp, der ihm wie früher offen entgegenkömmt, zeigt er sich befangen, gegen dessen Onkel benimmt er sich ehrerbietig, zuweilen sogar demüthig; das mißfällt mir, doch bei weitem mehr noch die stete Kälte, mit der er Pater Walter behandelt. Und eben so sehr, wie er sich moralisch, hat er sich auch physisch verändert, denn er ist nicht mehr der leichtblütige, lebhafte und blühende Knabe von Schloßhausen, sondern ein großer, bleicher, etwas hagerer Jüngling, für den man aber geneigt ist, sich zu interessiren, und der, obwohl er verändert und kränklich aussieht, doch noch immer leicht durch sein hübsches Aeußere und angenehmes Benehmen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und sogar anhaltendes Interesse zu erregen ver-

mag, zumal wenn man weiß, daß sein bleiches und kränkliches Aussehen die Folge angestrengter Studien und nie ermüdenden Fleißes ist.

Dieses Lob und dieses Zeugniß haben ihm der Rector des Theresianum wie alle seine Professoren gegeben, und daß sie recht haben, bezeugt das ausgezeichnete Examen, das er gemacht. Hoffentlich wird jetzt, da er nicht mehr so zu studieren braucht, die frische Farbe auf seine Wangen zurückkehren, und seine Laune eine gleichere werden. Möge dieß bald geschehen, denn die arme Mutter ängstigt sein schwächliches Aussehen und unruhiges Wesen, das sie den angegriffenen Nerven zuschreibt."

Aber es waren nicht allein die anhaltenden Studien, sondern, wie Thalau und seine freimaurerischen Freunde hätten bezeugen können, bei weitem mehr noch die heimlichen Orgien, zu denen der Jüngling zugezogen wurde, die seine Wangen gebleicht, seine Nerven angegriffen, seine Gesundheit zerrüttet, und endlich sein Gewissen beunruhigt. Daher auch sein verändertes und unstätes Wesen.

XXXII. Kapitel.

Worin man erfährt, daß Noiron noch liebefähig und bedürftig ist.

Als Herr Noiron seinem Freunde Thalau das letzte Gespräch mit Ronberg erzählte, sprach jener seinen Unmuth darüber aus, indem er meinte, daß er überhaubt nie begriffen, warum der Franzose den Ronberg's so viele Concessionen gemacht, und nicht lieber die Erziehung des Mündels ganz übernommen, und ihn auf immer von den Pflege-Eltern getrennt, die, wie er sich ausdrückte, aus dem Jungen doch nur einen Bet-

bruder machen würden. „Denn wie können Sie glauben", fügte er hinzu, „daß Ihr Neffe unter der Leitung der frömmlerischen Rouberg's (denn auch der Gatte der schönen Ottilie ist ein Betbruder, aus dem selbst ich nichts Rechtes machen konnte) jemals ein guter Freimaurer werden wird? Nein, nein, mein Bester", fuhr er spöttisch fort, „in diesem Falle sind Sie von Ihrer gewöhnlichen Klugheit und Besonnenheit abgewichen."

„Das gestehe ich ein, denn bei dieser Angelegenheit war, was mir freilich nur höchst selten passirt, mein Herz im Spiele, und wo einmal das dumme Ding sich regt, das man das menschliche Herz nennt, und das das unnützeste in unserer Organisation ist, da es auf die Nerven drückt und uns schwach macht, ist man verloren, weil uns dann gewöhnlich der Verstand im Stiche läßt." „Und Ihr Herz regte sich, Bruder Romulus?" spottete Thalau. „Ja, so seltsam es Ihnen auch scheinen mag, Bruder Cicero."

„Philipp", fuhr er nach einer Pause in fast traurigem Tone fort, „ist das einzige Kind meiner geliebten Schwester, und zugleich ihr, wie auch meiner so früh verstorbenen Mutter Ebenbild. Wenn ich ihn anblicke, entrollen sich vor meinem geistigen Auge die Tage meiner unschuldigen Kindheit, in denen ich noch zu Dem, welchem ich jetzt Feindschaft geschworen, beten konnte, und ich that es gern, so lange meine Mutter lebte, denn ich liebte das, was sie liebte — später bin ich in eine andere Schule gekommen, die mich zwar weiser, aber nicht glücklicher gemacht. Doch genug davon, ich will Ihnen nur noch sagen, Bruder, daß ich meine ehemalige Liebe zu Mutter und Schwester auf meinen einzigen Verwandten, den Knaben Philipp übertragen habe, und diese ist so groß, daß ich demselben sogar die Aehnlichkeit mit seinem verruchten Vater vergebe, und so stark, daß ich lieber mir als ihm einen Schmerz

verursachen möchte, daß ich mich sehne, auch seine Liebe mir zu erwerben, und daß ich nichts so sehr fürchte, als mir durch Härte oder Widerspruch seine Abneigung oder wohl gar Mißachtung zuzuziehen; und, das sehen Sie, war der Hauptgrund, der mich bewogen, ihn in dem Hause der Pflege-Eltern zu lassen, diesen Concessionen zu machen und auf Ronberg's Wunsch das verdammte Papier vor Zeugen zu unterschreiben.

„Das Alles finde auch ich, wie Sie, Bruder, dumm, sehr dumm, doch kann ich es nicht ändern, und thäte es vielleicht auch nicht, wenn ich es vermöchte, da es dem Knaben, dessen Herz ich, wie schon gesagt, durchaus für mich gewinnen will, Schmerz verursachen würde."

„Das ist also der Hauptgrund Ihrer Handlungsweise, worin besteht denn aber der andere?" „Ronberg ist sehr reich, seine Frau wohlhabend, und mein Neffe wird, wenn seine Pflegeeltern kinderlos bleiben, ihr Universalerbe, sollten sie aber noch mit Nachkommen gesegnet werden, so erbt er, das ist testamentarisch festgesetzt, doch immer noch Kindestheil." „Aber das benöthigt er nicht, er ist ja selbst sehr reich."

„Freilich wohl, aber wir Freimaurer, besonders die Hochgradler (und ein solcher soll er doch trotz den bigotten Pflege-Eltern werden) brauchen viel Geld, sehr viel Geld, um hohe Zwecke zu erreichen und zu Rang und Ansehen zu gelangen. In der Welt wird Philipp ohnehin durch sein Vermögen und seinen alten Adel (die Ahnentafel der Gordons, wie auch die meiner Schwester reichen hoch hinauf) leicht eine glänzende Stellung erringen, aber in der Loge verlangt man Thaten und wieder Thaten, wo selbst der Verstand, die Intrigue und die Thatkraft ohne Geld nicht ausreichen, doch Sie wissen ja das Alles, oder wenigstens Vieles, Bruder Cicero." Thalau nickte, indem er in demselben

leisen Tone sprach, in welchem der Franzose seine letzten Bemerkungen gemacht: „Ja, ja ich weiß es, obwohl ich, wie ich vermuthe, in keinem so hohen Grade wie Sie, mich befinde."

Er hatte Recht, wenn er über diesen Punkt nur Vermuthungen und keine Gewißheit aussprach, denn der Freimaurer weiß nicht, selbst wenn er in höhere Grade gelangt, zu welchem der gehört, der über ihm steht, dieser müßte es ihm denn durch Wort oder Händedruck kund thun (letzteres ist mehr gebräuchlich).

Nach diesem Gespräche, das beiden Freimaurern viel zu denken gab, blieben sie noch ein Weilchen stumm und in tiefen Gedanken da sitzen. Der Franzose war der Erste, der endlich das Schweigen mit den Worten brach: „Wollen Sie nicht morgen mit mir nach Mauerhof fahren, Bruder Cicero, Ihr Schüler Alfred ist diesen Abend dort angelangt?" „Ich weiß es, da ich mit ihm in eifrigem Briefwechsel stehe, doch will ich, so lange der Knabe dort ist, Mauerhof meiden, denn er", fügte er lachend hinzu, „der in der Selbstbeherrschung oder, wie die Profanen sagen, Verstellung, noch nicht genug geübt ist, könnte durch Wort oder Blick unser Einverständniß verrathen." „Das ist weise gesprochen und noch weiser gehandelt", dann sich erhebend, fügte Herr Noiron hinzu, daß es spät und er müde sei, und sich daher zur Ruhe begeben wolle.

XXXIII. Kapitel.

Der neue Hofmeister.

Drei Wochen nach Alfred's Abreise, sehen wir Herrn Noiron im Parke von Mauerhof in lauschender Stellung hinter einer Gruppe Bäumen stehen, und mit spöttischem Lächeln dem Gespräche zweier jungen und sehr schönen Frauen aufmerksam folgen. Da die Bank, auf

der diese sitzen, nur durch die Bäume von ihm getrennt ist, kann er deutlich jedes ihrer Worte vernehmen. Die blauäugige Blondine, zu deren Füßen ein reizendes kleines, einige Monate altes Mädchen sitzt, der sie von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick zuwirft, sagt jetzt, indem sie unmuthig den Kopf schüttelt. „Er, der Onkel dieses braven Jungen! das kann ich nicht glauben, er betrügt Euch Alle schmachvoll." „Ach nein", seufzt die Brünette, indem sie kummervoll ihre prachtvollen braunen Augen zu Boden senkt, „ich selbst habe alle Beweise in Händen gehabt, und wenn er auch meinen Gatten und mich zu täuschen vermocht, so würde ihm dieses doch nicht Deiner und seiner Regierung gegenüber gelungen sein."

„Ach was", meint jene, „Regierungen lassen sich auch täuschen, sonst würden ja keine Verschwörungen und Revolutionen gelingen. Aber lasse mich nur machen, ich werde schon mit Hilfe meines Bruders hinter die ganze Wahrheit kommen, da er ja, wie Du weißt, den saubern Franzosen in seiner Macht hat." „Die Wahrheit liegt leider offen genug vor uns, und da er nun einmal der Onkel Philipp's ist, und auch, wie es scheint, seine Pläne auf Ronberg und Felix aufgegeben Letzterer nimmt, Gott sei es gedankt, seinen Abschied, um auf Dornenheim, einem der Nebengüter meines Vaters, das dieser ihm abgetreten, Landwirthschaft praktisch zu studieren — so — aber was war das?" und Ottilie wandte sich rasch um. „Nichts", erwiderte Bessy Lehmann, „als das Rauschen der Bäume, denn merkst Du nicht, daß der Wind sich erhoben?"

Es war aber nicht das Rauschen der Bäume, sondern eine unwillkürliche Bewegung Noiron's, die die überraschende, und für ihn sehr unangenehme Nachricht, daß der junge Jörgen seinen Abschied nehme, ihm entlockt hatte. Jetzt that es ihm leid, daß er ihn so rauh behandelt, und ihm jede Hoffnung auf die

Hand der Marquise genommen. „Ich hätte die Sache anders anfassen, und seine Liebe dazu benützen sollen", dachte er, „um seinen Ehrgeiz aufzustacheln, indem ich ihm zu verstehen gab, daß Fanchette nur einem thatkräftigen und hochgestellten Manne ihre Hand reichen würde, so hätte ich der Loge ein nützliches Mitglied erhalten. Jetzt aber, wo er sich par dépit amoureux auf dem Lande vergräbt, ist er fast für dieselbe verloren."

Hier wurde er in seinen Betrachtungen durch die Stimme Ottiliens unterbrochen, sie sagte: „Ich wollte Dir also sagen, daß ich nun, da ich weiß, daß der Franzose so nahe mit meinem Knaben verwandt ist und zugleich hoffen darf, daß er seine Bemühungen aufgegeben, meinen Gemal und Bruder zu Freimaurern zu machen, nichts mehr gegen ihn unternehmen will, denn erstens wäre es eine Ungerechtigkeit, und dann könnte ich ihn ja nicht treffen, ohne auch meinem Lieblinge wehe zu thun, daher bitte ich dich ernstlich, liebe Bessy, Deinen Bruder nicht als Rachеengel gegen den Franzosen anzurufen." „Würde auch nichts nützen", spottete dieser hinter den Bäumen, „habe meine Maßregeln ergriffen."

„Nun, wenn Du es denn so willst", meinte Bessy, „aber verdient hat er sicher tausendfach eine tüchtige Nemesis." „Die Nemesis kann nur von Gott kommen, übrigens kümmert uns auch seine Vergangenheit nicht", entgegnete Ottilie, „aber", fuhr sie lebhafter fort, „um auf andere und angenehmere Dinge zu kommen, Euer Herr Richter hat einen guten Eindruck auf uns gemacht, so daß Oswald entschlossen ist, ihm die Erziehung Philipp's anzuvertrauen." „Das freut mich, und wenn er ihn zu einem tüchtigen Menschen erzogen", lachte die junge Mutter, „erlaube ich Deinem Adoptivsohne Ansprüche auf diese kleine Hand zu machen", und sie nahm zärtlich das Töchterchen in ihre Arme, indem sie das rosige Händchen des Kindes mit

Küssen bedeckte. Ottilie ging leicht auf den Scherz ein und meinte, „daß Philipp denn doch zu alt für ihr Bathchen sei.“ „Und sie ist zu plebejisch und arm“, murmelte Noiron, dann hörte er, wie Ottilie in heiterem Tone rief: „Doch da kömmt ja der Held Deines projectirten Romanes mit meinem Gatten und dem neuen Hofmeister; gehen wir ihnen entgegen.“

Kaum hatten die beiden Frauen ihren Sitz verlassen, so schlich sich auch der Franzose von dannen, um ein paar Augenblicke später auf einem Umwege zu der kleinen Gesellschaft zu stoßen. Seinem unbefangenen Wesen und heiteren Gruße hätte man es nie angesehen, daß er die Frauen belauscht und viel Kränkendes und Unangenehmes erfahren, aber Noiron war, wie wir wissen, ein Meister in der Verstellung. Der Herr vom Hause stellte ihm jetzt den vor einigen Stunden angekommenen Herrn Richter vor, und fügte hinzu, daß dieser ein Preuße und Convertite sei, und daß er Herrn Lehmann von einem seiner ausgezeichnetsten Collegen empfohlen worden.

Nachdem der Franzose einen raschen und forschenden Blick auf den neuen Ankömmling geworfen, verbeugte er sich mit herablassender Freundlichkeit vor demselben, indem er ihm die Hand reichte. Als dieser sie drückte, glitt über Noiron's Gesicht etwas, das ein scharfer Beobachter als den Ausdruck des Erstaunens und der Befriedigung hätte ansehen können, das jedoch so rasch wieder verschwand, daß nur Herr Richter, der ein solcher war, ihn bemerkte. Dann wandte sich der Franzose an Frau Lehmann, und suchte sie in eine Conversation zu ziehen, was ihm jedoch, obwohl er nur geistreiche Dinge oder interessante Zeitfragen besprach, nicht gelingen wollte, denn Bessy konnte, wie wir wissen, den Franzosen nicht leiden, und daher hatte auch sein Geist für sie keine Anziehungskraft. Eine Weise der meisten Frauen, und eine sehr einseitige, denn warum kann

eine geistreiche Persönlichkeit selbst mit einem schlechten Charakter nicht interessant und anregend conversiren, wenn sie nur nicht Dinge angreift, die uns nahe stehen, oder gar heilig sind?

Aber kehren wir zu unserer Engländerin zurück, die, je mehr der Exhofmeister sich bemühte sie zu unterhalten, desto einsilbiger und kälter wurde, so daß dieser sich zuletzt von ihr weg und zu Philipp wandte, dem er mittheilte, daß er schon den folgenden Tag seine Reise nach Paris antreten müsse. Der Knabe nahm diese Eröffnung ziemlich kalt auf. Das schmerzte den Vormund, und er sagte in vorwurfsvollem Tone: „Ich hatte gehofft, daß meine Abreise Dir nicht ganz gleichgiltig sein würde."

Der Knabe erröthete und schwieg, gleich darauf jedoch ging er auf seinen Onkel zu und ergriff mit freundlicher Schüchternheit dessen Hand. „Es ist Dir also doch nicht so ganz gleichgiltig, daß ich gehe?" fragte jener in einem so liebevollen Tone, daß es die Anwesenden, selbst Bessy Lehmann rührte. „Wie können Sie glauben, lieber Onkel, daß mein Herz Ihre Freundlichkeit nicht tief empfindet?" sprach der Knabe bewegt. „Nun, so werden wir uns recht heiter in Paris wiedersehen. Deine Pflege-Eltern haben mir versprochen, Dich in zwei Monaten, also Mitte November, dahinzubringen." So sprechend blickte er fragend das Ronberg'sche Paar an, das ihm freundlich Gewährung zunickte. In diesem Augenblicke gesellten sich auch Graf und Gräfin Jörgen mit Herrn Lehmann zu den Uebrigen.

Der Franzose unterhielt sich mit Allen in der besten und freundlichsten Laune. Ja er gab sich sogar mit der kleinen Ottilie Lehmann ab, die jetzt auf dem Arme des Vaters ihm lustig entgegenjauchzte. Mit einem Male jedoch verfinsterten sich seine Züge und mit einem hämischen Blicke auf Pater Walter, der sich

eben an die Gesellschaft schloß, zog er sich von derselben zurück. Niemand gewahrte dieses, Herr Richter ausgenommen, der ihm auf dem Fuße folgte. In einer Seiten-Allee holte derselbe ihn ein und flüsterte ihm zu: „Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, mein Herr." „Aber wie kommen Sie hieher, wer hat Sie gesendet?" fragte Noiron in demselben flüsternden Tone. „Unsere Freunde, welche erfahren haben, daß man einen Erzieher für Ihren Neffen sucht." Während dieses kurzen Gespräches, das in französischer Sprache geführt wurde, hatten sich die Beiden so weit von der Gesellschaft entfernt, daß, da sie nicht mehr fürchteten, von derselben gehört zu werden, sie auf einer Bank, die ziemlich frei dastand, Platz nahmen, um ihre Unterhaltung bequemer fortzusetzen.

Noiron war der erste, der diese wieder aufnahm: „Daß Sie einer unserer Brüder sind, hat mir Ihr Händedruck gesagt, daher vertraue ich Ihnen, obwohl Sie mir von einem frommen Manne empfohlen und als Convertit vorgestellt worden sind." „Ach ja, der gute Lehmann", spöttelte jener, ist von seinem Kollegen, Professor M., einem unserer bedeutendsten Mitglieder, schön zum Besten gehalten worden. Ha, ha, ha! Ich ein Convertit! Ja, ich habe mich freilich convertirt und das seit mehreren Jahren, aber nicht zum — sondern vom Katholicismus und das zur Loge."

„Aber wie geht es zu", fragte Noiron, „daß ich Sie, mein Bruder, der Sie doch aus Berlin kommen, nie in der Berliner Großloge zu den drei Weltkugeln gesehen, die ich vor einem Jahre fleißig besuchte?" „Man hat mich auf Reisen geschickt, von denen ich erst vor drei Monaten zurückgekehrt bin." „Ganz recht, nun erinnere ich mich auch, in der geheimen Loge zu Warschau, obwohl nur ganz flüchtig, einem Manne begegnet zu sein, der Ihnen sehr ähnlich sieht, daher kam

es wohl auch, daß Ihre Züge mir gleich bei der ersten Vorstellung bekannt dünkten. Waren Sie der Mann aus der Warschauer Loge?"

„Meine Brüder kennen mich." Der Franzose biß sich unmuthig in die Lippen, denn er wußte, daß mit dieser ablehnenden Antwort unter Freimaurern alle ferneren Fragen aufhören müssen. Daher hub er auch nach einer Pause in ganz verändertem Tone wieder an: „Ihnen also, mein Bruder, übergebe ich vertrauensvoll das einzige Wesen, an dem ich eigentlich noch hänge: erziehen Sie den Knaben zum Ruhme und zur Ehre unserer großen Sache. Doch vor zwei Dingen muß ich Sie warnen: Erstens dürfen Sie sich dem Grafen Jörgen, obwohl er zu uns gehört, nicht offenbaren, denn er ist nur ein schwaches Rohr und eine klingende Schelle, dem man nicht trauen kann; und zweitens müssen Sie jede fernere Annäherung zwischen meinem Neffen und dem Schloßcaplane, einem Jesuiten verhindern; dieses wird Ihnen nicht leicht werden, denn alle Schloßbewohner verehren den heuchlerischen Intriguanten und Philipp hängt ganz besonders an ihm." „Lassen Sie mich nur machen, mein Bruder, Sie sollen mit mir zufrieden sein." „Davon bin ich überzeugt, aber nun leben Sie wohl. Ich muß zur Gesellschaft zurückkehren, denn man darf uns nicht hier zusammenfinden. In zwei Monaten sehen wir uns in Paris wieder."

Dies sagend reichte der Franzose abermals jenem die Hand, welcher, nachdem er deren Druck empfunden, der ihm gesagt, daß er es mit einem bedeutenden Hochgradler zu thun habe, sich ehrfurchtsvoll, fast demüthig vor ihm verneigte. Nun suchte Herr Noiron den Neffen auf, um mit ihm ein letztes Gespräch zu haben. Während desselben fragte er ihn unter Anderem: „Wie gefällt Dir Dein neuer Hofmeister." „Ich kann nichts über ihn sagen, da ich ihn erst seit wenigen Stunden kennen gelernt", meinte der Knabe mit einiger Verlegen-

heit. „Ach, es fällt mir ja auch gar nicht ein, von Dir eine Analyse seines Charakters hören zu wollen", sprach jener unmuthig, „ich wünschte nur zu erfahren, welchen Eindruck er auf Dich gemacht." „Nun, wenn Sie es denn wissen wollen, Onkel, der Blick des Mannes gefällt mir nicht; er ist nicht offen, sondern versteckt, das gibt ihm etwas — etwas — aber ich will nicht hart urtheilen, denn ein hartes Urtheil ist leicht ungerecht." „Ich sehe, der arme Richter hat das Unglück, Dir zu mißfallen", meinte der Vormund mit schlecht verhehltem Aerger, „denn er gleicht nicht Deinem frommen Vater, obwohl er doch auch, wie Du von Deinen Freunden erfahren, ein sehr religiöser Mann und außerdem noch Convertit ist."

„Aber lassen wir das", fügte er wieder freundlich werdend hinzu, „hoffentlich wirst Du Dich, wenn wir uns wiedersehen, an ihn gewöhnt, vielleicht auch ihn liebgewonnen haben und anders über ihn urtheilen. Jetzt jedoch folge mir in's Schloß, da ich von Deinen Pflege-Eltern, ihren Gästen und leider auch von Dir, mein Junge, Abschied nehmen muß, denn die Trennungsstunde naht." Der Abschied zwischen den Schloßbewohnern und dem Franzosen war kurz und kalt, der zwischen Onkel und Neffen dagegen zwar auch kurz, aber wenigstens Seitens des Ersteren sehr herzlich. Schon im Wagen rief dieser noch Letzterem zärtlich zu: „Gehabe Dich wohl, mein theueres Kind! In zwei Monaten sehen wir uns wieder."

Ende des zweiten Theiles.

Die Männer der Tage.

III. Theil.

I. Kapitel.

Nach vierthalb Jahren.

Erst mit dem Jahre 1830 kehren wir zu unserer Geschichte zurück. Wir finden die Familien Ronberg und Jörgen in Paris. Erstere bringt jetzt, wo der geliebte Adoptivsohn die Pariser Universität besucht, nur noch dessen Ferienmonate in Oesterreich, und zwar abwechselnd in Mauerhof und Rauhenstein zu, wo sich dann auch regelmäßig die Familie Jörgen einfindet, die jedoch das Paar Ronberg nicht allein jeden Sommer auf dem Lande, sondern auch jeden Winter auf ein Paar Monate in Paris besucht, in welcher Stadt sich der alte Graf Jörgen diesen Winter ganz besonders thätig und aufgeräumt zeigt. Freilich errathen Frau und Tochter keineswegs, worin seine Thätigkeit besteht, aber sie wissen, daß er zahlreiche Briefe bekömmt, noch mehr absendet, oft Geschäftsleute empfängt und viel außer dem Hause ist, ohne daß jedoch die beiden Frauen von ihm zu erfahren vermögen, wohin er seine Schritte lenkt; denn daß es nicht allein seine, obwohl sehr zahlreichen gesellschaftlichen Beziehungen sind, die ihn so in Anspruch nehmen, daran können jene nicht zweifeln, da die Pariser Freunde und Bekannte sich gerade jetzt über den Grafen beklagen, der, wie sie erklären, sie in diesem Winter arg vernachläßigt. Also gesellschaftliche Verpflichtungen, wie man zu sagen pflegt, waren es nicht, die ihn aus dem Hause trieben, aber was war es denn? Das eben konnten die Frauen nicht herausbringen.

Mein Gott, nichts Anderes, als daß die Freimaurer und Carbonari's oder Illuminaten (verschiedene Namen, die jedoch ein und dasselbe bedeuten), jetzt ganz besonders thätig waren, alle Hände in Bewegung setzten und daher auch den Grafen Jörgen, den sie, wie sie einsahen, zu nichts Wichtigerem gebrauchen konnten, zu ihrem Postboten, Commissionär, Laufburschen, mit einem Worte zu ihrem blinden Instrumente gemacht hatten, der nicht ahnte, von welcher Tragweite dasjenige war, was er that und nicht wußte, was er übersendete oder empfing, denn an den Briefen und Packeten, die man ihm zuschickte oder die er übergab, hatte er keinen anderen Antheil, als daß sie durch seine Hände gingen und unter seiner Adresse an ihn gelangten. Der gute Mann kannte nicht einmal, oder wurde wenigstens getäuscht, über den Sinn dessen, was er mündlich auszurichten hatte; kurz sein ganzes Wirken, das jedoch nicht ohne Gefahr für ihn und Wichtigkeit für die Freimaurer war, lag sehr nebelhaft vor ihm. Das Einzige, dessen er sich bewußt, waren die großen Summen Geldes, die seine uneigennützigen Brüder der Loge ihm durch Schmeicheleien ablockten und doch lebte der Geprellte in stolzer Zufriedenheit, denn man hatte ihm gesagt, daß er eine Leuchte für die geheime Gesellschaft sei und ihn versichert, daß diese auch nicht ermangeln würde, ihn recht bald in einem ihrer Hochgrade aufzunehmen, etwas, das er, wie alle Mitglieder der geheimen Gesellschaften, heiß wünschte.

Ja, das ahnten seine Damen nicht. Denn obwohl es, wie wir wissen, Gräfin Jörgen bekannt war, daß ihr Gatte in die Gesellschaft der Freimaurer getreten, so hoffte sie doch, daß diese seine Dienste nie in Anspruch nehmen würden, da sie sich einredete, daß die Freimaurer nur energische und geistig sehr begabte Männer brauchen könnten. Daß Jene es gleich Anfangs, d. h. bei seinem Eintritte, auf die Börse des

Grafen abgesehen, und daß sie bei ihren nunmaligen dunklen Plänen alle Hände brauchten, wußte sie nicht; daher konnte sie auch sein jetziges Gebahren nicht begreifen. Auch Ottilie, die noch immer nicht erfahren, daß ihr Vater schon seit Jahren zu den Freimaurern gehörte, war ruhig über ihn; nicht so über ihren Gatten und Felix.

Letzteren hatte sich vor Kurzem ebenfalls in Paris eingefunden, da sein ehemaliger Erzieher, der ihn jetzt in Frankreich gut brauchen konnte, ihn zu diesem Schritte verleitet, indem er seiner noch immer glühenden Liebe für die Marquise Foissac geschmeichelt und ihn hatte hoffen lassen, daß diese seine Werbung günstig aufnehmen würde, wenn er sich nur der guten Sache (man weiß, daß dieselbe im Wühlen gegen Kirche und Staat bestand) kräftig annehmen und zu ihrem Triumphe beitragen wollte. Er war also mit der Zustimmung seines Vaters gekommen, dessen Ehrgeiz man geschmeichelt, indem man ihm sagte, daß, wenn der Sohn sich zum Kämpen der Humanität machte, er nicht allein dieser nützen, sondern sich selbst zu Ehren und Titeln verhelfen würde. Graf Jörgen hatte dieser Versicherung um so leichter Glauben geschenkt, da Noiron, der doch nur Hofmeister in seinem Hause gewesen, es jetzt, wie es hieß, seiner guten Staatsdienste wegen bis zum wirklichen geheimen Rath gebracht, überdies hatte ihn der König, dem er bewiesen, daß seine Familie von altem Adel abstamme, und daß erst sein Großvater diesen während der Revolution des vorigen Jahrhunderts abgelegt, wieder in denselben erhoben.

Wie er Alles dieses Carl X. dankte, werden wir später erfahren. Aber schon jetzt arbeitete er eifrig an diesem Danke, weßwegen er auch Felix hatte kommen lassen. Und deshalb pflog er nun mit ihm und Baron Ronberg, den er jetzt ebenfalls in seine Netze, d. h. in die Loge gezogen, lange und geheimnißvolle Gespräche, die

die Aufmerksamkeit der armen Ottilie auf sich lenkten und sie zuletzt so beunruhigten, daß sie, nachdem sie umsonst den Gatten und den Bruder vor dem Franzosen gewarnt und sie beschworen, nicht auf diesen zu hören, endlich, obwohl mit schwerem Herzen, an Bessy Lehmann schrieb, derselben ihre Befürchtungen mittheilte und auch sagte, wie schwül und unheimlich die politische Stimmung in Paris sei, wie sie deshalb fürchte, daß Herr v. Noiron den Gemal und den Bruder in politische und freimaurerische Bewegungen hineinziehe, und daß sie sie daher bitte, Alles dieses ihrem Bruder mitzutheilen und ihn um Rath und Beistand anzuflehen. Leider konnte ihr letzterer nicht werden, denn der schlaue Franzose hatte es, wie wir schon wissen, verstanden, diesen zu paralysiren.

Wie aber war es möglich, daß Ottilie, die doch so klar die Gefahr erkannte, in der ihr Mann und Felix schwebten, in vollkommener Unwissenheit über die ihres jüngsten Bruders blieb, zumal da es ihr nicht unbekannt war, daß Thalau, von dem sie doch ehemals gefürchtet, daß er die Brüder schlecht berathen oder gar verführen könnte, seit Kurzem in Paris weilte?

Das erklärt sich wohl dadurch, daß die Bewegungen Alfred's, der zum Secretär vorgerückt war, viel versteckter und vorsichtiger sein mußten als die des Bruders und Schwagers, da er ja seine Umtriebe vor dem Gesandten und seinen Collegen, in deren Nähe er wohnte, zu verbergen hatte; und das gelang *ihm*, der in der Verstellung Meister geworden, auch so gut, daß seine Vorgesetzten nichts von den nächtlichen Ausgängen und öfteren Rendezvous des jetzt bedeutenden Mitgliedes der Carbonari's ahnten; begreiflich also, daß sie der armen Ottilie ebenfalls unbekannt blieben.

II. Kapitel.

Ottiliens Tagebuch.

31. Jänner 1830. Willibald ist gestern hier angekommen und war heute bei uns; seine Ernennung zum Legationsrathe, wie auch seine Versetzung aus Berlin scheint ihn sehr zu freuen, denn er behauptet, daß nichts über Paris gehe. Ich kann diesen Ausspruch nicht begreifen, aber am Wunderlichsten klingt er mir aus dem Munde eines so ernsten Mannes, auch glaube ich, daß etwas Anderes dahinter steckt, und daß es nicht die Stadt und ihre frivole Gesellschaft ist, die solchen Zauber auf Schöndorf ausübt, nein, es muß etwas ganz anderes sein, das eine so mächtige Anziehungskraft für ihn besitzt. Ich wäre geneigt zu glauben, daß sich hinter diesem großen Enthusiasmus für die Hauptstadt Frankreichs die Liebe zu einer Frau verberge, wenn Schöndorf mir nicht noch vor ein paar Stunden bewiesen, wie wenig er den Frauen hold ist, und welch' geringen Eindruck ihre Schönheit auf ihn macht.

Er begegnete nämlich bei mir eine der schönsten Frauen Paris' und schien sie fast gar nicht zu bemerken, obwohl die Marquise Foissac mir heute geistreicher und reizender denn je erschien. In der That, Willibald machte während dieses Besuches den Eindruck eines Weiberfeindes, so habe ich ihn noch nie gesehen. Freilich galt er weder in Wien, noch in Berlin für einen Anbeter der Frauen, jedoch begegnete er diesen immer höflich und freundlich, nicht mit der eisigen Kälte von vorhin. Oder sollte er, wie auch ich ehemals, eine vorgefaßte Meinung gegen die schöne Marquise haben? Ja, das wird es sein, denn ich erinnere mich nun, wie scharf er einmal in Wien über sie geurtheilt

ein Fehler, den man ihm doch sonst nicht zur Last legen kann. Es war damals, als Felix zu ihren Füßen lag, auch ich grollte ihr zu jener Zeit, seitdem habe ich mich jedoch vollkommen mir ihr ausgesöhnt, da ich von meinem Bruder erfahren, daß sie ihn eigentlich nie anders als alle anderen Herren aus ihrem Kreise behandelt, seine Leidenschaft nie ermuthigt, und zuletzt seine Bewerbung entschieden abgewiesen. Wohl werfen ihr die Leute Koketterie vor, ich jedoch habe diese nie an ihr bemerkt. Auch im Umgange mit Felix scheint sie mir natürlich, hoffentlich entbrennt er nicht von neuem.

Ich ließ vorigen Tag halb im Scherze und halb im Ernste solch' eine Besorgniß gegen ihn durchblicken, er aber meinte, daß all' das vorüber sei. Seitdem athme ich wieder freier, denn obwohl ich nichts gegen die Marquise habe, und ihr, wie ich gehört, musterhaftes Benehmen mit ihrem alten verstorbenen Gatten, wie auch ihre große Liebe für die Armen, die sie selbst fleißig besucht, und nie müde wird zu unterstützen, ihr meine ganze Achtung erworben, so möchte ich sie doch nicht zur Schwägerin haben, denn sie ist um vier Jahre älter als mein Bruder, und eine Fremde, ich aber wünsche sehr Felix eine Deutsche zur Frau.

Ueberdies hat die Marquise, wie ich fürchte, unrichtige Begriffe von der Religion, so wenigstens lassen sich ihre leicht hingeworfenen Worte und ihre geringschätzigen Mienen deuten, wenn das Gespräch auf Gott und Religion fällt. Sie selbst lenkt ein solches nie auf dergleichen erhabene Dinge, im Gegentheil sucht sie dasselbe immer durch einen Scherz, der leider nicht der Satyre entbehrt, auf andere Gegenstände zu leiten, oder zeigt, wie schon gesagt, durch eine gelangweilte oder spöttische Miene, wie wenig ihr dergleichen Gespräche behagen. In solchen Momenten erinnert sie mich nur zu lebhaft an ihren ehemaligen Vormund, den sie im höchsten Grade verehrt, und dessen An-

schauungen sie daher leider auch zu den ihrigen gemacht. Gott schütze meinen Bruder vor solch' einer glaubenslosen Frau. Arme Esperance, der man das höchste Gut, die Religion durch Beispiel und Wort genommen! Wehe aber über ihn, der das Gift des Unglaubens in die Seele des Kindes gestreut, welchem er ein Vater zu sein versprochen! Ich erbebe, wenn ich denke, daß auch unser geliebter Pflegesohn von einem ähnlichen Schicksale bedroht war, denn hat der heuchlerische Richter nicht auch mit arger List die religiösen Grundsätze Philipp's angegriffen, und unter dem Scheine der Vernunft und Weisheit allmälig zu untergraben gesucht? Gott sei gelobt, daß ihm dieses nicht gelungen, und daß wir, seine Pflege-Eltern, zu rechter Zeit die Absicht des Ruchlosen entdeckt und den Heuchler aus dem Hause verbannen konnten. O, er ist viel schlechter als Noiron, und das will doch schon etwas sagen, Letzterer thut wenigstens nicht fromm, und verschmäht es, für besser, das heißt, für weniger schlecht gehalten zu werden, als er ist.

Ach, könnte ich doch meine Häuslichkeit auch von seiner Gegenwart befreien, die, davon bin ich überzeugt, einen üblen Einfluß auf meinen Gatten und meinen Bruder ausübt. Sie aber lassen sich nicht warnen und schließen sich oft für mehrere Stunden mit ihm ein. Das ängstigt mich, besonders da ich merke, daß die Politik, die jetzt alle Geister so sehr aufregt, in diesen Berathungen nicht unberührt bleibt. Wenn nur Oswald und Felix sich zu keinem unbesonnenen Schritte verleiten lassen. Selbst für Philipp, der sich jetzt immer mehr an die Gesellschaft seines Onkels gewöhnt, fange ich an zu fürchten. Käme doch nur bald Hilfe von Mr. West!

1. Februar. Eben theilte mir Oswald mit, daß Herr Richter eine sehr vortheilhafte Stelle hier im Staatsdienste erhalten. Also ein Gottesleugner mehr

am Ruder! Die Schlechten machen zu gegenwärtiger Zeit am schnellsten Carrière. Leider kann man sich das leicht erklären, da die Thatkraft und daher auch die Macht sich jetzt mehr auf Seite der Bösen wie der Guten findet, und erstere natürlich wieder ihresgleichen den Weg zu Macht und Ansehen bahnen. So kömmt es denn, daß man so viele Unwürdige steigen sieht. Und wer sind diese? Immer nur Carbonari's, denn unter diesem Namen treten jetzt die geheimen Gesellschaften am liebsten auf. Was aber soll aus dem armen Frankreich werden, wenn das so fort geht, und was aus uns Allen, wenn geschickte Emissäre, wie ein Noiron, unsere Männer und Brüder in die geheimen Gesellschaften locken? Ach ich fürchte für meinen Gatten und Felix! Alfred ist glücklicher wie diese beiden, da er, wie er mir selbst erzählt, viel mit seinem gütigen Chef, Willibald und seinen jungen Collegen umgeht, Leute, die einen Abscheu vor den geheimen Gesellschaften haben, und daher mit Persönlichkeiten wie Noiron und Thalau keinen Umgang pflegen. Die Gegenwart Schöndorf's wird in jeder Hinsicht ein Segen für Alfred werden, auch habe ich unseren geliebten Benjamin dem Freunde so recht an's Herz gelegt.

2. Februar. Heute machte ich Willibald ernstliche Vorwürfe über sein unfreundliches Betragen gegen die Marquise, er aber war gar nicht reuevoll und meinte, daß man gefallsüchtigen Frauen nicht anders, als er es gethan, begegnen dürfe. Nun erzählte ich zu ihrer Rechtfertigung, was mir Felix über sein Verhältniß mit ihr mitgetheilt. „Und doch bin ich überzeugt", erwiderte er, „daß die Herzlose ihn anfangs durch Koketterie in ihre Netze gelockt, denn kein Mann verfällt in solch' eine Leidenschaft, ohne daß die Frau dieser, wenn auch nur für kurze Zeit, geschmeichelt hätte." Ich glaube nicht, daß Schöndorf's Argument ein richtiges ist, aber wohl, daß die Männer sich durch der-

gleichen Phrasen zu rechtfertigen suchen. Dieses sagte ich auch Willibald und schalt ihn, daß er diejenige, die so viel für die Armen thut, herzlos nennt. „In diesem Punkte ist sie es freilich nicht, und ich will gerne gestehen, daß ich so manchen edlen Zug von ihr erfahren", erwiderte er mit Freimuth. „Auch glaube ich, daß, wenn man sie nicht zu einer Kokette und Gottesleugnerin erzogen, sie ein frommes und tugendhaftes Wesen geworden wäre, denn der Stoff dazu liegt in ihr."

„Aber", fragte ich, „ist es nicht wunderbar, daß die Atheistin, denn leider scheint sie wirklich eine solche zu sein, die Armen so liebt und unterstützt?" „Sie ist selbst arm gewesen, und weiß daher, wie wehe das thut", meinte er, „und dann sind wir ja schon darin übereingekommen, daß der Grund ihres Charakters kein unedler ist." „Ja und deßhalb müssen Sie auch nicht unfreundlich gegen sie sein, sondern für sie beten, damit Gott ihr seine Gnade schenke." Er versprach dieses und verabschiedete sich dann. Auch ich will keinen Tag kommen und scheiden sehen, ohne den Herrn für sie anzuflehen.

10. Februar. Bessy schreibt, daß sie noch immer keine Antwort von ihrem Bruder erhalten. Sie begreift sein Schweigen nicht, ich um so weniger, wenn nur ihm, der meine Rettungsplanke ist, nichts zugestoßen! Meine Sorge wächst von Tag zu Tag, denn die geheimnißvollen Berathungen in unserem Hause werden immer häufiger, und selbst mein Vater wird jetzt manchmal zu denselben zugezogen. Auch der fatale Thalau, der sich eine Zeit lang nur selten blicken ließ, kömmt jetzt täglich und wird von meinem Vater und meinem Gatten stets auf's freundlichste empfangen — das ist von schlechter Bedeutung. Der Herr stehe uns Allen bei, auf daß Noiron und sein Akolyt uns nicht noch in's Unglück stürzen!

III. Kapitel.

Die jetzige Stellung der Marquise Foissac in der Pariser Welt.

Der Leser wird sich vielleicht bei Lesung von Ottilien's Tagebuch erstaunt fragen, wie eine so junge, tugendhafte und vornehme Dame, die sich nur in den ersten Cirkeln Paris' bewegte, mit einer Ex-Schauspielerin umgehen konnte, welche sich durch Jahre unter dem zweideutigen Schutze der Frau von Breteuil, und das in einer ebenso zweideutigen Gesellschaft, dem Demimonde, gezeigt hatte. Näher beleuchtet, wird sich die Sache jedoch leichter begreifen lassen. Der Schauspielerin Esperance hatte man trotz ihren vielen Anbetern nie etwas Schlimmeres als Gefallsucht vorzuwerfen gehabt. Das wäre freilich in einer anderen Sphäre als der ihrigen schon schlimm genug gewesen, aber in der Theaterwelt und in dem Demimonde, wo die Sitten so verderbt sind, betrachtete und bewunderte man sie als eine Lucrezia. Ja, man bewunderte sie denn selbst unter unmoralischen Leuten erregt eine Tugend, die in deren Kreise selten geübt wird, Bewunderung.

Vielleicht wäre auch mit der Zeit der letzte und schwerste Fall bei der armen Schauspielerin nicht ausgeblieben, wenn sie nicht wirklich eine poetische Natur gewesen, die ihre Kunst ideal auffaßte und außer ihrer schwärmerischen Liebe für diese nur noch ein Gefühl empfand, nämlich die reine, uneigennützige und starke Zuneigung, Verehrung und Dankbarkeit für den Vormund; Empfindungen, die ihr Herz so ausfüllten, daß sie kein anderes Gefühl in ihr aufkommen ließen, ausgenommen die Gefallsucht, die ja ihr Vormund selbst

sowie die Kunst, der sie sich widmete, in ihr erweckten und nährten, und die daher auch mit dem Gefühl, das sie für Noiron und die Bühne hatte, innig verbunden war.

Diesem verhältnißmäßig vorwurfsfreien Lebenswandel hatte sie auch die reiche und vornehme Partie zu verdanken, die sie später machte, denn den ahnenstolzen Marquis de Foissac konnte die schöne, liebenswürdige und gefeierte Künstlerin wohl für einen Augenblick (denn kaum verheiratet, ließ ihn sein Hochmuth den gethanen Schritt wieder bereuen) seine vornehmen Ahnen insoweit vergessen machen, daß er Rang und Namen mit ihr theilte, aber nie so sehr verblenden, daß er sein Wappenschild durch eine Heirat mit einer Ehrlosen befleckt hätte.

Ihr musterhaftes Benehmen in der Ehe mit dem jähzornigen und eifersüchtigen Marquis fand selbst in dem Kreise ihres vornehmen Gatten Anerkennung und es wurde dessen, wie wir gesehen, auch noch geraume Zeit nach seinem Tode erwähnt, da man Ottilien davon in Paris unterhielt. Jedoch ward es auch nicht so hoch angeschlagen, daß man schon gleich im Anfange ihrer Witwenschaft, wo man ihrem Gemal keine Rücksicht mehr zu schulden glaubte, ihre niedere Herkunft vergessen und mit ihr Umgang gepflogen, daher die unglückliche und verlassene junge Witwe nach dem Ableben ihres Gemales wieder der einzigen Gesellschaft, die sich ihr freundlich zeigte, nämlich dem Kreise der Frau von Breteuil anheimfiel.

Da sie aber während ihrer Verheiratung etwas Besseres kennen gelernt und allen Geschmack am Umgange ihrer ehemaligen Bekannten verloren, zog sie sich immer mehr von denselben zurück und führte ein einsames Leben, das ihr jedoch ebensowenig behagte, weshalb sie bald in Niedergeschlagenheit verfiel. Damals war es, daß ihr Vormund ihr eine Zerstreuung in der

Intrigue bot, indem er sie, wie er sagte, zu seiner rechten Hand in Geschäften, das heißt zur Proselytenmacherin im Interesse der Freimaurer machte. Die arme Frau, die sich sogleich für Alles begeisterte, was ihren Vormund interessirte und die sich freute, der edlen Sache, wie sie die Freimaurerei nannte, nützlich zu werden, griff mit beiden Händen nach dieser neuen Thätigkeit, die ihr im höchsten Grade willkommen war, weil dieselbe sie in nähere Berührung mit ihrem Vormunde und anderen klugen Männern brachte und ihr eine anregende Zerstreuung bot, welche immer mehr ihre Energie erweckte und sie bald allen Trübsinn vergessen ließ.

Auch jetzt, obwohl ihre Stellung eine schwierige war, da sie alle Minen des Geistes und der Koketterie springen lassen mußte, um Mitglieder für den Orden zu werben, blieb ihr Betragen doch immer in gewissen Schranken und man konnte ihr etwas Schlimmeres wie Koketterie niemals vorwerfen.

Selbst in Berlin und Wien, wo man sie für eine Abenteurerin ansah und sie daher von der Frauenwelt gemieden wurde, konnte sich außer den wenigen Morgenbesuchen, die Felix mit den beiden alten Herren theilte, Niemand eines besonderen Vorzuges rühmen. In Paris zurückgekehrt, wurde ihre Stellung jedoch eine viel bessere, denn Frau von Breteuil, deren Gesellschaft der jungen Frau geschadet, war eben verschieden und ihren Bekannten das Haus der Marquise unzugänglich geworden.

Herrn von Noiron hingegen, der jetzt bewiesen hatte, daß er von gutem Adel sei, und der zu Macht und Ehren gelangt war, wurde es nun durch seine geheimen und öffentlichen Verbindungen möglich, die junge Frau in der Familie ihres Mannes ganz wie zu dessen Lebzeiten aufnehmen zu lassen und sie so wieder in die gute Gesellschaft einzuführen, wo Ottilie sie fand, und ihr freundlich entgegenkam, weil

sie ihr dankbar war, daß sie den Bruder ausgeschlagen, sich auch ihre einst vorgefaßte Meinung gegen die Marquise vorwarf und sie ihr nun stillschweigend durch Freundlichkeit abzubitten und gut zu machen suchte. So kam es denn, daß sie nicht allein die junge Witwe bei sich sah, sondern auch, wie zum Beispiele heute, deren Einladung zum Rout annahm.

Als sie nun mit ihrem Manne und ihren Eltern den hellerleuchteten Salon der Marquise betrat, fand sie schon viele Leute versammelt, die Alle unter einander etwas lebhaft zu besprechen schienen. Doch beschäftigten sich die verschiedenen Gruppen nicht, wie es doch sonst in derlei Gesellschaften zu gehen pflegt, mit ebenso vielen Gesprächsthema's, nein, die damalige Zeit war zu ernst und wichtig für gewöhnliche Plaudereien, denn ein Jeder fühlte, daß er auf einem Vulkan stehe und hatte daher das Bedürfniß, die Zeitfragen zu behandeln und seine Hoffnungen, Wünsche und Befürchtungen auszusprechen.

Der Mittelpunkt aller dieser kleinen Gruppen war aber eine bedeutendere, in deren Mitte ein in Jahren vorgerückter, ehrwürdig und interessant aussehender Mann stand, dessen Worten man begierig lauschte und dessen Meinung ein Orakelspruch für die ihn umgebende Gesellschaft zu sein schien. Es war der Bankier Lafitte, der eben jetzt mit mildem Tone sagte: „Unser gnädiger König hatte schon als Prinz der Charte Unterstützung zugesagt und bei seiner Thronbesteigung geschworen, sie zu befestigen, folglich haben Sie, meine Herren, unrecht, zu glauben, daß er als König Sie verletzen will." „Was sagen Sie da über die Charte und den König?" fragte ein neuer Ankömmling, der sich soeben durch die Massen durch und zum Bankier gedrängt. „Ich spreche meine Ueberzeugung aus, Monsieur Chatelain, indem ich sage, daß Se. Majestät der König die Charte nicht verletzen wird." „Aber er hat sie ja schon verletzt!" rief der neue Ankömmling mit einem ernsten und viel-

sagenden Blicke, „denn sind wir, wie doch die Charte es ausdrücklich verheißt, gleich vor dem Gesetze? Sind wir frei in unseren Personen, unserer Presse und unserem Kultus und hält man überhaupt alle die anderen Privilegien, die die Charte uns zugesteht? Nein, nein, mein lieber Herr Lafitte, wir haben nichts von dem guten Willen des Königs zu hoffen, der uns schon so viel genommen, und wenn wir uns nicht dagegen wehren, noch mehr nehmen wird."

„Lassen Sie ihm Zeit und er wird die Sachen zu unser Aller Zufriedenheit ordnen", meinte jener mild. „Ich aber hoffe mehr von einem Anderen", raunte ihm ein alter Krieger zu. Lafitte jedoch that, als hörte er nicht, was General Lafayette ihm zugeflüstert und nachdem er einige galante Worte an die Frau des Hauses gerichtet, die sich ihm genähert, sobald sie Ottilien und deren Gesellschaft begrüßt und den Vornehmsten ihres Cercle's zugeführt, zog er sich aus diesem Kreise zurück und begab sich in's Nebenzimmer, wo mehrere junge Mädchen und Herren lustig zusammen plauderten. Auch Felix Jörgen war da und unterhielt sich eben mit einer pikanten Brünette, aus deren schwarzen Augen Geist und aus deren Lächeln Schelmerei blickte. Zu diesen Beiden trat nun Herr Lafitte. Er begrüßte Mademoiselle de Morand wie eine alte Bekannte und erkundigte sich nach dem Befinden ihrer Mutter, die gestern über Kopfschmerzen geklagt. „Sie ist heute wieder ganz wohl und hat mich hierher begleitet", antwortete jene. „Das freut mich, aber wo ist sie, denn ich habe, obwohl ich mich nach ihr umgesehen, weder sie noch Ihren Herrn Vater erblickt. Doch die Säle sind so voll", fügte der Bankier hinzu, „daß man leicht Jemand übersehen kann. Jetzt aber, da ich weiß, daß sie sich hier befindet, will ich sie noch einmal suchen."

„Meine Mutter wird sich freuen, Sie zu sehen, vorher jedoch erlauben Sie, daß ich Ihnen Graf Jör-

gen vorstelle, der mich darum gebeten." „Mir ein wohlbekannter Name", und Herr Lafitte verbeugte sich höflich und fragte dann in verbindlichem Tone: „Sind Sie vielleicht mit der liebenswürdigen Baronin Rouberg verwandt?" „Sie ist meine Schwester." „Ah, da sind wir ja schon fast alte Bekannte, denn ich kenne so gut Ihre ganze Familie, Ihre Eltern, Bruder, Schwester und Schwager, daß es mir vorkömmt, als würde ich auch Sie seit geraumer Zeit kennen." „Ich danke Ihnen, mein Herr, für diese verbindlichen Worte, sie machen mich glücklich, da sie aus dem Munde eines so allgemein geachteten Mannes, wie Herr Lafitte kommen." Jener verbeugte sich abermals und sprach nun seine Verwunderung aus, daß er Felix, den er doch seit einigen Wochen in Paris wisse, noch in keiner Gesellschaft begegnet.

Der junge Mann wurde verlegen, denn er mochte doch nicht sagen, daß ihm diese zuwider seien, wenn sie nicht gerade bei der Marquise Foissac oder ganz allein mit jungen Leuten seiner Gesinnung stattfanden. Der verkehrte Geschmack aber, den er durch das Aufsuchen der Letzteren bewies, entsprang bei ihm theils aus den Gesellschaften und Orgien, in die seine freimaurerischen Freunde ihn eingeführt, theils aber auch aus seinem jahrelangen Aufenthalte auf dem Lande, wo er, der sich nicht mit ernsten Dingen zu beschäftigen verstand und nicht viel Nachbarschaft aus seinem Stande hatte, oft, um doch unter Menschen zu sein, die Gesellschaft untergeordneter und halbgebildeter Personen aufgesucht, und, da sie ihm in Allem nachgegeben und geschmeichelt, dieselbe lieb gewonnen.

Seine Verlegenheit bemerken und rasch und leicht auf ein anderes Thema übergehen, war für den höflichen Weltmann das Werk eines Augenblickes. Nun erwähnte Herr Lafitte noch einmal auf die verbindlichste Weise der Verwandten und Landsleute des jun-

gen Oesterreichers, lobte ganz besonders dessen jüngsten Bruder und seinen liebenswürdigen Collegen, Graf Schöndorf, dem er schon bei dessen erstem Aufenthalte in Paris oft in der Welt begegnet und fragte dann, ob diese beiden Herren nicht auch heute Abend den Salon der Marquise besuchen würden. „Mein Bruder ist schon hier, jedoch ohne seinen Freund, den wahrscheinlich Geschäfte abgehalten, zu kommen", stammelte Felix abermals in großer Verlegenheit, denn er wußte ja, daß nicht Geschäfte Schöndorf zurückhielten, sondern daß derselbe, trotz den Ermuthigungen der Witwe und Felixen's Bitten, dieser keinen Besuch gemacht und daher nicht eingeladen worden und auch das wollte er nicht eingestehen. Der Bankier aber dachte:

„Das ist ein verlegener junger Mensch, mit dem es schwer ist, eine Conversation in Gang zu erhalten", und wollte sich eben entfernen, als die Festgeberin, welche die kleine Gruppe seit einigen Minuten aus der Ferne beobachtet und die die Verlegenheit ihres jungen Anbeters und die Verwirrung des Fräulein Morand intriguirte, welche jedoch, außer von ihr, von Niemand bemerkt wurde, sich abermals ihm näherte, um den Grund von alledem zu erforschen. Nun steckte sie ihren Arm durch den seinigen, indem sie meinte, daß sie ihn durchaus mehreren fremden Damen vorstellen müsse, die sich sehnten, seine Bekanntschaft zu machen und führte ihn in das anstoßende Gemach. Hier fragte sie lachend: „Wie in aller Welt ist es denn Ihnen, Herr Lafitte, gelungen, den sonst so vorlauten Felix Jörgen einzuschüchtern? Ich habe Sie beobachtet und gesehen, wie das, was Sie ihm sagten, ihn mehr als einmal in Verlegenheit gesetzt."

„Auch ich habe seine Verlegenheit bemerkt, kann mir aber nicht enträthseln, was sie verursacht, denn die Unterhaltung war leicht und bewegte sich in seiner Sphäre und unter seinen Bekannten und Verwandten."

„Sonderbar, daß sie ihn dann verwirrt; begreiflich wäre dieses freilich, wenn Sie tiefe philosophische oder gelehrte Fragen aufgestellt hätten, denn der junge Mann, obwohl mit natürlichem Verstande begabt, ist meines Wissens keineswegs ein Brunnen der Gelehrsamkeit und auch Fräulein Morand war verlegen, erröthete stark und schlug die Augen nieder." „Also auch sie, das habe ich nicht bemerkt, aber des Fräuleins Verwirrung kann ich mir schon leichter zusammenreimen", und die Züge des Bankiers wurden von einem gutmüthigen Lächeln erhellt.

„Wie so, was ist mit ihr, und wovon haben Sie selbe unterhalten?" „Ich erwähnte des Grafen Schöndorf und das hat sie natürlich erröthen machen." „Ich verstehe Sie nicht", stammelte die Marquise erbleichend. „Sie wissen also nicht, daß die schöne Constance Morand, wie man sagt, halb und halb mit Graf Schöndorf verlobt ist? Aber was fehlt Ihnen, Frau Marquise, Sie scheinen leidend zu sein?" „Die große Hitze", stammelte sie. „Ich kann sie nicht gut ertragen, doch setzen wir uns einen Augenblick hier an's offene Fenster und erzählen Sie mir, sie ist also Braut?"

„Man sagt, daß er um sie angehalten, weiter gehen jedoch meine Nachrichten nicht, und Sie wissen ja, daß ich mich mit dergleichen auch nicht viel beschäftige. Aber da ist Lafayette, der mir winkt, zu ihm zu kommen", und der durch das Inquiriren der jungen Frau gelangweilte Banquier verbeugte sich höflich und eilte zum General, mit dem er sich bald in ein, in flüsterndem Tone gehaltenes Gespräch vertiefte.

Die Marquise aber verharrte noch lange in der Fenstervertiefung, ihre Gäste vollkommen vergessend, regungslos und in Gedanken versunken. Daß diese nicht heiter waren, sah man an der Schwermuth, die sich über ihr ganzes Wesen gelegt, was mochte wohl die-

selbe erweckt haben? So fragte sich auch Herr von Noiron, als er jetzt hart und doch von der jungen Frau unbemerkt, an ihr vorüberging. Dieser Umstand erschien ihm so seltsam, daß er wieder umkehrte, ihre Hand ergriff und in leisem einschmeichelndem Tone fragte:

„Warum ist meine Fanchette so betrübt, wenn sie doch heute einen ihrer größten Triumphe feiert, und nicht allein die höchste Aristokratie, sondern auch noch die angesehensten und berühmtesten Männer bei sich empfängt, denn haben sich die Herzogin von C., die Gräfin L. und die Marquise von H. mit ihren Männer nicht hier eingefunden? Haben sich der Maler Vernet, der Dichter Delavigne und der Schriftsteller Paul Louis Courier, General Lafayette, der so geachtete Lafitte und die vornehmsten und ausgezeichnetsten Fremden nicht beeilt, Deiner Einladung Folge zu leisten, und wird Dein Salon nicht dadurch der eleganteste und Du von heute an die gefeierteste Dame von Paris werden? Und doch sitzest Du traurig da und lässest das Köpfchen hängen? Pfui, schäme Dich! das ist nicht meiner sonst so genialen und muthigen Fanchette würdig."

„Ach ja, ich sollte stets froh und glücklich sein, da ich einen Freund, wie Sie, Vormund, besitze, denn jede Freude, wie auch alle Erfolge, kommen mir ja nur von Ihnen. Ohne Ihre Freundschaft, Ihren Schutz würde sich gewiß Niemand um die ehemalige Schauspielerin, die niedriggeborne Marquise kümmern, und doch fühle ich mich zuweilen, wie z. B. jetzt, trotz Ihrer, mir so kostbaren Freundschaft unglücklich, sehr unglücklich!" und aus ihren Augen rollten große Thränen, die jedoch Niemand als er, der vor ihr stand, bemerken konnte, da schwere Fenstergardinen die junge Frau allen andern Blicken fast ganz entzogen.

„Und warum bist Du unglücklich, meine Fanchette?“ fuhr er in flüsterndem Tone zu fragen fort. „Weil ich noch von so vielen verachtet werde.“ „Du verachtet! wenn doch alles Vornehme und Ausgezeichnete sich um Dich drängt.“ „Die Leute Ihrer Gesinnung, Vormund, oder auch auf die Sie Einfluß haben, kommen wohl zu mir, diejenigen aber, auf die Sie keinen haben, oder die nicht wie Sie denken, scheuen mein Haus und behandeln mich mit Geringschätzung, wie z. B. die Fürstinnen R., G. und Z., die Gräfinnen O. und G. und unzählige Andere. Auch viele Fremde meiden mein Haus. Was mich aber am meisten kränkt, ist, daß die österreichische Gesandtschaft, Alfred Jörgen ausgenommen, sich nicht bei mir sehen läßt; was sollen nur meine Landsleute denken, wenn die Repräsentanten eines Landes, in welchem ich jahrelang gewesen, mich meiden und mit Geringschätzung behandeln?“

„Nichts werden sie denken, wenigstens nichts Uebles von der liebenswürdigsten aller Frauen.“ Und ihr Exvormund führte galant der Marquise Hand an die Lippen. „Uebrigens“, fuhr er mit großem Ernste zu reden fort, „werden, sobald die gute Sache, nämlich wir, die geheimen Gesellschaften (Du gehörst ja eigentlich auch zu ihnen), triumphirt haben, ein Triumph, der nicht lange auf sich warten lassen wird, alle Gesandschaften sich um Dich drängen und zu Deinen Füßen liegen. Aber jetzt trockne Deine Thränen und kehre mit einem lächelnden Gesichte zu Deinen Gästen zurück, die sich nach Deinem Anblicke sehnen.“

Die junge Frau folgte maschinenmäßig dem Rathe ihres Beschützers, doch ihr Herz blieb schwer, ihre Seele gedrückt, da es ihm nicht gelungen, mit den rosigen Bildern der Zukunft, die er ihr doch, wie er meinte, so verlockend vorgeführt, sie zu zerstreuen oder zu erheitern. Denn was galten ihr in diesem Augenblicke des tiefsten Weh's die vornehmen Leute, von

denen sie nur gesprochen, um ihren Schmerz zu bemänteln, was die Botschafter und Gesandten, welche sich einst, wie ihr Vormund voraussagte, um sie drängen und zu ihren Füßen liegen würden? Ach sie sehnte sich nur nach Einem, der sie aber, wie sie überzeugt war, geringschätzte, und in jeder Hinsicht für sie verloren war, und doch mußte sie lächeln, liebenswürdig sein und heiter erscheinen! Sie that ihr Bestes, um dieser Pflicht nachzukommen, aber ach! mit wie blutendem Herzen!

IV. Kapitel.

Worin man erfährt, was an dem obenerwähnten Gerüchte wahr ist.

Während die Marquise sich bemühte, den Eindruck, den Lafitte's Mittheilung auf sie gemacht, ihren Gästen zu verbergen, wurde Ottilien dasselbe Gerücht von anderer Seite hinterbracht. Sie hatte nämlich, angezogen von dem hübschen und interessanten Aeußeren des Fräulein Morand, den Herzog von G. gefragt, wer denn das junge Mädchen im weißkrepenen Kleide und den weißen Rosen im Haare sei, mit welchem sich gerade jetzt General Lafayette so freundlich unterhalte. „Das ist Fräulein Constance von Morand, eine Nichte des berüchtigten General Berton, Chef der Carbonari's, der vor acht Jahren auf dem Blutgerüste starb, den die junge Dame sehr geliebt haben soll, an den sie sich noch gut erinnert und dessen Andenken ihr Vater und Bruder, die ebenfalls des Carbonarismus verdächtig sind, stets in ihr auffrischen und wachhalten."

„Schade, daß das liebliche Mädchen in so unwürdiger Umgebung zu leben hat", seufzte Ottilie. „Ja, doppelt schade, da sie dieser nicht sobald durch eine

Heirat, wie sie, so sagt man, doch gehofft, entgehen wird, worüber ihr jedoch leicht das Herz brechen könnte, denn sie hat ihre Liebe schon an einen Landsmann von Ihnen verschenkt und ihr tyrannischer Vater will ihr, wie das Gerücht geht, nicht erlauben, den Legationsrath bei der österreichischen Gesandtschaft, Grafen Schöndorf, zu heiraten, der ja auch ein guter Bekannter von Ihnen, Frau Baronin ist."

„Was, Graf Schöndorf hat um die Hand des Fräuleins angehalten?" rief Ottilie überrascht. „So wird erzählt und Niemand begreift, warum Herr von Morand, der sich immer lebhaft für den reichen, jungen und liebenswürdigen Grafen interessirt, jetzt diese gute Partie für seine Tochter ausschlägt, es müßte denn Schöndorf's politischer Anschauungen wegen sein, die ganz von den seinigen abweichen." „Darin mögen Sie recht haben, Herzog, wenn überhaupt etwas an der Sache wahr ist, die Sie doch auch nur als ein Gerücht bezeichnen."

„Aber", fügte Ottilie nach einer Pause hinzu, in der sie die schöne Constance aufmerksam beobachtet hatte, „das Fräulein, das so heiter zu plaudern versteht, sieht mir nicht aus, wie Eine, deren Herz brechen möchte." „Ich hoffe für sie und Ihren Landsmann, daß das Gerücht nicht auf Wahrheit beruht", sprach der Herzog, indem er das junge Mädchen theilnehmend anblickte, „und fühle mich um so mehr dazu berechtigt, da Graf Schöndorf den Rout der Marquise nicht besucht hat, wo er doch mit Gewißheit erwarten durfte, die schöne Constance zu finden, deren Eltern mit Frau von Foissac auf sehr gutem Fuße stehen."

Ottilie schwieg, für sie waren die Gründe des Herzogs nicht maßgebend, denn sie kannte Willibald's Vorurtheile gegen die Marquise und überdies — wie würde der zartfühlende Schöndorf das Mädchen, das er liebte und dem er, wie man sagte, auch nicht gleichgiltig war, am

dritten Orte aufsuchen, wenn er doch wußte, daß deren Eltern nicht ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit ihr geben würden?" Nein, nein, diese letzte Bemerkung des Herzogs war nicht stichhaltig und konnte sie daher auch nicht über des Freundes, wie sie fürchtete, verlorenen Hoffnungen beruhigen. Aber die Bekanntschaft der interessanten jungen Dame mußte sie machen, und jetzt war der geeignetste Moment dazu, denn ihr Bruder Alfred, der die Damen gegenseitig vorstellen konnte, hatte sich eben Fräulein Morand genähert. Sie stand also rasch auf und trat zu den Beiden. Die Bekanntschaft war schnell gemacht, denn die Damen fühlten sich zu einander hingezogen.

Während sie sich unterhalten, wollen wir in Kürze mittheilen, wie es eigentlich zwischen der Familie Morand und Graf Schöndorf stand. Letzterer war schon bei seinem ersten Aufenthalte in Paris von den Morand's auf's Zuvorkommenste aufgenommen und behandelt worden. Damals ahnte er noch nicht, da die Carbonari's zu jener Zeit viel mehr als jetzt das Licht scheuten und nur ganz geheim und im Finsteren machinirten, daß Herr Morand ein solcher sei. Sonst wäre er diesem wahrscheinlich aus dem Wege gegangen oder hätte doch wenigstens die Gelegenheiten gemieden, so oft der schönen Constance zu begegnen, die es gleich Anfangs verstanden, ihm ein wärmeres Gefühl einzuflößen; hätte sich vor allen Dingen die traulichen Abende versagt, die er, wie Herr Morand es ihm erlaubt, häufig in dessen Familie zubrachte und die ihn der reizenden Constance immer näher führten, hätte sich auch bemüht, das Gefühl zu unterdrücken, das für seine Ruhe gefährlich wurde.

Er aber, der nicht ahnte, daß Vater und Bruder des geliebten Mädchens zu der von ihm so verabscheuten geheimen Gesellschaft gehörten, gab sich ohne Argwohn dem Gefühle hin, das ihn so beglückte und hielt

es nur deßhalb vor der Geliebten und ihren Eltern geheim, weil es ihm, der damals nur zweiter Sekretär war, von seiner Regierung nicht gestattet ward, zu heiraten, war jedoch, als er Paris verließ, entschlossen, sobald ihm dies erlaubt sein würde, um die Hand des reizenden Fräuleins von Morand anzuhalten.

Daß seine Werbung nicht ungünstig aufgenommen werden würde, ließ ihn die Trauer hoffen, die sich auf Constancen's Gesicht verbreitete, als er von ihr schied, wie auch die herzliche und freundschaftliche Art, in der die übrigen Glieder der Familie von ihm Abschied nahmen. Ach, mit welch' widerstreitenden Gefühlen trat er seine Berliner Reise an, denn diese trennte ihn ja von der Geliebten seines Herzens, diente aber andererseits auch wieder dazu, sie ihm, wie er doch hoffte, auf immer näher zu rücken, denn er wurde in die Hauptstadt Preußens als erster Sekretär gesandt. „Nur noch einen Schritt, den zum Legationsrath", dachte er, „und alle meine Wünsche können in Erfüllung gehen."

Und als er den Schritt gethan und dieser ihn sogar wieder nach Paris und zur Geliebten gebracht, da jubelte sein Herz, denn er las in ihren sprechenden Blicken, wie glücklich seine Rückkehr sie machte. Er erkannte auch aus dem Empfange der übrigen Familienglieder, daß sie sich nicht weigern würden, ihn zu den ihrigen zu zählen, und doch zögerte er noch eine Zeit lang, seine Wünsche, Hoffnungen und Bitten gegen die Eltern des ihm so theuern Mädchens auszusprechen. War es ein Vorgefühl kommenden Weh's, das ihn noch immer vom entscheidenden Schritte zurückhielt? oder die natürliche Befangenheit eines allzubescheidenen Gemüthes, das immer fürchtet, seine Hoffnungen zu hoch gestellt zu haben, und dem daher vor deren Zusammenstürzen bangt?

Endlich jedoch faßte er sich ein Herz und sprach gegen Herrn Morand alle seine Gefühle und Hoffnun-

gen aus. Dieser erwiderte, daß er sich keinen liebern Schwiegersohn wünschen könne als ihn, auch sei er überzeugt, daß seine Frau wie er denke, und daß Eugen ihn gern als Bruder umarmen würde. „Und was meine Tochter anbelangt", fuhr er lächelnd fort, „so weiß ich, daß sie nicht aus der Art schlägt, und schmeichle mir daher auch, daß sie diesmal wie gewöhnlich die Sympathien ihrer Familie theilt." Als aber Willibald bei diesen schönen Hoffnungen aufjubelte, dämpfte Herr Morand sogleich wieder seine Freude, indem er hinzufügte, daß er jedoch eine Bedingung an seine Einwilligung zu dieser Partie knüpfen müsse. „Und die wäre?" fragte jener kleinlaut, denn bei dem Worte „Bedingung" hatte sich sein Herz, wie voll banger Ahnung, schmerzlich zusammengezogen. „O etwas, auf das Sie, wie ich hoffe, leicht eingehen werden, und das ich Ihnen morgen mittheilen will. Doch jetzt gehen wir zu den Damen, die schon längst mit dem Thee auf uns warten."

So reizend und liebenswürdig wie an diesem Abend war Constance Willibald noch nie erschienen. Daher vergaß er auch vollkommen, so lange er unter ihrem Zauber war, daß noch etwas Ungewisses und Unbekanntes, wovor er erst vor Kurzem zurückgebebt, zwischen ihm und ihr stand. Als er sich aber wieder zu Hause und in seinem einsamen Zimmer befand, da richtete sich die zu erwartende Bedingung wie ein Gespenst vor ihm auf, und ließ ihn kein Auge schließen. „Worin mag wohl diese Bedingung bestehen?" fragte er sich wieder und wieder. „Herr Morand sagt wohl, daß sie für mich leicht auszuführen sei, aber wenn so, warum hat er sie mir nicht gleich mitgetheilt, warum es vorgezogen, mich so viele Stunden in Ungewißheit zu lassen? Und wichtig muß das wohl sein, was er im Begriffe steht, von mir zu verlangen, da er mein und wie er zu glauben scheint, auch seiner Tochter Glück

davon abhängen läßt. Ach hätte er mir doch gleich seine Bedingung mitgetheilt, so wäre ich dieser gräßlichen Ungewißheit ledig, die vielleicht schwerer als selbst das Unglück zu tragen ist!"

Aber Herr Morand hatte seine Gründe gehabt, um Willibald sein Begehren nicht gleich mitzutheilen, das dieser, wie er fürchtete, in der ersten Ueberraschung ablehnen könnte. „Denn", dachte er, „wenn der junge Mann sich auf allerlei schwere Bedingungen vorbereitet, so wird er in meine, die ihm weder an Leib, Leben noch Vermögen geht, sondern im Gegentheil Letzteres vermehren, und ihm zu Macht und Ehren verhelfen kann, um so leichter einwilligen." Uebrigens erwartete auch der berechnende Herr, daß ein für Willibald, mit seiner, wie er nun hoffen durfte, einstigen Braut und künftigen Gattin, verbrachter Abend, diesen so umstricken müsse, daß es ihm unmöglich sein würde, die Pläne und Forderungen des künftigen Schwiegervaters zurückzuweisen. Aber der Mann täuschte sich, denn Schöndorf wies mit blutendem Herzen doch mit unbeugsamer Festigkeit die den folgenden Tag an ihn gestellte Zumuthung zurück, in eine geheime Gesellschaft zu treten. (Morand war so gütig gewesen, ihm die Wahl zwischen Freimaurern, Carbonari's und Illuminaten zu lassen, die, wie schon einmal angedeutet, nur Abzweigungen einer und derselben Verbindung sind.) Da hatte denn Morand, der Schöndorf vor einem Augenblicke, und zwar unter dem Siegel strenger Verschwiegenheit mitgetheilt, daß er selbst zu einer von diesen geheimen Gesellschaften gehöre, ihm die Hand der Tochter verweigert, da er, wie er hinzufügte, sie nur einem Mitgliede der geheimen Gesellschaft geben würde.

Diese, die jedoch nichts von seinem Antrage ahnte, wurde bald durch das Wegbleiben des jungen Diplomaten aus dem Hause ihrer Eltern schmerzlich betrof-

sen. Fünf Tage der Erwartung, in denen sie sich immer gefragt: „Was in aller Welt kann ihn abhalten zu kommen?“ waren schon peinlich an ihr vorübergeschlichen, und doch war es ihrer geraden und arglosen Seele nie eingefallen, zu glauben, daß er, der bewährte Freund des Hauses, von ihrer Familie abgesprungen sei. Nein, sie schob sein Ausbleiben lieber auf Geschäfte und unabweisbare Einladungen. Einmal war sogar der Gedanke an eine Krankheit angstvoll in ihrer Seele aufgestiegen, doch das hätte man ihr ja mitgetheilt, und dennoch zitterte die Besorgniß in ihrer Seele nach, aber sie wagte nicht, die Ihrigen zu befragen, da sie nicht mehr ohne Befangenheit von ihm reden konnte.

Heute jedoch, am sechsten Tage verschwand diese Befürchtung, denn er war ihr, zwar ein wenig bleich, aber doch nicht krank in den Straßen Paris' begegnet. Da hoffte nun sie, die nichts von seinen Vorurtheilen gegen die Marquise wußte, heute bei derselben mit ihm zusammenzutreffen, daher ihre heitere Laune, die noch andauerte, weil sie noch immer erwartete, ihn eintreten zu sehen. Als aber diese Hoffnung endlich doch schwinden mußte, da schwand auch ihre Heiterkeit, und Ottilie sagte sich mit verwunderter Mißbilligung, als sie das fröhliche Mädchen mit einem Male ernst, traurig und einsilbig werden sah: „Schade, daß auch diese holde Blume sich rückhaltslos ihren Launen hingibt.“ Aber so ungerecht, wie Ottilie in diesem Falle, urtheilt auch häufig die Welt.

V. Kapitel.

Constance Morand.

„Was ist doch die Familie Morand liebenswürdig“, meinte Baron Ronberg, als er den Vordersitz

des eleganten Wagens einnahm, der ihn mit Frau und Schwiegereltern rasch nach Hause bringen sollte. „Du hast recht, Oswald, alle Mitglieder dieser Familie sind sehr liebenswürdig", bekräftigte Graf Jörgen, „und deßhalb", fügte er in entschiedenem Tone hinzu, „werden meine Frau und ich diesen ausgezeichneten Leuten morgen einen Besuch machen." „Auch ich möchte Ottilien dasselbe vorschlagen", sprach jener, indem er einen fragenden Blick auf die Gattin warf, die ihm freundlich Gewährung zunickte, denn Fräulein von Morand hatte einen sehr angenehmen Eindruck auf Ottilien hervorgebracht, so daß sie gerne ihre nähere Bekanntschaft machte.

Auch ihre Mutter wandte nichts gegen den Beschluß des Gatten ein, denn, obwohl sie ihn jetzt nicht wie ehemals fürchtete, war sie doch demüthig, und in Allem, was nicht gegen ihr Gewissen war, gefällig und nachgiebig geblieben. Letzteres wurde ihr im jetzigen Falle leicht, denn sie hatte ebenfalls mit Wohlgefallen Constance Morand beobachtet, und Freude an der Unterhaltung ihrer Mutter gefunden. So wurde denn beschlossen, daß man morgen die Visiten mit den Morand's beginnen würde. — Während man sich auf diese Weise mit ihnen beschäftigte, betrachtete Frau von Morand im Nachhausefahren halb besorgt, halb ungeduldig die bleichen und kummervollen Züge der Tochter, die sich sichtlich ermüdet in die Wagenecke gedrückt, und schalt in ihrem Herzen den undankbaren und inconsequenten Oesterreicher, dem es ja bis vor Kurzem die höchste Freude gewesen, ihr Haus zu besuchen, der ihre Tochter mit Aufmerksamkeiten überschüttet, und der, nachdem er, wie sie fürchtete, in deren Herzen eine tiefe Neigung erweckt, plötzlich, und wie sie meinen mußte, grundlos, denn ihr Mann hatte ihr nichts von Willibald's Werbung gesagt, dieselbe vernachlässigte.

Jedoch ließ die kluge Frau nichts von diesen Gedanken gegen die Tochter merken, denn sollten ihre Befürchtungen am Ende doch nicht gerechtfertigt sein und Constance keine tiefe, sondern nur eine flüchtige und sich leicht verflüchtigende Neigung für Graf Schöndorf empfinden, so war es besser, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen, als derselben durch vieles Reden eine Wichtigkeit zu geben, die leicht in Constancen's Herzen den kleinen Funken zu einer großen Flamme auflodern lassen konnte. Ueberdies war es denn nicht auch möglich, daß Willibald weder undankbar noch inconsequent, sondern nur von wichtigen Geschäften zurückgehalten war, und daß er vielleicht schon morgen oder doch in den nächsten Tagen ihr Haus wieder aufsuchen würde, um wohl gar die von ihr und ihrem Gatten so lange ersehnte Werbung auszusprechen? „Ja so wird es gewiß sein", hoffte sie, „Alles kann sich noch erhellen und gut und glücklich gestalten", und sie fühlte sich in ihrem Entschlusse bestärkt, der Tochter kein besorgtes, sondern nur ein heiteres und freundliches Gesicht zu zeigen.

Daher begleitete sie jetzt dieselbe auf ihr Zimmer und bemühte sich, sie zu zerstreuen, indem sie heiter über den Rout der Marquise mit ihr plauderte. Constance, gerührt von der Güte der Mutter, ging dankbar, und so viel es ihr möglich war, auch in demselben heiteren Tone auf deren Unterhaltung ein. Am leichtesten fiel ihr dieses, als von der anmuthigen Baronin Ronberg die Rede war. Wie freute sich die Mutter, als das Gezwungene in dem Wesen der Tochter endlich schwand, und einem wirklichen Interesse Platz machte. Nun konnte sie diese beruhigter verlassen. Doch kaum sah sich Constance allein, so wandten sich alle ihre Gedanken wieder kummervoll zu dem, an den sie bis jetzt geglaubt und so gern hinaufgesehen, aber an welchem sie seit ein paar Stunden, in denen sie

sich unaufhörlich gefragt, warum er nicht gekommen, zu zweifeln angefangen. Auch jetzt wiederholte sie mit Besorgniß die Frage: „Warum, ach warum ist er nicht gekommen, da er gesund ist und Zeit genug hat, um in den Straßen umherzuschlendern? denn es waren nicht Geschäfte, das sah ich seinem Gange an, die ihn aus dem Hause getrieben, sondern die Lust, die Zeit zu tödten, da er langsam einherschlich, und gelangweilt und so zerstreut aussah, daß er uns nicht bemerkte, als wir dicht an ihm vorüberfuhren. Also ist er weder krank, noch mit Geschäften überhäuft, und doch kömmt er nicht zu uns, seinen besten Freunden, die es wahrlich nicht um ihn verdient, daß er so plötzlich und grundlos von ihnen abspringt. Aber ist er denn auch wirklich von ihnen abgesprungen? Hat er nicht vielmehr, denn er sah recht gedrückt aus, einen Kummer, den er, um die Freunde nicht zu betrüben, ihnen verbergen will, und um dieses zu können, sie vermeidet? Aber auch das wäre nicht freundlich, denn er weiß ja, wie gern wir denselben mit ihm trügen. Mein Gott, schütze ihn vor jedem Leid!"

Dann verfiel sie in eine so tiefe Träumerei, daß sie sich später nicht Rechenschaft geben konnte, woran sie denn eigentlich gedacht. Endlich riß sie sich gewaltsam aus derselben, kniete auf ihren Betschämel vor einem Bilde des Gekreuzigten nieder und betete heiß und lange, jedoch wieder nur für ihn, denn der Gang ihrer Gedanken war, wenn auch von ihr unbemerkt, doch keinen Augenblick von ihm abgewichen. Erst sehr spät suchte sie ihr Lager auf, aber auch dann nicht, um zu schlafen, sondern um wachend von ihm zu träumen, denn sie mußte, das stand fest, durchaus wissen, was ihn fern von ihr hielt. Aber wie es erfahren? An Eugen und den Vater wollte sie sich wenden, denn diese, die ihn so liebten, hatten sich sicher schon nach ihm erkundigt, und wußten, was ihn abhalte, zu kommen.

Daß es ihnen nicht unbekannt war, ward ihr zur Gewißheit, als ihr einfiel, daß sie, die früher so gern von Schöndorf gesprochen, nun seitdem er sich fern hielt, mit keiner Silbe seiner erwähnt. Das war höchst auffallend und Argwohn erregend. Ihm mußte etwas sehr Unangenehmes oder wohl gar ein Unglück widerfahren sein, denn sonst hätten jene es nicht so sorgfältig vermieden, von ihm zu reden. Hinter all das mußte sie aber kommen. Ja, sie wollte ihre Schüchternheit überwinden, und Vater oder Bruder über ihn ausforschen, natürlich nur indirect, denn die ihrigen durften ja nicht bemerken, wie sehr sie sich für den jungen Fremden interessire. Das „Warum" wurde ihr nicht klar, denn ehemals hatte sie sich nie gescheut, ihre Freundschaft für denselben offen an den Tag zu legen. Aber jetzt! — ja jetzt schien ihr Alles verändert, sie war sich selbst zum Räthsel geworden, doch das kümmerte sie in diesem Augenblick nur wenig, denn ihr eigenes Ich war für sie so zu sagen plötzlich in den Hintergrund getreten, nur noch mit ihm, mit seinem Wohl und Wehe konnte sie sich beschäftigen. Jetzt fragte sie sich auch nicht mehr, ob er von ihr abgesprungen oder ihr Freund geblieben, sondern nur noch, ob er unglücklich sei, und darüber mußte sie von Vater und Bruder beruhigt werden, und das so bald als möglich.

Was aber machte der Vater, der all den Kummer über sie gebracht, während seine geliebte Constance weinte, betete und sich unter martervollen Gedanken schlaflos auf ihrem Lager herumwarf?

VI. Kapitel.

Die Freimaurerloge.

Herr Morand und Eugen hatten sich geweigert, ihre Damen nach Hause zu begleiten, indem sie vor-

gaben, daß sie sich zu gut bei der Marquise Foissac unterhielten, um so früh deren Rout verlassen zu können, dieses thaten sie jedoch schon einige Minuten später, und zwar in Begleitung Thalau's, der auch auf dem Rout gegenwärtig, Herrn Noirons und der beiden Brüder Jörgen, aber nicht um ihre Wohnung aufzusuchen, sondern ein ansehnliches Haus in einer entfernten Vorstadt, vor dessen Thür sie mit Baron Ronberg gerade in dem Augenblicke zusammentrafen, als er drei kurze Schläge gegen dieselbe that. Diese wurde nun von einem Greise geöffnet, der wohl aus einer gewissen Entfernung durch die Weiße des Haares und Bartes ehrwürdig erscheinen mochte*), in der Nähe aber hätte ein aufmerksamer Beobachter leicht in dessen Zügen Verschmitztheit und Heuchelei lesen können. Diesem flüsterte Ronberg, wie die oben erwähnten Herren, die nur einzeln und in einer gewissen Ordnung durch die Thüre schritten, etwas leise zu, es war das Paßwort: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit." Der Alte nickte stumm einen Gruß, indem er die Unterlippe etwas vorschob, und mit der rechten Hand über die Augenbrauen strich, ein Zeichen, daß er zu den Illuminaten, und zwar zum zweiten Grade der Epopten gehöre. Dann, nachdem die sieben Männer an ihm vorübergeschritten, stieß er die Hausthüre wieder zu, die eben so geräuschlos, als er sie geöffnet, in eine Feder sprang.

Die Sieben aber, denen die Localität bekannt genug zu sein schien, schritten ohne Zögern durch den Flur und einen langen gewölbten Gang, der von mehreren Lampen erhellt war, in ein hohes, mit schwarzem Zeug ausgeschlagenes Gemach, wo sich schon

*) Die geheimen Gesellschaften lieben ehrwürdig aussehende Personen in den Vordergrund zu stellen, um desto sicherer bethören zu können.

ungefähr dreißig Personen um einen großen, mit rothem Tuche behangenen Tisch versammelt hatten, auf welchem sich eine Krone, eine Sanduhr, ein Todtenkopf, ein Dolch und eine große Lampe befanden, Sinnbilder, die die geheimen Gesellschaften gebrauchen, um damit die Macht, die Zeit, die Vergänglichkeit, den Kampf darzustellen, durch die Lampe aber wollen sie das Licht repräsentiren, das ihnen die Feinde, an denen Rache zu nehmen sei, zeigen solle. Den Kampf natürlich zu ihren Zwecken, deuten sie durch den Dolch an, den man jedem in den Bund Eintretenden überreicht, und den derselbe mittelst eines schwarzen Bandes am Gürtel trägt. Der Kampf aber soll zur Herrschaft führen, die durch die Krone versinnbildlicht wird, und ihnen ja, wie sie behaupten, von jeher zukömmt.

Daher steht auch im Weihe-Ritual des schottischen Lehrlings und Gesellen, der Großloge von Deutschland Sarsena 168. und 177. wie folgt: „Hochwürdiger auserwählter Bruder, ich bewaffne Sie mit diesem Dolche, damit Sie mit demselben den Tempel, die Krone, Ihre Mitbrüder und sich selbst vertheidigen. Die Krone war dem Tempel anvertraut *), wurde ehemals im Tabernakulum aufbewahrt und war nach dem Modell verfertigt, das Moses auf dem Berge Sinai gemacht hat." **) Durch Energie und indem man die Zeit gut benützte, wollte man die Krone in die Hände der Gesellschaft bringen, und sollte es auch durch den Tod Vieler, den der Todtenkopf vorstellte, ja der eigenen Glieder geschehen müssen. Daher ein Jeder, der aufgenommen ward, einen schweren Eid ablegen mußte

*) Unter dem Tempel aber verstehen die Freimaurer Ordenstempel, oder was dasselbe ist, Ordensreich.

**) Die Freimaurer behaupten, daß ihr Orden schon vor Moses bestanden habe und wollen durch die obenangeführte Stelle beweisen, daß ihnen schon damals die Krone, d. h. die Macht und die Herrschaft zukam.

und noch muß, Nichts und Niemand, auch nicht einmal sein eigenes Leben zu schonen, wenn es gälte, den großen Zweck (man weiß, daß dieser darin besteht, die Welt zu beherrschen) zu fördern, oder ihn vor Verrätherei zu schützen, ja Hand an sich selbst zu legen, wenn man fürchten müsse, das Geheimniß der Gesellschaft nicht länger bewahren zu können. Deßhalb müssen auch die in höhere Grade Aufzunehmenden, bei ihrer Aufnahme sich den Dolch auf die Brust setzen, um damit anzuzeigen, daß sie, wenn es nöthig sei, bereit wären, sich denselben in's Herz zu stoßen; übrigens kann ihnen ja auch dieser Act der Selbstvernichtung nicht schwer fallen, da die geheimen Gesellschaften den Selbstmord als ein Gefühl der Wollust betrachten und lehren. Er und sein Zwillingsbruder, der Meuchelmord, werden jedoch, wie gesagt, zur Pflicht, wenn es dadurch gelingt, dem großen Zwecke zu dienen, oder wohl gar ihn zu fördern. Und da man nicht oft genug an diese Lehre erinnern konnte, so wurde sie sinnbildlich durch den Todtenkopf dargestellt.

Am Tische oben an saß auf einem ebenfalls rothbedeckten hohen Stuhle ein in reiche Kleidung gehüllter, ungefähr fünfzigjähriger Mann, mit einem intelligenten aber strengen und düstern Gesichte, den die Andern mit Ehrfurcht behandelten und Meister Kato, oder auch nur Meister nannten. An der Wand über dem Haupte des Mannes hing eine Art von Schild mit den Buchstaben J. H. S., die aber nicht zur Verherrlichung unseres Erlösers, sondern zu seiner Beschimpfung dort angebracht waren, denn sie bedeuten bei diesen Verruchten: „Jesus Homo Sceleris." „Der Mensch des Verbrechens." *)

*) Wem diese nur zu gerechte Anklage unglaublich dünkt, der lese den unglücklichen, vor wenigen Jahren in Prag ermordeten sächsischen Advokaten Eckert, den die Feinde Gottes, die

Vor dem Manne auf dem hohen Stuhle verbeugten sich die Sieben, und nahmen dann, wie und wo sie konnten, am runden Tische Platz, Noiron ausgenommen, der dem Meister einige Papiere übergab, und, bevor er sich auf einen leeren Stuhl neben ihm setzte, geheimnißvoll mit ihm flüsterte. Dann trat wieder, wie vor der Ankunft der oben erwähnten Personen, Todtenstille ein, die nur durch das Rascheln von Blättern unterbrochen wurde, da ein jeder aus der Gesellschaft mit dem Lesen von Berichten der Brüder an die Loge sich beschäftigte, die er schon an seinem Platze gefunden. So vergingen einige Minuten, da öffnete sich abermals die Thür und ein hoher ernster Mann trat ein, in welchem wir Herrn Richter, den ehemaligen Hofmeister im Hause der Ronberg erkennen, und nahm, nachdem er sich vor Meister Kato und der Gesellschaft verbeugt, den einzigen noch freien Stuhl am Tische ein.

Offenbar hatte der Mann auf dem hohen Stuhle nur auf diesen gewartet, um die Berathung, wie er es nannte, zu beginnen, die aber diesen Namen gar nicht verdiente, da sie nur aus einer Rede bestand, in welcher er die Ungerechtigkeit des Königs und seiner Minister, ihre Unfähigkeit, das Staatsruder zu lenken, und die Nothwendigkeit auseinandersetzte, die Macht auf fähigere Köpfe und stärkere Schultern, das heißt auf Mitglieder ihrer Gesellschaft zu übertragen, und auch die Maßregeln darlegte, die man ergreifen müsse, um zu diesem Zwecke zu gelangen. Dann, ohne die Andern um ihre Meinung zu befragen, theilte er ihnen Befehle

---

auch zu den seinigen wurden, als sie seine Anklageschriften nicht widerlegen konnten, aus dem Wege räumten und erinnere sich, daß es Mitglieder der geheimen Gesellschaften gibt, die, um ihren Haß gegen den Heiland so recht an den Tag zu legen, sich Kreuze auf die Fußsohlen einätzen lassen, um so beständig das Zeichen unserer Erlösung mit Füßen treten zu können.

und Rollen aus, die sie durchzuführen hatten, und die sie auch stillschweigend und sich verbeugend, annahmen. In seiner Rede aber sagte er unter Anderem:

Carl X., der durchaus abgesetzt werden muß, ist ein schwacher Sprößling seines schwach gewordenen Geschlechtes. Er gleicht weder seinem Ahnherrn Ludwig XI. noch Ludwig XIV. Ueberhaupt, meine Brüder, war Ludwig XIV., und das ist nicht schwer vorauszusehen, der letzte thatkräftige Bourbone. Von nun an, deß seien wir überzeugt, würde Frankreich, wenn es sich überhaupt noch an dieses Geschlecht hielte, nur mehr einen Ludwig XV. oder XVI. auf dem Throne sitzen sehen. Einige aus uns, ich brauche Euch nicht ihre Namen zu nennen, möchten gern dem Sohne unseres ehemaligen Mitgliedes Philippe Egalité die Krone aufsetzen, aber auch das darf nicht geschehen, denn Louis Philippe von Orleans, obwohl er uns günstig gestimmt ist, würde uns doch nie ein so mächtiger Beschützer werden, als wir ihn uns wünschen, und auch berechtigt sind, auf dem Throne zu erwarten. Und warum soll denn auch überhaupt ein König auf dem Throne sitzen? Warum ein einzelnes, gebrechliches, sterbliches Geschöpf das ganze so intelligente französische Volk regieren?

Nein, da weiß ich etwas Besseres für dasselbe, nur eine Republik, aber eine, die im Geheimen von uns, der Kraft, der Macht und der Intelligenz, geleitet wird, kann unser Land beglücken. Ihr werdet mir vielleicht einwenden, daß die von 92, welche doch auch von uns angestiftet und geleitet wurde, weder beglückte noch sich eines langen Lebens erfreute, darauf aber antworte ich Euch, daß wir zu damaliger Zeit leider den Fehler begingen, zu exaltirte und feurige Köpfe, wie Marat, Robespierre, Danton und viele Andere an das Ruder zu stellen und daß diese, statt das Faule und Ungesunde allmälig aus dem Staate und

der Religion zu entfernen, dasselbe mit einem Schlage ausrotten wollten, eine Maßregel, die gewiß zu loben, wenn sie überhaupt so rasch ausführbar wäre. Das Unklügste aber, was Robespierre und Consorten gethan, war, den König und die Königin auf ihrer Flucht in Varennes aufzuhalten, und sie später auf der Guillotine sterben zu lassen; dadurch hat man ihnen einen Nimbus des Märtyrerthums gegeben, der, wie ich aus dem Munde sicherer Personen, die zu damaliger Zeit mitgehandelt, sowie aus schriftlichen Mittheilungen erfahren, das Volk sogleich entwaffnet hätte, wenn wir nicht hinter demselben gestanden und es durch blutige Schauspiele in Athem erhalten hätten.

Aber auch letztere Maßregel war eine unkluge, denn als der Blutrausch verraucht war, trat Ekel, Erschlaffung und Reue ein, so daß der Consul Bonaparte nun leichtes Spiel hatte, das französische Volk, sowie die Krone für sich zu gewinnen. Ihr meint, das sehe ich Euren Blicken an, daß Ersteres ihm nichts genützt, und Letzteres ihm nicht gelungen wäre, wenn nicht wir mit unseren kräftigen Armen ihn auf den Thron, und die Krone auf sein Haupt gesetzt. Das ist wahr, aber wir mußten es thun, weil das Volk nach der Erschlaffung, die auf seine Ueberreizung gefolgt, nicht mehr auf uns hören wollte, sich wieder heimlich nach einer geordneten Regierung sehnte, die es sich aber nur in der Person eines Monarchen vorstellte, und gewiß nach einem Bourbonen gegriffen, wenn wir ihm nicht Napoleon zugeführt hätten, der uns so Großes versprochen.

Doch auch Napoleon hielt uns nicht Wort, dafür mußte er fallen, nun aber wollen wir ferner keinen Versprechungen eines gekrönten Hauptes glauben, daher keines mehr dulden, unsere Mißgriffe des vorigen Jahrhunderts, die uns zur Lehre dienen sollen, jetzt so viel als möglich vermeiden, indem wir wohl eine Revolution anzetteln, (denn Revolutionen sind noth-

wendige Entwicklungsmomente und wenn der Bau der Humanität fortschreiten soll, so müssen die alten Gerüste fallen, welche dieses Fortschreiten hindern, und wenn sich auch alle Weltmächte daran festklammerten, um sie zu retten) aber womöglich keine blutige Revolution, sondern eine stille, zahme möchte ich sie nennen, die im Geheimen arbeitet und durchgreift, jedoch um so sicherer zu unseren Zwecken, nämlich zu Volksfreiheit und Macht unseres Ordens führt.

Auch dürfen wir keine rothe Republik proclamiren, die doch nicht bestehen kann, sondern eine, wie in den Vereinigten Staaten, wo wir uns ein warmes Nest gebaut, und stets gut aufgenommen werden, auch nicht die heutigen Bourbonen, wie die vor vierzig Jahren guillotiniren, sondern sie in's Exil schicken, nicht den Adel umbringen, was ihn, wie wir gesehen, doch nicht ausrottet, sondern ihm nur, wie den ermordeten Fürsten, den Stempel des Märtyrerthums aufdrückt. Ja, nur so können wir eine stehende Republik gründen, die uns zur Heimat wird, die aus einem thatkräftigen und consequenten Volke besteht, das nicht durch die Reaktion des Verbrechens, noch durch Gewissensbisse entnervt wird, und daher aus lauter Schwäche umsattelt, sondern das fest zusammenhält, und uns, seinen besten Freunden, denen es die Freiheit verdankt, die Bruderhand reicht, um sich diese zu erhalten.

Carl X. hat durch die Schwäche seines Charakters und die Inconsequenz seines Gebahrens, diesen unseren Zwecken meisterhaft Vorschub geleistet, denn er hat sich bei allen Parteien unpopulär gemacht, bei der kirchlichen, weil er sie nicht genug vor uns, das heißt der Revolutionspartei und den Demokraten geschützt, und nachgegeben, wo er im Interesse der Kirche und des Staates nicht gedurft, denn Beide müssen fest zusammenhalten, wenn Erstere nicht von unseren Verfolgun-

gen zu leiden haben und Letzterer nicht uns verfallen soll. Der aristokratischen oder conservativen, weil er diese nur immer mit halben Maßregeln geschützt und aufrecht zu halten gesucht, weil er die Charte angegriffen, und ewig die Ministerien gewechselt, und endlich der liberalen, weil er sich nicht offen und rückhaltslos für sie erklärt. Durch all das hat er Unzufriedenheit erweckt, und so uns, die wir eine kleine Flamme zu einem großen Brande anzufachen verstehen, die Materialien zugetragen. Jetzt wird, wenn wir nur nicht gar zu ungeschickt sind, und so fortfahren, wie wir begonnen, weder er noch seine Familie ihrem Schicksale, d. h. dem Exile entgehen können.

Damit wir aber das Nothwendige nicht versäumen, und nach dem Nützlichen geschickt greifen, habe ich Euch, liebe Brüder, hier versammelt, um Euch theoretisch und praktisch zu zeigen, was uns noch zu thun übrig bleibt. Theoretisch, indem ich Euch die Berichte der Brüder mittheilte, die in Polen, Belgien, Holland ꝛc. ꝛc. für Freiheit und die gute Sache arbeiten, und praktisch, indem ich Euch Eure verschiedenen Rollen anweise." Hier hielt der Redner inne, um den Eindruck seiner Worte zu beobachten. — Er konnte zufrieden sein, denn seine Blicke trafen nur auf aufmerksame, gespannte oder zustimmend lächelnde Gesichter.

VII. Kapitel.

Noch in der Freimaurerloge.

Nachdem der Mann auf dem hohen Stuhle ein paar Minuten innegehalten, rief er Namen von Personen auf, die ihm mündlich oder schriftlich, je nach ihren Instructionen mittheilen mußten, was sie gethan oder erfahren. Letzteres geschah jedoch nur in wichtigen Fällen und wenn die Angelegenheit den übrigen Mitgliedern geheim gehalten werden sollte. Hierauf ant-

wortete Meister Kato oder ertheilte seine Befehle entweder auch wieder mündlich, obwohl manchmal in einer nur dem Angeredeten verständlichen Weise, oder im oben genannten Falle in Ziffern, die er auf ein Stückchen Papier aufzeichnete, welches er dem Betreffenden eigenhändig übergab und das dieser, nachdem er von dessen Inhalt Kenntniß genommen, vor den Augen der Versammelten zerriß, und in den brennenden Kamin warf, worauf der Meister ihn, wenn er ihm nichts mehr anzuempfehlen hatte, durch einen Wink entließ.

Als er jetzt Bruder Hamilkar aufrief, um ihn zu fragen, ob er den bewußten Rekruten für die gute Sache angeworben, stand Herr von Morand auf, und sagte, daß ihm dieses leider noch nicht gelungen, daß er jedoch keineswegs die Hoffnung aufgebe, einen so geschickten Streiter wie das eben erwähnte Individuum für die edlen Zwecke der Gesellschaft zu gewinnen. „Es wird gut sein, wenn Ihnen dieses glückt, Bruder, denn der Mann steht in naher Beziehung zur Regierung eines Landes, das ein weites Feld für unsere Thätigkeit bietet und ist, wie ich weiß, intelligent und geschickt." „Wie steht es aber", fragte er dann, „mit der Finanzangelegenheit, die ich Ihnen an's Herz gelegt? denn da wir bei den kommenden Begebenheiten mit der moralischen Macht allein nicht genug ausrichten würden, brauchen wir Geld, sehr viel Geld für Anwerbung und Ausrüstung unserer Armee."

„Ich habe bei den hiesigen Mitgliedern der niederen Grade, natürlich ohne sie mit unseren Plänen bekannt zu machen, gesammelt und dieses zusammengebracht." Hier legte Bruder Hamilkar einen schweren, mit Goldstücken angefüllten Beutel vor Meister Kato auf den Tisch. „Es ist gut", und jener nickte ihm seinen Dank zu, hierauf überreichte er dem Geber ein zusammengefaltetes Blättchen, das dieser, wie es Brauch

war, als er es durchflogen, in kleine Stücke zerriß und ins Feuer warf; dann, nachdem er vom Meister ein Zeichen der Verabschiedung erhalten, verbeugte er sich tief vor diesem und verließ das Zimmer. (Sein Sohn, den das Zeichen früher getroffen, hatte sich wie viele Andere, schon vor ihm entfernt.) Auf dem Zettel aber hatten die Worte gestanden: „Vergessen Sie nicht, daß Wühlen und Spioniren nothwendig ist, und kargen Sie auch nicht mit Versprechungen. Das Resultat Ihrer Bemühungen werden Sie mir in drei Tagen unter vier Augen mittheilen." Jetzt rief der Mann auf dem hohen Stuhle den Namen des Bruders Numa aus, worauf Alfred Jörgen aufstand und mit ihm Papiere austauschte.

Dann, nachdem dieser die wenigen Zeilen (sie bestanden nur aus den Worten: „Wir sind mit Ihren Arbeiten nicht zufrieden. Sie berichten nichts Neues oder Wichtiges, ein Beweis, da man Ihnen nichts mittheilt, daß Sie sich Ihrer Umgebung nicht unentbehrlich gemacht oder ihr nicht Vertrauen einzuflößen verstanden, das ist ungeschickt. Oder sollten Sie wohl gar mit uns hinter dem Berge halten? Nehmen Sie sich davor in Acht, Sie wissen, daß wir nicht mit uns spielen lassen, und befleißigen Sie sich in Zukunft, uns zufrieden zu stellen") gelesen, zerrissen und verbrannt, verließ er niedergeschlagen das Zimmer.

Bei Nennung der Namen Remus und Ruben erhoben sich Baron Ronberg und Felix Jörgen, denen der Meister in einigen beredten Worten an's Herz legte, für die gute Sache zu leben, zu streiten und wenn nöthig, auch zu sterben; und hinzufügte, daß, wenn sie bei ihrem hohen Namen, ihrer Stellung in der Welt, und ihrem bedeutenden Vermögen, Opferwilligkeit zeigten, sie vielen Andern eine Leuchte und ein gutes Beispiel sein, und dadurch sie für den großen Zweck gewinnen könnten. Er sagte ihnen auch, wie nicht

allein die Pflicht, sondern auch noch die Dankbarkeit zu eifrigem Dienste anhalte, weil die Gnade der Oberen sie schnell durch die unteren Grade geführt und in einen höheren versetzt, daß aber jene nun auch Großes von ihnen erwarteten, und daß er hoffe, daß sie diese ihre Erwartungen nicht täuschen, sondern mit Gut und Blut der edlen Sache anhängen würden.

Dann, nachdem er diese und viele Andere verabschiedet, blieb er allein mit Thalau, Noiron, Richter und zwei Anderen, denen man deutlich die orientalische Abkunft ansah. Ihnen gegenüber legte er nun einen Theil seines feierlichen Wesens ab, und sagte in einem an Vertraulichkeit grenzenden Tone:

„Da ich nun mit Ihnen, Ihr eingeweihten Brüder, allein bin, kann ich Vieles offen besprechen, das ich, um die Andern nicht einzuschüchtern und abzuschrecken, mit Zurückhaltung behandelt, oder auch ganz umgangen, und Ihnen sagen, wie ich das mit dem Blutvergießen meine, gegen das ich mich noch vor einer Stunde erklärt, und mit dem Exile, dem ich das Wort geredet. In Masse guillotinirt darf nicht werden, weil das Volk dieses über kurz oder lang als eine empörende Schlächterei betrachten, daher dessen bald müde werden, und sich später immer mit Grauen daran, und mit Abscheu an uns, die wir es dazu verführt, erinnern würde.

Aber unsere Truppen, und Sie wissen, daß wir viele Tausende unter unserer rothen Fahne *) versammeln können, müssen, wenn der Moment da ist, ohne Ausnahme so viele Feinde im Gefechte niedermetzeln, als es ihnen nur möglich ist. Auf solche Weise kann man diese ebenfalls unschädlich machen, ohne doch dem Volke das ekelhafte und durch die Länge der Zeit

*) Demokratisch-republikanische.

entnervende Schauspiel der täglichen Hinrichtungen zu geben. Es versteht sich von selbst, daß die Metzelei im Kampfe so viel als möglich und das kann auf dem natürlichsten Wege geschehen, gegen die höchsten Personen gerichtet werde, was dann nicht umgekommen, wird in's Exil geschickt, und unsere Partei in allen Blättern als eine schonende bezeichnet.

Ist einmal die Republik proclamirt, müssen wir die schwarze Fahne*) aufpflanzen, und damit dieses bald geschehe, ist es nöthig, daß wir eifriger denn je fortfahren, die Religion allmälig zu untergraben. Jedoch dürfen die Gefühle des Volkes nicht gleich anfangs auf so grobe Weise verletzt werden, als es vor vierzig Jahren geschah, wo man eine unzüchtige Dirne als Göttin der Vernunft darstellte. Ueberhaupt war damals, wie ich schon gesagt, Alles verfrüht. Diese Befehle unseres fürchterlichen Bruders habe ich durch Vermittlung des Bruder Aufsehers den Auftrag erhalten, Ihnen, meine Brüder, die man als so muthige Kämpen unserer Sache kennt, speciell mitzutheilen und zugleich Sie Alle fünf aufzumuntern, tapfer mit dem Pfluge zu arbeiten, und unseren Samen fleißig in die Furchen zu streuen, damit, nachdem wir den des Säemannes im Evangelium durch unsere Früchte erstickt, uns die Ernte zufalle, und wir in unserem Orden ein immer behaglicheres und glücklicheres Leben zu führen vermögen; denn wir Alle müssen glücklich werden, der Lebensgenuß ist ein Recht jedes Menschen, dieses Recht wird aber durch den Druck der Gegenwart sehr beeinträchtigt, daher wollen wir denselben aus dem Wege räumen.

Sie aber, meine Brüder, sollen die Ernte redlich mit uns theilen. Ich sehe schon im Geiste einen von Ihnen als Präsidenten der neuen Republik und die

*) Social-revolutionäre — Schreckensanarchie.

Andern als Minister fungiren, nur dürfen Sie nichts versäumen, nicht im Arbeiten nachlassen, damit die Bombe im Juli (das ist der Termin, den unsere Obern festgesetzt) platzen und der Streich fallen könne!" Hier schwieg der Redner abermals einige Augenblicke, theils um den Eindruck seiner Rede zu verschärfen, theils um die Wirkung zu beobachten, die dieselbe auf seine Zuhörer hervorgebracht. Diesmal trafen seine Blicke nicht allein auf zufrieden lächelnde, sondern auf vor Glück und Stolz strahlende Gesichter, denn er hatte den nie schlafenden Ehrgeiz der Brüder mehr als je aufgestachelt, und diesem durch seine glänzenden Versprechungen so geschmeichelt, daß sie sich schon am Ziele ihrer kühnen Wünsche wähnten. Daher fuhr er auch in leutseligem Tone zu reden fort: „Ich sehe Euch an, meine Brüder, daß Ihr bereit seid, Leib und Leben für den großen Zweck zu opfern, das werde ich auch nicht ermangeln, unserem höchsten Obern wissen zu lassen, der Euch, wie schon gesagt, die Belohnung nicht vorenthalten wird. Jetzt aber bleibt mir nichts anderes übrig, als Euch Eure einzelnen Rollen zuzutheilen, denn daß wir außerdem Alle zusammen im Wesentlichen mitarbeiten müssen, versteht sich von selbst.

Ihre specielle Aufgabe, Bruder Romulus, wird darin bestehen, den fremden, wie auch den französischen Adel, in dessen Kreisen Sie sich bewegen, ganz besonders aber Ihren Neffen, der ein reicher und talentvoller Jüngling ist, für unsere Sache zu rekrutiren." Bei dem Worte „Neffe" war Noiron leicht zusammengezuckt, indem sich auf seine Stirn eine Wolke legte, die sich noch verdüsterte, als der Meister, dem dieses nicht entging, mit Strenge hinzufügte: „Man wundert sich höhern Orts schon seit einiger Zeit, daß Sie Ihren Mündel noch nicht in den Minervalengrad eintreten ließen." Dann fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone zu reden fort: „Ihre zweite Aufgabe aber wird

die sein, durch seinen Spott den dummen Aberglauben, den man Religion nennt, so viel thunlich, aus dem Felde zu schlagen."

„Ihre besondere Aufgabe, Bruder Kodrus", hier wandte er sich an Herrn Richter, „wird darin bestehen, immer mehr Unzufriedenheit unter die Beamten, die Schulmänner, wie Lehrer und Professoren, die Gelehrten und das Militär zu streuen, sie von ihren Pflichten abwendig zu machen und für unsere Sache anzuwerben, indem Sie dieselben auf eine Umwälzung und Besserung der Dinge vorbereiten, die von Menschenfreunden auszugehen haben, die jedoch, da sie nicht ohne Handstreich und Katastrophe herbeigeführt werden können, ihrer Mitwirkung bedürfen. Sie, Bruder Aaron"; und er richtete sich an einen der ihm näher sitzenden Hebräer, „haben die Rolle des Bruders Kodrus beim gemeinen Volke durchzuführen." Und Sie, Bruder Aaman", sprach er zum Andern, „der Finanzwelt, besonders aber Ihren Stammesgenossen zu beweisen, daß es in ihrem eigenen Vortheile liegt, mit uns, der Revolution, und nicht gegen dieselbe zu gehen, zugleich aber, wie sie mit uns nicht geizen dürfen, und daß wir ihnen ihr vorgestrecktes Geld, wenn wir die gelbe Fahne für Frankreich aufgepflanzt, hundertfach zurückerstatten werden. *)

Sie aber, Bruder Cicero", hier ruhte das graue stechende Auge des Meisters auf Thalau, „muß ich für Ihr Vaterland und Ihre hiesige Gesandtschaft in Anspruch nehmen, mit welchen Sie hoffentlich, wie ich Ihnen anempfohlen, in Verbindung geblieben. In Ersterem gibt es viele kluge Köpfe, die die Feder gut

*) Die gelbe Fahne gedenken die Freimaurer aufzupflanzen, wenn sie ihr Ziel, das vollbrachte Weltordensreich erreicht haben. In jetzigem Falle meinte Meister Kato unter dem Aufpflanzen der gelben Fahne natürlich nur das Gelingen ihrer Pläne für Frankreich.

zu handhaben verstehen, und die Sie durch die Ihrige, wie auch durch Ihre Freunde bewegen sollen, unser Wirken auf geistreiche Weise zu verfechten und ihm die edelsten Beweggründe beizulegen, kurz unser Lob schriftlich und mündlich in allen Tonarten zu singen, vor allen Dingen aber, das Buch des Professors Silberschmidt: „Was eigentlich die geheimen Gesellschaften sind", schlagend zu widerlegen, und diesen, der uns so sehr entgegen ist, und uns durch seine zwar geistreiche aber höchst gefährliche Feder den größten Schaden zufügt, mittelst anonymer Briefe wissen zu lassen, daß, wenn er seine Schriften gegen uns nicht einstellt, sein Leben bedroht sei.

Außerdem empfehle ich Ihnen, beständig ein wachsames Auge über Ihren ehemaligen Zögling Alfred Jörgen zu haben, der gewaltig für unsere gute Sache zu erlahmen scheint, und uns durch seine Arbeiten auf keine Weise befriedigt. Suchen Sie zu erfahren, was diese Veränderung bewirkt hat, und ob er nur ungeschickt oder ein Verräther sei. Trachten Sie auch die anderen Herren aus der Gesandtschaft für unsere Sache zu gewinnen. Alles das lege ich Ihnen, liebe Brüder, recht lebhaft an's Herz", sagte er dann, sich nach rechts und links wendend, „indem ich Ihnen guten Erfolg wünsche und Sie entlasse."

Hier machte er das Verabschiedungszeichen, worauf alle Fünf sich erhoben und, nachdem sie, wie um ihren Gehorsam zu betheuern, die Hand auf die Brust gelegt und sich tief verneigt, das Zimmer verließen. Der Meister aber, sobald die Thüre sich hinter ihnen geschlossen, lachte leise und unheimlich vor sich hin, indem er murmelte: „Das wäre zu Aller Zufriedenheit abgethan; aber dem Romulus darf man, was den Neffen, den er nicht hergeben möchte und die Foissac anbelangt, die er, wie er sagt, zu keiner rechten Thätigkeit mehr bringen kann, nicht trauen. Ich glaube wahrhaftig, daß sein Herz, wenigstens für diese Beiden, noch nicht ganz todt

ist und daß er sie daher aus unserem Bereiche retten möchte. Jedoch Herz darf man bei uns in den Hochgraden nicht haben, deßhalb muß er scharf beobachtet und wenn nicht Alles in Ordnung ist, auch bestraft werden. Auch Numa und Professor Silberschmidt müssen es werden, wenn sie nicht Vernunft annehmen; was Letzteren anbelangt, muß ich noch heute an Choisi meine Befehle absenden." Nach diesem Selbstgespräche raffte er die Berichte zusammen, die auf dem Tische liegen geblieben waren, machte daraus ein Bündel und verließ ebenfalls Gemach und Haus.

VIII. Kapitel.

Jerome Noiron lernt die Angst kennen, die er so oft Anderen verursachte.

Nachdem jene fünf den Groß-Orient verlassen, gingen sie mit einem stummen Händedruck rasch und fröstelnd aus einander, denn der Morgen (eben schlug es am nächsten Kirchthurm sieben) war kalt und sie begierig, ihre Häuser und Betten aufzusuchen. Der Eiligste von ihnen war jedoch Jerome Noiron. — Wie von Furien gepeitscht, jagte er im Sturmschritte dahin; nicht aber, wie die Anderen (obwohl auch er maschinenmäßig den Weg zu seiner Behausung einschlug), um Wohnung und Bett aufzusuchen, denn als er zur Straße kam, in der er wohnte, lenkte er schnell in eine Seitengasse, indem er dachte: „Ich könnte jetzt die enge, warme Stube nicht ertragen; sie würde mich am Denken hindern und denken muß ich, überlegen, wie dem Dilemma entgehen, in dem ich mich befinde. Denn Philipp, mein prächtiger Knabe, das einzige Geschöpf, das mir eine bessere Meinung von der Menschheit gibt und mir das Dasein nicht gar zu schal erscheinen läßt, darf nicht in diesem für uns so gefähr-

lichen Augenblicke in unsere Bruderschaft treten, da dieser Schritt ihn das Leben kosten könnte. Was! sein junges, blühendes, hoffnungsreiches Leben, das ihm so viele Freuden bieten kann, sollte jetzt schon und das vielleicht auf dem Blutgerüste niedergemäht werden, um dann eines ewigen Schlafes zu schlafen? Nein, das kann, das darf nicht sein. — Aber wie dieser drohenden Gefahr entgehen?"

Und er nahm einen Plan nach dem anderen auf, um ihn eben so schnell wieder zu verwerfen; ach, alle zeigten sich ungenügend, um der schrecklichen Gesellschaft, dem vielköpfigen Drachen zu entrinnen, den er selbst so lange gehegt und gepflegt und zu dessen Sklaven er sich gemacht; denn er, der mächtige Hochgradler, war in der Hand der anderen, bei Weitem Höheren, doch nur eine Maschine, die je nach dem Impuls, den sie ihr gaben, gehorchen mußte. Was half ihm nun seine Macht, die er wohl den niederen Graden und einigen Personen in der Welt fühlen lassen konnte, wenn er doch von hundert Anderen, die über ihm standen, rücksichtslos behandelt und tyrannisch regiert wurde? Ja, tyrannisch, das fühlte er auch in diesem Augenblicke, denn seine Oberen, das wußte er gewiß, kannten seine Liebe für den Neffen und doch verlangten sie diesen im gefahrvollsten Augenblicke von ihm, um ihn zu ihrem Spione zu machen, denn was war wohl ein Minerval anders als ein gemeiner Spion? Und dazu sollte sein edler Philipp, der die Züge seiner geliebten Mutter und Schwester trug, sich herabwürdigen? Nimmermehr! und Jerome Noiron stampfte mit dem Fuße, indem er sein Nimmermehr wiederholte.

Aber wie kam es, daß das, was er Anderen noch vor Kurzem als so groß und ehrenvoll geschildert, jetzt, wo es seinen Mündel traf, so tief in seinen Augen sank, daß er nur mit Verachtung daran denken konnte? Ach, weil er gewohnt war, seine Mitmenschen mit einem

anderen Maße als sich selbst zu messen und Philipp war ja ein Stück von seinem Ich, von seinem besseren Ich, das er früh verloren und an das der Knabe ihn jetzt oft erinnerte, wenn er ihn mit den Augen seiner früh verstorbenen, so zärtlich geliebten Mutter anblickte. Hätte er den Neffen gleich in Hochgrade bringen können, so würde sein Ehrgeiz, der sich auch auf diesen erstreckte, wahrscheinlich groß genug gewesen sein, um ihn die Gefahr des Augenblickes vergessen zu machen.

Ueberdies vermindert sich diese ja auch, je höher man steigt, denn der Hochgradler wird von sichtbaren und unsichtbaren Händen, je nach seinem Range, mit mehr oder minder Sorgfalt beschützt; doch ein niederer Minerval, ein gemeiner Spion, muß mit seinem Leben das der Höheren zu retten suchen und ist mehr wie jeder andere Freimaurer ausgesetzt, sich den Dolch in's Herz zu stoßen, um das Geheimniß der Gesellschaft zu bewahren. Kein Wunder also, daß Noiron's ganze Seele sich gegen diese an den Neffen gestellte Zumuthung sträubte! Wie aber sollte er ihn retten? wie ihn vor Schmach und Gefahr schützen? fragte er sich wieder und wieder mit Verzweiflung. In diesem Augenblicke war die Nemesis über ihn gekommen, denn nun geschah ihm das, was er so oft den Anderen angethan.

Lange irrte er planlos umher, bis er sich endlich am Thore St. Denis und im Freien befand. Erleichtert schöpfte er jetzt Athem, denn es hatte ihm geschienen, als wenn die engen Straßen und die hohen Häuser ihm die Luft benahmen und seine Gedanken hemmten. „Nun werde ich mir etwas Gescheidtes ausdenken können, um Philipp aus dieser Gefahr zu retten", meinte er, indem er sich ermüdet auf einen Stein sinken ließ. Dann fing er wieder an, Pläne zu machen, die er abermals aufgab. So saß er lange da, in Grübeleien versunken. Endlich schmeichelte er sich für einen Augenblick, das Rechte gefunden zu haben, denn

er wollte sein ganzes Vermögen der Gesellschaft anbieten, um den Neffen von ihr loszukaufen. Gleich darauf aber belächelte er mitleidig, fast verächtlich diesen, wie er sich selbst eingestand, wahnsinnigen Gedanken, denn gehörte nicht des Hochgradlers Vermögen bedingungslos der Gesellschaft, wenn die Oberen es verlangten, würden diese, wenn er ihnen so etwas antrüge, nicht auch bemerken, daß sein Herz noch für etwas anderes als für die große Sache lebe? Und war das in ihren Augen nicht ein Verbrechen? Nein, nein, so ging es nicht, aber wie denn?

„Eine glänzende That will ich vollführen", dachte er, „eine solche, die der Gesellschaft unberechenbaren Nutzen bringt oder eine schauerliche begehen, die derselben nicht minder nützlich ist. Einen Königsmord zum Beispiel; einerlei was, wenn es nur eine ist, die mich werth macht, in einen höheren Grad einzutreten und es mir durch meine vermehrte Macht ermöglicht, den Neffen zu retten oder ihn mindestens bis über die größte Gefahr zu erheben." Schon fing er an, sich mit der Ausführung eines verwegenen Planes zu beschäftigen, der mit einem schauerlichen Morde zu enden hatte, welcher ihm, wie er meinte, unfehlbar zu einem Avancement verhelfen würde, als ihm plötzlich wieder einfiel, daß auch das dem Mündel nichts nützen würde, denn er kam im höherem Grade ja doch nicht aus der Sklaverei heraus, da ein Grad den anderen überragt und er noch viele (ihm selbst war unbekannt, wie viele), über sich wußte, die von sichtbaren und unsichtbaren Oberen geleitet und beherrscht wurden und diese würden (daran zweifelte er nicht, denn er kannte ja den Geist der Gesellschaft) den Neffen doch immer von ihm verlangen, da derselbe intelligent, reich, sehr reich war und einen schönen Namen trug; auch Letzteres verstanden die Männer der Loge zu schätzen, weil so etwas ihrer Gesellschaft immer mehr Glanz verlieh.

Solche Erwägungen lähmten plötzlich seine ganze Thatkraft, so daß er entmuthigt den Kopf sinken ließ, und tonlos vor sich hinmurmelte: „Armer Philipp, Du bist nicht zu retten, und ich, der Dich so gerne glücklich gemacht, muß Dich selbst der Gefahr übergeben und Dich in alle Verderbtheiten einführen, Dir lehren, daß das, was Du für Ehre hältst, nur ein leerer Schall und das, was Du für Schande ansiehst, nützlich, gut und groß ist. Ach, wie wirst Du mich verabscheuen, wenn Du in mir den Versucher erkennst. Schrecklich, daß ich mir selbst die Larve vom Gesichte ziehen, mich Dir in meiner ganzen moralischen Häßlichkeit zeigen und Deine Liebe, die mich bis jetzt so beglückt, auf ewig verlieren muß. Ach, das kann ich nicht, das übersteigt meine Kräfte. Aber wenn ich es nicht thue und mich weigere, ihnen den Knaben auszuliefern, bringen sie mich um, denn ich habe ja nicht mehr das Recht, ihnen etwas zu verweigern — und sterben mag ich nicht — ermordet werden, dem Nichts verfallen — zwei fürchterliche Dinge und doch ist Letzteres bei Weitem der Ewigkeit vorzuziehen, die uns die Pfaffen profezeien."

Hier erbebte er unwillkürlich; gleich darauf aber ermannte er sich wieder, erhob sich rasch und lenkte seine Schritte zur Stadt zurück, indem er sich unwillig fragte: „Wie aber komme ich auf diese Thorheiten, die nur alte Weiber ängstigen können! Doch ermorden lassen will ich mich auch nicht, daher muß Philipp Minerval werden. Wird er sich aber bei seinem Rechtlichkeitssinne dazu anwerben lassen? Nun, ich werde meine Pflicht thun und bei ihm, wie bei jedem Anderen alle Minen springen lassen und mehr kann man ja nicht von mir verlangen. Gelingt es mir aber trotzdem nicht, ihn für unsere Gesellschaft zu gewinnen, so ist es gut für mich und ihn, denn er ist gerettet, ohne daß es mir Schaden bringt, da die Oberen, die mich von nun an

genau ausspioniren werden, mir dann über das Mißlingen keine Schuld beizumessen vermögen, besonders wenn ich ihnen Beweise meines Eifers liefern kann und das werde ich. Ach, daß der fürchterliche Bruder gerade mir diese Aufgabe anweisen mußte, welche mir das Herz Philipp's entfremden wird. Aber das ist eine raffinirte Grausamkeit, die ihm ganz ähnlich sieht." Und zum ersten Male empfand er ein Gefühl von Ekel und Widerwillen gegen seine Gesellschaft und seine Tyrannen.

Einen Augenblick später fragte er sich wieder hoffnungsvoller: „Aber könnte ich denn nicht diesen Auftrag einer anderen geschickten Hand übergeben?" und er sann lange nach. Plötzlich erglänzten seine Augen freudig, denn er hatte die gewandte Hand gefunden, die den Neffen vielleicht mit noch größerer Geschicklichkeit als die seinige und ohne daß derselbe gegen den Vormund eingenommen wurde, in die geheime Gesellschaft einführen konnte; das war die Fanchettens, von deren Gewandtheit ja auch seine Tyrannen eingenommen waren, daher diese die Rolle, welche er ihr zu übergeben gedachte, nur billigen konnten. Nun verdoppelte er die Schritte, denn er wollte gleich zu ihr, die wohl schon (und er blickte auf seine Uhr, es war zehn), zu sprechen sein würde, um ihr sein Anliegen vorzutragen. Daß sie es ihm nicht abschlagen würde, dessen hielt er sich für gewiß.

IX. Kapitel.

Noiron macht Fiasko.

„Ist Eure Herrin schon auf und zu sprechen, Frederic?" fragte hastig Jerome Noiron, als er der Marquise Vorzimmer betrat. „Madame hat vor einer Stunde das Haus verlassen." „Unmöglich! es ist

ja kaum eilf Uhr und sie des gestrigen Routs wegen spät zu Bette gegangen." „Ja wohl, und dessenungeachtet hat die Frau Marquise dem Rufe der kranken Dame Folge geleistet und sich zu ihr begeben." „Welche kranke Dame?" „Eine arme Offizierswitwe, die meine Herrin zufällig kennen gelernt, die sie seitdem unterstützt und jetzt, wo diese krank ist, häufig besucht." „Aber ich weiß ja gar nichts davon, sie hat mir gegenüber nie ein Wort darüber fallen lassen." „O Madame hält ihre Wohlthaten geheim, wie andere Leute ihre Laster."

Noiron, welcher zu bemerken glaubte, daß der Blick des Mannes bei den letzten Worten ein bedeutungsvoller geworden, hielt es für besser, diese zu überhören und sich der Salonthüre nähernd, sagte er Frederic, daß er die Rückkehr seiner Herrin abwarten wolle. Eine halbe Stunde später kehrte Esperance Foissac in sichtlicher Erregung zurück. Frederic meldete ihr, wer im Salon auf sie warte. Sie eilte dahin und fand den Vormund unruhig im Zimmer auf und nieder schreiten.

„Ach, bist Du endlich da, Fanchette", sprach er ungeduldig, „ich dachte schon, Du kämest nie mehr zurück, so lange bliebst Du aus." „Es ist kaum halb zwölf und ich wußte nicht, daß Sie auf mich warteten, Vormund", sagte sie entschuldigend. „Erst halb zwölf! Ich warte also nur eine halbe Stunde? und mir wurde die Zeit doch so lang! Das kömmt aber wohl daher, weil ich Dir etwas Wichtiges, d. h. etwas höchst Wichtiges für mich, mitzutheilen habe." Sie blickte ihn erstaunt und fragend an. „Fanchette", fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ich muß Dich um einen großen Dienst ersuchen." „Sie wissen, lieber Vormund, daß Sie nur zu befehlen haben." „Mein Anliegen an Dich besteht darin —"

Hier stockte der Exvormund einen Augenblick, dann seinen Muth zusammenraffend, sagte er schnell: „Ich

wünsche, daß Du meinen Neffen für unsere Gesellschaft anwerbest." „Höre ich recht, Vormund, Sie wollten ihn, der noch so jung ist, schon —" „Für eine große Sache gewinnen", fiel er ihr hastig in's Wort, denn es that ihm wehe, lange über diesen Punkt zu reden. Sie aber wurde nicht wie gewöhnlich durch seine Ungeduld und seine hochtrabenden Redensarten eingeschüchtert, sondern sagte ruhig, indem sie wie träumerisch die Worte aussprach: „Ist denn aber die Freimaurerei wirklich eine große und edle Sache?" „Wie magst Du daran zweifeln, Fanchette?" fuhr er auf. „Ich erkenne Dich ja gar nicht mehr!" „Ach, ich habe heute Dinge erfahren —" „Was hast Du erfahren?" fragte er besorgt. „Daß die Freimaurer nicht immer glücklich, sondern oft sehr unglücklich machen und sogar zuweilen die Menschen zu Grunde richten."

Noiron zuckte zusammen, denn er mußte an den Neffen denken, der ja auch vielleicht von dieser Gesellschaft zu Grunde gerichtet werden könnte. Fanchette aber, die diese Bewegung bemerkt, sprach mit gesteigerter Aufregung: „Bedenken Sie, Vormund, daß, wenn dem Sohne Ihrer verstorbenen, von Ihnen so geliebten Schwester ein Unglück widerführe, es mit Ihrer — und wenn ich zu seinem Mißgeschicke etwas beigetragen, auch mit meiner Ruhe ein Ende hätte."

Und als sie sah, daß ihre Worte eine neue Bewegung in ihm erweckt, fügte sie in bittendem Tone hinzu: „Geliebter Wohlthäter meiner frühesten Jugend, schonen Sie den Knaben, sich und mich, indem Sie von diesem Vorhaben abstehen." Dies sagend trat sie mit gefalteten Händen auf ihn zu, er aber wandte sich von ihr, um seine eigene Erregung zu verbergen. Da sie glaubte, daß dieses im Unmuthe geschehe, fuhr sie zu bitten fort: „Seien Sie mir nicht böse, wenn ich in diesem Falle nicht Ihrer Meinung sein kann; ich habe aber heute so gräßliche Dinge über Ihren Orden er-

fahren, daß der Gedanke daran mir jetzt noch das Blut in den Adern erstarren macht." Während sie so sprach, war es ihm gelungen, sich zu fassen und er sagte nun in strengem Tone: „Und Du, mein Zögling, hast an diese Verläumdungen glauben können?" „Auf dem Sterbebette lügt man nicht, übrigens wäre auch die fromme Madame Solni nie im Stande, zu verläumden."

„Kind, was bist Du unerfahren, wenn Du glaubst, daß solche, die man fromm nennt, nicht lügen, die erst recht", und ein häßliches Lächeln entstellte Noiron's schöne Züge. „Und auch die Sterbenden thun das", fügte er düster hinzu, „denn sie möchten durch das Aufzählen ihrer Leiden und des vermeintlichen Unrechtes, das man ihnen angethan, sich interessant machen, und zu Märtyrern oder wohl gar Heiligen stempeln." „Wenn es solche Leute gibt", antwortete Zanchette lebhaft, „so ist es gewiß, daß meine gute Madame Solni nicht zu diesen gehört." „Und wer ist denn diese gute Dame, und was hat sie Dir erzählt?" fragte er mit geringschätzigem Mitleide.

„Sie ist die Tante der kleinen Josephine, des frömmsten Kindes aus dem Pensionate, in dem ich meine Erziehung vollendet. Diese aber hat mich mehr als einmal versichert, daß es nur ihre Tante Solni gewesen, (mit der auch ich öfter im Pensionate zusammentraf) die die Liebe zu Gott in ihr Herz gelegt." „Und jetzt bist Du wieder diesem Tugendspiegel begegnet, der nun auch Dich bekehren möchte", spottete jener. „Ach, daß sie mich bekehren und ich glücklich werden könnte, wie sie es ist, trotz Armuth, Krankheit und der nahen Aussicht eines schmerzhaften Todes! Aber ich fürchte", fügte die junge Frau mit einem tiefen Seufzer hinzu, „daß sie zu spät an mein Herz geklopft, und daß dieses sich nie mehr dem Glauben öffnen werde."

„Ich aber fürchte, daß die Frömmlerin Dich mit ihren frommen und grauenerregenden Geschichten verrückt gemacht hat", sprach der Exvormund in wegwerfendem Tone, der jedoch gar keinen Eindruck auf seine schöne Mündel machte, weil ihre Gedanken jetzt mehr bei der Kranken als beim Vormunde weilten. Daher antwortete sie auch einfach und ohne Empfindlichkeit:

„Ja, der Armen Lebensgeschichte ist traurig und grauenerregend, wenn man die Frevel überlegt, die man gegen sie begangen, und das Unrecht, das man ihr angethan." „Und was hat man ihr denn so Großes angethan?" spöttelte jener. „Die Freimaurer", und sie betonte scharf jeden Satz, „haben ihren Gatten und ihren Sohn in ihre Fallstricke gelockt, ersteren zu einer Verschwörung verleitet, die ihn auf die Guillotine gebracht und letzteren moralisch durch das Laster so zu Grunde gerichtet, daß er, nachdem er sein und der Mutter ganzes Vermögen verpraßt, sich das Leben genommen." „Ein Ammenmärchen", und Jerome Noiron zuckte mit den Achseln. „Kein Ammenmärchen, denn die fromme Frau hat, als auch ich ihr nicht glauben wollte, Gott zum Zeugen der Wahrheit ihrer Aussage angerufen." „Ha, ha, ha, als wenn es einen Gott gäbe! und Du, Thörin, glaubst noch der falschen Frau, die auf etwas so Falschem schwört."

„Aber wenn sie doch recht hätte, und es einen Gott gäbe, fürchten Sie da nicht, Vormund, daß er Rache an Ihnen nehmen könnte?" fragte zitternd die junge Frau, die bei dem wilden Gelächter und den noch wilderen Worten des Vormundes sehr bleich geworden war. „Aber es gibt keinen Gott, darf keinen geben, sage ich Dir, denn sonst, was würde wohl aus mir und aus so vielen tausend Anderen werden?" kreischte er mit Wuth und Verzweiflung, indem er mit den Füßen stampfte und sich in die Haare griff.

Sie aber schreckte noch ängstlicher vor ihm zusammen, und starr auf ihn blickend, als hätte er sie bezaubert, zog sie sich einige Schritte zurück, sank in einen Lehnstuhl und brach in Thränen aus. Als sein Wuthparoxismus vorüber war, näherte er sich ihr, die das Gesicht in den Händen verborgen, und heftig schluchzte, um sie zu trösten. Sie aber wehrte ihm zum ersten Male mit Ungeduld, indem sie sprach: „Verlassen Sie mich, ich muß allein bleiben." Er begriff diese ihre neue Weise nicht, gehorchte ihr jedoch, da er sich sagte, daß er in diesem Augenblicke doch nichts von ihr erlangen könnte.

Ein paar Stunden später war er jedoch wieder bei ihr, die jetzt bleich und angegriffen, aber still und gefaßt, wie Jemand, der einen großen Kummer durchgekämpft, auf ihrer chaise longue lag. Er reichte ihr die Hand, indem er sprach: „Fanchette, Du warst vorhin recht kindisch, jetzt aber wirst Du wieder meine tapfere und starke Fanchette sein, nicht wahr?" Sie aber legte für einen Augenblick leise und zögernd die Fingerspitzen in seine Hand, zog sie jedoch gleich wieder zurück und sagte: „Sie haben mir wirklich, Vormund, mit Ihren gräßlichen Worten einen Schreck eingejagt, der mir noch immer in allen Gliedern steckt." „Närrchen, Du mußt nicht auf mich achten, ich habe zuweilen solche Anfälle, wenn meine Nerven sehr aufgeregt sind, und heute waren sie es. Aber das Alles ist von keiner Bedeutung, und geht, wie Du siehst, bald vorüber."

„Doch meinen Sie nicht, daß Der, an dessen Existenz ich zuweilen zu glauben geneigt bin, Sie gehört und Sie strafen könnte?" und sie schauerte heftig zusammen. „Ich glaube nichts, als daß wir ernstlich berathen müssen, auf welche Weise Du Philipp am leichtesten für unsere edle Sache zu gewinnen vermagst." „Sie ist nicht edel, davon bin ich jetzt überzeugt, und deßhalb bin ich auch entschlossen, mich nicht länger

gebrauchen zu lassen, um Jugend und Unerfahrenheit in's Verderben zu stürzen. Ach warum habe ich", fügte sie mit tiefem Schmerze hinzu, „bis jetzt, obwohl unbewußt, so sehr an der Menschheit gefrevelt und geholfen, Viele aus ihr elend zu machen!" Und wieder brach die schöne Frau in Thränen aus.

Jerome Noiron stand bei dieser neuen Sprache seines Mündels stumm und starr vor Erstaunen einige Minuten vor ihr, dann mit der Hand über die Stirne fahrend, sagte er: „Ich begreife das gar nicht, die alte Hexe muß es Dir rein mit ihren Zaubersprüchen angethan haben." „Nein, sie hat mich aber sehen lassen, was die geheimen Gesellschaften sind, und nicht allein sie nennt dieselben verderbt und ruchlos, sondern auch andere ehrliche und tugendhafte Leute sprechen so von ihnen." „Und wer sind diese, wenn man fragen darf?" „Gräfin Jörgen und ihre Tochter, Graf Schöndorf und —"

„Ach was, auf das Geschwätz von Weibern und Diplomaten wirst Du doch nichts geben? denn Erstere, meine kluge Fanchette ausgenommen" (mit dieser Schmeichelei wollte Jerome sich die Dienste der jungen Frau erkaufen) verstehen nicht, ernste Dinge zu beurtheilen, und was die Diplomaten anbelangt, so weiß man, daß sie immer das Gegentheil von dem sagen, was sie wirklich meinen." „Aber auch die Gelehrten brechen den Stab über die geheimen Gesellschaften, doch überzeugen Sie sich selbst, was ein deutscher Gelehrter, Professor Silberschmidt, von ihnen sagt", und die Marquise blickte auf ein Buch, das vor ihr auf dem Tische lag. Noiron ergriff es rasch, las den Titel: „Was eigentlich die geheimen Gesellschaften sind", durchflog ein paar Seiten und legte es dann ärgerlich auf den Tisch, indem er sagte:

„Lügen und immer wieder Lügen, aber wer wird an diese glauben?" Und als die junge Witwe schwieg,

fragte er: „doch nicht Du, meine Jauchette?“ „Ja, denn ich weiß, daß der, welcher dieses geschrieben, ein Ehrenmann ist, der lieber sterben, als verläumden möchte.“ „Ich vergebe Dir diesen Unsinn, weil Du heute aufgeregt bist.“ „Wenn ich es bin, so ist das, was ich erfahren, wie auch die Zumuthung, die Sie an mich stellen, daran Schuld, aber rechnen Sie, was letzteren Punkt anbelangt, nicht mehr auf mich, Vormund, nie mehr!“ und sie sprang auf, und eilte zur Thür, um seinen Einwendungen oder Bitten zu entfliehen. Dort wandte sie sich nach ihm um und rief: „Vormund, vergessen Sie nicht, daß Ihre Schwester einst die Seele ihres Sohnes von Ihnen verlangen wird, und was, frage ich Sie, werden Sie ihr antworten, wenn diese durch Ihre Schuld verloren gegangen?“ Dann verließ sie das Zimmer. Auch er eilte von dannen, er wußte nun, daß er vor der Hand nichts mehr von ihr zu hoffen habe.

X. Kapitel.

Das Sterbezimmer.

Ja, Jerome Noiron hatte nichts zu hoffen, denn die Augen der Marquise waren durch die Erzählungen der Frau von Solni und durch das Buch des Professors Silberschmidt, den sie hoch achtete, über den Charakter der geheimen Gesellschaften geöffnet worden, über den des Exvormundes aber, durch seinen Wuthanfall und seine gotteslästerlichen Worte, welche sie, die von der Frömmigkeit ihrer lieben Kranken gerührt und angezogen, seit Kurzem versucht war, an Gottes Dasein zu glauben, jetzt tief verletzt hatten, und sie zugleich, wie schon bemerkt, einen richtigeren Blick in den Charakter des früher von ihr so verehrten Mannes werfen ließen — deßhalb auch die kalte Weise, mit der sie

ihm nach seinem Wuthparoxismus begegnet und seine Zumuthungen zurückgewiesen, die sie zwar, da sie nicht mehr über die geheimen Gesellschaften verblendet war, und trotz Allem einen rechtlichen Charakter behalten, immer abgelehnt, es aber in schonender Weise gethan hätte. Das fühlte auch Noiron, als er mit sich und der ganzen Welt unzufrieden, von ihr ging. „Warum", haderte er mit sich selbst, „mußte ich solch ein Thor sein und in ihrer Gegenwart meiner Leidenschaft freien Lauf lassen? Warum mir Blößen geben, die sie, der die Frömmlerin den Kopf warm gemacht, für eine Zeit von mir entfremden müssen?" Daß es für immer sein könnte, fiel ihm gar nicht ein. Er rechnete im Gegentheil so fest auf seine Macht über sie, daß er mit der Anwerbung Philipp's noch eine kurze Zeit warten wollte, damit sie von der geschickten Hand Fanchetten's geschehen möge.

Was that aber diese, während man mit so großer Bestimmtheit über ihre Dienste verfügte? Sie öffnete die Thüre eines Dachstübchens in einem vierten Stocke, und trat freundlich an das Bett einer Sterbenden, welche sie mit den leise gesprochenen Worten empfing: „Verzeihen Sie, Frau Marquise, daß ich wieder nach Ihnen gesendet, aber ich dachte, daß es Ihnen nicht unlieb sein würde, der Einkehr Gottes unter mein armes Dach beizuwohnen." Die junge Witwe erschrack heftig bei dieser Zumuthung, denn wie sollte sie, die bis jetzt den Herrn verläugnet und mit ihren Spötteleien verhöhnt, nun Seiner, wenn auch unter der Brotsgestalt verhüllt, ansichtig werden? Ach nein, dazu würde sie nie den Muth haben, und sie näherte sich, wie zum Fliehen, hastig der Thüre, wurde aber durch die sanfte Stimme der Kranken zurückgehalten, welche bat: „O, bleiben Sie bei mir, und vereinigen Sie Ihr Gebet mit dem meinigen, damit der Herr mich in Gnaden aufnehmen möge."

„Ich kann nicht", sagte die junge Frau leise und zitternd. „Man kann Alles, wenn Gott zugegen ist", rief jene mit Begeisterung. In diesem Augenblicke trat der Geistliche mit dem Allerheiligsten, gefolgt vom Ministranten in's Zimmer. „Friede diesem Hause", sprach er mit klarer Stimme und wohlwollendem Blicke, dann näherte er sich dem weißbedeckten Tischchen, das vor dem Bette der Kranken stand, und auf welchem zwei Lichter brannten, und begann, nachdem er alle Anwesenden mit dem Allerheiligsten gesegnet und dasselbe mit einer ehrerbietigen Kniebeugung auf das Tischchen gestellt, die Gebete, die man vor der heiligen Communion und der letzten Oelung (denn die Kranke sollte auch noch dieses Sakrament empfangen) zu verrichten pflegt.

Der Ministrant und die alte Aufwärterin der Sterbenden waren auf die Knie gesunken, um den Segen des Priesters zu empfangen, und blieben dann in derselben Stellung, um für jene zu beten. Die Marquise Foissac aber, die sich beim Eintritte des Priesters in die dunkelste Ecke des Stübchens geflüchtet, blieb, in innerem Kampfe mit sich selbst, unschlüssig stehen. Sie hatte, als die Andern niederknieten, um den Segen mit dem Sanktissimum zu empfangen, eine Bewegung gemacht, wie um ihrem Beispiele zu folgen, war aber bei dem Gedanken, daß sie im Begriffe sei, diese Ehrfurcht vielleicht nur einem Stücke Brot zu zollen, wieder regungslos stehen geblieben. Während der Gebete der Kirche für das Seelenheil der Kranken, hatte sie dieselbe Unschlüssigkeit gezeigt, denn sie hatte mehr als einmal die Lippen geöffnet, mit der Absicht, zu beten, diese aber unter den Einflüsterungen des Bösen, daß es am Ende doch keinen Gott gebe, immer wieder geschlossen.

In solchem Kampfe verharrte sie während des ganzen heiligen Actes der letzten Oelung. Jetzt aber,

wo der Priester sich anschickte, der Kranken das heilige Altarssakrament zu reichen, erfaßte sie eine namenlose Angst. Denn abermals rief es ganz deutlich in ihrem Herzen: „Wie kann die Abtrünnige, die den Herrn so oft verspottet und noch vor einem Augenblicke verläugnet, nun die Frechheit haben, Ihn im heiligen Sakramente anzublicken?" Und wieder stürzte sie der Thüre zu.

Aber noch ehe sie diese öffnen konnte, hörte sie die Stimme des Priesters der vernehmlich sagte: „Ecce agnus Dei, qui tollit peccata mundi." Mit ihr drang ein Glaubens- und Hoffnungsstrahl in ihre verfinsterte Seele, und sie dachte: „Auch meine Sünden würde das Lamm Gottes hinwegnehmen, wenn ich nur an ihn glaubte und bereute. Ach, und ich möchte so gern glauben, und bereuen thue ich ja von ganzem Herzen", und sie sank schluchzend auf die Knie, indem ihre Seele angstvoll rief: „Mein Herr und mein Gott, hilf meinem Unglauben!" Lange verharrte sie in dieser Stellung, ohne zu sehen, noch zu hören, was um sie vorging, denn ihre Seele hatte abermals einen harten Kampf zwischen den Einflüsterungen des Bösen, auf den sie so lange gehört, und den Ermahnungen ihres guten Engels zu bestehen, dem sie in diesem Augenblicke doch auch nicht ganz ihr Ohr zu verschließen vermochte.

Aus diesem geistigen Kampfe wurde sie endlich durch eine Hand, die sich sanft auf ihre Schulter legte, und eine noch sanftere Stimme erweckt, welche sagte: „Mein Kind, ich werde für Sie beten." Und als sie das Gesicht aus den Händen erhob, in die sie es versenkt, blickte sie in die milden Augen des Priesters, dessen Stimme sie vielleicht von dem Rande des Abgrundes zurückgerufen, in welchen sie bereit war, zu stürzen. „Danke, danke", stammelte sie jetzt, indem sie die Hand des frommen Mannes an die Lippen führte. Dann, als dieser gegangen, wollte auch sie sich ent-

fernen, denn sie fühlte ein unabweisliches Bedürfniß, nach Hause zu eilen, um dort der Fluth ihrer neuen Gedanken und Gefühle nachzuhängen. Vorher aber drängte es sie der Kranken noch ein Lebewohl zuzuflüstern. „Vielleicht das letzte", dachte sie. Als sie sich jedoch über sie neigte, sagte sie nicht „Lebewohl", sondern „Auf Wiedersehen." „Ja, im Himmel!" antwortete die Sterbende mit einem glücklichen Lächeln.

Einige Stunden später kündigte Frau von Solni's alte Aufwärterin der Marquise Foissac unter Thränen an, daß ihre gute Herrin mit den Worten: „Herr, Du rufst, und ich komme" verschieden sei.

XI. Kapitel.

Felix faßt einen unabänderlichen Beschluß.

Eben wollte Herr von Noiron in das Haus treten, das die Marquise Foissac bewohnte, als er auf Felix Jörgen stieß, der ganz verstört aus demselben kam. „Ah sieh da, lieber Jörgen, wie geht es?" (Die Freimaurer nennen sich nur dann bei ihrem Brudernamen, wenn sie nicht besorgen, von Profanen, das heißt, von Personen, die nicht zur Loge gehören, belauscht zu werden.) „Haben Sie unsere liebenswürdige Witwe zu Hause gefunden?" fügte er hinzu. Und als jener nicht antwortete und mit einem düstern Gesichte schnell an dem Franzosen vorübergehen wollte, legte er seine Hand auf Felix's Schulter, indem er zu fragen fortfuhr: „Aber was ist Ihnen, Sie sind ja bleich wie der Tod, sollten Sie sich unwohl fühlen?" „So unwohl, daß ich nur auf heimischem Boden wieder genesen kann, wenn dieses überhaupt noch möglich ist." „Was, Sie wollen fort! Ein solcher Unsinn kann doch nicht Ihr Ernst sein?" „Es ist kein Unsinn, und mein vollkommener Ernst. ich muß diese Frau fliehen, die nie

meine Liebe erwidern wird. So hat sie mir heute offen gesagt, als sie mich verabschiedete, und mich zugleich mit Thränen bat, ihr das Unrecht zu verzeihen, das sie mir angethan, indem sie mich beredete, in unserer gefährlichen Gesellschaft zu verharren; auch flehte sie mich an, dieselbe so bald als möglich zu verlassen, um meine Seele zu retten."

„Dann ist sie wahnsinnig, und muß als solche eingesperrt werden", und Noiron knirschte wüthend mit den Zähnen, indem er sich von Felix ab und dem Hause der Marquise zuwandte. Gleich darauf aber kehrte er mit einem heiteren Gesichte wieder zu ihm zurück, und, sich vor den Kopf schlagend, rief er lachend: „Wie ungeschickt, daß mir das nicht früher einfiel." Dann den Arm des erstaunten Felix ergreifend, schlenderte er, nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen, ob er auch von Niemand beobachtet werde, langsam die Straße hinab, indem er aus Vorsicht in deutscher Sprache seinem Begleiter zuflüsterte: „Ich werde Ihnen das Räthsel lösen. Die Marquise hat nämlich die Bekanntschaft einer Witwe, Madame de Solni, gemacht, die ihr erzählt, daß ihr Mann zu uns gehörte und auf dem Schaffot gestorben sei, seitdem hat sie mir zugeschworen, daß sie Allen, die ihr lieb sind, ernstlich widerrathen werde, in unsere Verbrüderung zu treten, und auch daß sie Himmel und Erde bewegen wolle, um diejenigen, die schon darin sind, zum Austritte zu bewegen, damit sie nicht auch ihr Leben einbüßen. Begreifen Sie nun, warum sie Ihnen gesagt, daß sie Sie nicht liebt und nie lieben wird?"

„Nein, ich begreife nicht, denn das, scheint mir, hat nichts mit den geheimen Gesellschaften zu thun." „Verblendeter, sehen Sie denn nicht ein, daß sie diese fromme Lüge sich ausgedacht, um Sie aus unserer Gesellschaft, die ihr gefährlich dünkt, wie auch aus Paris zu entfernen, wo sie bei dieser bewegten Zeit für Ihr

Leben zittert?" „Ja, wenn ich das hoffen dürfte", und Felix's ganzes Gesicht strahlte vor Glück, „so würde keine Macht der Welt mich aus ihrer Nähe bringen." „Lassen Sie nur Ihren Verstand reden, und Sie werden finden, daß das allein der Marquise Grund für ihre heutige scheinbare Grausamkeit sein konnte, denn ist sie nicht unserer Gesellschaft mit Leib und Seele zugethan? Hat sie Sie nicht beständig beredet, nur recht thätig für dieselbe zu wirken?"

„Und doch fleht sie mich jetzt an, aus jener zu treten!" meinte Felix gedankenvoll, denn er konnte nicht recht an seines ehemaligen Hofmeisters Worte glauben. „Ja, weil sie Sie zu sehr liebt, das kann ich mit Bestimmtheit versichern, denn sie sagte mir noch gestern, daß sie sich bittere Vorwürfe mache, Sie jemals veranlaßt zu haben, in unserer Gesellschaft zu bleiben, daß sie untröstlich sein würde, wenn Ihnen ein Unglück widerführe, daß sie lieber ihr eigenes Glück, als Ihr Leben, lieber Ruben, in Gefahr sähe und daher ersteres für letzteres opfern wolle." „Jetzt sprechen Sie ganz in Räthseln und ich verstehe Sie gar nicht mehr."

„Nun so mögen Sie wissen, daß sie vor Jahren schon einen schweren Eid abgelegt, nur einem Kämpen unserer Gesellschaft, der zugleich der Befreier Frankreichs wäre, ihre Hand zu reichen. Verstehen Sie nun, warum sie Sie so antrieb, sich in unserer Sache auszuzeichnen und auch, warum sie gesagt, daß Ihr Leben ihr lieber sei, als ihr eigenes Glück?" „Ach, könnte ich doch an all' das glauben! wie glücklich würde ich sein!" „Habe ich Sie jemals getäuscht?" fragte Noiron gekränkt.

Felix wußte nicht, was antworten, denn auf einer direkten Lüge, die der Religion und seiner Grundsätze ausgenommen, hatte er jenen wohl nie ertappt und doch war er überzeugt, daß derselbe durch und durch unwahr sei und fürchtete daher jetzt, von ihm betrogen zu wer-

den. So gingen die beiden eine lange Zeit, in der der junge Jörgen zwischen Glauben und Unglauben schwebte, schweigend neben einander. Endlich sagte er:

„Verzeihen Sie, Herr von Noiron, wenn Ihre Versicherung mich nicht vollkommen überzeugt. Sie wissen aber, daß das nur geschieht, weil Sie mich den Meinigen gegenüber so oft ein falsches Spiel haben spielen lassen. Dessenungeachtet will ich, da ich ja doch nur mein Leben, an dem ich nicht hänge, verlieren, aber vielleicht auch ein großes Glück gewinnen kann, so handeln, als wenn ich von dem, was Sie gesagt, fest überzeugt wäre. Ja, ich werde in meinen Bemühungen, Frankreich von der Tyrannei zu befreien, unterliegen, oder, wenn ich am Leben bleibe und wenn wirklich, wie Sie und Andere mich versichern, Kühnheit, Verwegenheit und Opferwilligkeit in unserer Gesellschaft hoch angeschlagen werden, ein wichtiges, ja ausgezeichnetes Mitglied unter Ihnen werden, so daß die von mir angebetete Marquise ihr Gelübde lösen und mir die Hand reichen kann. Sollte ich aber im Dienste der Gesellschaft sterben, so hoffe ich, und auch dieser Gedanke ist mir süß, daß sie eine Thräne auf meinem Grabe weinen wird." „Brav, mein junger Freund, das ist geredet, wie eines Mannes und meines liebsten Schülers würdig."

Hier schüttelte Noiron in scheinbarer Begeisterung die Hand seines Opfers, dann fuhr er in überzeugendem Tone fort: „Aber nicht wahr, Sie werden die Gefühle meiner Adoptivtochter schonen und ihr vor der Hand nicht zu verstehen geben, was Sie von denselben wissen und was Sie für sie thun wollen?" Abermals zuckte ein Argwohn durch die Seele des jungen Mannes und er dachte: „Er betrügt mich am Ende doch und will deshalb keine Verständigung zwischen mir und Esperance; aber dem sei, wie ihm wolle, ich bin entschlossen, Alles für Alles zu wagen, denn liebt sie mich auch jetzt noch nicht, so wird sie vielleicht, nach solchen

Beweisen von Liebe und Selbstverleugnung, wie ich sie ihr zu geben beabsichtige, mir endlich doch Herz und Hand schenken und thut sie es auch dann nicht, so ist ohnehin Alles verloren und immer noch Zeit, ein unnützes Leben, das der Straßenkampf und die Guillotine verschont, mit eigener Hand von mir zu werfen."

So denkend, versprach er Jerome, bevor er zur Befreiung Frankreichs wesentlich beigetragen, kein Wort gegen Esperance von ihren oder seinen Gefühlen fallen zu lassen und sie überhaupt bis dahin so viel wie möglich zu meiden. Dann schieden Beide mit einem neuen Händedruck, Noiron, um zu Fanchetten zu gehen, welcher er heftige Vorwürfe über ihr Benehmen gegen Felix machen wollte; der Andere, um zur Schwester zu eilen, der er heute zu kommen versprochen. Auf seinem Gange dahin, freute er sich, daß er endlich zu einem festen und, wie ihm dünkte, heroischen Entschluß gelangt sei.

Daß dieser gottlos war, da er ihn mit Hilfe der Revolution entweder zum irdischen Glücke oder zum Selbstmorde und daher zur Hölle führen sollte, fiel ihm gar nicht ein, so tief war er schon durch die ruchlosen Lehren der Freimaurer gesunken. Auch Noiron freute sich über die Rolle, die er eben gespielt und meinte, mit einem Lächeln, sich die Hände reibend: „Diese meine kleine Komödie, mit reizenden Erfindungen gewürzt, hat den leichtgläubigen Menschen wenigstens für die Zeit der Revolution unauflöslich an uns gekettet. Später mag er thun, wie er will, denn hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan, so kann der Mohr gehen. Nun aber muß ich mit Fanchetten, die mir mein Spiel zu verderben sucht, ein ernstes Wort reden und sie, koste es was es wolle, zur Raison bringen."

Dies aber wollte ihm nicht gelingen, denn Fanchette war nicht zur Vernunft zu bringen, wenigstens nicht zu solch' einer, wie er es gern gewünscht, sondern

antwortete mit ruhiger Festigkeit, daß sie nie anders handeln würde, als sie es heute Felix gegenüber gethan und fest entschlossen sei, den Rest ihres Lebens dazu anzuwenden, die Leute ebenso eifrig von den Freimaurern abwendig zu machen, als sie sich bisher in ihrer Verblendung bemüht, sie in deren Netze zu locken.

Noiron bat, tobte, schwur daß er sich an ihr rächen würde, aber umsonst, denn Fanchette wiederholte immer wieder, daß sie ferner um keinen Preis ihr Gewissen mit einer Todsünde beschweren werde und daß sie jetzt diese Art von Proselytenmacherei für eine solche ansehe. Zuletzt mußte der Exvormund, halb in Bewunderung über ihren festen Charakter, halb in Wuth über ihren Eigensinn, unverrichteter Sache von ihr gehen, jedoch nicht hoffnungslos, denn er wähnte immer seine, wie er glaubte, nur momentan verlorene Macht über sie wiederzugewinnen und, wenn das geschehen, sie leicht zur großen Sache der Freimaurer zurückführen zu können.

„Nur muß man", überlegte er, „vor der Hand die eigensinnige Frau unschädlich zu machen suchen, indem man sie von allen unseren schwachen und unschlüssigen Brüdern fernhält, die, da sie nur halb zu uns gehören, leicht von uns abwendig gemacht werden könnten."

XII. Kapitel.

Constance Morand erfährt, was Willibald abhält, in das Haus ihrer Eltern zu kommen.

Als Felix Jörgen in das Boudoir seiner Schwester trat, fand er sie bleich und traurig mit überströmenden Augen so aufmerksam einen Brief lesen, daß sie seinen Eintritt gar nicht bemerkte und heftig zusammenfuhr, als er sie anredete. „Ich habe Dich erschreckt,

Ottilie, das ist mir leid; aber was bedeutet dieser Brief, der Dich so in Anspruch nimmt und zu betrüben scheint?" „Ach, er beweist mir von Neuem, was Herr Noiron für ein gefährlicher Mann und wie schwer es ist, ihm zu entgehen." „Ja, ja, Du kannst recht haben", sagte Felix gedankenvoll.

„Gottlob, also Du wenigstens siehst es endlich ein. Ach, wenn Oswald und der Vater dieses auch thäten, so wäre ja Alles gut und mein Kummer hätte ein Ende!" Der Armen fiel es nicht ein, daß ihr Bruder selbst mit dieser Einsicht noch an Noiron oder seiner Sache festhalten könne. Felix aber kam nicht dazu, sich nach ihren, ihm so unverständlichen Worten zu erkundigen, denn die Thüre des Boudoirs ging abermals auf und gab Willibald Einlaß, der ebenfalls bleich und niedergeschlagen aussah. Nun entspann sich zwischen diesen drei Personen, die Alle etwas auf dem Herzen hatten, das sie sich doch gegenseitig nicht anvertrauen wollten, eine ziemlich alltägliche Conversation über Zeitverhältnisse und Personen, die aber, da sie von geistreichen Leuten geführt, bald ihre erste Eigenthümlichkeit verlor und lebhaft und interessant wurde, denn man war von den einzelnen Persönlichkeiten der Gesellschaft ab und zu deren allgemeinen Stellung zur Religion und dem Staate gekommen.

So mußte man auch in Kurzem die geheimen Gesellschaften berühren, die der Hebel der damaligen, wie auch der jetzigen revolutionären Bewegungen waren und noch sind. Schöndorf und Ottilie erwähnten jener mit ganz ungewöhnlicher Aufregung. Felix, der sie Anfangs zu vertheidigen gesucht, aber gefühlt, daß ihm dieses nicht gelang, wurde immer einsilbiger und überließ endlich mißmuthig die Unterhaltung den beiden Anderen.

Eben wollte er, von seiner stummen Rolle gelangweilt, sich zurückziehen, als Constance Morand das Boudoir betrat. Sie erglühte bei dem Anblicke Schön-

dorf's und auch auf seine Wange legte sich das verrätherische Roth, das Beider Bewegung kund that. Ottilie bemerkte dieses und suchte ihnen zu Hilfe zu kommen, indem sie ihrem neuen Gaste unbefangen zurief:

„Gut, liebe Constance, daß Sie kommen (die beiden jungen Damen waren in den vierzehn Tagen ihrer Bekanntschaft schnell vertraut geworden), Sie müssen mir nun helfen, meinen Bruder bekehren, der, wie ich fürchte, zu den geheimen Gesellschaften hinneigt." Ottilie hatte in diesem Augenblicke vergessen, daß Constancens Vater und Bruder, wie man ihr gesagt, zu denselben gehörten, sonst hätte sie deren nicht erwähnt. Jene aber, die nichts davon wußte, traf diese Rede keineswegs und sie antwortete lächelnd: „Sie scherzen wohl, Ottilie, wenn Sie behaupten, daß Ihr Bruder, der ein Ehrenmann ist, den geheimen Gesellschaften zuneigt, man könnte sie wahrhaftig den Abschaum der Gesellschaft nennen." „O ich wußte wohl, mein Fräulein, daß Sie diese Ruchlosen verabscheuen", sagte Schöndorf fast mit Dankbarkeit, indem seine Augen freudig erglänzten.

„Ich hoffe, daß ich niemals Gelegenheit gegeben, daran zu zweifeln", sprach Constance mit Kälte und einiger Schärfe, denn sie konnte sich nicht enthalten, dem Freunde wegen seines langen Ausbleibens zu zürnen. Felix aber, den die fortgesetzte Unterhaltung über denselben und für ihn so peinlichen Gegenstand in Verlegenheit setzte, ergriff seinen Hut und verabschiedete sich von der Gesellschaft. Seine Schwester begleitete ihn bis zur Thüre, indem sie ihm zuraunte: „Vergiß nicht, Bruder, daß Du Dich vor Noiron zu hüten hast und besuche mich recht bald. Ich werde Dir dann auch den Inhalt des von mir vor einer Stunde erhaltenen Briefes mittheilen." „Du sollst mich in Kurzem wieder bei Dir sehen", und Felix ging.

Während Bruder und Schwester so zusammen geflüstert, war zwischen den zwei anderen Personen im Gemache Alles klar geworden, denn Schöndorf, von der Kälte des geliebten Mädchens verletzt, hatte nach dem Grunde derselben gefragt, und als jene verwirrt geschwiegen, hinzugefügt, daß es grausam von ihr sei, ein Wiedersehen, nach welchem er sich so sehr gesehnt, durch Schroffheit und Kälte zu verbittern. „Aber wenn Sie sich wirklich darnach gesehnt, warum mieden Sie unser Haus?“ „Weil ich es nur unter der Bedingung, ein Freimaurer zu werden, noch ferner hätte betreten dürfen. Auch unter dieser Bedingung nur hätte mir Ihr Vater das für mich höchste irdische Glück, Ihre Hand, zugesagt, durfte ich aber auf jene eingehen?“

Alles das hatte Willibald, hingerissen vom Augenblicke, und wie im Traume geredet, denn wenn er Zeit gehabt, sich die Sache zu überlegen, hätte er, selbst um sich in den Augen der Geliebten zu rechtfertigen, nicht etwas gegen den Vater geäußert, das, wie er sich leicht denken konnte, diesem in dem Herzen der Tochter schaden mußte. Ach, wie erschrack er jetzt über den Eindruck, den seine Worte gemacht, denn Constance war todtenbleich und mit gerungenen Händen in den Lehnstuhl, von dem sie sich halb erhoben, lautlos und fast besinnungslos zurückgesunken. Auch Ottilie, die sich in diesem Augenblicke nach ihr umwandte, war von Schrecken ergriffen, als sie das junge Mädchen einer Ohnmacht nahe sah.

Rasch sprang sie mit einer Flasche kölnischen Wassers auf sie zu, aber Constance wehrte ihr mild, indem sie versicherte, daß ihr schon viel besser sei, und daß sie um nichts als um einen Trunk Wasser bitte. Während nun Ottilie klingelte, und dem eintretenden Diener ihre Befehle ertheilte, flüsterte Willibald Fräulein Morand zu: „O was habe ich gethan! Wie Sie erschreckt? Können Sie mir verzeihen, Constance?“ Er

nannte sie in jenem Momente der Erregung zum ersten Male so.

„Ja, und Ihnen danken, daß Sie meinem Vater", sie schauderte bei diesem bis jetzt so verehrten Namen, „zu widerstehen vermocht." „Aber", fügte sie hastig hinzu, „verlassen Sie mich jetzt." Als er gegangen, brach ihre Kraft zusammen, und sie weinte lange aber stumm an dem Herzen der Freundin, denn ach, ihr Kummer war ja, obwohl sie sich nichts vorzuwerfen hatte, ein solcher, von welchem man nicht redet, weil man sich dessen, das ihn verursacht, schämt, und deßhalb verurtheilt ist, denselben allein zu tragen, und in den tiefsten Tiefen des Herzens zu verbergen.

XIII. Kapitel.

Ottiliens Tagebuch.

1. März 1830. Ich muß leider alle Hoffnung auf Mr. West's Hilfe aufgeben, denn Bessy schreibt mir, daß ihr Bruder das Document, das ihm Macht über Noiron gegeben, von der englischen Gesandtschaft in Berlin, der er dasselbe aus lauter Vorsicht anvertraut, vergebens zurück verlangt hat, denn diese erklärte ihm, daß sie es ihm schon vor vier Jahren auf seine schriftliche Bitte zugesandt (die Gesandtschaft schickte ihm zugleich als Rechtfertigung einen Brief aus jener Zeit von seiner Handschrift und von ihm unterzeichnet). Der Brief kann natürlich nur von Noiron gewesen sein und war so geschickt gefälscht, daß die Gesandtschaft ihn für echt halten mußte, zumal, da er aus Edinburgh, Mr. West's damaligem Aufenthaltsorte datirt war. Wie jedoch Noiron erfahren, wo der Engländer das Document deponirt, kann sich dieser gar nicht erklären, denn er hat es, so viel er sich erinnert, Niemand anvertraut; jetzt will der edle Mann, sobald

er seine dringenden Geschäfte in London beendet, nach Paris kommen, um zu sehen, ob er nicht auch ohne Documente uns vor Noiron schützen kann. Ach, das ängstigt mich mehr als es mich freut, denn ich zweifle, daß er ohne die verlorne Waffe etwas gegen den Freimaurer wird ausrichten können, und ich fürchte dessen Rache gegen ihn. Wie gräßlich, wenn ihm unsertwegen ein Unglück widerführe! Ich würde es mir nie verzeihen, ihn durch meine Klagen in dasselbe gestürzt zu haben!

Das Alles schrieb ich auch Bessy, und bat sie, den Bruder in ihrem und meinem Namen anzuflehen, ja nicht hierherzukommen, wo er, wie ich überzeugt bin, wenig nützen, aber großer Gefahr ausgesetzt sein würde. Gott lenke ihn, und gebe, daß er auf uns höre. Aber ach, was soll nun, wo alle Hoffnung, auf Noiron zu wirken, verloren ist, aus meinem armen Gatten, meinem Vater und Felix werden, die ihm, wenigstens Erstere, wie mir scheint, täglich mehr Vertrauen schenken? Doch ist nicht Gott da, der auch, ohne aus seinem Geschöpfe ein Werkzeug zu machen, meine Lieben retten kann? O hätte ich doch den Glauben des Hauptmannes im Evangelium, so würde der Herr auch an meiner Familie ein Wunder wirken.

2. März. Wie ist doch das Leben traurig, selbst oft für die, welche die oberflächlich urtheilende Welt glücklich wähnt; weil sie Gesundheit, Namen, Stellung und Vermögen haben! Das habe ich gestern noch deutlich an Willibald und Constance Morand erfahren, die sich zufällig bei mir trafen. Ersterer muß, während ich Felix zur Thür begleitete, um mit ihm über Bessy's Brief zu sprechen, ihr etwas mitgetheilt haben, das sie tief erschütterte, denn sie weinte lange und schmerzlich in meinen Armen, ohne mir doch das „Warum" anvertrauen zu wollen — und Schöndorf! mit welchem Blicke der Liebe und der Trauer schied er

nicht von ihr! Ach, daß die gegenseitige Zuneigung dieser beiden tugendhaften Menschen sie nicht zum Glücke führen kann.

3. März. Welch' eine glückliche Veränderung ist mit der Marquise Foissac vorgegangen! Die eifrige Freundin der geheimen Gesellschaften ist plötzlich zu einer entschiedenen Feindin derselben geworden, die Gotteslängnerin zu einer nach Wahrheit dürstenden Seele. Ich habe ihr auf ihre Bitte einen frommen Jesuiten empfohlen, von dem sie, da sie nicht gründlich genug in der Religion unterrichtet worden, sich über die Wahrheiten unseres heiligen Glaubens belehren lassen will. Wieder ein erhabenes Wunder, das Gott gewirkt, und ich sollte an Seiner Barmherzigkeit gegen die Meinigen zweifeln? Nein, nein, Er wird sie gewiß retten, denn der Vater, Oswald und Felix gehören ja nicht zu den Böswilligen, die Gott verstößt, sondern zu den armen Verblendeten, denen er Seine Gnade nicht versagt, besonders wenn die Angehörigen, wie damals Monika für den Sohn, Ihn fleißig für sie darum bitten; und meine gute Mutter und ich flehen Ihn ja stündlich um dieselbe an. Gewiß wird Er sie meinen Lieben nicht versagen, so daß sie trotz Noiron und Thalau gerettet werden. Bei Felix hat, glaube ich, Gottes Gnade schon zu wirken angefangen, denn seine Augen sehen klarer, wenigstens ließ er neulich etwas fallen, das von unverkennbarem Mißtrauen gegen seinen ehemaligen Hofmeister spricht.

4. März. Alfred fängt an, mir neue Sorge zu machen, denn ich finde, daß seine Laune, wie schon einmal vor vier Jahren, eine ungleiche wird; dabei geräth er alle Augenblicke in Verlegenheit, verändert plötzlich die Farbe, erschrickt bei dem geringfügigsten Umstande, sieht sich häufig um, wie Jemand, der eine Gefahr besorgt, in einem Worte, er ist ein ganz Anderer, als er noch vor Kurzem gewesen. Was mag seine Nerven

so zerrüttet haben? Doch nicht eine Schuld, die sein Gewissen belastet? Das verhüte Gott! Auch für ihn will ich unablässig zum Herrn beten. Paul ist eigentlich (denn auch meines lieben Philipp häufiger Umgang mit seinem ganz verderbten Onkel beunruhigt mich) der einzige von den männlichen Gliedern meiner Familie, für den ich nicht zu zittern habe, da er mit Bertha still und ruhig in meinem lieben Oesterreich weilt, und häufig die gute Großmutter besucht, die, wie sie mir schreibt, die größte Freude an seinen beiden lieben Knaben hat. Gott segne die fromme Bertha, welche durch Beispiel und Wort so viel beigetragen, um aus ihrem Gatten einen braven und zufriedenen Menschen zu machen.

Ach, hätte Felix nur auch eine Bertha gefunden. Vielleicht wäre es dieser, obwohl sie mit dem lebhaften Felix eine schwierigere Aufgabe als jene mit dem ruhigen Paul gehabt, doch auch gelungen, dieselbe glückliche Umwandlung bei ihrem Manne zu bewirken. Da aber dieses nicht der Fall ist, so wird Gott, an diese Hoffnung will ich mich klammern, auf andere Weise helfen. Um aber auf Philipp zurückzukommen, muß ich hinzufügen, daß nicht seine Art (denn er hat seine Frömmigkeit und seinen geraden Sinn beibehalten) aber der Gedanke mir Sorge macht, daß diese Eigenschaften durch den steten Umgang mit seinem Onkel untergraben werden könnten. Das ist wieder Einer, für den man auf die Weise der heiligen Monika beten muß. Ach, warum bin ich nicht fromm wie sie, damit ich Gott besser gefalle, dann würden auch meine Gebete sicher von Ihm erhört werden!

5. März. Arme Foissac, ich glaube heute in ihrem Herzen gelesen und entdeckt zu haben, daß Willibald ihr nicht gleichgiltig ist. Ich bemerkte nämlich, als der fatale Thalau heute in ihrer Gegenwart Anmerkungen über Schöndorf's Zuneigung zu Constance machte, wie

die Marquise die Farbe wechselte und ein leichtes Beben durch ihre Glieder fuhr. Und als nun durch einen unglücklichen Zufall Schöndorf selbst bei mir eintrat, sah ich sie in solche Verwirrung gerathen, daß sie nicht zu verstehen schien, was dieser, der gerührt von ihrer Conversion, sein Betragen gegen sie geändert, ihr Freundliches sagte. Auch nahm sie keinen Theil an der Unterhaltung, in die ich Thalau und Schöndorf hineinzuziehen mich bemühte, um die Aufmerksamkeit meiner Gäste von der Marquise abzulenken, und verließ uns einige Minuten später. Ach, die Bedauernswerthe hätte ihre Zuneigung zwar nicht würdiger, aber auch selten unglücklicher verschenken können, denn Willibald ist Jemand, der nie zweimal lieben wird. Doch auch dieser Schmerz kann, wie Alles, was die trifft, welche Gott lieben, der Convertitin zum Heile dienen, da er sie immer mehr vom Geschöpfe losschält, und ihr nichts mehr als Gott zu lieben übrig läßt.

10. März. Ein fürchterliches Verbrechen ist wieder von den ruchlosen Freimaurern ausgeübt worden! Sie haben den geistreichen und guten Professor Silberschmidt, als er des Abends spät in seine Wohnung zurückkehrte, meuchlings ermordet. Dieses geschah, weil er, nachdem er schon ein schlagendes Buch gegen die Freimaurer geschrieben, trotz den Abmahnungen und Drohungen seiner Feinde, ein zweites dem Drucke zu übergeben entschlossen war. Die Marquise Foissac, der ich dieses Unglück mittheilte, weinte Thränen der Theilnahme, da sie dem Verstorbenen schon längst ihre Achtung geschenkt, und seine Gattin, wie auch seine Kinder gekannt. Jetzt will die gute Frau diesen, die in tiefster Armuth zurückgeblieben, eine Freistätte in ihrem Hause anbieten. O sie ist gut und menschenfreundlich, und wird sich daher nie ganz unglücklich fühlen.

XIV. Kapitel.

Die Vorladung des Bruder Aufsehers.

„Was bringt Sie, Bruder Cicero, der Sie ein Langschläfer sind, zu einer so frühen Stunde zu mir?" fragte lachend Jerome Noiron den Grafen Thalau, als er diesen um neun Uhr Morgens bei sich eintreten sah. „Eine für Sie, mein Lieber, nicht unwichtige Nachricht treibt mich aus den Federn." „Und die wäre?" fragte jener gespannt. „Mein junger Spion, aber wir sind hoffentlich allein, es kann uns doch Niemand belauschen?" „Keine profane Seele, denn mein Diener ist so gut wie taubstumm, da ich ihm das Behorchen und Ausplaudern der Dinge, die bei mir vorgehen, vollkommen verboten, und Sie wissen, daß er, der seit einiger Zeit zu uns gehört, es nicht wagen würde, mir, dem Hochgradler, ungehorsam zu werden."

„Ganz richtig, ich gestehe, daß meine Frage eine unnütze war, besonders da Sie mich bei meinem Brudernamen begrüßten, aber sehen Sie, Bruder Romulus, meine gewöhnliche Vorsicht läßt mich immer vorher fragen, ob die Luft rein und ich ohne Besorgniß reden darf." „Nun so reden Sie", sagte Noiron ungeduldig, indem er so leise, daß jener es nicht verstehen konnte, vor sich hin murmelte: „unausstehlicher Schwätzer." „Nun also, mein junger Spion und ehemaliger Schüler, Alfred Jörgen, hat mir mitgetheilt, daß Mr. West, der, wie es scheint, ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken hat, herkommen wird, um dieses con amore oder besser gesagt con odio thun zu können, und ich, Ihr bester Freund, habe eine Stunde früher als gewöhnlich mein warmes Bett verlassen, um Ihnen dieses mit gehöriger Vorbereitung beizubringen", und Thalau lachte schadenfroh, denn er erwartete, den Franzosen, der, wie er wußte,

eine Zeit lang Mr. West gefürchtet, sich beunruhigen zu sehen.

Da dieses aber nicht geschah, und Noiron's anfangs gespannte Züge, jetzt die größte Ruhe zeigten, und sich sogar ein spöttisches Lächeln um seine Mundwinkel legte, da konnte Thalau, so groß war seine Enttäuschung, sich nicht enthalten, zu sagen: „Doch ich sehe, mein Bester, daß meine Nachricht keinen großen Eindruck auf Sie macht, und daß ich nicht gebraucht mich so zu beeilen, um Sie vor dem Engländer zu warnen." „Nein, wahrlich, das hätten Sie nicht gebraucht", rief jener lachend, „denn nicht ich habe den Engländer zu fürchten, sondern e r m i c h, und es wäre gut, wenn Sie das Ihrem jungen Spion sagten, damit er es seiner Schwester mittheile, von der er wahrscheinlich die Nachricht erhalten, die Sie so früh aus den Federn getrieben." „Ich begreife das Alles nicht", meinte Thalau mit gesteigertem Unmuth, „ehemals flößte Ihnen doch, wie mir scheint, der Engländer Besorgniß ein?" „Die jetzt vollkommen geschwunden ist, das kann ich Sie versichern, liebevollster aller Brüder", spottete Noiron. „Aber erklären Sie mir doch . . ."

„Warum nicht. Es handelte sich in der Zeit, von der Sie reden, um ein für mich nicht unwichtiges Document, das der Engländer in seinen Händen gehabt, und dumm genug gewesen, seiner Gesandschaft in Berlin anzuvertrauen. Dieses habe ich nun in meinen Besitz gebracht, sobald ich durch die geschickte Foissac erfahren, wo das Document sich befinde. Ach, ich sage Ihnen, diese Foissac ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Sie hat auf die schlaueste Weise einen jungen Gesandtschaftsattaché ausgeforscht, und Alles, was wir wissen wollten, von ihm erfahren. Das Uebrige war dann meine Sache und kinderleicht. Mit dem Documente aber bin ich, wie die spanische Inquisition mit den Ketzern umgegangen, ich habe es nämlich verbrannt, und die Asche

in die vier Weltgegenden verstreut. Es kann nun, trotz der Lehre der Pfaffen von der Auferstehung, ebensowenig wie jemals die Ketzer, von denen ich geredet, einen Körper annehmen, um gegen den Atheisten aufzutreten."

Thalau, dessen Cynismus nicht so weit ging, als der des Franzosen, fand nichts zu erwidern. Dann nach einer Pause, die Noiron mit Kichern und Händereiben ausfüllte, hub der Graf wieder an: „Sagen Sie, Bruder Romulus, lügt das Gerücht, wenn es sagt, daß die schöne Esperance Foissac Ihnen ihre Dienste aufgekündet, es bitterlich bereut, Ihnen jemals solche geleistet zu haben, und jetzt in Sack und Asche Buße thut?" „Wer hat das gesagt", fuhr jener auf, denn seine Eitelkeit litt bei dem Gedanken, daß man erfahren könne, wie die Marquise nicht mehr für ihn wirke. „Die ganze Welt, die Gelegenheit gehabt, Ihre liebenswürdige Adeptin zu sehen." „Nun, so sagen Sie jener, daß sie falsche Schlüsse gezogen. Aber", fuhr Jerome Noiron in warnendem Tone fort, „ich rathe Ihnen, mein Bester, auf Ihren jungen Spion, wie Sie Alfred Jörgen nennen, ein wachsames Auge zu haben. Er befriedigt, wie ich weiß, mit seiner sehr harmlos werdenden Spionage jetzt keineswegs seine Obern, die bald die Geduld verlieren, und ihm übel mitspielen dürften; von ihm läßt sich wohl mit mehr Recht behaupten, daß er bereut und einzulenken gedenkt, was ihm jedoch schlecht bekommen könnte."

„Daran zweifle ich nicht, wenn man wirklich Alfred etwas vorzuwerfen hätte; aber daß er sich unserem Dienste entziehen möchte, das leugne ich, da er jede Kleinigkeit, die in seiner, wie in befreundeten Familien oder auch in der Gesandtschaft vorfällt (das heißt, wenn er sie nicht ohne Nutzen für unsere Sache glaubt), selbst mir, wie viel mehr also der Loge, gewissenhaft hinterbringt."

„Ja, Kleinigkeiten und immer nur Kleinigkeiten, die er für wichtig zu halten vorgibt, um sich das Ansehen eines thätigen Mitgliedes zu geben, mit denen er aber Leuten wie wir nicht Sand in die Augen streuen oder sie zufrieden stellen kann.“ „Der Mann hat recht“, dachte Thalau, „ich selbst habe das Alles schon seit einiger Zeit an Alfred bemerkt. Aber ich werde mich hüten, ihm das zu bekennen, da ich wirklich Freundschaft für Alfred empfinde und ihn nicht in's Unglück bringen möchte; überdieß würde ich auch diesem hochmüthigen Menschen, der auf seinen dienstbaren Geist, die Marquise, so sehr pocht, nicht gern eingestehen, daß der meinige im Erlahmen begriffen ist. Aber warnen und schelten will ich diesen, bis er sich wieder besser anschickt.“ So denkend erhob sich Thalau und nahm von seinem lieben Bruder Romulus, wie er jenen nannte, einen scheinbar herzlichen Abschied.

Als der Graf fort war, übergab Noiron's Diener diesem einen Brief, der mit dem Wappen der Freimaurer (einem verwundeten Löwen am Strick, der zerbrochenen Säule mit dem Motto adhuc stat und den beiden umgeworfenen Säulen zum Andreaskreuz gelegt) versiegelt war. Erbleichend erbrach Jerome das Schreiben, denn er fürchtete, daß es eine Frage, betreffs des Neffen enthalten könne, den er noch nicht für die gute Sache gewonnen, da er sich bis jetzt gescheut, mit Philipp über diese mißliche Angelegenheit zu reden und ihm die Hilfe der Marquise noch immer nicht zu Gebote stand. In dem Schreiben aber befanden sich nur die Worte:

„Der Bruder Aufseher erwartet heute Abends um eilf Uhr den Bruder Romulus bei sich. „Ach, gewiß werden sich nun meine Befürchtungen bestätigen“, sprach Noiron zu sich selbst, „und der Bruder Aufseher über mein Thun und Treiben Philipp gegenüber Rechenschaft fordern. Und über Alles andere, außer über diesen Punkt, könnte ich ihm befriedigend antworten, aber

leider über den — mich graut, wenn ich nur daran denke, denn Entschuldigungen oder Vorstellungen nimmt der Bruder nicht an. Doch ist es denn schon zu spät? Habe ich nicht noch zwölf Stunden vor mir? Und kann ich diese Frist nicht benützen, um Philipp zu bearbeiten, wenn es mir auch nicht gelingt, ihn in so kurzer Zeit zu überzeugen. Ja, ich will gleich zu ihm, wenigstens vermag ich dann doch zu sagen, daß ich einen Anfang gemacht", und Noiron verließ eilig das Haus und richtete seine Schritte nach dem Ronbergs.

XV. Kapitel.

Welchen Eindruck das Buch des Professors Silberschmidt auf junge Herzen machte.

Jerome Noiron hatte auf seinem Wege zum Neffen mit Unruhe überlegt, wie er wohl das, was ihm am Herzen lag, am geschicktesten Philipp vorzubringen vermöchte. Gewöhnlich war er bei dergleichen Anlässen keineswegs in Zweifel über das, was er zu thun oder zu sagen habe. Jetzt aber, wo er mit dem Wunsche, den Neffen für die geheime Gesellschaft zu gewinnen, doch auch die Furcht verband, in seinen Augen zu verlieren, wenn er sich ihm gegenüber zum Advokaten einer, wie er wußte, ihm verhaßten Angelegenheit machte, fühlte er sich ordentlich befangen und fragte sich mit Besorgniß: „Wie in aller Welt werde ich meine Sache einfädeln und durchführen, ohne mich und dieselbe dem Knaben in einem gehässigen Lichte erscheinen zu lassen?"

Das Einfädeln aber gelang ihm besser, als er sich dasselbe vorgestellt, denn er fand Philipp in der Lektüre des Buches von Professor Silberschmidt vertieft und nahm rasch die Gelegenheit wahr, um das einzuleiten, was er sich zu sagen vorgenommen. „Was?" fragte er

nun mit Mißbilligung und scheinbarem Erstaunen, „auch Du liesest diese groben Verläumdungen, die ein gewissenloser Mensch gegen die edelste aller Institutionen, die Freimaurerei verbreitet?" „Ich habe Dr. Silberschmidt gut gekannt, Onkel. Er ist kein Verläumder, auch bezeichnet er die Quellen, aus welchen er seine Aufschlüsse geschöpft." „Ach ja, ich weiß, daß er behauptet, einen Freimaurer zum Vetter gehabt zu haben, der auf seinem Sterbebette voll Reue schreckliche Aussagen über unseren Orden gemacht, die Professor Silberschmidt zu Papier gebracht und nun der Welt zur Prüfung übergibt. Aber sein Vetter, wie Alles, was der Autor hervorbringt, ist Lüge." „Das könnte ich nie glauben, selbst wenn ich nicht den so geachteten Professor gekannt, da er die von seinem Verwandten geerbten Dokumente in die Oeffentlichkeit gebracht, diese aber die Umtriebe der geheimen Gesellschaften sonnenklar beweisen." „Und wo sind diese?" spottete Noiron. „Die Copien in seinen Büchern, das Manuscript aber, das er immer bei sich trug, da er allein mit seiner Familie in einer entfernten Vorstadt nur ein kleines Haus bewohnte und mit Recht fürchtete, daß es ihm dort von den Freimaurern geraubt werden könnte, wurde ihm entwendet, nachdem er von diesen ermordet worden." „Ha, ha, also auch Du glaubst an dieses Märchen?" „Ja, Sie können doch nicht bestreiten, Onkel, daß der Professor von den Freimaurern ermordet sei, und diejenigen, die im Stande sind, zu morden, warum sollten sie nicht auch rauben, besonders wenn das, was sie nehmen, in ihres Feindes Hand eine ihnen gefährliche Waffe werden kann?" „Und wer sagt Dir, daß es ein Freimaurer gewesen, der ihn gemordet, weißt Du nicht vielmehr, daß es ein Student war, der seit Jahren sein Examen nicht machen konnte, weil der Professor ihn beständig chikanirte und der sich deßhalb an ihm rächen wollte?" „Ich weiß wohl, daß der

Mörder ein Student gewesen, doch nicht ein von Professor Silberschmidt chikanirter, sondern ein fauler, nichtsnutziger Mensch, den die klugen Freimaurer wahrscheinlich deßhalb gewählt, damit sie die That schlau als einen Racheakt hinstellen könnten, wenn er, wie es vorauszusehen, ergriffen würde."

Noiron wußte nicht, ob er sich ärgern oder freuen sollte über den Scharfsinn des Neffen und sagte daher in süßsaurem Tone: „Ich rathe Dir, weiser Salomon, den Unsinn, den Du eben vorgebracht, Niemandem mitzutheilen, wenn Du nicht ausgelacht werden willst, denn jedes Kind kann Dir sagen, daß es in Oesterreich seit Joseph's II. Zeiten keine Freimaurer mehr gibt und daß daher ihre Feinde, selbst mit Waffen gegen sie in der Tasche, sich unbehelligt zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in den Straßen Wien's zeigen können." „Ja, so sagte auch dem Professor einer der Polizeiagenten, dem dieser einige Zeit vor seiner Ermordung die ererbten Documente gegen die Freimaurer zur Untersuchung und Bestrafung derselben übergeben wollte; wahrscheinlich war der Mann auch ein Freimaurer, denn man weiß ja, daß diese ungekannt von der Regierung sogar hohe Aemter im Staate bekleiden."

„Ich aber", fuhr er nach einer Pause fort, in der Noiron nur mit einem spöttischen Lachen geantwortet, weil er nichts Rechtes zu sagen fand, „bin überzeugt von dem was der Professor in seinem Buche sagt: nämlich, daß die Freimaurer, der Kirche und dem Staate zum Trotze, geheime Logen in Oesterreich haben." „Ach, Du bist von allem überzeugt, was der Verläumder sagt, doch ich wiederhole, daß sein Verwandter und folglich auch die Documente von ihm erlogen sind." „Der Vetter hat vor Zeugen, lauter ehrenwerthen Männern, die bereit sind, Alles, was sie gesehen oder gehört, mit einem Eide zu bekräftigen, seine Aussagen

gemacht, und die Documente jenem übergeben. Aber ich sehe, daß mein Widerspruch Sie ärgert, lieber Onkel, daher reden wir nicht mehr von diesem traurigen Ereignisse."

„Gut, lassen wir Professor Silberschmidt fallen, wie er es ja auch verdient, doch von den edlen Freimaurern will ich Dich unterhalten, damit Du die Vorurtheile, die Du von Deiner Pflegemutter und Gräfin Jörgen angenommen, endlich aufgebest. Aber da kömmt ja Dein Adoptivvater, auch er wird Dir sagen, was wirklich von den Freimaurern zu halten sei." Dann, sich an den eintretenden Ronberg wendend, sprach der Franzose lachend: „Lieber Freund, helfen Sie mir, diesem ungläubigen Thomas, der die Freimaurer Alle für Mörder und Diebe hält, eine richtigere Meinung über dieselben einflößen." „Ich begreife nicht —", sagte Ronberg verlegen, denn es war ihm unangenehm, vor dem Adoptivsohne den Advocaten der Freimaurer zu machen, „wie ein kluger Junge, wie Du, so falsche Begriffe über einen Orden der Tugend und Wohlthätigkeit haben kann."

„Also den Gottlosen ist es gelungen, auch Sie, liebster Vater, zu täuschen!" rief der Knabe in lebhaftem Schmerze und mit Thränen in den Augen. Dann sich in die Arme des Pflegevaters werfend, fuhr er in großer Aufregung fort: „O lassen Sie sich nicht für die, wie die Ruchlosen sagen, gute und edle, aber in der That schlechte und verbrecherische Sache gewinnen!"

Ronberg aber, der diese Rede als einen unberufenen Rath, und ein Einmischen in seine Angelegenheiten ansah, und sehr übel nahm, machte sich ungeduldig aus den Armen des Jünglings los, indem er mit kalter Strenge sagte, daß es nicht an ihm sei, ihm gute Lehren zu geben, und daß er sich in Zukunft dergleichen verbitte; dann sich von Philipp wendend, und den Arm Noiron's ergreifend, forderte er diesen auf, mit ihm

spazieren zu gehen, und verließ unmuthig den tiefbetrübten Pflegesohn.

Auf ihrem Spaziergange theilte Noiron seinem Gefährten mit, wie sehr ihre Obern den intelligenten Philipp für ihre Sache zu gewinnen wünschten, und der geschmeichelte und verblendete Ronberg, der nicht in die verbrecherischen Absichten der Freimaurer eingeweiht war, und diese daher für ehrenwerthe, obwohl vielleicht etwas zu freisinnige Männer hielt, überlegte mit dem Franzosen, wie die Vorurtheile des Knaben am besten beseitigt werden könnten. Als Noiron sich von ihm trennte, geschah es mit leichterem Herzen. „Es ist ein Glück für mich", dachte er, daß es mir gelungen, Ronberg als Helfershelfer für die Anwerbung Philipp's zu gewinnen, da mir das den Bruder Aufseher günstiger stimmen wird. Die großen Rekrutirungen, die ich in so kurzer Zeit gemacht, und das viele Geld, das ich gesammelt, werden das Uebrige thun." Und er athmete freier auf, denn er fühlte, daß er nun der so gefürchteten Zusammenkunft mit dem genannten Bruder mit mehr Ruhe entgegensehen könne.

Während er sich um Philipp gemüht, hatte Thalau mit nur geringem Erfolge dieselbe Rolle bei Alfred Jörgen gespielt, der ihm erklärt, daß das Buch und der Tod des Professors Silberschmidt, welchen er so gut gekannt, ihm die Augen geöffnet, und daß er lieber wie dieser sterben wolle, als noch ferner, wie er es leider bis jetzt gethan, seinen Gott, sein Vaterland und seine Familie zu verrathen. Da aber sein schwacher und unstäter Charakter ihn verhinderte, seine Beziehungen zu den Freimaurern ganz und vollkommen abzubrechen, fügte er hinzu:

„Ich will wohl Kleinigkeiten, die Niemandem schaden können, wie ich es z. B. heute Früh gethan, als ich Sie bat, Noiron vor Mr. West zu warnen, auch ferner noch berichten, aber nichts Wichtiges,

nichts was Andere in's Unglück stürzen könnte, kurz kein verruchter Spion mehr sein, wie Professor Silberschmidt in seinem Buche ganz richtig die Minervalen nennt, und wie ich, zu meiner Schande muß ich es gestehen, bis jetzt einer gewesen bin." „Der wird sich schon bald wieder zu Wichtigerem hergeben", dachte Thalau nicht mit Unrecht, denn Derjenige, der halbe Maßregeln ergreift, kann sie gewöhnlich nicht durchführen, und wird leicht verleitet, weiter zu gehen, als er anfangs gewollt.

XVI. Kapitel.

Im Hause des Bankiers Lafitte.

In Lafitte's Hause hatte sich heute, wie schon oft, eine kleine Gesellschaft von Freunden, und zum Theile politisch Gleichgesinnten versammelt. Sie bestand aus General Lafayette, der von Zeit zu Zeit sein Landgut Lagrange verließ, um sich mit seinen Freunden über politische Fragen zu berathen, aus Bankier Casimir Perier, Herrn von Morand, aus Noiron, der sich in das Vertrauen des Herrn vom Hause einzuschmeicheln verstanden, aus Chatelain, Cauchois-Lemaire und Thiers, der zu den Gründern des „National" eines der kühnsten Blätter gehörte.

In diesem Augenblicke wandte sich Lafitte zu Letzterem, indem er sagte: „Sie haben, mein Lieber, im „National" der Adresse der 221 Deputirten an den König und der Vertagung der Kammern auf eine, wie mir dünkt, zu aufrührerische Weise erwähnt, und diese commentirt. Es ist nicht gut, meine ich, dergleichen so hinzustellen, denn es regt das Volk gar zu sehr auf, das dann, wie wir 89 gesehen, in seiner Empörung Dinge verübt, die diejenigen, die es durch Stachelreden aufgehetzt, nicht vor Gott verantworten können." „Ich

habe die Sachen nur so, wie sie wirklich sind, dargestellt", antwortete der Journalist mit einiger Empfindlichkeit, „denn warum hat der König die Deputirten, dadurch, daß er die Charte nicht berücksichtigt, zu dieser Maßregel getrieben? Warum ein Ministerium, das an das Villéle's erinnert, in's Leben gerufen?" „O Sie haben noch viel zu wenig gesagt, lieber Thiers", rief hier sein Freund Chatelain, „denn die ungeschickteste Maßregel, die der König ergreifen konnte, und die ihn, wie ich glaube, auch den Thron kosten wird, war die Ernennung des Fürsten von Polignac zum Staatsminister."

„Auch ich billige nicht diese Wahl", meinte General Lafayette in seiner milden aber entschiedenen Weise, „besonders da der Fürst, trotz seiner warmen Anhänglichkeit für das königliche Haus, nicht die Thatkraft und Festigkeit besitzt, die derjenige haben muß, der das Staatsschiff durch die Klippen führen will, die es umgeben." „Beklagen wir uns ja nicht, sondern freuen wir uns vielmehr darüber", rief lachend Noiron, „denn nur mit schwachen Königen und Ministern kann Frankreich hoffen, sich endlich wieder frei zu machen." Ganz recht machte Cauchois-Lemaire Chorus, nur durch die einseitigen und unklugen Maßregeln unserer jetzigen Regierung vermag diesem Lande eine Republik zu erblühen." „Gott behüte uns vor einer Republik", riefen wie aus einem Munde Lafitte, Lafayette und Perier.

„Was?" fragte Noiron erstaunt, „auch Sie General, der doch einst zu den Freiheitshelden gehörten und die Republik des vorigen Jahrhunderts geleitet, sind jetzt ein Gegner derselben?" „Ich habe leider von gewissen Intriguanten bethört, sie herbeizuführen mich bemüht, und an ihr Theil genommen, nicht aber dieselbe geleitet (obwohl ich es damals gewünscht), sonst wäre sie, so schmeichle ich mir, weniger blutig ausgefallen", sprach Lafayette traurig, denn er mußte an

seine ehemalige Verblendung denken, und wie auch er einst zu den Freimaurern gehört. „Da ich aber", fuhr er in gehobenem Tone fort, „zu der Zeit eingesehen, wie schwer es ist, einen Aufstand, der mit der Republik enden soll, so zu lenken, daß er in gehörigen Schranken bleibe, wie auch, daß Frankreich nicht wie die Vereinigten Staaten für eine Republik reif sei, so bin ich jetzt auch entschieden gegen solch eine." „Auch ich, auch ich", riefen Lafitte und Perier. „Was höre ich, meine Herren?" sprach hier Noiron. „Auch Sie, die geachtetsten Männer der Finanzwelt, würden lieber auf dem Throne einen schwachen, unklugen und verschwenderischen König, der das Geld mit vollen Händen der Aristokratie und den Kirchen zuwirft, als Frankreich frei und in eine Republik verwandelt sehen?"

„Man kennt uns zu gut als Freunde Frankreichs, um nicht zu wissen, daß wir seine Freiheit gern mit unserem Blute erkaufen möchten", meinte Lafitte ruhig. „Aber eine Scheinfreiheit, die bald in Trümmer zerfallen müßte und tausenden von Menschen das Leben kosten würde, nein, für solch' eine danken wir. Uebrigens habe ich nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich nicht immer mit den Maßregeln, die der König ergreift, einverstanden bin, und wiederholt gesagt, wie gern ich einige derselben modificiren, oder, wenn es in meiner Macht läge, ganz verhindern möchte. Deßhalb braucht man aber noch nicht gleich an Aufstand und Republik zu denken, überdieß Herr Noiron", und seine Stimme nahm eine gewisse Schärfe an, „würde ich mir nie eine Sprache wie die Ihrige gegen des König's Charakter erlauben, der, das muß selbst sein Feind ihm lassen, ein ehrenwerther ist, und hätte sie auch, ich gestehe es, nicht aus dem Munde eines Mannes erwartet, der dem Könige so viel Dank schuldet."

Noiron, der sich durch seinen Haß gegen König und Königthum hatte hinreißen lassen, seine Meinung,

aller Vorsicht zuwider, so nackt hinzustellen, biß sich bei dieser Rüge in die Lippen und verwünschte Lafitte's Obscurantismus, (so nannte er dessen Rechtlichkeitssinn) wie auch die eigene Unbesonnenheit, und suchte, durch geschicktes Einlenken seine raschen Aeußerungen vergessen zu machen. Der Bankier aber, der in jenem Augenblicke in ihm den rothen Republikaner erkannt, wollte sich nicht mehr in seiner Gegenwart in politische Discussionen einlassen, sondern lenkte das Gespräch auf indifferente Sachen; da diese jedoch die Männer der äußersten Linken keineswegs interessirten, so erhob sich bald Noiron mit seinen Freunden Thiers, Chatelain und Cauchois-Lemaire, um in seinen Gemächern dunkle Pläne auszuspinnen.

Als nun Lafitte sich mit Lafayette, Perier und Morand allein sah, (auch Letzteren rechnete er irrigerweise zu seiner, der gemäßigten Partei) lenkte er das Gespräch gleich wieder auf die Zeitfragen, setzte auseinander, wie Carl X., wenn er sein jetziges Ministerium und seine jetzige Politik beibehalte, unmöglich fortregieren könne, dann fügte er hinzu, daß man in jenem Falle, d. h. wenn man sehe, daß der König nicht einzulenken gedenke, um eine unglücksschwangere Republik wie die des vorigen Jahrhunderts zu vermeiden, „denn zu so einer", fuhr er kopfschüttelnd fort, „könnte es jetzt bei der Unzufriedenheit des Volkes leicht kommen, und auch um die Krone würdigen Händen zu übergeben, diese dem Herzoge von Orleans anbieten müsse." „Also Ihrem Schützlinge wollen Sie dieselbe zukommen lassen?" meinte Perier.

„Nicht weil er sein Schützling ist", ergriff Lafayette warm das Wort, „sondern weil ein würdiger Mann gern einen Würdigen wählt." „Ja, ich gestehe, daß ich eine hohe Meinung von dem Herzoge habe, der trotz dem königlichen Blute, das in seinen Adern fließt, es

nicht verschmäht hat, durch Unterricht im Auslande sein Leben zu fristen. *)

„Sie haben recht, mein lieber Lafitte, auf diese Thatsache ein großes Gewicht zu legen", sprach Perier, „denn sie beweist beim Herzog eine Thatkraft, die größer als sein Mißgeschick ist, da sie über dasselbe triumphirt hat." „Und überdieß", rief Lafayette, „kann auch nur der am besten die Noth und die Leiden Anderer verstehen und mit denselben sympathisiren, der Alles das selbst durchgemacht, und da wir nun überein gekommen, daß Louis Philipp von Orleans würdig ist, die französische Krone zu tragen, so treffen wir gleich die geeigneten Maßregeln, um sie ihm am sichersten zu verschaffen." „Ja, ja, das thun wir, der General hat recht", sagte der falsche Morand mit beistimmendem Lächeln, um sich bei jenen einzuschmeicheln.

„Nicht jetzt, nicht heute", sprach Lafitte entschieden, „denn wir müssen Carl X. noch Zeit lassen, sich zu besinnen, einzulenken, kurz die Dinge richtiger aufzufassen und durchzuführen. In zwei Monaten aber, wenn er sich bis dahin nicht besonnen haben sollte, müssen wir handeln, und das sehr rasch, um anderen Feinden, nämlich den Republikanern keine Zeit zu lassen, in unsere Karten zu blicken und uns das Spiel zu verderben; ich hoffe jedoch noch immer, daß der König einlenkt." Als er aber das ungläubige Lächeln der Anderen bemerkte, fügte er mit einem Seufzer hinzu: „Sie glauben es nicht, meine Herren, ich aber schmeichle mir noch immer damit, daher wiederhole ich meine Bitte, lieben Freunde, übereilt nichts, wartet, gebt ihm Zeit, Gott, der Lenker aller Dinge wird, so hoffe ich, auch den König erleuchten."

*) Man weiß, daß der Herzog von Orleans unter dem Namen Chabot am Collegium zu Reichenau bei Chur Geometrie und Geschichte lehrte.

Hier stand Morand scheinbar unwillig auf. Nur scheinbar, denn es war ihm, der da wußte, daß sein Orden nur eine Republik haben wollte, keineswegs Ernst mit der Parteinahme für den Herzog, die er jedoch zu heucheln keinen Anstand nahm, um auf diese Weise den Andern Sicherheit einzuflößen und ihre Pläne auszuspioniren, und dann zu verrathen; daher sagte er auch in warnendem Tone: „Meine Herren, Sie werden es bereuen, nicht heute schon die Maßregeln, um den Herzog von Orleans auf den Thron zu berufen, berathen und festgesetzt zu haben, denn in jetziger Zeit kann man nicht für den morgigen Tag stehen.“ Dann verließ er mit einem mißbilligenden Achselzucken das Zimmer, um sogleich der Loge seinen Bericht über das Gehörte abzustatten.

Lafayette und Perier aber versprachen der Bitte des Freundes zu willfahren, und gingen mit freundlichem Gruß und Händedruck von ihm. Schade, daß Carl X. diese drei verblendeten aber rechtlichen Leute nicht auf seiner, der legitimen Seite gehabt, sicher wäre das Schicksal des Königs und das seines Hauses ein Freundlicheres geworden.

XVII. Kapitel.

Worin Philipp erfährt, daß sein Onkel zu den Männern der Loge gehört.

Ottilie saß mit einer Arbeit am Fenster ihres kleinen Boudoirs und wandte von Zeit zu Zeit die besorgten Blicke von ihrer Stickerei ab und auf Philipp, der gedankenvoll und traurig am Tischchen vor ihr Platz genommen. „Was ist Dir, mein Liebling?“ fragte sie endlich, nachdem sie umsonst in den Zügen des Pflegesohnes seinen Kummer zu lesen sich bemüht, während

sie freundlich über seine braunen Locken strich. „Nichts, liebe Mama", und er versuchte, ihr heiter in die Augen zu blicken. „O, Philipp, das ist nicht recht, daß Du mich täuschen willst, denn ich sehe es Dir an, wie etwas auf Deiner Seele lastet und sie ängstigt, willst Du Deiner Mutter nicht sagen, was es ist?" Und als Philipp nicht antwortete, und verwirrt den Kopf senkte, fügte sie hinzu: „Wenn Du schweigst, um mir einen Kummer zu ersparen, so versichere ich Dich, daß es der größte für mich ist, wenn ich bemerke, daß Du mir etwas verbirgst.

„Das begreife ich, Mama", rief er jetzt lebhaft, und will Dir daher auch sagen, daß es mich traurig macht, nicht mehr in demselben freundlichen Verhältnisse mit meinem Onkel zu leben, welcher es mir verdenkt, daß ich nicht seine Meinung über die geheimen Gesellschaften theile, deren Lob er mir jetzt beständig singt." Philipp offenbarte aber so seiner Pflegemutter nur den geringsten Theil seines Kummers, denn der größere, der ihn unablässig quälte, und den er, um die Pflegemutter nicht zu ängstigen, ihr verschwieg, bestand darin, daß auch seine Beziehungen zum Adoptivvater sich getrübt, da dieser ihm eben dasselbe verargte, was der Vormund ihm übel nahm. „Gottlob, daß Du nicht seine Meinung über die geheimen Gesellschaften theilst, zu denen er, wie ich fürchte, selbst gehört", rief nun Ottilie halb erfreut und halb erschreckt, denn, wenn es sie auch freute, daß der Adoptivsohn über die Freimaurer richtigere Begriffe als der Vormund hatte, so ängstigte es sie doch auch wieder zu erfahren, daß der gefürchtete Moment gekommen, in welchem jener es versuchte, den Neffen für die geheimen Gesellschaften anzuwerben.

Daher fügte sie in bittendem Tone hinzu: „Ach, Philipp, lasse Dich nie von ihm bethören, damit er Dich nicht beschwatze in eine Gesellschaft zu treten, die

die Kirche excommunicirt." „Wie kannst Du nur einen Augenblick meinen, Mama, daß ich meinem Glauben untreu werden könnte, und das muß man ja nothwendig, wenn man in eine Gesellschaft tritt, die gar keinen hat, die Mitglieder der niederen Grade ausgenommen, die eigentlich nur Betrogene sind, und den höheren zur Staffage dienen, wie es auch Professor Silberschmidt in seinem Buche mit Belegen beweist. Ich aber, der weder zu den Betrogenen noch zu den Ungläubigen gehören will, werde mich hüten, in solch' eine Gesellschaft zu treten. Uebrigens glaube ich aber auch, Mama, daß Du dem Onkel Unrecht thust, wenn Du meinst, daß er zu solchem Gezüchte gehöre, oder wohl gar mich in ihre Gesellschaft locken möchte. Nein, nein, er zählt sich einfach, so hoffe ich, zu den vielen Bethörten, die gerade, weil sie diese Gesellschaft nicht kennen, sich von ihren hochtrabenden Worten verblenden lassen."

Ottilie schwankte einen Augenblick zwischen der Furcht, dem Pflegesohn einen Schmerz zu verursachen, indem sie ihm erklärte, daß der Vormund ein Freimaurer sei, und dem Wunsche, ihm dieses mitzutheilen, um ihn so besser vor des Onkels Intriguen zu schützen und zu warnen. Aber nur einen Augenblick dauerte ihre Ungewißheit, „denn", fragte sie sich, „würde ich mich wohl scheuen, ihn mit dem Rufe zu erschrecken: Nimm Dich in Acht, Du bist im Begriffe auf eine Klapperschlange zu treten, wenn ich ihn in solcher Gefahr sähe?" Daher sagte sie mit Bestimmtheit: „Ich weiß, daß Dein Onkel zu den Freimaurern gehört, denn er hat dieses Deinem Pflegevater und Felix offen gestanden", fügte aber rasch hinzu, als sie Philipp's jähen Schreck bemerkte: „Ich hoffe jedoch, daß er in den niederen Graden geblieben."

„O nein, Mama, sobald er sich zu ihnen zählt, ist er in die Hochgrade getreten, denn er besitzt zu viel Klugheit und Gewandtheit, um nicht unter Männern,

die so etwas zu schätzen wissen, rasch zu steigen", rief der Jüngling mit schmerzlicher Ueberzeugung. Ottilie vermochte selbst um ihn zu beruhigen, nicht ihn zu widerlegen, denn sie war ja vollkommen seiner Meinung, aber daß sie es nicht konnte, that ihr sehr wehe, und sie sprach: „Ach, Philipp! daß ich Dir eine Sache mittheilen mußte, die Dich mit Kummer erfüllt! Doch ich hielt dieses für meine Pflicht, damit Du vor Deinem Oheim auf der Huth seiest." „Ja das will ich, danke, liebe Mama", und nachdem er ihre Hand an die Lippen geführt, verließ er rasch das Zimmer, um auf dem seinigen ungestört den trüben Gedanken nachzuhängen, die ihn jetzt bestürmten; denn wenn der Onkel ein Freimaurer war, konnte er da nicht leicht auch seinen Pflegevater für eine Gesellschaft gewinnen, von der dieser schon so eingenommen schien?

Ottilien aber ward nicht, wie dem Pflegesohne, die Wohlthat, sich ihren Gedanken, die nicht minder ernst als die seinigen waren, unbelästigt überlassen zu können, denn sie wurde bald darauf durch den Eintritt des Gatten gestört, auf dessen Antlitz sie Unmuth zu lesen glaubte. Daß sie sich nicht getäuscht, sprachen deutlich die von ihm ungeduldig ausgestoßenen Worte: „Wird der Junge langweilig! Eben habe ich ihn wieder, nachdem er mir flüchtig ein paar freundlich sein sollende Worte gesagt, mit einem ellenlangen Gesichte, wie er es schon seit einiger Zeit herumträgt, an mir vorübereilen sehen." „Wenn Du Philipp meinst, lieber Oswald", sagte sie schüchtern, „so ist seine Verstimmung diesmal mir zuzuschreiben, da ich es für meine Pflicht hielt, ihm, der mir eingestand, daß Jerome Noiron ihm beständig das Lob der Freimaurer vorsingt, und ihm übel nimmt, wenn er ihm nicht beistimmt, endlich mitzutheilen, daß dieser zu ihnen gehört."

„Das hättest Du gethan?" rief Ronberg, indem er mit dem Fuße stampfte und seine Augen zornig funkelten.

Aber Ottilie erschrack bei diesem Anblicke nicht so sehr, wie unsere Leser es sich vielleicht denken, denn es war, da ihr Gatte jetzt immer mehr mit sich selbst zerfiel, keineswegs das erste Mal, daß sie Zeuge solcher Zornesausbrüche war; daher sagte sie ziemlich gefaßt: „Ja, denn ich hielt dieses, wie schon gesagt, für meine Pflicht.“ „Und ich halte es für meine“, rief jener wild, „Dir zu sagen, daß Du —“ aber er konnte seinen Satz nicht beenden, denn der eintretende Diener meldete Mr. West. „Mr. West?“ wiederholte das Ronberg'sche Paar erstaunt, indem es, allen Verdruß vergessend, dem Freunde entgegeneilte.

XVIII. Kapitel.

Kriegserklärung an den Dey von Algier und Ordonnanzen vom 16. Mai.

„Gut, daß ich Sie hier treffe, mein lieber Lafitte“, rief General Lafayette diesem zu, als er ihn in einer der lebhaftesten Straßen Paris' begegnete. „Wenn mir diese Freude nicht geworden“, fuhr er fort, „hätte ich Sie in Ihrem Hause aufgesucht, um mit Ihnen die frohe Nachricht zu besprechen, daß das Ministerium endlich dem Dey von Algier den Krieg erklärt.“ „Auch mich freut dieses, nicht allein, weil unsere Sache eine gerechte ist, und dieser Schritt zum Ruhme Frankreichs beitragen wird, sondern auch, weil er hohe Personen aus Apathie zu Thatkraft erwecken kann“, sprach Lafitte, indem er bei den letzten Worten die Stimme zu einem Flüstern herabsinken ließ. Dann sie von Neuem erhebend, fügte er hinzu: „Ich bin im Begriffe, zu unserem Freunde Perier zu gehen, der unwohl ist, um mich mit ihm über die Kriegserklärung Frankreich's an Algier zu freuen, und unsere gegenseitigen Erwartungen und

Hoffnungen über dieselbe auszutauschen. Wollen Sie mit mir kommen, General?" „Recht gern", und die beiden Freunde, die Richtung nach Perier's Wohnung einschlagend, schlenderten Arm in Arm dahin, indem sie von dem Ruhme sprachen, den Frankreich in diesem Kriege, und wie sie überzeugt waren, auch Siege zu erwarten habe, so wie auch von den klugen Maßregeln des Königs, der den so gerechten und nothwendigen Krieg gewollt. „Das muß ihm wieder alle Herzen zuwenden", sagte Lafitte mit freundlichem Lächeln. „Ohne Zweifel! Aber ach", fügte Lafayette mit einem Seufzer hinzu, „warum hält mich das Alter ab, die Expedition mitzumachen?"

„Ich begreife, daß ein großer General wie Sie, jeden Kampf für's Vaterland mit- und durchkämpfen möchte, aber wir werden Sie schon auch hier gut brauchen können, wenn nämlich Carl X. nicht sehr klug und freisinnig handelt und seine Minister nicht einlenken, sondern fortfahren, das Volk, das Lorbeern wohl für einige Zeit beschäftigen, aber nicht dauernd zufrieden stellen können, zu kränken, es zu übersehen, seine Macht gering zu schätzen, es bei jeder Gelegenheit zu verkennen, und seine Freiheit zu beschränken." Diese, vom Bankier leise gesprochenen Worte beantwortete sein Begleiter mit einem vielsagenden Blicke, indem er eben so leise hinzufügte: „Man wird mich immer bereit finden, für Volk und Vaterland Gut und Blut zu wagen." „Diese edle Gesinnung haben Sie oft durch die That bewiesen, theurer Freund", und der Bankier drückte jenem die Hand.

Der Exfreimaurer aber, den dieses Lob beschämte, seufzte schmerzlich, denn er war sich ja bewußt, einst Trübsal über sein Vaterland gebracht zu haben; daher trat er auch gesenkten Hauptes in das Haus Perier's, der die beiden Freunde mit dem Jubelrufe empfing: „Es lebe der König, der uns den Krieg und daher

auch Ruhm und Auszeichnung verspricht.“ Und so wie diese drei sich über den Krieg freuten, freute sich das ganze ehrgeizige und tapfere französische Volk. Ein jeder Einzelne schätzte den Kriegsminister General Bourmont und den Admiral Duperré glücklich, den Krieg leiten und anführen zu können. Man beneidete die Truppen, die an der Expedition Theil nehmen sollten, viele Freiwillige gesellten sich zu ihnen, kurz es war ein Leben und Treiben, das alle Beschwerden und den Groll, den die Regierung durch ihre früheren Maßregeln hervorgerufen, gänzlich vergessen ließ.

Schon fingen die Carbonari's an, sich unbehaglich zu fühlen und sich zu fragen, ob ihre für den Juli festgesetzte Revolution unter solchen Umständen wohl würde zum Ausbruche kommen können. Da wurden ihre Zweifel durch die Ordonnanz vom 16. Mai gehoben, welche die Deputirtenkammer auflöste, neue Wahlen anordnete und die neue Kammer auf den 3. August einberief. Diese unzeitige Maßregel ärgerte und schlug das französische Volk in demselben Maße nieder, als sie die Männer der Loge erfreute und ihre schon im Sinken begriffenen Hoffnungen wieder aufleben ließ. Auch sagte in eben demselben Augenblicke, als Lafitte zu Lafayette sprach: „Sehen Sie, General, wir werden Ihre Dienste brauchen können“, Jerome Noiron, sich freudig die Hände reibend, zu Cauchois Lemaire: „Dank der Ungeschicklichkeit Derer, die die Ordonnanz erlassen, wird das französische Volk die Freiheit wieder erlangen.“

XIX. Kapitel.

Die Höhle des Tigers.

„Also der Engländer hofft doch noch immer, trotz den verlorenen Documenten, uns von Noiron befreien zu können?“ fragte Gräfin Jörgen die Tochter, indem

sie vom Stickrahmen aufblickte, an welchem sie zusammen arbeiteten. „Ja er kam, da er mich bei seinen ersten Besuchen nicht allein sprechen konnte, gestern wieder her, um mich dessen zu versichern.“ „Nun, Gott sei Dank, so werden wir doch endlich über das Schicksal der Unsrigen ruhig sein können.“ „Das hoffe auch ich, da Mr. West, wie er sagt, von Neuem Mittel gefunden, wenn Jerome Noiron seinen Befehlen nicht gehorchen wollte, diesem gefährlich zu werden, ihn mit Hilfe der Gesetze seiner Freiheit zu berauben und so unschädlich zu machen; worin jedoch seine Macht über den Franzosen besteht, weiß ich nicht, glaube aber, daß sie eine große sein muß, wenn sie uns von Philipp's Vormund befreien soll.“

Ottilie täuschte sich nicht in dieser Voraussetzung, denn Mr. West war zum zweiten Male in die dunkelsten und verbrecherischsten Geheimnisse des Franzosen eingeweiht worden und hatte Beweise in den Händen, die diesen nach Toulon in den Bagno schicken konnten. „Aber so weit wird er es nicht kommen lassen“, dachte der Engländer, indem er sich anschickte, Herrn Noiron einen Besuch abzustatten.

Als er sich bei diesem melden ließ, hörte er ihn im Nebenzimmer aufjubeln. Gleich darauf stand der Franzose vor ihm und fragte mit geheuchelter Demuth, ob ihm vielleicht das Glück zu Theil werden solle, dem gestrengen Herrn einen Dienst zu leisten.“ „Sie, einem ehrlichen Manne einen Dienst erweisen?“ antwortete der Engländer mit der tiefsten Verachtung. „Wie wäre das wohl möglich?“ „Mein Herr, nehmen Sie sich in Acht“, und Noiron's Augen funkelten unheimlich, „Sie sind doppelt unbesonnen, indem Sie den Tiger reizen, in dessen Bereich Sie sich gewagt.“ „Wenn ich in die Höhle des Tigers komme, so habe ich mich, davon seien Sie überzeugt, auch vorgesehen, auf daß dieses grausame und heimtückische Thier mir nichts anhaben

könne." Dies sagend zog der Engländer rasch einen kleinen Revolver aus der Tasche und richtete mit der größten Kaltblütigkeit den Lauf gegen Noiron. Dieser sprang zur Seite, indem er „Henri, Henri!" rief. Mr. West erwartete mit englischem Phlegma das Erscheinen des Dieners und hielt, wie auch Noiron sich geberdete, den Lauf des Pistols nach dessen Kopf gerichtet.

Als der Diener erschreckt in's Zimmer stürzte, schrie ihm Noiron zu, sich des Mörders zu bemächtigen, der Engländer aber rief ihm ein donnerndes Halt entgegen, indem er erklärte, daß er denjenigen, der sich ihm ohne seine Erlaubniß nähern oder Miene machen würde, das Zimmer zu verlassen, unfehlbar niederschießen würde. „Nicht", fügte er hinzu, „weil ich fürchte, daß Ihr mich der Polizei übergeben und eines Mordversuches anklagen könntet, denn das dürften Sie, Jerome Noiron, nicht wagen, da Sie wissen, daß mir Ihre Geheimnisse bekannt sind und ich dieselben bei einem Verhöre an den Tag bringen würde. Nein, sondern weil ich weiß, daß ich in eine Mordhöhle gedrungen, und daß Sie und Ihr Diener mich sicher ermorden würdet, wenn ich es Euch möglich machte, Hand an mich zu legen, besonders da es Ihnen, Jerome Noiron, noch unbekannt ist, daß ich auch für einen solchen Fall meine Maßregeln getroffen und einen Freund in's Vertrauen gezogen, der, wenn er mich nicht in zwei Stunden wiedersieht, Ihnen die Polizei auf die Fährte hetzen wird. Jetzt aber, da Ihnen dieses bekannt ist, werden Sie wohl weniger nach meinem Blute dürsten, und ich nicht nöthig haben, diese gezwungene Haltung beizubehalten." So sagend setzte sich der Engländer ruhig hin, indem er das Pistol vor sich auf den Tisch legte, dann fuhr er ebenso fort:

„Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich abermals Beweise Ihres verbrecherischen Lebens

in Händen habe, die Sie mir jedoch diesmal, trotz Ihrer Schlauheit, nicht wie vor vier Jahren entwenden können, weil ich, wohl wissend, welcher Gefahr ich mich aussetzte, als ich zu Ihnen kam, sie dem obenerwähnten Freunde anvertraut. Wie ich zu denselben gekommen, will ich Ihnen in Kürze mittheilen. Ich habe nämlich mit der Absicht, mir solche zu verschaffen (denn Gordon hatte mir ja, wie Sie wissen, von Ihrer verbrecherischen That gegen seine Schwester gesprochen), diese aufgesucht, welche mir in einem Anfalle von Geistesabwesenheit, wie solche die unglückliche Eveline in Folge Ihrer Grausamkeit, mein Herr, öfter überkommen, ohne es zu wissen oder zu wollen, Aufschlüsse gegeben, die mich auf die rechte Spur, d. h. zum Vater dieses Bösewichtes gebracht (und er zeigte auf Henri), welchen ich in Rouen auf dem Todtenbette gefunden und der mir sterbend seine Missethat reuig gestand und mir zugleich den falschen Heiratscontract einhändigte, den er auf Ihren Befehl Evelinen entwendet, jedoch nicht, wie Sie es wünschten, um denselben Ihnen zu übergeben. Nein, er hat ihn aufbewahrt, um eine Waffe gegen Sie zu haben, Ihnen aber, wie Sie sich erinnern werden, vorgelogen, daß Eveline, im ersten Zorne, als sie erfahren, daß Sie sie getäuscht, diesen in den brennenden Kamin geworfen."

„Da nun Ihre vermeintliche Trauung nicht einregistrirt werden konnte, so liegen Beweise genug gegen Sie vor und die Polizei wird dem ganzen Verbrechen leicht auf die Spur kommen, sobald mein Freund, dem ich den gefälschten Trauschein und die von mir zu Papier gebrachten Aussagen Mac Leven's anvertraut, ihr die Documente übergeben, was er, wie gesagt, unfehlbar thun wird, wenn ich nicht in Kurzem bei ihm bin, oder auch, sobald er (wenn immer) die Nachricht meines Todes erhält. Sie sehen also, daß ein an mir begangener Mord Sie ganz gewiß in's Unglück

stürzen müßte, da die Polizei mit Hilfe meines Freundes diesem auf die Spur kommen und mittelst der Papiere das an Evelinen verübte Verbrechen entdecken würde, denn der Sterbende hat mir die Kirche genannt, in welcher Letzteres geschehen. Und nun urtheilen Sie, ob ich mich vor Ihnen zu fürchten brauche und mich unbesonnen in die Höhle des Tigers gewagt."

Dies sagend steckte der Engländer kaltblütig seinen Revolver in die Tasche. „Das Alles lügst Du, Schurke, um Dein Leben zu retten", rief Noiron, außer sich, „das soll Dir aber nicht gelingen", und er wollte sich, einen Dolch in der Hand, auf jenen stürzen, als sein Diener ihn mit aller Macht zurückhielt, indem er sagte: „Er spricht die Wahrheit, wenigstens was meinen Vater anbelangt, denn ich habe seit einiger Zeit die Gewißheit, daß die Krankheit des alten Mannes nur von Gewissensbissen und Reue herrührte. Auch erhielt ich mit der Nachricht seines Todes die, daß ein Engländer mehrere Tage vor seinem Ende viele Stunden allein mit ihm zugebracht und ihn schließlich auch bewogen, die heiligen Sakramente zu empfangen."

„Pfui, über diesen abtrünnigen Feigling! Und das Alles sagst Du mir jetzt erst!" „Weil ich kaum vor einer Stunde die Nachricht seiner Bekehrung und seines Hinscheidens erhalten", erwiderte jener verlegen. Sein sonst so scharfsichtiger Herr aber, dessen Gedanken ganz von seiner, wie er jetzt einsah, nicht ungefährlichen Lage in Anspruch genommen waren, bemerkte diese Verlegenheit nicht, die ihm doch leicht hätte beweisen können, daß der Mann einen anderen Grund gehabt, um ihm den Brief zu verschweigen; es war der der Furcht, sein Herr könnte auch ihn seinen Zorn über die Bekehrung des Vaters fühlen lassen, von der er schon seit einiger Zeit wußte.

Jetzt wandte sich Noiron an den Engländer, dessen Worte er nun keineswegs mehr bezweifeln konnte, indem er fragte: „Was hat Sie denn aber eigentlich

bewogen, Waffen, die Sie, wie Sie meinen, gegen mich haben, nicht zu gebrauchen, sondern als Parlamentär zu mir zu kommen, denn als solcher sind Sie ja doch nur hier." „Der Wunsch, die Familien Ronberg und Jörgen, sowie Ihren Neffen, von Ihrer gefährlichen Gesellschaft zu befreien, ohne jedoch Sie, den Gordon mich auf seinem Sterbebette gebeten, wo möglich zu schonen, in's Unglück zu stürzen, obwohl Sie es reichlich verdient. Daher will ich auch die Beweise Ihres gräßlichen Verbrechens, das Sie an die Galeere bringen würde, nicht der Obrigkeit übergeben, wenn Sie augenblicklich einpacken, morgen in aller früh Paris verlassen und in Zukunft stets den Ort vermeiden wollen, wo Ihr Neffe und die obenerwähnten Familien sich aufhalten, es auch nie mehr versuchen, weder mündlich noch schriftlich mit ihnen in Verkehr zu treten, außer um Ihre Rechte als Vormund Philipp's auf Baron Ronberg zu übertragen, welches Schriftstück Sie sogleich in meiner Gegenwart aufsetzen können, und das ich übernehme, jenem zu übergeben, nachdem ich es von den französischen und englischen Behörden habe anerkennen lassen."

„Fein ausgesonnen", brummte jener, „aber zum Teufel auch, wenn ich darauf eingehe." „Sie wollen nicht? Nun so sind die Papiere noch heute Abend in den Händen der Polizei und Sie ebenfalls daselbst gut aufgehoben." Dies sagend stand der Engländer auf, um das Zimmer zu verlassen. „Zum Henker auch, so warten Sie doch noch ein wenig, lassen Sie mir Zeit zum Ueberlegen." Dann, während der Engländer ruhig seinen früheren Sitz wieder einnahm, gab der Franzose dem Diener einen Wink, sich zu entfernen, schritt hierauf mehrere Male unruhig im Zimmer auf und ab und blieb plötzlich vor jenem stehen, indem er kurz fragte: „Wer aber sagt mir, daß Sie die Wahrheit geredet, daß Mac Leven Ihnen wirklich Aussagen gemacht und den Trauschein übergeben hat?"

„Da sehen Sie eine Abschrift des gefälschten Trauscheines und hier eine der Aussagen Mac Leven's." Und Mr. West legte zwei Papiere auf den Tisch. Der Franzose las sie sorgfältig durch und nahm dann stillschweigend seine Promenade im Zimmer wieder auf, indem er dachte: „Er hat die Wahrheit geredet, denn wie wüßte er sonst diese Einzelnheiten, wenn der Schurke von Mac Leven nicht Alles ausgeplaudert?"

Zehn Minuten später setzte er sich an seinen Schreibtisch, ließ hastig und in großer Aufregung die Feder über das Papier fliegen und drückte dann sein Wappen unter das Geschriebene. Es war eine vollkommen legale Urkunde, in welcher er seine Rechte als Vormund Philipp's, auf dessen Pflegevater, Baron Ronberg, übertrug, weil er, wie es in dem Documente hieß, genöthigt sei, eine weite Reise zu unternehmen und daher nicht länger seinen Pflichten Philipp Gordon gegenüber vorstehen könne." Dann überreichte er dies Schriftstück dem Engländer, indem er sagte: „Hier meine Antwort." Nachdem jener von demselben Kenntniß genommen und es zu sich gesteckt, erhob er sich abermals und sprach: „Also morgen früh verlassen Sie Paris, um nicht eher zurückzukommen, als bis die Familie Ronberg sich von hier entfernt." „Schon gut, schon gut, und gehe auch auf Ihre übrigen Bedingungen ein", fiel ihm Noiron ungeduldig in's Wort, indem er eine verabschiedende Bewegung machte, die jener jedoch nicht beachtete, sondern ruhig fortfuhr:

„Einen Anderen als Sie würde ich, um sicher zu sein, daß er meine Bedingungen halte, einen schweren Eid ablegen lassen, da ich aber weiß, daß ein solcher Sie nicht binden würde, weil er Ihnen nicht heilig ist, so will ich, um Ihnen ein neues Verbrechen zu ersparen, keinen von Ihnen verlangen, versichere Sie jedoch, ja ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß, wenn ich jemals erfahre, daß Sie sich Ihrem Neffen,

oder den Familien Ronberg und Jörgen nähern oder gegen sie machiniren, ich sofort die für Sie so gefährlichen Papiere der Obrigkeit übergeben werde, welche dann schon Mittel finden wird, sich Ihrer Person zu bemächtigen."

„An Ihrer Bosheit und Tücke zweifle ich keineswegs", sagte Noiron mit einem bitteren Lächeln, indem er dem Engländer den Rücken kehrte und rasch in's Nebenzimmer ging, wo er, wie dieser hörte, seinem Diener einzupacken befahl. Auch Mr. West beeilte sich nun, das Zimmer und Haus zu verlassen, um Ottilien und ihrem Gatten (er wußte nicht, daß letzterer schon in die Fallstricke des Bösen gerathen und zu den Freimaurern gehöre) das Resultat seiner Bemühungen mitzutheilen.

XX. Kapitel.

Eveline.

Bevor wir in unserer Geschichte weitergehen, will ich in Kürze etwas Näheres über Eveline, die Schwester desselben Gordon sagen, der die arme Coram so unglücklich gemacht. Dazu müssen wir aber siebzehn Jahre, d. h. zu dem Zeitpunkte zurückgehen, wo er sich an dieser so schwer vergangen. Jerome Noiron hatte damals durch seine Spione erfahren, daß Gordon in Deutschland ein, für sich und seine Schwester schmachvolles Leben führe. Er war es gewesen, der ihr dieses mitgetheilt und sie bewogen, sich nach Deutschland zu ihrem Gatten zu begeben. Von dessen doppelter Ehe hatte er ihr nichts sagen können, weil sie ihm unbekannt geblieben, daher auch die tiefe Verachtung, die sie Coram zeigte.

Als ihr später der ungetreue Gatte gebeichtet und sie eingesehen, daß Coram nur unglücklich, nicht aber

schuldig sei, that ihr (denn obwohl zornig und herrschsüchtig, war sie doch nicht ganz gefühllos) ihre Härte gegen diese leid, besonders, da sie durch Jean, ihren Spion, erfahren, daß Coram vollkommen mit ihrem Gatten gebrochen habe. Doch war jenes Gefühl der Reue und des Mitleides nicht stark genug, um sie zu bewegen, der Unglücklichen dieses wissen zu lassen. Aber was sie an Verachtung und Zorn von der Armen Haupt genommen, schleuderte sie in dreifachem Maße auf das ihres Gatten, denn das Prämeditirte einer doppelten Ehe beleidigte und kränkte sie natürlich viel mehr als das Verhältniß, an das sie geglaubt. Nun verfolgte sie Gordon jede Stunde und jeden Augenblick mit ihrem Zorn, ihrer Verachtung und ihrer Eifersucht, so daß er keine Sekunde Ruhe vor ihr hatte.

Wollte er sich dieser Pein auf eine kurze Zeit entziehen, und in die Luft oder zu einem Freunde gehen, so begleitete sie ihn im ersteren Falle, um ihn während des ganzen Spazierganges mit Stichelreden zu quälen; in letzterem aber entließ sie ihn nur mit einem Sturm von argwöhnischen Vorwürfen und empfing ihn wohl auch eben so, wenn Jean, den sie auf seine Fährte geschickt, ihr nicht genau berichten konnte, wie und mit wem er seine Zeit zugebracht. Er verglich oft seine damaligen Qualen mit denen der in Dante's Hölle zum siedenden Pech Verurtheilten, die, wenn sie den Kopf oder ein anderes Glied ihres Körpers aus demselben erhoben, um sich einige Erleichterung zu verschaffen, von den Teufeln mit scharfen Haken in die Gluth zurückgestoßen wurden. Dieses Leben, wie auch die Selbstvorwürfe, die sein Herz zerrißen, warfen ihn zuletzt auf's Krankenlager, und brachten ihn an den Rand des Grabes. Die Lebensgefahr, in der er nun schwebte, entwaffnete plötzlich Louise, die trotz der Untreue ihres Gatten, ihrem Zorn, ja ihrer Verachtung für ihn doch noch immer mit leidenschaftlicher Liebe an

ihm hing, und den Gedanken ihn zu verlieren, nicht ertragen konnte. Von dem Augenblicke an, wo sie für sein Leben zitterte, wurde die Xantippe die hingebendste, liebevollste Gattin und sorgsamste Pflegerin.

Dieses rührte ihn tief und an seinem Krankenlager fand zwischen den beiden Gatten eine ernstliche Aussöhnung statt, deren Friede nur einmal getrübt wurde (und zwar damals, als Gordon nach Amerika gehen mußte und seine Frau bat, vorderhand in Deutschland zurückzubleiben, um die Nachforschungen nach dem Sohne fortzusetzen), denn die unnatürliche Mutter schlug ihm sein Begehren ab, weil sie glaubte, dieses geschehe, um sie los zu werden; doch nur kurze Zeit dauerten die Mißhelligkeiten, da der schwache Gatte von ihrem Argwohn und ihren leidenschaftlichen Vorwürfen erschreckt, bald von seinem Wunsche abstand.

So waren denn nur die ersten und die letzten Monate in Gordon's Ehe friedliche gewesen, und daß die letzten es waren, und Louise ihm vergeben, stimmte sein Herz auch weich gegen sie, so daß er aufrichtige Thränen des Bedauerns vergoß, als sie dem Typhus auf dem Schiffe erlag, das sie mit ihm in die neue Welt bringen sollte. Sein Schwager aber, dem Louise sein Verbrechen mitgetheilt, glaubte nicht an seinen Schmerz und beargwohnte ihn vielmehr, seine Freiheit durch ein neues erlangt zu haben.

Nun wiederholte er den Fluch, den er schon damals ausgestoßen, als er von der Schwester die ganze ihr angethane Schmach erfahren, und fügte einen schweren Eid hinzu, den nämlich, Schmach mit Schmach zu zahlen, und Leben um Leben von Gordon zu verlangen. Und er brütete Tag und Nacht über seiner Rache. Dann, als sein Plan gereift, warf er sich in den Reisewagen, der ihn nach Dublin, dem Orte brachte, wo er seine dunklen Pläne an der Schwester seines Feindes ausführen wollte. Diese, die er schon

früher kennen gelernt und die ihm durch ihre große Schönheit aufgefallen, suchte er, unter dem Vorwande, ihr den Tod seiner Schwester mitzutheilen, und Trost für den eigenen Schmerz in ihrem Mitgefühle zu finden, bei den Verwandten auf, bei denen sie lebte.

Nun besuchte er sie täglich, obwohl Lord und Lady Dundale ihn nicht ausstehen konnten und, da sie schon sehr gegen des Neffen Heirat mit einer Französin und Katholikin gewesen und jetzt eine zu große Annäherung zwischen ihm und der Nichte fürchteten, ihn stets kalt, ja schroff empfingen. Umsonst suchte er seine liebenswürdigste Seite herauszukehren, und sich durch geistreiche Gespräche und ein zuvorkommendes Benehmen bei ihnen interessant und angenehm zu machen. Umsonst! denn der Lord und die Lady wurden immer steifer, weil sie zu bemerken glaubten, daß ihre geliebte Nichte für die Vorzüge und Schmeicheleien des Franzosen nicht unempfindlich sei.

Als sie später nicht mehr zweifeln konnten, daß Eveline sich warm für Jerome Noiron interessire, machten sie ihr Vorstellungen, erklärten, daß sie eine Heirat mit einem papistischen Fremden, zumal mit einem Franzosen, nie zugeben würden, da sie wüßten, wie unglücklich der arme Philipp mit der Schwester dieses Mannes gewesen, und wie der sonst gläubige Anglikaner in der Gesellschaft der Katholikin zuerst in Lauheit und dann in Indifferentismus verfallen sei. Ach sie ahnten nicht, daß keineswegs Louise, sondern nur die geheimen Gesellschaften allmälig diese Veränderung bewirkt. Und als Eveline unter einem Strom von Thränen antwortete: „Mein Herz hängt an ihm, ich kann nicht ohne ihn glücklich sein", verboten sie ihr strenge, noch ferner an den Franzosen zu denken, und verschlossen diesem ihr Haus. Das kam ihm jetzt, wo er auf Evelinen's Neigung rechnen durfte, sehr er-

wünscht, denn es erleichterte die Ausführung seiner Rachepläne.

Noiron's teuflischen Künsten ward es nun nicht schwer, Evelinen, die sich nach seinem Anblicke sehnte, zu einem Stelldichein zu bewegen, in welchem er ihr zuschwor (was die meisten unerfahrenen jungen Mädchen, wenn sie nicht strenge religiöse Begriffe haben, erschreckt und rührt), daß er nicht ohne sie leben könne, daß, wenn sie ihn von sich stieße, er leicht in Verzweiflung gerathen und vielleicht bald nicht mehr für seine Handlungen würde einstehen können, besonders da seine Seele durch den großen Verlust, den er erlitten, wie auch durch die harte Behandlung, die er von ihren Verwandten erfahren, verbittert worden.

Er nannte sie seinen guten Engel, der allein noch im Stande sei, seine Seele vor Finsterniß und Verzweiflung zu retten, und bat sie, ihn nicht einem dunklen und ungewissen Schicksale zu überlassen, sondern ihn in ein helles und glückliches Leben einzuführen, das an ihrer Seite nur ein segensreiches für sie Beide, wie auch für viele Andere werden könne. Er schilderte dieses so schön und sprach so viel und eindringlich, daß das unglückliche Mädchen sich bethören ließ, und drei Tage später dem Hause ihrer Verwandten entfloh, um sich auf dem Lande zur Nachtzeit in einer leeren Kirche vor zwei Zeugen mit Jerome trauen zu lassen.

Ihr erträumtes Glück dauerte nicht einmal so lange, als das der armen Coram, denn schon vierzehn Tage nach ihrer Vermälung verließ Jerome Noiron sie, indem er Geschäfte vorschützte, und zwei Tage später brachte sein Diener Henri ihr einen Brief von ihm, worin er ihr unumwunden das Verbrechen ihres Bruders, wie auch seine Ueberzeugung mittheilte, daß dieser die betrogene Frau auf dem Schiffe ermordet. Er sagte auch, daß er sie zum Werkzeuge seiner Rache gemacht, und um Schmach mit Schmach zu zahlen, sie

zur Flucht bewogen, und sich mit ihr durch eine Scheintrauung verbunden. Er fuhr fort zu erzählen, wie er, um dieses bewerkstelligen zu können, den Pfarrer, unter dem Vorwande, daß ein Sterbender ihn rufen lasse, nach einem entfernt liegenden Dorfe gelockt, und mit Hilfe des bestochenen Sakristans den Trauact durch einen gedungenen, als Priester verkleideten Mann habe vollziehen lassen. Dieser Mann war Mac Leven, Henri's Vater, ein alter Diener, der um Geld zu verdienen, sich zu Allem brauchen ließ.

Jerome fügte in seinem herzlosen Briefe noch hinzu, er brauche Evelinen wohl nicht zu sagen, daß sie seine Rache vor Allen, außer vor dem Bruder (dem auch er dieselbe mittheilen werde), geheim zu halten habe, da sie, wenn sie spräche, auf sich Schimpf laden würde, ohne daß doch ihn, welcher im Begriffe stehe, Europa zu verlassen, die Strafe zu ereilen vermöchte. Die arme Betrogene fiel, noch ehe sie dieses Schreiben zu Ende gelesen, besinnungslos zu Boden, und als sie endlich erwachte, geschah dieses nur in einer Traumwelt, die sie lange umfangen hielt, denn ihr Geist blieb beinahe ein Jahr verdunkelt. In dieser Zeit wurde es Mac Leven leicht, ihr den gefälschten Trauschein zu entwenden, wie sein Herr, der sich dessen versichern wollte, es ihm anbefohlen. Jenem aber, der nicht nach Amerika, sondern in Angelegenheiten seines Ordens nach Deutschland gegangen war, schrieb er (denn er wollte ihm später das Document um schweres Geld verkaufen), daß Eveline, als sie seinen Brief gelesen, diesen in's Feuer geworfen und auch den Trauschein, sowie seine übrigen Briefe verbrannt habe, indem sie gesagt, daß sie nichts zurückbehalten wolle, was sie an den falschen Mann erinnere.

Als Gordon ein Jahr später die Schwester wiedersah, war ihr Geist wohl von neuem, aber nur zeitweilig klar, denn starke Gemüthsbewegungen verursachten

ihr stets einen Rückfall. Ihre Liebe für den elenden Noiron war jedoch trotz Krankheit, Irrsinn, Schmach und Leiden nicht gänzlich gewichen, deßhalb flehte sie den Bruder an, ihr zu geloben, sich nicht an ihm rächen zu wollen und beruhigte sich nur, als er sie endlich erhörte. Dieses Versprechen hielt er, da er sich selbst viel gegen Noiron und dessen Schwester vorzuwerfen hatte, und überhaupt bittere Reue über sein sündhaftes Leben empfand, sogar noch im Sterben, da er Mr. West bat, seinen Mörder zu schonen, und nur dann, wenn er erführe, daß dieser im Begriffe sei, neue Opfer zu machen, der Obrigkeit auszuliefern, indem er ihr seine vor Zeugen unterschriebene Aussage einhändigte.

Solche Vergebung wurde ihm auf dem Sterbebette nicht schwer, da er sich durch den Empfang der heiligen Sakramente mit seinem Gotte und folglich auch mit seinen Mitmenschen ausgesöhnt. Wir aber haben gesehen, wie Mr. West sich bemühte, seinem Wunsche nachzukommen, indem er Noiron noch immer nicht den Gerichten übergeben wollte.

XXI. Kapitel.

Baron Ronberg gehen endlich die Augen über seine vermeintlichen Freunde auf.

Als Ronberg von Mr. West erfahren, wie Jerome Noiron, nachdem er Schmach über Gordon's Schwester gebracht, diesem das Leben genommen, verwandelte sich die Freundschaft, die er für ihn empfunden, in die tiefste Verachtung und den unbeschreiblichsten Abscheu, und zum ersten Male schlich sich in sein Herz Zweifel an den geheimen Gesellschaften, da ein Scheusal wie Noiron sie verehrte, zu ihnen gehörte, und beständig, wie er es ja auch mit ihm gethan, Anhänger für die-

selben warb. Wie aber öffneten sich erst jetzt seine Augen? Wie kam es, daß er nicht früher auf die warnenden Stimmen seiner Frau, seiner Schwiegermutter und Willibald's gehört, die ihn so oft von den geheimen Gesellschaften abgemahnt? Wie kam es auch, daß selbst der so tragische Tod des Professors Silberschmidt ihn nicht über deren wahren Charakter aufgeklärt? Es war wohl, weil er jetzt erst erkannte, daß ein Mitglied derselben mit grausamer Hand auch seiner Familie genaht, indem es in das Schicksal seines Pflegesohnes gegriffen. Denn das ist die Art der selbstsüchtigen Menschen, nämlich derer, die nicht sich selbst abgestorben sind, um nur Christum zu leben, daß nur das sie bewegt und Norm für ihre Meinung ist, was sie selbst trifft, besonders aber, was in ihr Leben schneidet.

Nun recapitulirte er auch sorgfältig die Reden, die er von Bruder Kato in der Freimaurerloge vernommen, und obwohl jener ihm und seinesgleichen gegenüber auf der Hut gewesen und sorgfältig Krallen und Pferdefuß versteckt, so blieb doch noch genug Gift in seinen Aeußerungen, um ihn jetzt, wo er diese genauer analisirte, mit Argwohn und Schrecken zu erfüllen, obgleich es früher vollkommen seinem arglosen Sinne entgangen.

Wie? dachte er nun, „sollten die geheimen Gesellschaften wirklich nicht bloß ein Bund der Tugend und Menschenliebe sein, der, wie seine Mitglieder ihn doch beständig versichert, nur bedacht ist, das Universum frei und glücklich zu machen? Sollte denn doch die innere Stimme recht haben, die ihn so oft ermahnt, den geheimnißvollen Brüdern zu mißtrauen, und ihm zugeflüstert, was er aber immer mit Entrüstung zurückgewiesen, da er sich ja für einen Wissenden hielt, daß sie vielleicht doch kein aufrichtiges Spiel mit ihm spielten? Und sollten Baruel, Graf Haugwitz und Professor Silberschmidt mit ihren Anschuldigungen

gegen die geheimen Gesellschaften die Wahrheit gesprochen haben? War der Student, der letzteren ermordet, nicht am Ende doch ein Freimaurer gewesen? Er hatte nichts gestanden, und war kurze Zeit nach seiner Einkerkerung an Gift gestorben. Wer aber hatte ihm dieses verschafft? Seine Kleider waren bei seiner Festnehmung sorgfältig durchsucht worden. Vielleicht die Freimaurer, denn hießen sie nicht den Selbstmord gut, besaßen sie nicht Macht und List, um sich Eintritt in die Kerker zu verschaffen, und wem anders als ihnen konnte wohl daran gelegen sein, wenn der Mörder wirklich ein Freimaurer gewesen, diesen zum Schweigen zu bringen?

Solche Gedanken fielen Ronberg schwer auf's Herz und er nahm sich vor, die Augen offen zu halten, einen Orden, in den er leichtsinnig getreten, dessen Mitglieder so schreckliche Dinge vollführten, jetzt mit Aufmerksamkeit zu beobachten, von nun an auf den Rath verständiger Leute zu hören und Bücher zu lesen, die ihm Aufschluß geben konnten über eine Gesellschaft, die er nicht kannte, zu der er aber leider (er begann nun mit Schrecken daran zu denken), ebenfalls gehörte. Auch wollte er, wenn er bemerkte, daß diese wirklich auf verbrecherische Grundsätze sich stütze, ohne gerade mit ihr zu brechen, denn er vermuthete, daß ihm dies das Leben kosten könnte, sich von ihr zurückziehen, unter irgend einem Vorwande Paris verlassen und sich mit seiner Familie in Deutschland auf seinen Gütern etabliren.

Ach hätte er es doch gleich gethan! Jedoch Ronberg, der wie sein Schwager Alfred auch ein Mann der halben Maßregeln war, wollte noch warten, obwohl er recht gut wissen konnte, daß sein Argwohn ein gerechter sei, und daß er Grund genug habe, die geheimen Gesellschaften auch ohne weitere Prüfung zu verlassen. „Aber wie geht es zu", wird man sich fragen, „daß Jemand der in die Hochgrade aufgenommen war, so verblendet und unwissend über die Mittel und Zwecke

der Gesellschaft sein konnte, zu der er sich doch zählte?" Ganz einfach, weil die Obern ihm nicht trauten, und ihn nicht wirklich zu einem Wissenden gemacht, sondern nur, um seinen Ehrgeiz und seine Eitelkeit zu befriedigen und so den vornehmen und reichen Mann an sich zu fesseln, ihn durch eine leere Ceremonie in einen fingirten Hochgrad hatten steigen lassen. „Nur dann, wenn sein Charakter sich gestählt, und sein Gewissen sich abgestumpft hat", äußerte Meister Kato bei dieser Gelegenheit, „können wir ihn in einen wirklichen Hochgrad steigen lassen."

Jetzt freute sich Ronberg, daß sein armer Philipp, der Sohn des von Noiron hingemordeten Mannes, nicht auf jenen gehört, sondern fest und standhaft bei seiner Meinung über die Freimaurer geblieben. Er bat ihn auch im Herzen um Verzeihung wegen seiner früheren Härte, und suchte ihm diese nun durch Freundlichkeit vergessen zu machen. O wie beglückte sein verändertes Wesen den Jüngling, ohne daß er sich doch dasselbe zu erklären vermochte. Dessen ungeachtet kehrte bald wieder das vertrauliche Verhältniß von ehemals zwischen ihnen zurück, denn Philipp hatte ein weiches und edles Herz, und vergab und vergaß bald ein ihm unverdient widerfahrenes Unrecht, obwohl er dergleichen nicht begriff, und deßhalb auch nie im Stande gewesen, es andern anzuthun. Leichten Herzens schlenderte er daher heute Arm in Arm mit dem Pflegevater in den champs élysés und grüßte lächelnd nach rechts und links, weil sie beständig auf Freunde und Bekannte stießen. Plötzlich glitt eine leichte Wolke über sein offenes Gesicht und er sprach seufzend zu dem Pflegevater: „Sieh' Papa, wie einsam und düster Felix dort einherschreitet! Seine Gedanken, die nicht heiter zu sein scheinen, nehmen ihn so in Anspruch, daß er uns gar nicht bemerkt." „Ja, und wie bleich und gedrückt er aussieht! Auch diesen fürchte ich, hat der vermaledeite —"

Hier stockte Ronberg, denn er erinnerte sich noch zu rechter Zeit, daß er doch nicht auf solche Weise den verhaßten Namen, der ihm schon auf den Lippen schwebte, in Gegenwart des Pflegesohnes aussprechen dürfe. Jetzt trat er an Felix heran und nannte freundlich seinen Namen. Dieser fuhr aus einer tiefen Träumerei auf, und beantwortete zerstreut des Schwagers herzliche Worte, und nur als Philipp ihn fragte, ob er nichts von seinem abwesenden Onkel wisse und klagte, daß er seit dessen Abreise nichts von ihm gehört, da war Felix, das sah man ihm an, obwohl auf peinliche Weise, doch ganz bei der Sache. Sich aber schnell ermannend, versicherte er, ebenfalls nichts von dem Reisenden erfahren zu haben. „Ich hoffe, daß ihm nichts Uebles zugestoßen, wenn Du aber einen Brief von ihm erhältst, wirst Du ihn mir mittheilen, nicht wahr, lieber Onkel?" „Gewiß, doch jetzt", fügte jener hastig hinzu, „muß ich zu Thalau, der nicht ganz wohl ist und mich erwartet", und er eilte von dannen.

Einige Augenblicke später sehen wir unsere Spaziergänger abermals mit Freunden plaudern. Es waren Willibald Schöndorf und Alfred Jörgen, die sie in ihre Mitte genommen. Jetzt lauschten sie freundlich auf die begeisterte Rede des ersteren, welcher ihnen mit wahrem Enthusiasmus erzählte, wie gütig die Marquise Foissac die Professorin Silberschmidt und deren kleine Tochter aufgenommen. Er fügte hinzu, daß er soeben von letzteren komme, die er schon in Wien gekannt, und daß die arme Witwe ihm nicht genug die zarten Aufmerksamkeiten der Marquise sowie die Pflege rühmen könne, die diese ihr angedeihen lasse — denn die Unglückliche hatte seit dem Tode ihres Mannes auch noch zu kränkeln angefangen.

„Keine barmherzige Schwester, nicht die liebevollste Freundin könnte mehr für mich thun, als diese Fremde", hatte die Bedauernswerthe ihm gesagt, und

war in Einzelnheiten eingegangen, die den jungen Mann tief rührten. „Und mitten im Erguße ihrer Dankbarkeit", erzählte er weiter, „trat ihre Beschützerin mit neuen Beweisen ihrer Güte zu ihr herein, denn sie brachte der armen Kranken auf die freundlichste und natürlichste Weise Alles, was ihr zur Erquickung und Bequemlichkeit dienen konnte. Und wie nimmt sie sich der kleinen Nanny an", fügte er hinzu, „wie gibt sie sich mit dieser ab, sie unterrichtet sie selbst, führt sie auch, wie das Kind mir erzählt, täglich in die Messe und hält sie zum fleißigen Beten an. Ach, die Conversion dieser Frau ist eines jener trostreichen Wunder, die nicht selten in unserer heiligen Kirche stattfinden und noch viel öfter geschehen könnten, wenn diejenigen, die sich zu Gott hingezogen fühlen, die Energie und den guten Willen dieser Frau besäßen."

„Ja und wenn sie dabei, wie die Marquise Foissac, das Glück hätten, sich der Lehren eines Schülers des heiligen Ignazius von Loyola zu erfreuen", rief Philipp, dann fügte er mit einem Seufzer hinzu: „Ach, wie sehr erinnert mich Pater Charles, ihr Seelsorger, an meinen lieben Pater Walter in Schloßhausen! Wann werde ich doch die theure Heimat, wann ihn wiedersehen!" „So Gott will, recht bald", sagte Ronberg freundlich, dann aber, als er sah, daß ein ihm unbekannter Mann in der Nähe stand, legte er, der jetzt überall freimaurerische Spione witterte, den Finger auf die Lippen, indem er dem Knaben, der eben aufjubeln wollte, mit einem bedeutungsvollen Blicke Schweigen auferlegte.

Dieser, der ihn verstand, ohne ihn zu begreifen, unterdrückte verblüfft den Ausdruck seiner Freude. Ach, er ahnte nicht, daß sein Pflegevater ein Freimaurer sei, und daß die Worte und Bewegungen eines solchen nicht argwöhnisch, vorsichtig und versteckt genug sein können.

Die Ronberg's, der noch nicht den Geist und das Wesen eines Freimaurers vollkommen angenommen, waren es, trotz seiner beständigen Angst doch nicht genug, denn obwohl es dem Fremden, der sich weder um ihn noch um seine Worte kümmerte, nicht einfiel, ihn zu verrathen, so that es doch noch in derselben Stunde sein Schwager Alfred, dem er nicht mißtraute, und welcher, da er, wie wir schon wissen, ebenfalls ein Mensch der halben Maßregeln war und nicht vollkommen mit den geheimen Gesellschaften gebrochen, sich jetzt freute den Obern seinen Eifer beweisen und sie so zufrieden stellen zu können, indem er ihnen etwas hinterbrachte, das doch, da es, wie er meinte, im Grunde jeder Wichtigkeit entbehrte, auch Niemand Schaden zu bringen vermöchte.

Hätte er sich Zeit zur Ueberlegung genommen, so würde er bei seinem Verstande bald eingesehen haben, daß es doch seinem Schwager Gefahr bringen könnte, wenn die Obern, die sich alle Mühe gaben, Streiter für die gute Sache anzuwerben, nun erführen, daß ein reicher und vornehmer Mann wie Ronberg, auf den sie schon Beschlag gelegt, im Begriffe sei, ihnen zu entrinnen. Aber in seinem Eifer, sich jenen dienstbar zu zeigen, überlegte er nichts und handelte, (da er auch nicht das Zeichen des Stillschweigens bemerkt, das Ronberg dem Pflegesohne gemacht) wie schon oft nach seinem ersten Impuls. Ach, er sollte einst Grund genug erhalten, dieses bitter zu bereuen.

XXII. Kapitel.

Noiron im Verstecke.

In einem engen gewölbten Gemache des großen Orientes zu Paris stand Felix Jörgen, vor dessen einzigem, mit Eisenstäben versehenem Fenster, das von

dichten Bäumen beschattet, nach dem weitläufigen Garten der Loge ging, und trotz der warmen Jahreszeit und der sengenden Sonnenhitze nur einem gedämpften Lichte und einer kühlen Luft Einlaß gab. Er war in so tiefe Gedanken versunken, daß Jerome Noiron, der heftig und rastlos im Zimmer auf und nieder ging, mehr als einmal seine an ihn gerichtete Frage wiederholen mußte, ob er ihm denn nichts Neues über Philipp und die Ronberg's mitzutheilen habe. Endlich schlugen die Worte des Franzosen an des jungen Mannes Ohr und er wandte sich langsam nach ihm um, indem er sprach:

„Wollten Sie etwas von mir, Bruder Romulus, ich verstand nicht, was Sie sagten?" „Und Sie hätten es doch können, denn ich habe Sie mehr als einmal nach Nachrichten von Ihrer Familie und Philipp gefragt", meinte jener sehr ungeduldig. „Aber Sie werden täglich zerstreuter und das ist in Ihrer Stellung nicht gut". fügte er übellaunig hinzu. „Sie geben Ihre Träumereien nur für Augenblicke auf, das heißt nur für so lange, als man Ihnen von der Marquise Foissac spricht." „Es ist wahr, daß diese Frau mir nicht aus dem Sinne kömmt", und der junge Mann seufzte. „Sie seufzen ja wie ein arkadischer Schäfer um seine Philis, Bruder Ruben, ohne doch die gehörige Energie anzuwenden, um diese einst zu gewinnen."

„Was soll ich denn noch mehr thun?" fuhr jener auf. „Gehorche ich nicht Allem was Sie und die Obern befehlen? Habe ich nicht, um Ihren fluchwürdigen Absichten in die Hände zu arbeiten, mitgeholfen, Unzufriedenheit in Stadt und Land zu säen? Nicht für den National aufrührerische Artikel geschrieben, mit denen selbst Sie sehr zufrieden waren, da Sie durch Ihre Spione erfahren, daß diese aller Orten Steuerverweigerungen und selbst kleine Aufstände bewirkten? Ja haben Sie es nicht durch den bösen Samen, den

wir ausstreuen, Leuten wie Thalau, Richter und mir zu verdanken, daß die männlichen Bewohner der Dörfer sich in die Kleider ihrer Frauen stecken, um so, wie sie hoffen, ungestraft Walddiebereien und Räubereien auszuüben?" *) „Sie vertheidigen gut Ihre Sache, mein junger Freund", und Noiron näherte sich ihm wieder freundlich und wollte seine Hand auf Felix' Schulter legen.

Dieser aber vermied mit ausgesprochenem Widerwillen seine Berührung, indem er einige Schritte zurücktrat. Jerome Noiron schien diese Bewegung, obwohl sie ihn sehr ärgerte und seinen Groll gegen den ehemaligen Schüler noch vermehrte, doch nicht zu bemerken, daher fuhr er in herzlichem Tone fort:

„Sie haben recht, mich an Ihre guten Dienste zu mahnen, obwohl ich diese keineswegs verkenne und nur durch meine freundschaftlichen Bemerkungen und Rathschläge Ihnen noch mehr Thatkraft und Ausdauer einflößen möchte." „Das ist gut, daß Sie Ihre herben Vorwürfe freundschaftliche Bemerkungen und Rathschläge nennen." Und der junge Jörgen lachte bitter. „Rechten Sie nicht mit der momentan bösen Laune eines armen Gefangenen, denn bin ich nicht", fuhr Jener seufzend fort, „als ein solcher zu betrachten, da ich schon seit drei Wochen nicht aus diesem Hause, meiner einzigen Freistätte gekommen? **) Aber unter Anderem", fügte er hinzu, „befindet sich derjenige, der mich gezwungen, mich zu verbergen, noch in Paris?"

„Mr. West gedenkt sich bis Anfang August hier aufzuhalten." „Nun so geht er gar nicht fort, wenigstens nicht lebend", dachte Noiron, indem ein satanisches Lächeln über seine Lippen glitt. Dann bat er:

*) Diese Walddiebe in weiblicher Kleidung wurden „Demoiselles" genannt.

**) Die Freimaurer geben gewöhnlich ihren, von der Welt geächteten Brüdern Schutz und Asyl in der Loge.

„Mein lieber und so geschickter Jörgen, Sie könnten mir einen großen Dienst leisten, indem Sie mit Ihrem gewöhnlichen Scharfsinn auszukundschaften suchten, wessen Obhut der Engländer ein für mich wichtiges Dokument übergeben." „Also das ist es; der Engländer besitzt demnach wieder ein für Sie wichtiges und wahrscheinlich auch gefährliches Document?"

„Leider, sonst wäre ich nicht hier, da seine bloße Gegenwart und seine mündlichen Aussagen mich nicht zu schrecken vermöchten." „Aber, dann kann ich Ihnen ja nicht helfen, denn Sie wissen, daß ich vor mehreren Jahren, trotz meinem eben von Ihnen so gerühmten Scharfsinne in solcher Angelegenheit nichts ermittelt. Doch erinnere ich mich, daß Sie mir später sagten, wie eine andere Person Ihnen zu den Papieren verholfen; wenden Sie sich doch jetzt wieder an diese."

„Zweimal gelingt dasselbe Unternehmen nicht derselben Hand", antwortete jener kopfschüttelnd. „Und wenn es nicht gelingt, müßte mein hilfreicher Geist unfehlbar der Rache des Engländers verfallen, der ihn vielleicht jetzt schon in Verdacht hat." Doch war es nicht letztere Befürchtung, die Noiron abhielt, sich an die Marquise zu wenden, denn seine Liebe für sie war, seitdem sie ihm den Dienst gekündet, zum größten Theil geschwunden, sondern vielmehr die feste Ueberzeugung, daß sie ihm ihre Hilfe versagen würde. Felix aber, der nicht ahnte, wen sein ehemaliger Hofmeister zu schonen vorgab, meinte spöttisch: „Ja, und da zieht Ihre zärtliche Freundschaft es vor, mir die Sache zu übergeben, damit, wenn Rache stattfindet, sie auf kein anderes Haupt als das meinige falle." „Keineswegs", antwortete jener trocken, „ich zog es nur vor, Sie mit diesem Auftrage zu betrauen, der Ihnen viel weniger gefahrbringend sein kann, als Derjenigen, die sich schon einmal in den Weg des Engländers gestellt und

der dieser, wie ich mit Bestimmtheit sagen kann, bereits mißtraut."

„Derjenigen? Also ist es eine Frau?" und Felix wurde sehr bleich, denn er fing jetzt an zu ahnen, von wem jener sprach. „Wie ungeschickt, mich so verrathen zu haben", und Noiron schlug sich in gut gespieltem Unwillen vor die Stirn. „Also war es die Marquise Foissac?" fiel ihm sein Adept aufgeregt in die Rede. „Ja, da Sie es denn doch errathen." „Sie haben recht, sie darf nicht in Gefahr kommen, tausendmal lieber will ich mich dem Schlimmsten aussetzen."

„Aber warum sagten Sie mir nicht gleich, daß von ihr die Rede sei?" „Weil ich Ihnen nicht das Messer an die Kehle setzen, keinen moralischen Zwang auferlegen wollte, wohl wissend, daß, wenn ich Ihnen der Marquise Namen nennete, Sie, um deren Leben zu schonen, tausendmal lieber das Ihrige in die Schanze schlagen würden und auch, weil ich nur von Ihrer Freundschaft diesen Dienst erlangen wollte." „Heuchlerischer Komödiant!" murmelte Felix in sich hinein, dann sagte er laut: „Ich will Ihnen die fernere Erörterung Ihrer Gründe ersparen, indem ich Ihnen erkläre, daß ich Ihren Auftrag annehme und Ihnen zugleich verspreche, Alles in Bewegung zu setzen, um zu erfahren, wo die Papiere sich befinden." „Vortrefflicher Freund!" und Noiron ergriff die Hand des jungen Mannes, der sie ihm jedoch rasch und mit Verachtung entzog. Jener befolgte nun abermals seine Lieblingstaktik, nämlich, das was er nicht sehen wollte, auch unter keinen Umständen zu bemerken und fügte daher in unverändert freundlichem Tone hinzu: „Und ich verspreche Ihnen, daß Sie, sobald die französische Republik proklamirt ist, die Hand der schönen Marquise erlangen sollen."

„Sie versprechen wohl, aber was wird die Marquise dazu sagen? Wird sie auch damit einverstanden

sein? Sie behandelt mich ja, wenn sie mir in der Welt begegnet, stets kalt und abwehrend." „Weibertaktik! Das darf Sie nicht beirren. Suchen Sie die Dame nur jetzt nicht zu viel auf, verbergen Sie ihr auch vor der Hand so gut als möglich Ihre Liebe und Ihre Absichten; vor allen Dingen aber verhehlen Sie ihr sorgfältig, wie Sie noch zu uns gehören, denn Sie kennen ja ihre Angst, daß Sie, um uns in diesem kritischen Momente zu dienen, Ihr Leben in Gefahr bringen könnten."

Aber glauben Sie denn wirklich, daß ihr dieses theuer ist?" sprach der junge Mann mit unverholenem Zweifel: „Kleingläubiger! Warum hätte sie Ihnen denn aber gerathen, aus unserer Gesellschaft zu scheiden, an der sie doch so enthusiastisch hängt?" „Ich sagte Ihnen schon mehr als einmal, daß ich jetzt auch versucht bin, an ihrem Interesse für die geheimen Gesellschaften zu zweifeln." „Und ich versicherte Sie eben so oft, daß ihre Gleichgiltigkeit nur eine kleine Komödie sei, um Sie der Loge zu entziehen, und daher auch der Gefahr, in die Sie sich für dieselbe stürzen könnten. Seien Sie aber überzeugt, daß Derjenige, der für und mit uns kämpft und siegt, nichts von der jungen Enthusiastin verlangen kann, das sie ihm nicht gewährt."

„Gebe es der —" Himmel vermochte er doch nicht in solcher Gesellschaft und Umgebung auszusprechen, und nachdem er, aber umsonst nach einem Supplement für jenen Ausdruck gesucht, verabschiedete er sich kurz und verstimmt von dem Franzosen, indem er ihn jedoch noch einmal versicherte, daß es nicht dem Mangel an Thätigkeit seinerseits zuzuschreiben wäre, wenn er nicht seinen Auftrag zu dessen Zufriedenheit vollführte. Kaum war er fort, so betraten Graf Thalau und Herr Richter das enge Gemach des Franzosen, der jetzt eben im Begriffe war, eine verborgene Thür zu öffnen, die in den Garten führte. Da die Neuangekommenen diesen Ausgang kannten, ließ er sich in seiner Be-

schäftigung nicht stören, sondern öffnete die Thür vollkommen, indem er sagte:

„Ich grüße Sie, liebe Freunde, kann es jedoch im engen Gemache nicht länger aushalten und muß in's Freie. Kommen Sie mit mir." Dann Richter's Arm ergreifend, zog er ihn schnell in den Garten, indem er leise fragte: „Nun, haben Sie erfahren, wem der verdammte Engländer die Papiere übergeben?" Wir sehen, daß Jerome Noiron mehr als eine Mine springen ließ, um sich jene zu verschaffen. „Mir ist dieses noch nicht geglückt, aber ich werde mit meinen Bemühungen nicht ablassen, bis daß —" Eine ungeduldige Bewegung des Franzosen, sowie das Hinzutreten Thalau's verhinderten jenen, seinen Satz zu beenden. Letzterer, der dieses bemerkte, lachte spöttisch, indem er sagte: „Schon wieder Geheimnisse, die der gute Bruder Cicero nicht erfahren soll. Ihr würdet jedoch nicht zufrieden sein, liebe Freunde, wenn er Euch seine Geheimnisse, wie Ihr ihm die Eurigen vorenthielte. Doch er ist ein guter Kerl, der nicht Böses mit Bösem vergelten will, und daher rücke ich mit meiner nicht unwichtigen Nachricht heraus, nämlich daß, wie Alfred, mein Spiritus familiaris mir mitgetheilt, die Familien Jörgen und Ronberg und folglich auch Ihr Neffe, Bruder Romulus, mit dem Plane umgehen, Paris zu verlassen."

„Das muß verhindert werden," rief dieser erschreckt. „Auch meine Meinung, theuerster Bruder, aber auf welche Weise?" spottete Thalau. „Das will ich sogleich mit Meister Kato berathen, daher werden Sie mich entschuldigen, meine Brüder, wenn ich mich jetzt schon von Ihnen verabschiede", und der Franzose eilte wieder in das Haus zurück und in die Garderobe (einen Raum, den man der verschiedenen Verkleidungen wegen, die dort aufbewahrt wurden, so benannte). Einige Minuten später trat der junge stattliche Mann als ein gekrümmtes, weißlockiges und bärtiges altes Männlein

heraus, das sich nur mühsam am Stocke aufrecht hielt, um dann hustend und pustend durch die Straßen von Paris fortzuhumpeln.

XXIII. Kapitel.

Jerome Roiron's zweites Auto-da-fé.

In der Rue St. Honoré saß in seinem Arbeitszimmer am Schreibtische einer der angesehensten Beamten von Paris und durchlief aufmerksam einige Papiere, indem von Zeit zu Zeit ein triumphirendes Lächeln um seine Lippen spielte. Dieses Lächeln war ein treues Bild dessen, was in der Seele des Mannes vorging, denn er triumphirte, daß es ihm gelungen, sich jene Papiere zu verschaffen, wodurch er einen Mitbruder aus den Banden der Sclaverei, das heißt von gerechter Strafe erlöste, und ihn so wieder zu einem freien und thätigen Mitgliede seiner großen und, wie er meinte, auch erhabenen Gesellschaft machte, da nun der Bruder von neuem ungehindert seine gewöhnliche Wirksamkeit zum Nutzen des erhabenen Ordens würde an den Tag legen und vielleicht auch eine glänzende, nämlich blutige Rache an seinem Feinde nehmen können. Auch triumphirte dieser Ehrenmann über das bis jetzt straflos gebliebene und mit schlauer List ausgeführte Verbrechen seines Mitbruders, von welchem der Inhalt dieser Papiere so deutlich zeugte, und in seiner Freude darüber sprach er lachend in sich hinein:

„Ja, ja, Niemand versteht es so wie wir unsere Pläne geschickt zu verfolgen, und Alles und Alle, die uns den Weg vertreten, aus demselben zu räumen. Deßhalb wehe dem, der sich an uns reibt!" Bei diesem Gedanken funkelten seine Augen düster, und er erhob sie einen Augenblick von den Blättern, um sie auf einen Dolch zu richten, den man immer auf seinem

Schreibtische liegen sah, weil er ihn, wie er sagte, als Aufschneidemesser gebrauche. Als er die Blätter durchgelesen und zu sich gesteckt, griff er nach Hut und Stock, (auch in diesem war ein Dolch verborgen, davon aber wußte Niemand als sein Besitzer) und verließ das Gemach. Auf der Treppe begegnete ihm ein altes gekrümmtes Männchen, welchem er lächelnd die Hand reichte, und das er, obwohl sich dort keine lebendige Seele befand, doch nur in flüsterndem Tone fragte: „Was bringt Sie zu mir, Bruder Romulus?" „Geschäfte", antwortete dieser kurz, hierauf folgte er stumm jenem, der ohne weitere Bemerkung wieder umkehrte und ihn jetzt in das obenerwähnte Gemach führte.

Dann, nachdem er die Thüre sorgfältig verriegelt, sprach er zu seinem Gast: „Sie haben es also gewagt, Bruder Romulus, Ihr Versteck zu verlassen?" „Weil ich nicht geglaubt, daß Jemand mich in dieser Verkleidung erkennen würde, aber ich sehe, daß ich mich geirrt und unbesonnen und stümperhaft gehandelt", sagte Noiron unmuthig. „Weder unbesonnen noch stümperhaft, denn kein Auge, das eines Wissenden ausgenommen, würde in diesem alten Manne den noch jungen, schönen und eleganten Jerome Noiron erkennen." „Nun dann bin ich zufrieden", meinte dieser lächelnd. „Jetzt aber zu unserem Geschäfte, das darin besteht, ein Mittel zu finden, um die Familien Ronberg und Jörgen, die mit meinem Neffen nach Deutschland zurückkehren wollen, hier festzuhalten." „Und das ist Ihr ganzes Geschäft?" fragte Meister Kato mit Geringschätzung, „und so etwas flößt Ihnen eine solche Besorgniß ein, daß Sie es für nöthig halten, Ihren Zufluchtsort zu verlassen?" „Aber ich dachte, daß es wichtig genug sei, sich reiche und angesehene Leute wie die Herren Ronberg und Jörgen zu erhalten, da sie uns im jetzigen Augenblicke gute Dienste leisten können."

„Das leugne ich nicht, aber deßhalb braucht die Sache doch einen Hochgradler nicht so zu beunruhigen. Doch ich sehe schon, was es ist", fügte der Meister hinzu, indem er mißbilligend den Kopf schüttelte. „Die Anhänglichkeit für Ihren Neffen, den Sie zu verlieren fürchten, verblendet Sie dermaßen, daß Sie die Sachen schwerer aufnehmen, als sie es verdienen, und auch die einzuschlagenden Wege ganz außer Acht lassen. Wieder ein Beweis, daß unser Orden recht hat, wenn er verlangt, daß seine Glieder vor allen Dingen ihre Privatgefühle ertödten und ihr Herz nur für die große Sache schlagen lassen. Bemeistern Sie das Ihrige", fuhr er fast drohend fort. „Sonst könnte es Ihnen übel mitspielen." Dann nach einer Pause, in welcher er den ganz betretenen Noiron lange und streng fixirt, hub er ruhig wieder an: „Die Mittel, um die Familien Jörgen und Ronberg hier festzuhalten, sind einfach genug. Wir, ihre Obern, werden ihnen das Abreisen verbieten.

„Wenn sie aber ihrer Gesandtschaft klagten und diese sich an den König wendete?" „Pah, das werden so furchtsame Leute nicht wagen, zumal wenn wir sie mit Drohungen einschüchtern, und auch das sollten Sie aus Erfahrung wissen und würden es auch, wenn, wie gesagt, die Liebe für Ihren Neffen Ihnen nicht alle Besinnung geraubt. Aber nehmen Sie sich in Acht, denn auch ihm könnten Sie auf diese Weise Unglück bringen." „Sie sind ganz im Irrthum", rief hier Noiron erschreckt, „nicht meine Liebe für Philipp ist es, die meinem Scharfsinn, ich gestehe es, Eintrag gethan, sondern das müßige und einsame Leben, das ich seit drei Wochen führe, und das durch seine Ungewohnheit wie ein Alp auf mir lastet."

„Und dem ich hiemit ein Ende mache." Dabei reichte Meister Kato seinem Akolyten das Päckchen Papiere, das er vorhin so aufmerksam durchflogen.

Hastig nahm jener es in Empfang, und als er erkannte, daß es die Aussagen Mac Leven's und der gefälschte Trauschein waren, da erglänzte sein Gesicht von wilder Freude und er rief: „Danke, danke, Meister, jetzt sollen Sie wieder mit mir zufrieden sein, denn ich fühle, daß mit der Freiheit auch die Thatkraft und der Muth mir zurückkehren. Nun kann ich Alles überwinden und meinem Willen unterwerfen. Jetzt soll auch die süße Rache mir wieder zulächeln." Und er wandte sich schnell zur Thür. Schon hatte er den Riegel weggeschoben, als ein neuer Gedanke ihn rasch vor seinen Obern treten und diesen fragen ließ:

„Wie aber haben Sie sich diese Papiere zu verschaffen gewußt?" „Ich habe sie mir gar nicht verschafft, sie sind mir ganz einfach gebracht worden." „Und darf ich wissen von wem?" „Warum nicht? Bruder Kaligula hat ausgekundschaftet, daß sein Vetter, der ein Freund Mr. West's ist, momentan im Besitze der Schriften war, und hat ihm diese entwendet." „Und Ihnen übergeben, und jetzt gehören sie mir, danke, danke!" „Ja, aber aufbewahren sollten Sie diese denn doch nicht, es wäre unvorsichtig." „Sie haben recht, auch werde ich sie verbrennen, wie ich es schon einmal mit ähnlichen Papieren gethan, und das sogleich, hier im Kamine. Hoffentlich machen diese es nicht wie der Phönix, der immer wieder aus der Asche erstand", lachte Noiron, sich die Hände reibend, denn ihm war, seitdem er die Documente besaß, wieder ganz leicht um's Herz. Dann, nachdem das letzte Atom der Papiere in Asche zerfallen, wandte er sich mit finsterer Miene an Meister Kato, und sagte: „Um neuen Machinationen des Engländers zu entgehen, und meine Sache zu sichern, darf ich vorderhand doch noch nicht von meiner Freiheit Gebrauch machen, daher kehre ich abermals in das Asyl der Loge zurück." Und er schied mit wiederholtem Danke von jenem.

Sobald er sein kleines Gemach in der Loge betreten, schob er rasch die Riegel von einer doppelten Verbindungsthür zurück, die von seinem Zimmer in das seines Dieners führte, und die er, bevor er ersteres verlassen, sorgfältig verriegelt und auch die äußere Thür verschlossen, um so jenem, dem er seit der Conversion des Vaters nicht mehr vollkommen traute, die Möglichkeit zu nehmen, in sein Gemach zu dringen. „Gut, daß Du wieder da bist, Henri", rief er jetzt. „Was sagt Dein Bruder? Hat er etwas Näheres über des Engländers Pläne erfahren?" „Er sagt, daß Mr. West in drei Tagen abreist." „Nicht möglich, ich habe noch vor Kurzem erfahren, daß er bis zum August hier bleibt."

„Ja, das war bis gestern seine Absicht, aber heute —" und der Diener lächelte verschmitzt, „ist er anderer Meinung, er will jetzt schon nach England gehen, um womöglich neue Beweise Ihrer Schuld gegen Miß Eveline zu holen, da die schriftlichen Aussagen meines Vaters, sowie der gefälschte Trauschein dem Freunde, dem er sie anvertraut, entwendet wurden, wie er heute von diesem erfahren." „Ja, ja, das weiß ich, denn sie sind von meinen Händen den Flammen übergeben worden. Doch was will der Dummkopf in England, denn wer kann ihm dort Aufschlüsse über eine Angelegenheit geben, die nur von einer Person und die wird nicht reden, nämlich von Evelinen gekannt ist?" „Aber wer weiß, ob Miß Gordon nicht doch selbst, in jenen Anfällen von Delirium, wie sie sie öfter überkommen, etwas verräth? Der Engländer sagte ja, daß er schon Manches von ihr vernommen." „Pah, wer wird einer Wahnsinnigen glauben?"

„Ihre Aussagen könnten doch Argwohn erwecken, und da in der Nacht der vermeintlichen Trauung ein paar Landleute durch das Licht in der Kirche angezogen, der Ceremonie durch die Fenster zugesehen, könnte man doch

am Ende der Sache auf die Spur kommen." „Du magst recht haben, daher muß die Reise des Engländers hintertrieben werden." „Pierre hat auch noch den Plan zu einer anderen erfahren. Sein Herr nämlich, der Ihnen, Monsieur, seit dem Raube der Papiere nicht mehr traut, da er denselben Ihnen zuschreibt und der auch überzeugt ist, daß sobald Mr. West Paris verlassen, Monsieur zurückkehren werden, will zwei Tage nach der Abreise des Engländers mit Frau und Pflegesohn die Rückreise nach Deutschland antreten." „Auch diese wird hintertrieben werden. Aber nun muß ich an den Lohn für die guten Dienste Deines Bruders denken. Da, zehn Louis für den exemplarischen Diener des Baron Ronberg und sage ihm, daß er jeden Monat, so lange sein Herr hier verweilt, das heißt, wenn er fortfährt, mich mit der gleichen Intelligenz zu bedienen, von mir dieselbe Summe erhält." Dann verriegelte Noiron abermals die Verbindungsthür, verschloß die äußere seines Zimmers und verließ, noch immer in seine Verkleidung gehüllt, von neuem die Loge.

XXIV. Kapitel.

Ottilien's Tagebuch.

17. Juni 1830. In zwei Tagen verläßt Mr. West, der unsere Angelegenheit hier so glücklich beendet, die Hauptstadt Frankreichs, um nach England zurückzukehren, wohin ihn plötzlich Geschäfte rufen." (Die arme Ottilie ahnte nicht, daß dieses geschehe, um sich neue Waffen gegen Noiron zu verschaffen, da man aus Furcht, sie zu beunruhigen, ihr den Raub der Papiere verschwiegen.) „In zwei anderen trete ich mit Oswald und Philipp die Rückreise in die theure Heimat an. Heimat! Welch' ein liebes, liebes Wort ist es doch!

Wie warm und beglückend legt es sich nicht um unser Herz, das es höher und freudiger schlagen läßt; und doch soll es Menschen geben, an deren Ohr und Herz dieses Wort gleichgiltig vorüberzieht. O wie beklage ich diese Bedauernswerthen, denn ihre Seele muß kalt oder erschlafft sein, da sie nicht einmal für das Vaterland, die süße Heimat, sich zu beleben oder erwärmen vermag. Aber Gott sei Dank, so geht es weder mir, noch den Meinigen, denn Oswald und Philipp jubeln bei dem Gedanken, endlich nach dem theueren Oesterreich zurückkehren zu können. Die gute Mutter möchte gern auch gleich mit uns dahin, aber der Vater, den Geschäfte noch für einige Wochen hier zurückhalten, will sich nicht von ihr trennen und gedenkt uns, obwohl erst im August, mit ihr und Felix in die Heimat zu folgen, leider aber ohne Alfred, den sein Dienst an Paris fesselt.

Ich fragte den Vater vorigen Tag, worin seine Geschäfte bestehen, er aber antwortete trocken, daß er sich hüten werde, mir dieses auseinander zu setzen, da ich doch nichts davon verstünde. Sein geheimnißvolles Wesen würde mich beunruhigen, wenn Noiron hier wäre und Thalau uns noch besuchte; da aber ersterer, Dank Mr. West, Paris verlassen, auch überhaupt sich verpflichtet hat, uns nie mehr zu behelligen und letzterer unser Haus meidet, weil Oswald, seitdem er die Freimaurer besser kennen gelernt, ihn entweder sehr kalt oder zuweilen auch gar nicht empfing, so bin ich überzeugt, daß das, was den Vater zurückhält, nichts mit den geheimen Gesellschaften zu thun hat und bin ruhig. Auch Felix ist, glaube ich von denselben sehr zurückgekommen und thäte Alles lieber, als sich mit ihnen verbinden, so wenigstens habe ich Grund, seine geringschätzenden Mienen und Worte zu deuten, so oft man in seiner Gegenwart der geheimen Gesellschaften erwähnt, was mir eine Genugthuung ist, zumal, da diese Kundgebungen, die ihm gefährlich werden könnten, da die Rache der geheimen Gesellschaf-

ten, die jetzt hier die Oberhand zu gewinnen scheinen, eine fürchterliche sein soll, ihm nur entschlüpfen, wenn wir ganz unter uns sind.

Also in diesem Punkte zittere ich nicht ferner für ihn, aber wohl für seine Gesundheit, denn er magert ab und sieht bleich und verstört aus; auch für die Ruhe seines Herzens fürchte ich, denn es dünkt mir unmöglich, daß rein physische Leiden, wenn sie nicht von moralischen begleitet sind, einen jungen Mann so düster zerstreut und menschenscheu machen können.

Ach, mein armer Felix hat vielleicht sein Herz jemandem geschenkt, die seine Liebe nicht erwidert. Zuweilen kömmt mir sogar der beängstigende Gedanke, daß er diese nie der Marquise Foissac entzogen; ich sage beängstigend, obwohl ich jetzt seit ihrer Conversion nichts gegen eine solche Schwägerin wie sie, hätte; aber deßhalb, weil ich weiß, daß sie ihre Zuneigung einem Anderen geschenkt, der diese jedoch leider auch nicht erwidert, da er wiederum ein anderes Bild im Herzen trägt, das er wahrscheinlich verurtheilt ist, auch wieder nur aus der Ferne zu bewundern. Ja, so geht es oft mit unserer irdischen Liebe, daher wohl dem, der sein Herz ausschließlich auf Gott richtet. Die Marquise Foissac, die nicht allein eine edle, sondern auch eine starke Seele besitzt (doch die Seele ist ja gewöhnlich edel, wenn sie stark ist), bemüht sich jetzt mit großem Ernste, ihre Liebe von dem Geschöpfe ab- und ausschließlich auf den Schöpfer hinzulenken.

Doch ihr armes gequältes Herz leidet im jetzigen Augenblicke viel, denn Willibald und Constance, die sich zuweilen bei ihr begegnen und eine herzliche Freundschaft für sie gefaßt, haben sie in vollkommener Arglosigkeit zu ihrer Vertrauten gemacht. Ach ja, es muß qualvoll sein, Blicke in das Herz einer geliebten Person zu thun in welchem man nichts für sich, sondern Alles für eine Andere findet.

Aber da denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, so ist dieser Zustand von Hoffnungslosigkeit eine herbe, doch heilende Arzenei, denn wo jede irdische Hoffnung aufhört, da tritt freilich für die Kinder der Welt Verzweiflung, für die Gottes aber Ergebung ein und da, Gott Dank, Esperance, oder vielmehr Fauchette, denn sie hat mit dem neuen Menschen den alten Namen wieder aufgenommen, zu diesen gehört, hat letzteres Gefühl auch so vollkommen Herrschaft über sie gewonnen, daß, wie sie mir noch vorigen Tag sagte, sie gern alle Aussicht auf irdisches Glück Gott aufopfern würde, wenn sie nur mit diesem Opfer das des jungen Paares erkaufen könnte. Ach, wenn Felix doch auch zu dieser Ergebung gelangte!

Einige Stunden später.

Eben war die Marquise Foissac bei mir. Wir hatten ein langes und vertrauliches Gespräch miteinander, in welchem sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilte (denn sie will nicht früher ihren Entschluß der Welt kund thun, als bis heilige Mauern sie umfangen), daß sie barmherzige Schwester werde, ein Beruf, den sie schon lange, das heißt, als sie noch ganz der Welt gehörte, in sich aufdämmern fühlte und der jetzt, im Feuerofen des Schmerzes gereift, und ihr klar geworden. „Aber", rief ich unwillkürlich ganz erschreckt aus, als sie mir ihren Entschluß mittheilte, „was soll dann aus der armen Professorin Silberschmidt und ihrem Töchterchen werden, deren Sie sich so freundlich annehmen?"

„Es ist natürlich meine Pflicht", erwiderte sie einfach, „ihr und der kleinen Nanny ein sorgenfreies Leben zu sichern, und ich denke, daß sie, da ihre Gesundheit sich sehr gekräftigt, nach Wien zu ihrem Sohne zurückkehren wird, für den der Kaiser Franz großmüthig sorgt und der ganz in die Fußtapfen seines

Vaters tritt, da er schon jetzt der ausgezeichnetste Schüler des Gymnasiums sein soll." Ich umarmte sie gerührt und rief Gottes Segen auf sie herab, der ihr ja auch nicht fehlen kann, denn sie ist die Mutter der Armen und gehört zu denen, die eines guten Willens sind und denen Gott daher seinen Segen und seine Hilfe nie versagen wird.

Als sie fort war, trat Oswald zu mir herein und fragte mich mit Besorgniß, ob ich der Freundin unsere baldige Abreise mitgetheilt. Ich erwiderte, daß, da er mir nur anempfohlen, diese nicht uns fremdstehenden Personen mitzutheilen, und ich Fanchette natürlich nicht zu solchen zähle, ich auch jene für mich so frohe Nachricht ihr nicht vorenthalten habe. „Sie wird sie doch nicht weiter erzählen?" fragte er ängstlich. „Wie kannst Du glauben, wenn ich sie ihr als Geheimniß anvertraut! Aber ich begreife nicht, Männchen", und ich versuchte heiter zu lächeln obwohl mein Herz schwer wurde, „warum Du unsere Reise so geheim hältst?" „Das werde ich Dir vielleicht später einmal auseinandersetzen", und er verließ mich rasch, wahrscheinlich um ferneren Fragen zu entgehen.

Diese Geheimnißthuerei, die ich gar nicht begreife, will mir nicht gefallen, noch weniger die Angst, aus der sie entspringt, denn wem in aller Welt hat wohl mein Gatte, der freie Mann, Rechenschaft von seinem arglosen Thun und Treiben abzulegen? Vor wem sich zu verbergen? Ach, ich fühle, daß seine Angst auch mich ansteckt. Hätten wir nur schon dieses so zerrissene Frankreich hinter uns, dessen Bewohner sich jetzt in Grausamkeiten zu gefallen scheinen, denn man hört nun fast täglich von Raub und Brandlegungen; letztere erstrecken sich sogar bis in die Nähe der Hauptstadt und das Alles soll von den geheimen Gesellschaften und den Unzufriedenen ausgehen, die die Steuern verweigern, das Volk dazu, wie auch zu allerhand Grausamkeiten

verleiten und sich dabei noch einbilden, zu dergleichen ein Recht zu haben, weil, wie sie sagen, der König die Charte angegriffen. Armer König, er dauert mich, denn auch ihn kümmern diese unglücklichen Zustände sehr und er möchte denselben durch Milde steuern; auch hat er eine sehr besänftigende Proklamation erlassen, die aber bis jetzt keinen Erfolg gehabt. Die Geister bleiben aufgeregt und reiten beständig auf ihrem Steckenpferde herum, dem der verletzten Charte; und der „National", das revolutionärste aller Blätter, schreibt:

„Zumeist werden die Völker zur Empörung gezwungen, weil sie die Freiheit erringen wollen, heute aber verdanken wir es der Charte, daß die Gesetzlichkeit auf unserer Seite ist, und daß die Regierung sich auflehnen und sich den Gefahren eines Aufstandes aussetzen muß, wenn sie uns die Freiheit entreißen will." So unverschämt predigt dieses von Allen gelesene Blatt die Revolution und das leider nicht ohne Erfolg! Gestern las ich Felix voll Entrüstung diesen Artikel vor, er sagte nach seiner jetzigen Weise nicht viel darüber, muß aber die Schändlichkeit desselben tief empfunden haben, denn das Blut stieg ihm heftig zu Kopfe und er rief: „Du bedauerst Frankreich, weil die Bösen es zu Grunde richten, ich aber bedaure so manchen derselben noch mehr, weil das Fatum ihn zu solchen Thaten drängt."

Nach diesen seltsamen Worten stürzte er wild aus dem Gemache. „Armer, verblendeter Felix! Er glaubt an ein Fatum! Ach, freilich gibt es eines, das Einen unfehlbar in's Verderben stürzt, das man sich aber selbst bereitet, wenn man Auge und Ohr den Vorschriften unserer heiligen Religion verschließt und nach seinem eigenen Wohlgefallen lebt. Gott schütze meinen lieben Bruder vor solch' einem!

Den 18. Juni. Heute beschäftigt sich hier Alles mit der Eröffnung der Kammer und den Adreßdebatten, die ein trauriges Licht auf die Gesinnung des

größten Theiles der Abgeordneten werfen. Man ist auch mit der Thronrede des Königs sehr unzufrieden, denn er sagt in derselben, daß, wenn verbrecherische Umtriebe seiner Regierung Schwierigkeiten machen sollten, die er nicht voraussehen kann, noch will, so würde er in seiner Entschlossenheit, den öffentlichen Frieden aufrecht zu erhalten, wie auch in dem gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe, die sie stets ihren Königen erwiesen, die Kraft schöpfen, sie zu bewältigen. Ich finde, obwohl ich nicht viel davon verstehe, diese Rede passend und energisch, aber den Demokraten und Carbonari's mißfällt die Thatkraft ihres Königs, daher fürchte ich, daß sie sich auch an derselben reiben und einen Vorwand suchen werden, um die Unterthanen des Monarchen immer mehr von diesem zu entfernen."

Ottilie hatte recht mit ihren Befürchtungen, denn die Kammer fand in den Worten der Thronrede einen Vorwand, um ihre Fahne zu entfalten und schaltete in ihre Antwortadresse auf diese die folgenden Sätze ein: „Das unausgesetzte Zusammenwirken der politischen Absichten Ihrer Regierung mit den Wünschen Ihres Volkes ist unumgängliche Bedingung des regelmäßigen Ganges der Geschäfte. Sire, unsere Loyalität verurtheilt uns dazu, Ihnen zu sagen, daß dieses Zusammenwirken nicht besteht. Ein ungerechtes Mißtrauen in die Gefühle und die Einsicht Frankreichs ist gegenwärtig der Grundgedanke der Verwaltung." Und die schon erwähnten 221 Deputirten, die dem Könige die für ihn so verletzende Adresse zugesandt, wurden abermals gewählt. Greifen wir jedoch den Begebenheiten der Geschichte nicht vor.

XXV. Kapitel.

Die Rache eines Freimaurers.

An demselben Tage, an welchem Mr. West Paris verlassen, also zwei Tage vor seiner eigenen Abreise, saß Baron Ronberg in seinem Studierzimmer, in leisem und vertraulichem Gespräche mit den beiden Schwägern. Im gegenwärtigen Augenblicke sagte er: „Ach, was werde ich Gott danken, wenn ich fern von hier und wieder still und ruhig in meinem lieben Mauerhof sitzen werde! Das wird wahrlich mehr Glück sein, als ich verdiene, denn warum habe ich mich", hier ließ er die Stimme zu einem Flüstern herabsinken, „von den Kindern der Witwe so sehr bethören lassen, daß ich eine Zeit lang mit Leib und Seele zu ihnen gehörte? Aber jetzt, Gott Dank, hat mir der Herr die Kraft gegeben, mich vollkommen von jenen loszusagen, ich gehe fort und lasse mich für immer auf dem Lande nieder, um ihnen nicht von Neuem in die Hände zu fallen. O mein lieber Felix, mein theuerer Alfred, folgt meinem Beispiele und kommt mit mir! Du, Felix, hast nichts zu thun, als Deine Sachen zu packen und mit mir zu ziehen und Du, Alfred, könntest auch in zwei Tagen Deine Geschäfte ordnen und von Deinem gütigen Chef einen Urlaub erlangen; später kann dieser ja leicht in einen Abschied verwandelt werden."

„Jetzt halten mich noch Geschäfte hier zurück", entgegnete Felix, „aber in zwei Monaten, wenn ich bis dahin noch lebe, trete ich sicher aus einer Gesellschaft, in die mich Noiron gezwängt, die mich aber nie angesprochen und mich jetzt anwidert." „Und auch ich möchte gern austreten, wenn ich es nur könnte, ohne Paris zu verlassen und mich auf dem Lande zu vergraben, doch leider hast Du recht, wenn Du sagst, daß

man nur dort einige Ruhe vor den Freimaurern finden kann. Ich aber liebe nicht das Land, überdieß möchte ich auch jetzt noch nicht meine Carrière aufgeben." „Ach, was Geschäfte, Carrière! Seine Seele muß man doch vor allen Dingen retten. Kommt, flieht mit mir, denn mein Fortgehen, das ich geheim zu halten suche, ist wirklich eine Flucht zu nennen."

„Aber Pierre, was willst Du hier?" rief er ungeduldig seinem eben eintretenden Diener zu. „Ein Fremder brachte dieses", und jener reichte ihm auf einem silbernen Präsentirteller ein kleines Briefchen, das ihn, als er es betrachtete, erbleichen ließ, denn es war mit dem Wappen der Freimaurer gesiegelt. Es enthielt nur die wenigen Zeilen in der Freimaurer-Hieroglyphen-Schrift: „Ihre Obern verbieten Ihnen Paris zu verlassen und befehlen Ihnen, morgen Abends um zehn Uhr, in der Loge Rechenschaft von Ihrem Fluchtversuche abzulegen."

Der Bruder Aufseher.

„Verflucht Der, der meinen Reiseplan verrathen", sagte Ronberg aufspringend und in großer Aufregung, obwohl mit unterdrückter Stimme, indem er den Zettel den Schwägern reichte. Dann eilte er zur Thür, um zu sehen, ob sein Diener, welchen er seit einiger Zeit beargwohnte, ihn etwa belausche.

Ach diesmal war es nicht Pierre gewesen, der ihn verrathen, Ronberg hätte auch an Alfred's plötzlicher Aufregung, seiner Leichenblässe und seinem heftigen Zittern errathen können, wer dieses gethan, wenn sein rechtlicher obwohl schwacher Charakter ihm erlaubt, seinem Schwager eine so niedrige Handlungsweise zuzumuthen. Jetzt, wo Alfred die bösen Folgen seines Thuns einsah, reute dieses ihn freilich, und er hätte es gern um den Preis seines Herzblutes zurückgenommen. Aber so etwas läßt sich nicht zurücknehmen, und er mußte, obgleich

mit zerrissenem Herzen, doch in scheinbarer Fassung Zeuge des Zornes und der Verzweiflung Ronberg's sein. Endlich beruhigte sich der Sturm in dessen Herzen, weil er einen festen Entschluß gefaßt, und er sagte daher fast ruhig:

„Ich werde doch reisen, denn ich ziehe es vor, den Schrecklichen ungehorsam zu werden, und mich vielleicht ihrer Rache auszusetzen, als die Reise aufzugeben und als ihr Sclave in Unehre hier zu leben." „Aber sie werden Dir nachsetzen und Dich umbringen", rief Felix erschreckt. „Man bringt zu jetziger Zeit die Leute nicht so leicht um." „O gehe nicht, denke an Gordon, an Silberschmidt", sagte Alfred in der fürchterlichsten Seelenangst." „Ach, mir kann es nicht so schlecht als ihnen ergehen, denn ich habe weder Schmach über die Schwester eines Logenbruders gebracht, noch Bücher gegen die geheimen Gesellschaften geschrieben." „Ich aber kenne Fälle", sprach Felix mit ernstem und abmahnendem Tone, „wo Leute, die das, was Du thun willst, mit dem Tode büßen mußten."

„O fliehe nicht, fliehe nicht", bat Alfred mit aufgehobenen Händen, sonst kömmt am Ende Dein Blut noch über —" und er schauderte heftig zusammen, indem er sein Haupt in den Händen begrub. Erstaunt und sprachlos blickten ihn Bruder und Schwager an, denn sie begriffen seine Rede so gar nicht, da ging abermals die Thüre auf und George, der Diener Mr. West's, stürzte mit überströmenden Augen in's Zimmer, indem er rief: „Mein armer Herr ist todt! meuchlings ermordet!" „Wahnsinniger, was faselst Du?" Und Ronberg faßte George rauh am Arme. „Ach, ich wollte ich wäre wahnsinnig, dann könnte ich vielleicht das Schreckliche vergessen", sagte in höchstem Schmerz der treue Diener, indem er die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. „Wie konnte denn aber das Gräßliche geschehen?" fragte Felix.

„Sie wissen, Herr Graf, daß wir heute Früh schon um vier Uhr mit Extrapost nach Calais abreisten. Kaum waren wir eine Stunde aus der Stadt, es mochte ungefähr halb sechs Uhr sein, als wir, mein guter Herr und ich, aus einem naheliegenden Wäldchen einen Hilferuf und dann ein Klagegeschrei hörten. Mr. West ließ sogleich anhalten, sprang, den Revolver in der Hand, aus dem Wagen und lief nach der Seite, von wo sich das Geschrei hören ließ. Ich folgte ihm so schnell ich konnte, aber ehe ich ihn und er den Wald erreichte, fiel ein Schuß und mein Herr sank leblos zu Boden. Die Kugel hatte sein edles Herz durchbohrt." Hier überließ sich George von Neuem einem wilden Schmerze. Man hörte im Zimmer nichts als sein Schluchzen und Wehklagen, denn die übrigen Anwesenden standen starr und bleich in sprachlosem Entsetzen da.

Endlich rief Felix: „Aber der Mörder, wo ist er? Wie heißt er?" „Ich wollte, ich wüßte es", und George ballte die Fäuste. „Also entkommen?" „Ja, denn im ersten Augenblicke dachte ich nur an Eines, nämlich meinem Herrn beizuspringen, und als ich sah, daß es keine Hilfe mehr für ihn gebe, da übermannte mich mein Schmerz so sehr, daß, als endlich der Postillon mich an den von Gott verfluchten Kain erinnerte, dieser Zeit gehabt, sich aus dem Staube zu machen. Ich durchstöberte, nachdem ich den theuern Leichnam in den Wagen gebettet, den ganzen Wald, fand aber weder den Mörder noch eine Spur von ihm, auch nichts, was an eine frühere Gewaltthat erinnert hätte; wahrscheinlich war das Geschrei, das mein Herr und ich aus dem Walde hörten, nur dazu angestellt, um ihn in denselben zu locken." „So wird es sein, und ich kann mir nun auch denken, wer die That angeordnet, wenn nicht vielleicht mit eigener Hand vollbracht."

Ronberg sprach mit diesen Worten nicht nur seine eigene Vermuthung aus, sondern auch noch die Ueber-

zeugung Felix's, der dieselbe auf des Franzosen heimliche Anwesenheit in Paris gründete, der aber, obwohl von dem schrecklichen Schicksale des Engländers tief erschüttert und über die Schändlichkeit Noiron's empört, diesen doch nicht verrathen wollte, und daher schwieg. „O nennen Sie ihn mir, nennen Sie ihn mir", drängte jetzt George. „Ich habe keine Gewißheit, nur Vermuthungen, denn der Mann den ich meine, soll schon seit einiger Zeit Paris verlassen haben; wenn sich aber mein Argwohn bestätigt, so wirst Du nach den Gerichten die erste Person sein, der ich ihn mittheile. Nun aber sage mir, wohin Du die irdische Hülle Deines Herrn gebracht." „In die erste Hütte des, unfern vom Schreckensorte gelegenen Dorfes." „Fahren wir sogleich dahin."

„Aber nicht wahr, Oswald, Du gibst jetzt Deine Reise auf?" fragten Felix und Alfred wie aus einem Munde. „Bedenke", fügte ersterer hinzu, „daß Du durch dieselbe nicht allein Dich, sondern auch Ottilien und Philipp dem Schicksale des armen West aussetzen könntest." „Du hast recht, daher will ich aus diesem und anderen Gründen meine Reise aufschieben, und überdieß würden mich, selbst wenn jene nicht wären, jetzt auch die heiligen Pflichten der Freundschaft und Gerechtigkeit hier zurückhalten, denn ich muß den Mörder West's ausfindig machen und den Gerichten überliefern." „Herr mein Gott, ich danke Dir, daß er endlich nachgibt und hier bleibt, es ist tausendmal mehr als ich verdiene!" und Alfred eilte aus dem Zimmer. Bruder und Schwager blickten ihm erstaunt und kopfschüttelnd nach. „Ich verstehe ihn gar nicht mehr", meinte letzterer und eine Ahnung der Wahrheit stieg in seinem Herzen auf, die er aber als einen sündigen Gedanken behandelte und rasch von sich wies.

Dann, nachdem er die Gattin und Philipp mit dem Unglücksfalle und seinem Entschlusse, die Reise

aufzuschieben, bekannt gemacht, warf er sich mit George in den Wagen, um die sterbliche Hülle des Freundes abzuholen. Ottiliens Schmerz bei der Trauerbotschaft läßt sich kaum beschreiben, denn sie fühlte sich gewissermaßen an Richard West's Tode schuldig, weil sie ihn zum zweiten Male in den Weg Jerome Noiron's geworfen, dessen rächende Hand auch sie in der grausen That sogleich erkannte, denn wem anders konnte wohl daran gelegen sein, den Engländer stumm, das heißt unschädlich zu machen?

XXVI. Kapitel.

Worin Felix das irdische Glück vor seinem Auge schwinden, das himmlische dagegen ihm zulächeln sieht.

Die Brüder Jörgen trennten sich schon vor Ronberg's Thüre. Alfred, um sich zu Hause seinen Selbstvorwürfen zu überlassen, weil er heute wieder einmal so recht deutlich einsah, wie er sein Leben mit Schmach bedeckt, indem er es dem Dienste der Freimaurer geweiht und sich zu ihrem Spione gemacht. Auch Felix wollte seinen argwöhnischen und folternden Gedanken ungestört nachhängen, daher lenkte er, nachdem er sich vom Bruder getrennt, ohne sich von der Außenwelt stören zu lassen, die er fast gar nicht bemerkte, in die erste beste Gasse ein. Rasch fort schreitend, sagte er sich immer wieder: „Ja, nur er, Jerome Noiron, mein schrecklicher Erzieher und jetziger Rathgeber kann den Mord an dem unglücklichen Engländer begangen haben, denn nur ihm nützte dieser und weiß ich nicht auch, daß er vor keinem Mittel zurückschreckt, das ihm zu seinen Zwecken verhilft?"

„Und von solch' einem Menschen konnte ich mich leiten lassen, und sozusagen mein Geschick in seine Hände legen und mein Glück von ihm erwarten, von ihm, der mein Feind ist, da er mich in's Verderben gestürzt und der, als ich aus der verbrecherischen Gesellschaft, in die er mich gebracht, endlich scheiden wollte, mich durch seine Lügen in derselben festgehalten. Ja, durch seine Lügen, denn er lügt mich an, das fühle ich, das sehe ich klar aus Esperancen's ganzem Wesen. Sie hat keine Neigung für mich, hat nie eine gehabt und, wie ich glaube, auch aufgehört, die geheimen Gesellschaften zu bewundern und daher zu lieben. Aber ich Thor habe mich vom Falschen verleiten lassen, diesen anzuhangen, und als sie, die ich so grenzenlos liebe, mich warnte und mich mit Thränen beschwor, die Freimaurer aufzugeben, da klammerte ich mich noch fester an diese, weil der Abscheuliche mir einredete, daß Esperance gegen ihre bessere Ueberzeugung gesprochen und das nur aus Selbstverleugnung, aus Liebe zu mir. Doch das Alles, fürchte ich, hat er erlogen, um mich noch unauflöslicher an die Freimaurer zu ketten. Ja, ja, so ist es gewiß, belogen, betrogen hat er mich, schmählich betrogen und ich dreifacher Thor habe ihm geglaubt."

„Wenn aber er, der sie wie Niemand anders kennt, denn doch wahr gesprochen und mir wirklich nur das gesagt, was er in ihrem Herzen gelesen, um sie, die er liebt, glücklich zu machen? Dann ja — dann — Aber nein, er, der Mann der Lüge, sollte wahrer sein als sie? Und wenn so, warum empfahl er mir denn unter nichtigen Vorwänden mit solcher Aengstlichkeit, mich ihr vor der Hand nicht zu nahen, vielmehr, ihr so viel als möglich aus dem Wege zu gehen? Geschah dieses nicht, um mir jede Möglichkeit zu einem offenen Verständnisse mit ihr zu rauben, weil er dachte: „Vielleicht springt er von uns ab, wenn sie ihm alle Hoffnung nimmt." Und ich Verblendeter habe mich von

dem Intriguanten bethören lassen! Aber jetzt muß ich klar sehen, muß wissen, wie sie über mich denkt und was ich von ihr zu hoffen habe; ja, ich muß mir Gewißheit verschaffen und das sogleich und wenn mir auch das Herz darüber bräche."

Und er eilte zu ihr. Sie wollte ihn Anfangs nicht annehmen, that es jedoch, als folgendes Billet, das er im Vorzimmer geschrieben, ihr übergeben ward: „Versagen Sie mir um des Himmels Willen nicht den Zutritt zu Ihnen, denn ich habe an Sie eine wichtige Frage zu richten, die mein Schicksal besiegeln soll; wenn sie dieselbe offen beantworten, verspreche ich Ihnen, mich ganz Ihren Wünschen zu fügen, selbst wenn diese mich auch noch so unglücklich machten." Als er nun vor ihr stand, erzählte er ihr in kurzen Worten, welche Hoffnung Noiron ihm gegeben und bat sie dann auf seinen Knieen, ihn rückhaltslos in ihr Herz blicken zu lassen.

Sie that dieses, indem sie ihm zwar mit großem Ernste, aber in herzlicher Weise das wiederholte, was er schon vor mehreren Monaten von ihr gehört, nämlich, daß sie ihn nicht liebe und nie lieben werde. Dann flehte sie ihn noch einmal an, doch die Freimaurer zu verlassen und ihr zu vergeben, die ihn an diese zu ketten geholfen, und endete mit der Erklärung, daß sie in Kurzem barmherzige Schwester werde. Er aber stürzte aus dem Zimmer, indem er rief: „Der Ruchlose hat mich also doch betrogen und sein Spiel mit mir getrieben. Jetzt aber zu ihm!"

Nur von einem Gedanken, dem der Rache, beseelt und getrieben, eilte er zur Loge und wollte, nachdem ihm diese geöffnet worden, ohne Frage an dem, von seinem wilden Wesen erschreckten Thürsteher vorüber und nach Noiron's Zimmer laufen. Jener aber sagte ihm, daß Bruder Romulus nicht daheim sei. „Was! von seiner Mord-Expedition noch nicht zurückgekehrt?" höhnte Felix. In diesem Augenblicke der Aufregung,

wo die Gefahr keine Schreckniſſe und das Leben keinen Werth für ihn hatte, fürchtete er ſich nicht mehr, Worte auszuſprechen, die ihn dieſes koſten konnten. Dann fügte er haſtig hinzu, daß er in ein paar Stunden wiederkehren wolle und eilte von dannen.

Der Bruder Thürſteher ſchüttelte bedenklich das Haupt und nahm ſich vor, den Bruder Romulus von dem wilden Weſen und den noch wilderen Worten des Bruder Ruben zu unterrichten und ihn vor demſelben zu warnen. Dieſer aber raſte der Wohnung ſeiner Eltern zu, die ganz nahe von der ſeinigen war, denn es verlangte ihn, bevor er ſich in eine große Gefahr begebe, noch einmal die Seinigen zu ſehen und von ihnen Abſchied zu nehmen; dann wollte er ſeine Koſtbarkeiten zuſammenraffen, um, wenn der Zweikampf, zu dem er Noiron zu zwingen beabſichtigte, zu ſeinem Vortheile ausfiele, ſogleich entfliehen zu können.

Sein Weg führte ihn an einer Kirche vorüber, aus der ein Sarg getragen wurde. „Ach", dachte er, „ſo wird der arme Weſt auch bald herausgebracht werden, und vielleicht auch ich, wenn ich im Duell unterliege." Bei dieſer Betrachtung blieb er ſtehen, und dem Sarge nachblickend, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Es muß gut thun, ſo ſtill und friedlich zu liegen, ausruhen und traumlos dahinſchlafen zu können!" Aber ſein guter Engel rief ihm zu: „Thor, man ſchläft nicht gefühl- und traumlos nach dem Tode dahin, wie Deine freimaureriſchen Freunde Dir vorgegaukelt, ſondern lebt in Ewigkeit, nachdem man hier geſchafft, in beſtändiger Pein oder in unaufhörlicher Freude."

Da dieſe Vorſtellung ihm, der auf eine ewige Glückſeligkeit nicht Anſpruch machen durfte, keine troſtreiche war, ſuchte er ſie damit zu verſcheuchen, daß er ſeine Gedanken gewaltſam davon ablenkte und ſeinen Lauf wieder aufnehmend, zu überlegen ſich mühte, was

ihm wohl noch vor dem Zweikampfe zu thun übrig bleibe. Doch die Erinnerung an diesen führte ihn natürlich wieder auf die vorigen peinigenden Gedanken zurück, die ihn zuletzt so in Schrecken jagten, daß er nicht mehr recht wußte, was beginnen und wie und wo Trost, oder wenigstens Erleichterung schöpfen. Da plötzlich stiegen vor seinem geistigen Auge die sanften und frommen Züge von Mutter und Schwester auf. Diese edlen Seelen würden gewiß im jetzigen Augenblicke irgend etwas Trostreiches ihm zu sagen finden. Aber da müßte er ihnen ja von seinem Zweikampfe und seiner Zerrissenheit sprechen, und wie durfte er den Lieben einen solchen Schmerz verursachen! Unmöglich! und er lief an dem Hause vorüber, das diese Theuern bewohnten, und noch eine kleine Strecke weiter. Dann ließ er sich ermüdet, denn die Aufregung des Erlebten hatte ihm alle Kraft genommen, auf steinernen Stufen nieder; er sah und kümmerte sich nicht, wohin diese führten.

So mochte er wohl seit einer halben Stunde regungslos, das Gesicht in den Händen verborgen, da gesessen sein, als eine sanfte, ihm wohlbekannte Stimme seinen Namen nannte. Er erhob das bleiche Antlitz und blickte in das jetzt nicht weniger bleiche seiner Mutter (denn die Ermordung Mr. West's und der Anblick des ganz in Gram versunkenen Sohnes hatten sie bis in's Innerste erschüttert). „Wie kömmst Du hierher, Mutter?" fragte er verwundert. „Ich gehe in diese Kirche, willst Du nicht mit mir kommen, Felix?" Erst jetzt blickte er um sich, er saß wirklich auf den Stufen eines Gotteshauses. „Nein, nein", rief er erschreckt und erhob sich, wie zum Fliehen. Sie aber, die seinem wilden und verstörten Wesen anmerkte, daß seine Seele im Begriffe war, Schiffbruch zu leiden, ergriff seinen Arm und bat: „Felix, mein lieber, lieber Sohn, lasse mich Dich zur Quelle allen Trostes führen."

Er hatte nicht den Muth, sich von ihr loszureißen und folgte daher willenlos, wohin sie ihn leitete, das heißt in die Kirche und vor den Hochaltar, wo man das Allerheiligste ausgesetzt. Da kniete sie nieder und zog ihn leise zu sich herab, auch jetzt folgte er diesem Winke und beobachtete knieend (selbst beten konnte er nicht, machte auch lange nicht den Versuch dazu) wie inbrünstig die Mutter betete. Er hörte auch wie sie von Zeit zu Zeit ganz leise bat: „Herr, rette seine Seele! O lasse sie nicht zu Grunde gehen.“ Nachdem sie wohl eine Viertelstunde so gebetet, ward ihr das unaussprechliche Glück, zu hören, wie die Stimme des verlorenen und jetzt wiedergefundenen Sohnes sich mit der ihrigen vereinte, um zu sagen:

„Ja, Herr, erhöre sie und rette mich, wenn es noch möglich ist, ach verstoße mich nicht und hilf meinem Unglauben.“ Dann stürzten reichliche Thränen der Reue und der Buße, solche, wie wohl Magdalena und der reuige Schächer am Kreuze sie vergossen, aus seinen Augen. Die Mutter aber jubelte, wie einst die heilige Monica bei der Umkehr des Sohnes gejubelt, denn auch ihr Mutterherz fühlte, daß Gott ihr Gebet erhört und daß der Sohn gerettet sei. Ja, er war gerettet, denn das Eis des Unglaubens, das sich um seine Seele gelegt, war vor der wesenhaften Gegenwart Gottes im heiligen Altarssakramente geschmolzen, um dem Glauben und der Reue Platz zu machen. Jetzt, Heil ihm, hatten die Rachegedanken auch keinen Raum mehr in seinem Herzen, denn da, wo Gott einzieht, muß ja Alles fliehen, was nicht zu Ihm gehört. Ja, Heil ihm! denn ein neues, lichtvolles Leben bricht für ihn an.

XXVII. Kapitel.

Der bekehrte Sünder tritt sein Apostelamt an.

Als Gräfin Jörgen auf den Arm des Sohnes gestützt, die Kirche verließ, bat sie: „Nicht wahr, Felix, Du kömmst mit mir nach Hause?" „Ich kann nicht, Mutter, ich muß zu Alfred, denn auch seine Seele soll gerettet werden." „Sie ist also in Gefahr? mein Gott, mein Gott!" und die arme Mutter stöhnte laut. „Ja, aber Der, der sich meiner erbarmt, wird auch ihm Seine Hilfe nicht versagen." „Du hast recht", und sie wandte sich mit einem gläubigen Herzen und dankerfülltem Blicke nach der Kirche um, wo der Herr im Sacramente weilte und wo ihr so viel Trost geworden. Dann sich wieder an den Sohn wendend, sagte sie: „Gehen wir zu ihm." „Was, Du willst mit mir zu Alfred, Mutter? Unmöglich, Deine Schwäche ist zu groß, Du zitterst ja an allen Gliedern. Nein, nein, Du mußt nach Hause, ich aber will, sobald ich Dich dahin begleitet, Alfred zu Dir bringen." Dies sagend winkte er einem unfern stehenden Fiaker, hob die Mutter in den Wagen und suchte die Halbohnmächtige auf alle Weise zu beruhigen (denn die Gemüthsbewegungen des Tages besonders aber der Gedanke, daß auch die Seele ihres Benjamin's in Gefahr sei, hatten die zwar moralisch starke, doch physisch schwache Frau ganz zu Boden gedrückt).

Was aber am besten sie zu trösten vermochte, war seine wiederholte Versicherung, daß er ihr den Sohn noch in dieser Stunde zuführen wolle. Als Felix die Treppe zu Alfred's Gemach erstieg, zog sich sein Herz, er begriff nicht recht warum, schmerzlich zusammen und es ergriff ihn eine solche Angst um den Bruder, daß er die wenigen Schritte, die ihm noch zu machen übrig blieben,

mehr flog als ging, sich auch nicht Zeit nahm, an dessen Thüre zu klopfen, sondern diese rasch aufriß. Alfred, der an seinem Schreibtische saß, kehrte sich bei dem Lärm, den der Eintretende machte, schnell gegen ihn und zeigte ihm so verstörte Züge und so unheimlich glänzende Augen, daß Felix mit einem Angstschrei auf ihn zustürzte und seine Hände ergreifend ausrief:

„Alfred, Du hast etwas Gräßliches vor!" „Etwas Gräßliches? Welche Thorheit!" Und jener lachte gezwungen, dann zog er seine Hände aus denen des Bruders, ergriff hastig das Papier, auf dem er eben geschrieben und wollte es in einer Mappe verbergen, als Felix, der bemerkt hatte, daß es der Anfang eines an ihn gerichteten Briefes war, es ihm mit den Worten entwandte: „Der Brief ist an mich, ich habe ein Recht auf ihn." Alfred entriß es ihm gleich wieder, aber Felix wußte nun, über welch' fürchterliches Verbrechen sein Bruder brütete, denn er hatte auf dem verhängnißvollen Blatte die Worte gelesen:

„Ich bin entschlossen, mein Leben, das ich beschimpft und das mir jetzt zu einer unerträglichen Bürde geworden, von mir zu werfen." Felix starrte bei dieser entsetzlichen Enthüllung den Bruder sprachlos an und fand lange keine Worte, um seinen Gefühlen Luft zu machen. Endlich sagte er mit einem tiefen Stöhnen, indem er sich kraftlos auf einen hinter ihm stehenden Stuhl sinken ließ. „Also so weit haben es die Freimaurer mit uns Beiden gebracht, daß ich vor einer Stunde im Begriffe war, durch einen Mord an meinem Mitmenschen meine Seele zur Hölle zu verdammen und daß Du noch vor einem Augenblicke, durch einen Selbstmord dasselbe Verbrechen an der Deinen verüben wolltest. O Alfred, Alfred, denke an die ewige Pein, die diejenigen erwartet, die mit frevelnder Hand in die Gesetze Gottes greifen und das köstlichste Gut, das er uns gegeben, das Leben, sich oder Anderen rau-

ben!“ Jener, der die entsetzten Blicke des Bruders nicht zu ertragen vermocht und beschämt die seinigen zu Boden gesenkt hatte, erhob sie jetzt wieder und fragte erstaunt: „Wie? höre ich recht, bist Du es, der diese neue Sprache mit mir redet?“

„Ja ich bin es, Dein Bruder Felix, der, wie ich fürchte, durch sein böses Beispiel Dich in's Unglück und in die Sünde gestürzt, der aber jetzt mit Freuden sein Herzblut hingeben möchte, um das gut zu machen, was er an Dir verbrochen, und der auch gern, wenn er noch auf ein irdisches Glück rechnete, auf dasselbe verzichten würde, um nur Deine Seele gerettet zu sehen. Ach, Bruder“, fuhr er flehend fort, „wirf nicht das Leben von Dir, sondern wende es zur Verherrlichung Gottes an und bedenke, daß, wenn Du auch, um dem Schmerze zu entgehen, das irdische Leben von Dir abschüttelst, Du dies doch nicht mit dem ewigen thun kannst, das ganz andere Qualen mit sich bringt.“ „Aber wer sagt mir, daß es wirklich einen Gott und ein Jenseits gibt? Ist mir nicht vielmehr, wie Du weißt, durch Jahre gelehrt worden, daß die heilige Schrift eine Fabel sei, an die nur beschränkte Leute oder Kinder glauben können? Wurde mir nicht auch immer wiederholt, daß das Leben ganz und gar uns gehöre, und daß wir mit demselben thun können was uns beliebt, wie auch, daß der Selbstmord ein Act des Muthes, ja der Wollust und unter Umständen sogar einer der Pflicht und der Nothwendigkeit sei? Darum lasse mich thun, wozu es mich drängt, denn das Leben ist mir zur Höllenpein geworden, und ich will meine Zuflucht zum Tode nehmen, der mir, wenn auch nicht Glück, so doch ewige Ruhe in einem traumlosen Schlafe verspricht.“ Und Alfred blickte auf ein Käsichen, das auf einem Nebentischchen stand und seine Pistolen barg.

„Du zweifelst an Gott, an einem Jenseits, aber wer in aller Welt hat noch heute aus dem ungläubigen,

verstockten Sünder, der ich noch vor einigen Stunden war, einen gläubigen, reuevollen und ganz zerknirschten Menschen gemacht, der sich nach nichts so sehr sehnt, als gut zu machen und abzubüßen wie und wo er kann, der seine Rachegedanken in Gebete verwandelt und das Kreuz, das Gott ihm auferlegt, freudig ergreift, weil Der, der ihm die Trübsal gesandt, einen ganz besonderen Liebesruf an die Trauernden hat ausgehen lassen, indem er sagte:

„Kommet zu mir Alle, die Ihr mit Mühe und Last beladen seid, Ich will Euch erquicken. Nehmet mein Joch auf Euch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, und Ihr werdet Ruhe finden für Eure Seelen." Und Ruhe, Ruhe in Gott, das ist jetzt das einzige Ziel, nach dem ich strebe." „Ein neuer Mensch! Ein neuer Mensch!" rief Alfred im höchsten Erstaunen.

„Ja, ein neuer Mensch, und eine solche Umwandlung, konnte sie wohl der Sünder aus eigener Kraft vollbringen? Ist dies Wunder, das Gott an mir ausgeübt, an mir, der ich noch vor kurzem sein Feind war, nicht ein Beweis seiner Macht, und wo Macht, ist da nicht auch nothwendig Dasein? Siehst Du nicht, daß nur seine Gottheit mich retten konnte? Als ich dort in der Kirche", fuhr er in verändertem Tone fort, „neben unserer Mutter vor der heiligen Eucharistie kniete, nicht um diese anzubeten, sondern nur, um der Mutter gefällig zu sein, die so rührend und andächtig für mich betete, da schmolz vor der Gegenwart Gottes allmälig meine Herzenshärtigkeit, so daß auch ich zu beten anfing. Anfangs freilich nur mit Zweifel und Schüchternheit, denn ich sagte, indem ich mich an das Allerheiligste wandte:

„Bist Du wirklich Gott, so zeige mir die Wahrheit, lasse mich Dich erkennen und mein ganzes Leben soll Dir geweiht sein." Auf diese Weise betete ich noch

lange. Endlich wich der Zweifel und an seine Stelle trat unerschütterliche Ueberzeugung und fester Glaube. Seitdem ist meine Seele ruhig geworden. Dort in der Kirche war es auch, wo ich Gott versprach, Alles zu thun, um Deine Seele, lieber Bruder, retten zu helfen, und Ihn zugleich um seinen Beistand dazu anflehte, denn nichts ohne Ihn! und siehst Du, Er hat mir diesen auch nicht verweigert, denn ich kam noch zur rechten Zeit um — aber nicht wahr, mein Alfred", und Felix drückte die Hände des Bruders zärtlich in den seinigen, „jenen gräßlichen Vorsatz hast Du gänzlich aufgegeben?" Und als Alfred seine Frage nicht beantwortete, wiederholte sie Felix dringender, jedoch abermals erfolglos; da rief er in großer Angst: „So rede doch um Gottes Willen." „Was soll ich Dir sagen, ausgenommen, daß ich ein Feigling bin, der das Leben nicht ertragen kann, weil er weder sich zu bessern, noch auf dem Wege des Verbrechens fortzuwandeln vermag."

„Sieh mich nicht so ungläubig an", fügte er mit Affect hinzu. „Es ist leider wahr, ich habe wirklich einen so miserablen Charakter, daß, wenn ich Dir und mir auch gelobte, den Weg der Tugend zu betreten, ich dieses Versprechen, und wäre es noch so ehrlich gemeint, doch nicht zu halten vermöchte." „O gib Dich nicht so auf, mein armer Alfred, und denke nur, daß mit Gottes Hilfe Alles möglich ist, wie Du ja auch eben an mir gesehen." „Du, das ist etwas anderes, Du hast einen festen Charakter, und was Du auch unternahmst, gut oder böse, so warst Du immer ganz dabei. Der meinige ist aber so kläglich, daß ich weder böse noch gut zu sein vermag, und diese Schwäche des Charakters zeigte sich schon bei mir, als ich noch ein Knabe war; denn wenn Ottilie und Miß West mir von Gott sprachen, schien es mir, als ob ich ihn liebte, und gern Alles für ihn thäte, wenn aber Noiron, der

böse Engel unserer Familie, über die heiligsten Dinge spottete, da erkaltete mein Herz wieder für Gott und ich mußte mehr als einmal seinen schlechten Witz belachen; und so bin ich auch jetzt noch — ein jämmerlicher Mensch, der ganz von der Gesellschaft, in der er lebt, abhängt, und mit den Guten gut, mit den Schlechten schlecht wird. Das aber heißt nichts, nicht gut und nicht einmal ganz schlecht sein, und das Bewußtsein solcher Kläglichkeit drängt mich auch zum Selbstmorde, zur Zerstörung meines miserablen Ich's."

„Aber Du kannst Dich nicht zerstören, denn Deine Seele ist unsterblich, sie wird leben in Ewigkeit, entweder in ewiger Pein oder in ewiger Glückseligkeit. In welcher von beiden aber, das hängt nur von Dir ab." „Nicht von mir, denn ich bin nur eine traurige Maschine in den Händen der Andern, und daß es so ist, kann ich, wie gesagt, nicht ertragen, darum —" „Weder darum, noch wegen etwas Anderem darf man sich selbst aufgeben und die Geduld mit sich verlieren. Man muß im Gegentheile, so oft man auch fällt, zwar demüthig einsehen, daß man nur schwach und gebrechlich ist, aber doch wieder Muth fassen, seine guten Vorsätze von neuem aufnehmen und mit frischen Kräften wieder vorwärts schreiten, dann versagt Gott Einem auch nicht seine Hilfe, denn er sagt ja: „Hilf Dir selbst, so werde auch ich Dir helfen", wogegen aber das feige Sich selbst aufgeben und Fallenlassen, das gewöhnlich aus Hochmuth und Eitelkeit entspringt, da man seine Rückfälle, die von Schwäche und Unvollkommenheit zeugen, nicht ertragen kann, Gott erzürnt, so daß auch Er sich endlich von uns wendet."

„Aber wo nimmst Du das Alles her, was Du mir da sagst?" und Alfred blickte den Bruder verwundert an. „Ich weiß es nicht, aber wohl, daß ich Gott unaussprechlich liebe, und Ihm die Seele meines

geliebten Bruders zuführen möchte." Dann fuhr er mit Zärtlichkeit im Blick und Ton fort: „Du sagst, daß Du nur mit den Guten gut zu sein vermagst, daher komme, verlasse die Bösen und Alles, was Dich zu ihnen zurückführen könnte, und lebe nur Deiner Familie, zwischen unserer frommen Mutter und Schwester. Folge mir, ich führe Dich gleich zu ihnen."

Und in dem Augenblicke als Felix den noch Unschlüssigen mit sanfter Gewalt zur Thüre drängte, öffnete sich diese und Mutter und Schwester drückten den tief erschütterten Alfred in ihre Arme. Jetzt, wo erstere ihm zärtlich und mit Thränen die Angst schilderte, die ihr nicht erlaubt, seine und Felix's Ankunft abzuwarten, sondern sie veranlaßt hatte, ihn bei sich aufzusuchen, versprach er ihr Alles, worum der Bruder ihn so lange und dringend angefleht.

Nun wollte er mit den Freimaurern brechen, seine diplomatische Laufbahn aufgeben, und heute, gleich jetzt, (so wenig traute er seinen guten Vorsätzen, wenn er abermals allein gelassen würde) zur Mutter ziehen, um sie nie wieder zu verlassen. Mitten im Jubel, den dieser Entschluß bei den beiden Frauen hervorrief, schied Felix von den Seinen mit einem dankbaren Blicke gen Himmel und einem warmen Gebete im Herzen um im Beichtstuhle, zu den Füßen eines Dieners Gottes seine Aussöhnung mit dem Herrn zu besiegeln.

XXVIII. Kapitel.

Gespräche und Pläne zweier ehrenwerther Logenmänner.

Jerome Noiron saß heute in seinem Verstecke in tiefem Gespräche mit Meister Kato begriffen. Jetzt fragte er: „Er wollte also auf gar nichts eingehen?"

„Nein und er hat uns auch so zu sagen den Gehorsam aufgekündet.“ „Bis auf einen Punkt, denn Sie sagten mir, daß Ronberg in Paris bliebe.“ „Ja, vor der Hand, aber nicht, wie mir scheint, um uns gehorsam zu sein, sondern vielmehr um die Polizei in ihren Bemühungen, Mr. West's Mörder ausfindig zu machen, zu unterstützen und vielleicht auch diese zu leiten, und das würde ihm nicht schwer fallen, denn es scheint mir, mein lieber Bruder, daß er Sie stark in Verdacht hat.“

„Das denke ich nicht, da er mich in Amerika wähnt.“ „Ich aber wollte wetten, daß er recht wohl weiß, wo Sie zu finden sind.“ „Dann hat Felix mich verrathen.“ „Daran zweifle ich keineswegs, besonders, da dieser sowie sein Bruder, es durch leere Ausflüchte vermieden haben, unserem Rufe Folge zu leisten.“ „Ja, ja, Sie mögen recht haben, Meister, auch ich beargwohnte gestern Felixen's Treue, als mir der Bruder Thürsteher die aufgeregte und ungezogene Weise mittheilte, in der er nach mir gefragt und von mir gesprochen. Aber mein Argwohn dauerte nur einen Augenblick, denn“, dachte ich, „der junge Jörgen weiß recht gut, in welche Gefahr man sich begibt, wenn man uns verräth, und wird, da er nun wieder an dem Engländer erfahren, wie fürchterlich unsere Rache ist, sich nicht derselben aussetzen wollen.“

„Jetzt aber, wo Sie mir mittheilen, daß er es gewagt, unserer Vorladung nicht Folge zu leisten, muß ich glauben, daß entweder ein rebellischerer Geist in ihm lebt, als ich vermuthet, oder daß er einfach genug sei, sich einzubilden, daß er in dem Hause seiner Familie, wohin er, wie Bruder Cicero mir gesagt, gestern mit Alfred gezogen, vor unserer Rache geschützt ist. Doch habe ich einmal die Gewißheit“, und Noiron's Augen schossen Blitze, „daß er mich wirklich verrathen, so werde ich ihm schon beweisen, daß es uns keinen

Unterschied macht, ob Jemand allein oder unter dem Schutze einer zahlreichen Familie wohnt." „Vorderhand widersetze ich mich einem zweiten Mord, Bruder Romulus", sagte jener fest, „denn Professor Silberschmidt's sowie der Mr. West's haben genug Aufsehen erregt und von uns sprechen machen, und obwohl die Polizei zu jetziger Zeit sehr läßig und größtentheils mehr für als gegen uns ist, und uns für tugendhafte Leute und daher keines Mordes fähig hält, so möchte ich doch nicht durch einen neuen ihre Augen gewaltsam öffnen."

„Sollen denn aber jetzt die Verräther unbestraft bleiben?" „Keineswegs, mein lieber Bruder, sie sollen im Gegentheil mit allen denen, die uns ungehorsam oder unbequem geworden, im Kampfe, wo es ja ohne Aufsehen geschehen kann, (Sie wissen, daß der Beginn desselben auf den 27. Juli festgesetzt ist) von unserer Hand fallen." „Vortrefflich ausgedacht. Ja, ja, sie sollen fallen, diese Ronberg's und Jörgen's und womöglich Alle von meiner Hand, dann wird auch Philipp frei und gehört mir, mir ganz allein." „Nicht Ihnen allein, sondern dem großen All, dem Universum, mit einem Worte der Loge, für die ich ihn selbst bilden will."

Obwohl Noiron dieses Beschlaglegen auf sein Eigenthum, wofür er Philipp hielt, im höchsten Grade mißfiel, wagte er doch nichts dagegen einzuwenden und es entstand eine peinliche Pause, die Meister Kato endlich brach, indem er sagte: „Ich glaube zwar nicht, daß die Diener der Gerechtigkeit in diese Loge dringen werden, um Sie, Bruder Romulus, aufzusuchen, aber man kann doch nicht darauf bauen, und so halte ich es denn für sicherer, daß Sie diesen Aufenthaltsort verlassen, und bis zum Ausbruche der Revolution Ihre Zuflucht in unserer kleinen, geheimen Loge nehmen, von der kein Profaner etwas weiß." „Ich bin ganz Ihrer Meinung und will daher noch heute in meiner

gewöhnlichen Verkleidung diese aufsuchen." „Thun Sie das und erwarten Sie meine Befehle daselbst."

So sagend, erhob sich Meister Kato und entfernte sich, nachdem er jenem die Hand gedrückt. Auch Noiron verließ bald darauf Gemach und Loge; er that wohl daran, denn obgleich die Polizei nicht an die Schuld des angesehenen Mannes glauben wollte, und überhaupt den Mörder des Engländers nur lässig suchte, so war sie doch endlich durch die Aussagen Felix's und das Drängen Ronberg's genöthigt, sich in den Großorient zu begeben, um dort nach Noiron zu forschen. Es versteht sich von selbst, daß dieses fruchtlos blieb.

XXIX. Kapitel.

Es gelingt einer Mutter nicht, das Glück ihres Kindes vom freimaurerischen Gatten zu erbetteln.

„Armes Kind, Dich hat der Abschied von der Freundin recht angegriffen", sprach Frau von Morand, indem sie zärtlich die weiße Stirn der Tochter küßte, welche vor einem Augenblicke sehr bleich und verweint eingetreten und sich still zu der Mutter Füßen auf ein Kissen gesetzt. „Ach ja, Mama, es ist hart, sich von denen, die man liebt, trennen zu müssen." Und aus des jungen Mädchens Augen rollten schwere Thränen. „Ich begreife, daß Du den Verlust einer so lieben und treuen Freundin, wie die Marquise, schmerzlich beklagst, jedoch muß es Dir auch ein großer Trost sein, zu denken, daß sie sich ganz dem Dienste Gottes geweiht und von nun an jeden Augenblick ihres Lebens an Seiner Verherrlichung und auch an dem Glanze ihrer eigenen Himmelskrone arbeitet. Freilich geht sie einem opferreichen Leben entgegen", fügte sie mit Wärme hinzu. „Aber erhabene Dinge, wie sie solche erstrebt, lassen sich nicht ohne Opfer erkaufen."

„Gewiß, Mama, und ich möchte sie um die Schönheit ihres Berufes beneiden." „Sie hat mein theures Kind, zweifellos das Beste und Sicherste erwählt, indem sie freudig alles Irdische verläßt, um Christum zu folgen. Aber wir Andere, die nicht den Beruf zum Kloster haben, können uns ebenfalls in der Welt heiligen, und müssen es auch, da wir ja Alle für das Himmelreich bestimmt sind."

„Doch jetzt erzähle mir etwas Näheres von Deiner Freundin, wann vertauscht sie ihr elegantes Hotel mit der engen Klosterzelle?" „Sie muß jetzt schon dort sein, denn sie verließ mit mir ihre Wohnung." „In der That, das wußte ich nicht. Und die Professorin Silberschmidt, wann kehrt sie in die Heimat zurück?" „Schon Morgen verläßt sie mit Nanny Paris, um sich in Wien mit ihrem Sohne zu vereinigen." „Ich beklage die Arme, allein eine so weite Reise unternehmen zu müssen." „O, Graf Schöndorf hat ihr Alles gut und bequem eingerichtet und ihr sogar einen zuverlässigen Diener empfohlen, der sie hoffentlich glücklich in ihr schönes Vaterland zurückbringen wird."

„Du nennst das Land schön, das Du doch verschmähst zu dem Deinigen zu machen?" lächelte die Mutter, indem sie zärtlich über das dunkle Haar der Tochter strich. „Ja, wenn dieses an der Hand des verhaßten Thalau sein soll", sprach die Tochter eifrig. „Aber Constance, wie kannst Du so lieblos von jemandem reden, den Dein Vater gern zu seinem Eidam gemacht und der, wenn er Dir auch nicht Liebe einzuflößen vermocht, doch Deiner Achtung werth sein müßte, da er die Deiner Eltern besitzt." „Meine Eltern kennen ihn nicht, sonst würden sie ihm gewiß nie die ihrige geschenkt haben", sprach Constance immer wärmer werdend. „Und Du, weißt Du vielleicht etwas Näheres über ihn?" meinte die Mutter unmuthig. „Ich sehe, wie seine Landsleute, die seinen Charakter und seine

Vergangenheit zu kennen scheinen, ihn mit Geringschätzung behandeln. Baron Ronberg empfängt ihn gar nicht mehr, Alfred Jörgen, der ihm bis jetzt treu anhing, hat sich auch von ihm zurückgezogen, und — Graf Schöndorf."

„Ist inconsequent genug", fiel ihr hier die Mutter in die Rede, „um für so etwas gar nicht maßgebend zu sein, denn hat er sich nicht auch von uns, die er früher oft genug aufgesucht, vollkommen zurückgezogen?" „Ach, er mußte wohl, wenn ihm auch das Herz fast darüber brach." Kaum waren diese Worte dem jungen Mädchen entschlüpft, so barg sie beschämt und verwirrt ihr erröthendes Gesicht in beiden Händen. Die Mutter aber, die aus dem, was sie hörte und sah, so Manches errieth, schloß die Tochter in ihre Arme, indem sie zärtlich sprach:

„Sage mir Alles, verbirg nichts Deiner Mutter." „Ach, Mama, ich könnte so glücklich sein, denn er liebt mich, aber der Vater hat ihm meine Hand versagt." „Ist das auch gewiß? ich kann es kaum glauben. Dein Vater hat mir nichts davon mitgetheilt." „O es ist ganz gewiß, Graf Schöndorf hat mir auf diese Weise sein Ausbleiben erklärt." „Es ist mir unbegreiflich, denn Dein Vater war ihm gut."

„Und doch ist es so", schluchzte Constance an dem Halse der Mutter, ohne ihr jedoch den Grund von ihres Vaters Handlungsweise mitzutheilen, denn wie hätte sie wohl der Mutter sagen können, die auch eine Gegnerin der Freimaurer war, (ach, sie erinnerte sich noch ganz deutlich, wie sehr es diese geschmerzt, daß ihr geliebter Vetter, General Bertin, zu ihnen gehörte und wie sehr sie sich nach dessen Hinrichtung abgehärmt) daß der Vater ebenfalls in die Gesellschaft der Verhaßten getreten, und vielleicht, es schauderte sie bei diesem Gedanken, dem Schicksale ihres Onkels entgegenging? Frau von Morand aber, obwohl sie der Tochter nichts

davon sagte, nahm sich vor, über deren Interessen mit ihrem Manne zu reden und ihn für ihre Liebe zu gewinnen, denn sie achtete ja Willibald so sehr, und hätte die Tochter Niemand lieber als ihm gegeben.

Diese schien der Mutter Gedanken zu errathen, denn sie bat: „Herzensmamachen, würdest Du wohl die Gnade haben, ein gutes Wort beim Vater für mich und Ihn einzulegen? Dir, die er so sehr liebt, wird er gewiß nichts abschlagen." „Aber weißt Du auch, ob Schöndorf's Wünsche noch dieselben sind?" „O gewiß, seine Blicke, wenn ich ihm bei Fanchetten oder Ottilien begegnete, sagten es mir deutlich genug, und heute sprachen es auch seine Lippen aus, indem sie mich baten, Dir Alles anzuvertrauen und Dich um Deine Fürsprache beim Vater zu bitten." „So, so, ich hoffe doch, daß es das einzige Mal gewesen, wo er sich Dir eröffnet?"

„Er hat nur zwei Mal von seinen Gefühlen mit mir geredet, heute und damals, als er mir sein Wegbleiben erklärte. Aber nicht wahr, Mütterchen" und sie schmiegte sich zärtlich an jene, „Du wirst unsere Fürsprecherin werden?" „Ich will mein Bestes thun." Und sie that auch ihr Bestes, aber umsonst! Der Gatte blieb unerbittlich, und als die tiefbetrübte Frau ihn fragte, warum er denn jetzt eine Partie zurückweise, die er früher so sehr gewünscht, antwortete er kurz, daß er dazu triftige Gründe habe, die aber eine Frau nicht verstehen könne, weßhalb er auch nicht näher in dieselben eingehen werde. Und da Frau von Morand sich noch nicht für geschlagen ansehen wollte, und abermals einen Versuch zu Gunsten ihrer Tochter machte, verwies er ihr dieses rauh und sagte: daß, wenn ihr so sehr daran liege, die Tochter an einen Fremden zu verheiraten, er ihr rathe, ihr Ansehen bei derselben geltend zu machen, um sie zu der Verbindung mit Thalau zu vermögen.

Die so Abgewiesene kehrte nun tiefbetrübt zu der armen Constance zurück, die sie weinend in ihre Arme schloß, indem sie sagte: Geliebtes Kind, Dir bleibt nur noch eines übrig, nämlich Deine Liebe Gott aufzuopfern, und so reichen Segen auf Dein und vielleicht auch auf sein Haupt herabzurufen.

XXX. Kapitel.

Ottiliens Tagebuch.

6. Juli. Obwohl drohende Wolken sich am politischen Horizonte zeigen, und Oswald, Willibald und Felix uns Unheil verkünden, so schlagen doch unsere Herzen bei Weitem ruhiger als ehemals, da wir Alle endlich den innern Frieden gefunden. O was ist es doch für ein Glück, nicht länger für das Seelenheil derer zittern zu dürfen, die Einem durch die Bande des Blutes und des Herzens nahe stehen. Ich kann mich jetzt wirklich gar nicht an dem heitern und friedlichen Gesichtsausdrucke meines Gatten und meines älteren Bruders satt sehen. Der des jüngsten ist auch gottergeben, aber zeugt von tiefer Trauer, die, wie ich fürchte, aus einem unüberwindlichen Mißtrauen gegen seine eigene Festigkeit entspringt. Seit gestern jedoch, wo er sich durch den Empfang der heiligen Sakramente mit Gott ausgesöhnt, scheint er mir weniger gedrückt und auch hoffnungsvoller. Gott stärke unsern lieben Benjamin!

Unser aller Stolz und unsere größte Freude aber ist Felix, denn er schält sich, um Gott recht nahe zu sein, immer mehr vom Irdischen ab, und scheint mit allen dessen Befürchtungen, Hoffnungen und Freuden vollkommen abgeschlossen zu haben. Das bemerkte ich so recht vorgestern, als Willibald, der nicht ahnt, wie nahe Fanchette dem Herzen meines Bruders noch

immer steht, uns in seiner Gegenwart mittheilte, daß die Mauern eines Klosters diese bereits umschließen. Denn Felix rief mit einem freudigen Lächeln: „Wohl ihr, daß sie ihren Nachen in einen sicheren Hafen gelenkt, so daß ihr die Stürme des Lebens nichts mehr anhaben können." Mir aber, die ich so gut weiß, wie sehr er diejenige, von der er jetzt auf ewig getrennt ist, geliebt hat und noch liebt, traten bei diesem Beweise von Selbstverleugnung Thränen in die Augen. Ja, die er noch liebt, denn seine Liebe hat nicht aufgehört, sondern sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, von einer irdischen zu einer himmlischen erhoben.

In der That seine Conversion ist eine Paulinische zu nennen. Auch blicken wir Alle, mein Vater nicht ausgenommen, mit einer Art von Ehrfurcht auf Den, welchem die Gnade Gottes so sichtbar ihren göttlichen Stempel aufgedrückt. Wer ihm aber seine Liebe und Achtung am deutlichsten zeigt, ist Alfred, der ihn seinen Retter nennt und nichts mehr ohne seinen Rath und seine Zustimmung thut. Vorigen Tag wurde ihm Thalau angemeldet. „Was soll ich thun?" fragte er Felix. „Nicht mehr den empfangen, mit dem man doch brechen muß." „Du hast recht", und er wies den Besuch des Grafen zurück.

9. Juli. Armer Willibald, arme Constance! Sie haben ihre letzte Hoffnung verloren, die nämlich, das Herz Herrn von Morand's durch die Vermittlung seiner Frau zu rühren und so seine Zustimmung zu ihrer Verbindung zu erhalten. Sie leiden schwer unter dieser Prüfung, tragen sie aber als echte Christen.

10. Juli. Die Wolken am politischen Horizonte erscheinen von Tag zu Tag drohender, denn die Geister erbittern sich immer mehr gegen das Ministerium, das stets durch neue Ordonnanzen die Charte zu umgehen sucht und doch zu gewissenhaft ist, selbe ganz aufzuheben. Willibald und Felix meinen, daß das eine halbe

und daher unglückliche Maßregel sei und daß es gewiß besser wäre, offen und ehrlich hervorzutreten und die Charte vor der Hand ganz abzuschaffen. Auch werfen sie der Regierung vor, daß sie jetzt nicht fest genug auftrete, die Armee nicht zum Vordringen benütze, sondern mit kleinlichen Mitteln durchzudringen suche und auch nicht genug die Macht und den Willen des Volkes berücksichtige. Ich aber meine, daß es für diejenigen, die einem politischen Sturme von ferne zusehen, bei Weitem leichter ist, ihre Kaltblütigkeit zu bewahren und daher die Sachen richtiger zu beurtheilen, als für jene, die mitten drin sind, nach dem zu greifen, was noth thut. Daher auch meine ganze Sympathie Letzteren zugewandt ist.

11. Juli. Heute erhielt ich einen Brief von meiner armen Bessy. Ihr Schmerz über den Verlust des Bruders schneidet mir in's Herz, besonders da ich mir sage, daß er ein Opfer seines Eifers für meine Familie geworden. Ach, es wird mir ein beständiger Kummer sein, denken zu müssen, daß er durch die Hingebung für uns sein segensreiches Leben eingebüßt und daß dadurch auch das seiner Schwester, das ohne dem so glücklich wäre, getrübt worden ist. Wie sehr contrastirt doch die Stimmung, in die Bessy's Brief mich versetzt, mit der Freude, die sich in diesem Augenblicke in Paris über die Siege, die man in Afrika erfochten und über die Kapitulation Algier's kund thut. Alles ist hier in einem Freudenrausche, natürlich mit Ausnahme der Demokraten, die, wie man mir gesagt, fürchten, daß die Erfolge in Algier das gute Einvernehmen zwischen Volk und Regierung wieder herstellen könnten. Pfui der Schmach über die Herren solcher Gesinnung.

Eine Stunde später.

Ich habe noch einmal den Brief Bessy's durchgelesen. Die Arme ist, wie ich und die Meinigen, über-

zeugt, daß nur Noiron die Gräuelthat an ihrem Bruder verübt. Und doch kann man demselben nicht beikommen, so lässig betreiben die Behörden diese traurige Angelegenheit, obwohl Felix nicht ermangelte, ihnen mitzutheilen, daß Noiron, als man ihn auf der Reise nach Amerika wähnte, sich im hiesigen Groß-Oriente versteckt gehalten. Nur mit Mühe brachte er es endlich dahin, daß sie die Loge durchsuchten; dieses geschah jedoch so spät, daß der Mörder, der wohl durch seine Spione von ihrer Absicht Kenntniß erhalten, Zeit gehabt hat, sich davon zu machen. Wenn der Abscheuliche nicht mit meinem lieben Knaben nahe verwandt wäre, so würde mich seine Flucht mit Verdruß erfüllen, denn wer verdient wohl mit größerem Rechte als er für seine Frevel Strafe zu erleiden? Da aber seine Schmach, wenn sie bekannt würde, in den ungerechten Augen der Welt auch auf das Haupt Philipp's zurückfiele, so empfand ich wirklich eine Erleichterung, als ich erfuhr, daß er sich einem wahrscheinlich schimpflichen Tode durch die Flucht entzogen. Gott sei Dank, daß es unserem theueren Adoptivsohne bis jetzt verborgen blieb, wen man des Mordes am Engländer zeiht. Hoffentlich erfährt er es auch nie, denn mein Gatte und Felix haben außer den Gerichten Niemandem unseren Verdacht mitgetheilt und da diese ihnen nicht glauben oder nicht zu glauben vorgeben und die Sache unterdrücken wollen, so bleibt wohl Noiron's Antheil an derselben Philipp ein Geheimniß.

Ach, es fährt mir allemal ein Stich durch's Herz, wenn der Arme, der den Onkel in Amerika wähnt, mit Interesse von ihm spricht und gar nicht begreift, warum er keine Nachricht von ihm erhält. Welch' ein Unglück solch' einen Onkel zu besitzen. Bedauernswerther Knabe! Doch wir, seine Pflege-Eltern, wollen wo möglich unsere Liebe zu ihm verdoppeln, um ihn vergessen zu machen, daß er den einzigen Verwandten,

der ihm seitens seiner Mutter geblieben, verloren hat, denn wiedersehen darf er den Abscheulichen nie mehr.

12. Juli. Eben hat mir Oswald mitgetheilt, daß er Pierre fortgeschickt, dem er seit einiger Zeit mißtraut und an seiner Stelle George, den treuen Diener Mr. West's aufgenommen hat. Dieser Wechsel freut mich sehr, da George ein vortrefflicher Mensch ist und Pierre durch sein gleißnerisches Wesen mir immer zuwider war. Nun ist es mir auch doppelt angenehm, daß Oswald selbst gegen George, der eifrig Jagd auf den Mörder seines Herrn macht, nichts von unserem Verdachte, daß dieser Noiron sei, hat fallen lassen, da sonst ihm, der jetzt in unser Haus kömmt, leicht einmal, Philipp gegenüber, etwas davon hätte entschlüpfen können.

XXXI. Kapitel.

Eine neue Versammlung in der Freimaurerloge.

Wieder führt uns unsere Geschichte in die große Loge zu Paris, wo wir, mit Ausnahme Ronberg's und seiner beiden Schwäger, dieselbe Gesellschaft wie vor mehreren Monaten, aber nur noch zahlreicher um den rothen Tisch versammelt sehen. Wieder präsidirt oder vielmehr beherrscht und leitet Bruder Kato, der Meister vom Stuhle, die Verhandlung. Wieder theilt er Befehle aus und empfängt Berichte. Im jetzigen Augenblicke ist seine ganze Aufmerksamkeit von dem des Herrn Morand in Anspruch genommen. Dieser scheint ihm erfreuliche Dinge mitzutheilen, denn Meister Kato lächelt ihm Beifall zu, dann sagt er: „Vortrefflich, die Sachen gehen gut, und Sie, Bruder Hamilkar, haben Ihre Aufgabe geschickt gelöst, was ich nicht ermangeln werde, unseren Oberen mitzutheilen.

Aber nun recapituliren wir ein wenig. Also, und dazu wünschen wir uns Glück, waren die Siege in Algier nicht blendend genug, um der Regierung einen solchen Nimbus zu geben, daß das Volk, unser gewaltiger Alliirter, die Ungeschicklichkeiten des Königs und seiner Minister darüber vergessen hätte. Auch nicht mächtig genug, um unsern ehemaligen Bruder, den ungetreuen Lafayette, der jedoch seiner Strafe nicht entgehen soll (bis jetzt konnten wir ihm wegen der Liebe des Volkes nicht beikommen), sowie Lafitte und deren Freunde von ihrem Lieblingswunsche abzubringen, Louis Philippe von Orleans, unsern Bruder der niederen Grade, auf den Thron zu setzen. Und das ist ebenfalls gut, sehr gut, nicht weil wir wünschen, daß Louis Philippe auf den Thron komme, das soll er auch nicht, denn sobald er uns Hochgradler näher kennen lernt, wird er uns eben so wenig als Napoleon I. Wort halten, sondern weil wir wünschen, daß die liberale Partei, die eine sehr mächtige ist, und zu der diese Herren ja auch gehören, wie überhaupt der größte Theil der Finanzwelt, von der des Königs abfallen, da es immer leichter ist, zwei getrennte als zwei vereinigte Mächte zu überwinden. Daher war es auch das Unklügste, was die Regierung thun konnte, daß sie durch die Ordonnanzen, die die Charte angreifen, wenn auch nicht ganz aufheben, sich mit diesen Herren und ihrer Partei verfeindet hat, die stark genug war, um den König zu schützen.

Dann theilten Sie uns auch mit, Bruder Hamilkar, daß die kürzlich erlassenen Ordonnanzen, welche die zu Gunsten der Privilegirten abgeänderte Wahlordnung und die Stellung der Tagesblätter unter Censur festsetzen, Thiers, Chatelain und Cauchois-Lemaire so aufgebracht haben, daß sie einen Protest gegen Verletzung der Freiheit formuliren wollen." „Ja wohl, er ist schon aufgesetzt und wird morgen Früh,

wo nicht schon heute in's Leben treten." „Bravo, Bravissimo, noch einige solche Demonstrationen, und die Regierung ist gezwungen, strenge Maßregeln zu ergreifen, die natürlich zu nichts Anderem führen werden, als ihre Gegner nur noch mehr aufzubringen und sie dreister zu machen. Doch wie könnte man noch schneller zu diesem Resultate kommen?"

Und Meister Kato sann einen Augenblick nach, dann sich an einen finster aussehenden Mann wendend, sprach er: „Bruder Vespasian, Sie als Präsident des Tribunals müssen übermorgen in einer überzeugenden Rede erklären, daß die Decrete der Regierung keine Gesetzeskraft besitzen, da sie nicht in den vorgeschriebenen Formen erlassen worden, das wird die Geister noch mehr aufregen, und das Volk dahinbringen, wohin wir es gern führen möchten."

Der, an den diese Worte gerichtet waren, verbeugte sich tief, indem er sagte: „Die Rede soll dem Wunsche meines Obern entsprechen." „Daran zweifle ich nicht, denn ich kenne Ihren Eifer und Ihre Geschicklichkeit, lieber Bruder. Ueberhaupt", hier blickte Meister Kato sich mit einem herablassenden Lächeln um, „sehe ich mich von den besten und intelligentesten Kräften unserer Verbrüderung umgeben, und das erfüllt mich mit stolzer Freude, denn zu dieser hochwichtigen Zeit ist es nöthig, daß Männer wie Sie, meine Brüder, sich zusammenfinden, vereinigen und zu einem Schutz- und Trutzbündnisse zu Gunsten unserer Gesellschaft sich die Hände reichen, damit diese an Kraft, Glanz und Macht zunehme, und die gute Sache überall siege, wir aber ihre tapferen Kämpen, die Welt glücklich machen, indem wir mit Weisheit die Geschicke der Menschen lenken, und in die rechte Bahn, d. h. zum wahren Lichte führen. Nicht, wie Sie wissen, zu dem matten des Aberglaubens und der Pfaffenlehre, sondern zu dem erhabenen des Materialismus.

Ich sage erhabenen, weil es das einzige ist, dessen die Menschheit sich zu erfreuen vermag, dem schon das alte Heidenthum huldigte, das Epikur, einer unserer ausgezeichnetsten Adepten verehrte und das die Menschen unfehlbar glücklich macht, indem es ihnen keine einzige Freude, die das Leben bieten kann, vorenthält.

Aber um zu diesem Glücke zu gelangen, meine Brüder, müssen wir herrschen, herrschen über die ganze Welt, und daher die Throne stürzen, die uns nicht unterthan sein wollen, und auf ihren Trümmern den Unsrigen erbauen. Den Anfang dazu haben wir gemacht, denn der größte Theil Europa's ist, dank den Bemühungen unserer Emissäre, in Gährung begriffen. In ein paar Tagen stürzt Frankreichs Thron und reißt in seinem Falle die andern Europa's mit sich, dann sind wir die Herren der Erde.

Nun aber lassen Sie mich Ihnen, meine Brüder, näher die Mittel beleuchten, um den französischen Thron auf immer zu brechen." Hier machte der Meister eine Pause, um dem, was er zu sagen sich anschickte, größeres Gewicht zu geben, dann fuhr er folgendermaßen fort: „Alles ist bereit, meine Brüder, dank sei es Ihrem Eifer und Ihrer Geschicklichkeit, um den letzten Streich, d. h. die Revolution zu beginnen, die Carl X. stürzen soll; diese wird aber nicht wieder in einer Monarchie enden, und das haben wir der List Bruder Hamilkar's zu verdanken, der, indem er sich in das Vertrauen Lafayette's und Lafitte's eingeschmeichelt und so hinter ihre Geheimnisse gekommen, uns die Möglichkeit gegeben, ihren Plan, Louis Philippe auf den Thron zu erheben, zu durchkreuzen; denn wir wollen keinen König, er möge nun Carl oder Louis Philippe heißen, sondern eine Republik und ich habe Ihnen das „Warum" schon in einer Wintersitzung auseinandergesetzt.

Um aber zu jener zu gelangen, müssen wir, d. h. die geheimen Gesellschaften und das Volk, das diese zu gewinnen verstanden, den Abend des 27. dieses Monats also in drei Tagen, nachdem unsere intelligentesten Männer die Pariser durch aufrührerische Reden hinaufgeschroben und in Hitze gebracht, den Aufstand erheben, durch die bevölkertsten Straßen ziehen, dort mit Hilfe der Zöglinge der polytechnischen Schule, die Bruder Kodrus für unsere Sache gewonnen, Barrikaden erbauen, und beim Schwingen der dreifarbigen Fahne und dem Rufe: „Es lebe die Charte", den Kampf beginnen, der kurz sein und für uns eine nur geringe Gefahr darbieten wird, weil außer den Schweizern nur wenige Truppen in der Stadt sich befinden und das von Marmont befehligt, den wir nicht sehr zu fürchten brauchen, und auch die Nationalgarde (ein Unglück für die, welche diese ungeschickte Maßregel ergriffen), aufgehoben worden ist.

Während des Kampfes können wir mit General Lafayette gemeinschaftliche Sache machen, weil Alles nur darauf ankömmt, unsere Macht zu verstärken, um die Anhänger des Königs zu besiegen; wenn dieses aber geschehen, und der General nicht demüthig und reuevoll zu uns zurückkehrt oder darauf besteht, den Protegé seines Freundes Lafitte auf den Thron zu setzen, dann kömmt natürlich die Strafe über ihn, wir wenden die Waffen gegen den abtrünnigen Bruder und besiegen ihn leicht, da das ganze Volk für uns sein wird, unter dem Rufe: „Es lebe die Republik", die dann auch in Wirklichkeit und das auf ewig unter unserer Herrschaft leben soll."

Nach diesen Worten erhob sich Meister Kato, vertheilte rasch unter die Anwesenden schriftliche Befehle, die diese eben so wie wir es schon in einem anderen Kapitel gesehen, durchlasen, verbrannten und sich dann verabschiedeten. Nur Noiron, Richter, Morand und die

beiden Juden, die wir schon früher kennen lernten, blieben noch. Jeder der Anwesenden überreichte ihm nun einen großen Beutel mit Gold gefüllt, eine Frucht der geheimen Kollekte, die sie unter ihren Anhängern gemacht; zu den fünf Beuteln legte der Meister noch andere fünf, übergab dann das ganze Geld den beiden Juden und empfahl ihnen, damit recht viele Streiter für die gute Sache zu gewinnen; hierauf händigte er den Fünf ein beschriebenes Blatt ein, indem er sagte:

„Hier die Namen unserer tapfersten und treuesten Brüder, die der schreckliche Bruder mir durch Vermittlung des Bruder Aufsehers mit der Weisung zukommen ließ, diese kleine aber auserlesene Schaar unter Ihren Befehl, Bruder Romulus, zu stellen, damit Sie, der Sie so gut die Feinde kennen, die vor allen Dingen aus dem Wege geräumt werden müssen, sie anführen und jenen während des Kampfes die wohlverdiente Strafe zukommen lassen. Aber verstehen Sie mich recht", fuhr er fort, indem seine Augen von einem unheimlichen Feuer blitzten, „hier ist nicht von persönlicher Rache die Rede, wir dürfen uns nicht auf die einzelnen Individuen unseres Hasses beschränken, sondern müssen im Kampfe hinmähen, so viel wir können, besonders aber unser Augenmerk auf die Stützen des Thrones, die Elite des französischen Adels richten und selbst in unserem Vernichtungswerke so viel als möglich nach den höchsten Personen streben." „Ich verstehe", sagte Noiron mit einem leisen unheimlichen Lachen. „Sie, meine Brüder", fügte jener hinzu, indem er sich an die vier Anderen wandte, „werden Bruder Romulus in diesem Werke unterstützen." Dann gab er das Verabschiedungszeichen und Alles ging auseinander.

XXXII. Kapitel.

Anfang der Revolution.

Die Männer der Loge ermangelten nicht, dem Wunsche ihres Obern nachzukommen, indem sie den bösen Samen in die durch die eben kundgemachten Ordonnanzen schon so aufgeregten Gemüther streuten. Sie thaten es mit freudigem Herzen, denn sie liebten es, Oel in's Feuer zu gießen. Ihre Freunde Thiers, Chatelain und Cauchois-Lemaire halfen ihnen durch den Protest gegen Verletzung der Freiheit, redlich, oder besser gesagt, unredlich dabei.

Auch Bruder Vespasian's Rede (wir werden uns erinnern, daß er Präsident des Tribunals war), in welcher er erklärte, wie ihm von seinen Obern befohlen, daß die Decrete der Regierung keine Gesetzeskraft besäßen, da sie nicht in den vorgeschriebenen Formen erlassen worden, trug viel dazu bei, um immer mehr Unzufriedenheit und Widerstand unter dem Volke zu erwecken, und obwohl die Zeitungen unter Präventiv-Censur standen, brachten sie doch sehr gehässige Artikel und zwangen dadurch die Regierung zu strengen Maßregeln, was die Revolte immer lebhafter erweckte und sie mehr Boden gewinnen ließ. Die Drucker schlossen ihre Officinen, und den Arbeitern, welche Beschäftigung suchten, ward geantwortet, es gebe keine Freiheit mehr, die Regierung habe die Tyrannei und deren Folgen decretirt, daher sie auch keine Arbeit erhalten könnten. Die Staatspapiere fielen in erschreckender Weise. Bankrotte standen in Aussicht.

Aus der Gährung ward ein Aufstand. Er entbrannte, ganz wie Meister Kato es verordnet, am Abend des 27. Juli im Quartier St. Germain, beim Schwingen der dreifarbigen Fahne, unter dem Rufe:

„Es lebe die Charte", und unter der Führung von Officieren aus der polytechnischen Schule, welche die rohe Masse leiteten, die sich mit Allem, was ihr unter die Hand kam, besonders aber mit Steinen des aufgerissenen Pflasters bewaffnet hatte. Barrikaden wurden errichtet und der Kampf begann. Jeder Winkel ward zum Hinterhalte, jede Straße zum Schlachtfelde, jedes Fenster zur Schießscharte. Gleich zu Anfang des Kampfes waren Lafayette und Casimir Perier zu Herrn Lafitte geeilt, um den Beistand seines Rathes sich zu erholen, denn der Aufstand, obwohl sie ihn vorausgesehen, war doch schneller herbeigekommen, als sie es erwartet.

Der Bankier empfing sie, Kummer in den Zügen, mit den Worten: „Also das Unheil, das wir befürchteten, ist hereingebrochen", dann fuhr er kopfschüttelnd fort: „Ja, ja, das unkluge Aufheben der Deputirtenkammer, noch ehe diese wieder zusammengetreten, und das neue Wahlgesetz, durch welches eine neue Kammer gewählt werden sollte, haben viel Unglück über die Regierung gebracht." „Ja wohl", meinte Casimir Perier seufzend, „und auch das Einführen der achtzig Prevotalgerichte ist unheilbringend geworden, da es Frankreich aufgeregt und in die Arme der Pariser Faktion geworfen, was natürlich ein großer Fehler war, denn es wäre klüger gewesen, die Sache Frankreichs von der der Pariser Faktion zu trennen, und blos Paris und nicht das ganze Land als Verschwörer zu erklären und zu behandeln."

„Ganz Ihrer Meinung", fiel ihm General Lafayette lebhaft in die Rede, „doch jetzt, da das Unglück geschehen ist, müssen wir unsere Maßregeln treffen, um den Thron, den die Republikaner und die geheimen Gesellschaften zu Gunsten einer unhaltbaren Republik zertrümmern möchten (und ich kenne die Tragweite der letzteren, denn auch ich gehörte leider einst zu ihnen), für den Prinzen Louis Philippe zu erhalten." „Das wird

nicht ganz leicht sein, denn die Macht des Volkes und der geheimen Gesellschaften, wie Sie selbst von den letzteren eben andeuteten, ist groß, selbst Odilon Barrot gehört zu ihnen", und Perier zuckte bedenklich mit den Achseln. „Und doch müssen wir durchdringen", rief der General. „Und werden es auch", sprach Lafitte, der bis jetzt stumm die Freunde angehört, „denn auch unsere Macht ist nicht gering und die Bonapartisten, sogar Talleyrand, halten sich, wie Sie wissen, im Geheimen zu uns. Nur müssen wir den Prinzen Louis Philippe von Allem was geschieht, sogleich in Kenntniß setzen, damit er, wenn der Zeitpunkt gekommen, in Paris erscheinen könne."

Jetzt conferirte Lafitte mit seinen Freunden über einzelne Maßregeln, die zu treffen seien, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Da wir aber nicht Geschichte schreiben, sondern nur so viel davon erwähnen, als nöthig ist, um die Umtriebe der geheimen Gesellschaften vor und während der Julirevolution näher zu beleuchten, so verlassen wir den Bankier Lafitte und seine Freunde, um uns zu den Familien Rouberg und Jörgen zu begeben, die der Aufstand, von dem sie in diesem Augenblicke Kunde erhalten, ebenfalls in Schreck und Aufregung versetzt. Felix war der Erste, der seine Fassung wieder gewann, er erklärte nun den Seinigen mit großer Bestimmtheit, daß, da er durch seine aufrührerischen Schriften so viel beigetragen, um die Gemüther des armen verblendeten Volkes zu vergiften und Unzufriedenheit und Revolte in dieselben zu streuen, er es auch jetzt für seine Pflicht halte, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel diese zu beruhigen und zu Ordnung und Pflicht zurückzuführen. „Aber wie kannst Du glauben", warf hier die Mutter ein, „daß es Dir gelingen wird, so etwas bei tausenden von aufgeregten Gemüthern zu bewirken!" „Ja es wird, es muß gelingen, wenn ich ihnen mittheile, selbst beweise, und

das kann ich, denn leider hatte ja auch ich dabei die Hand im Spiele, daß sie von einer verruchten Gesellschaft mißleitet und betrogen worden sind." „Doch die erhitzten Köpfe werden ja gar nicht auf Dich hören", meinte Ronberg. „Freilich werden die Massen nicht auf mich hören, aber wenn es nur einige ihrer Anführer und Leiter thun, so ist Alles gewonnen, denn diese halten ja die Fäden der Revolution in den Händen und verstehen mit dem Volke umzugehen, das sie nach ihrem Willen lenken und das ihnen auch blindlings gehorcht."

„Doch Du vergissest", rief Ottilie erschreckt, daß jene Anführer eben dieselben Freimaurer sind, die Du dem Volke als seine Verführer bezeichnen willst." „Nicht Alle, nicht Alle, es gibt unter ihnen auch ehrliche, obwohl verblendete Leute, die, wenn sie erfahren, wie man ihnen mitgespielt, sich vom üblen Wege abwenden und das ihnen ergebene Volk zu Ruhe und Gehorsam zurückführen werden." „O glaube das nicht", fuhr Ottilie abmahnend fort, „Du kannst den aufrührerischen Parisern nicht helfen und stürzest Dich nur in Gefahr, wenn Du auf Deinem Willen bestehst, da Du Dich auf diese Weise der Rache der Freimaurer Preis gibst." „Es wird sein, wie Gott will, ich aber muß meine Pflicht thun und den Versuch wagen, dieses unglückliche Volk, das ich zu bethören geholfen, zu seiner Pflicht zurückzuführen." „Da ich die Schuld mit Dir getheilt, muß ich auch die Gefahr mit Dir theilen." Und Alfred griff nach seinem Hute. „Auch ich gehe mit Euch", rief Ronberg. „Und ich ebenfalls", meinte Philipp. „Nun so folgt Euch auch der alte Vater", sagte Graf Jörgen, dem es weder an persönlichem Muthe, noch an Ehrgefühl gebrach und der, da ihm seit dem Tode Mr. West's der wahre Charakter der Freimaurer bekannt geworden, diese jetzt verachtete und gerne bekämpft hätte, besonders da er eingesehen, wie schmählich sie ihn behan-

delt, indem sie ihn zu ihrem blinden Instrumente machten und alle gefährlichen und compromittirenden Papiere an ihn richteten oder ihm zur Beförderung übergaben. Ja, seitdem er das entdeckt, hatte man ihn mehr als einmal ausrufen hören:

„Diese Schändlichen haben mich zu ihrem Blitzableiter gemacht, ohne mich jedoch ahnen zu lassen, wie gefährlich mein Posten bei ihnen war. Für ihre Geheimnisse erschien ich ihnen zu schlecht, für ihren Bankier aber (denn sie haben mir bedeutende Summen abgenommen) gut genug. Doch sie sollen es mir büßen, wenn sich jemals die Gelegenheit dazu findet." Jetzt glaubte er, daß sich diese gefunden und daß die Stunde seiner Rache gekommen, daher sein Eifer, jene zu bekämpfen. Und wenn es auch nicht diese Beweggründe allein waren, die ihn handeln ließen und er auch ohne dieselben, seine Kinder begleitet hätte (denn er liebte sie genug, um, falls Gefahr war, diese mit ihnen theilen zu wollen), so waren sie doch stark genug, um ihn nichts gegen den Entschluß Felix's einwenden, sondern im Gegentheile, ihn lebhaft auf dessen Plan eingehen zu lassen.

Daher wollte er auch nichts davon hören, als die Frauen, seine Söhne und Ronberg ihn anflehten, doch mit Philipp (denn alle kamen darin überein, daß dieser zu Hause bleiben müsse) bei Ersteren zu verweilen, um diese im Falle der Noth zu beschützen; und nur, als man ihm in Aussicht stellte, auch in seiner Wohnung die Freimaurer bekämpfen zu können, die gewiß kommen würden, um ihre Rache an den abtrünnigen Jörgen und Ronberg zu kühlen, da allein verstand er sich dazu, mit Philipp als Beschützer der Frauen zurückzubleiben. Mit welchem Jammer und welchen Thränen diese sich von den Dreien trennten, die sie schon für verloren hielten, läßt sich kaum beschreiben. Als unser kühnes Kleeblatt das Haus verließ, sprach Felix:

„Zuerst müssen wir zu erfahren suchen, ob das Volk sich nicht nach den Tuilerien gewendet und ob nicht dem Könige in seinem Hause Gefahr drohe, denn vor allen Dingen kömmt es uns zu, diesem beizustehen.“ Aber bald wurden sie aus der Besorgniß um den Monarchen und seine Familie durch die Nachricht gerissen, daß dieser sich mit seinem ganzen Hause nach St. Cloud begeben, daher sie ihre Schritte ohne Säumen nach dem Faubourg St. Germain richteten, wo der Kampf vor Kurzem begonnen.

XXXIII. Kapitel.

Angst und Erwartung.

Graf und Gräfin Jörgen, Ottilie und Philipp saßen seit anderthalb Stunden, d. h. seit der Abwesenheit Ronberg's und seiner Schwäger ängstlich beisammen und lauschten auf jeden Ton von draußen, ob er ihnen denn nicht die Ersehnten zurückbringe. Aber ach, alle Tritte (und es waren deren viele, denn die Straßen wurden lebhaft von Alt und Jung durchzogen) eilten rasch an dem Hause vorüber und alle Stimmen (und es waren ebenfalls deren viele) waren von Unbekannten, die dahinzogen, um immer wieder Anderen Platz zu machen, die wiederum die Hoffnungen der vier dort im Zimmer belebten, um sie ihnen gleich wieder zu nehmen. Die Nerven der Frauen waren durch das lange Warten so an- und abgespannt, daß sie bei dem geringsten Lärm ängstlich zusammenfuhren und nur noch in flüsterndem Tone mit einander zu sprechen wagten. Da mit einem Male sprang Philipp auf und rief:

„Ich glaube gar, daß sie ohne Waffen fortgegangen sind.“ Dann eilte er in's Nebenzimmer, das des Pflegevaters Gemach war und kehrte mit ein paar Revolvern und zwei Degen zurück, indem er sagte:

„Es ist, wie ich fürchtete, sie sind unbewaffnet der Gefahr entgegengegangen; das darf aber nicht sein, ich will sie aufsuchen und ihnen diese bringen." Und er blickte auf die Waffen in seinen Händen. „Was sollen ihnen die Waffen?" sprach Gräfin Jörgen entmuthigt, „sie werden natürlich nicht gegen das Volk kämpfen." „Nein, sie sollen sich aber gegen dessen und ihre eigenen Feinde wehren können." Während er so sprach, hatte er den einen Degen umgegürtet, die Revolver in die Taschen gesteckt und stürzte dann mit dem zweiten Degen in der Hand, ohne auf die beiden Frauen zu hören, die ihn zurückhalten wollten, mit dem Rufe: „Ich kehre bald wieder", aus dem Gemache und Hause hinaus.

„Das ist ein verwetterter Bursche", sagte Graf Jörgen, halb ärgerlich und doch auch erfreut über den Muth und die Thatkraft des Jünglings, den er in's Herz geschlossen. „Man muß ihn zurückhalten, ihm kann ein Unglück widerfahren", und Ottilie eilte zur Thüre." Ihr Vater aber trat ihr in den Weg, indem er rief: „Was, Du wirst ihm doch nicht jetzt, wo die Gassen von schuftigen Demokraten und Straßengesindel wimmeln, nachlaufen wollen?" „Aber sie werden ihn umbringen", und die junge Frau rang in fürchterlicher Angst die Hände. „Ach, einen muthigen Burschen bringen Feiglinge nicht so bald um, übrigens würdest Du ihn auch nicht mehr einholen können, denn er flog ja wie der Wind." „Armer Philipp, was wird aus ihm werden? was Oswald sagen, wenn er heimkehrt und ihn nicht findet?" schluchzte die trostlose Frau. „Dein Mann wird ihn früher als Dich wiedersehen, und ihm herzlich dankbar sein, daß er daran gedacht, ihn und Deine Brüder mit Waffen zu versehen. Eigentlich war dieses auch", fügte er mit einem beifälligen Lächeln hinzu, „ein höllisch kluger Gedanke von dem Burschen, ein eben so kluger, als es von den Dreien dumm war, ohne Waffen davonzulaufen."

„Aber mein Gott, wo soll er sie finden?“ jammerte Gräfin Jörgen. „Ach suchet, so werdet Ihr finden, heißt es schon im Evangelium, daher bin ich auch vollkommen ruhig. Aber Ihr Frauen, die Ihr immer den lieben Gott im Munde führt, versteht doch nicht, wenn es Noth thut, Seine Worte so recht anzuwenden und Euch daran zu halten. Doch ich baue stets auf das Wort Gottes und da könnt Ihr Euch heute wieder einmal ein Beispiel an mir nehmen.“ Und Graf Jörgen warf sich in die Brust, dann blickte er anscheinend ruhig aus dem Fenster, aber so ganz ruhig war er nicht, da das Schicksal seiner vier jungen Leute, die sich einem ungezügelten und von gewissenlosen Menschen angeführten Pöbel entgegenstellten, denn doch in ihm Besorgniß erweckte.

XXXIV. Kapitel.

Der Tod eines Verführers und eines Verführten.

Als Philipp auf der Straße sich befand, fragte er einen anständig aussehenden Bürger, ob er ihm nicht sagen könne, in welcher Gegend der Kampf begonnen. „Ach leider hat er sich bereits über alle größeren Plätze der Stadt verbreitet“, antwortete jener achselzuckend, „zum Beispiel hier in der Nähe auf dem Markte schlägt man sich auch schon.“ Und der Mann zeigte nach rechts. Philipp stürmte dorthin, fand jedoch in dem verworrenen Knäuel Menschen, die im wilden Kampfe begriffen waren, nicht diejenigen, welche er suchte. Er wollte also weiter eilen, als einer der Aufrührer ausrief: „Ah, da ist ein gut bewaffneter schmucker Bursche, der mit uns gemeinschaftliche Sache machen muß.“ „Ja, er soll für und mit uns kämpfen“, sagte ein Anderer, indem er Philipp's Arm ergriff.

„Laßt mich, ich suche meinen Vater, dem, wie ich fürchte, ein Unfall widerfahren“, entgegnete der Jüng-

ling mit solch' einem Ausdrucke von Wahrheit und Besorgniß, daß (die Franzosen sind selbst in der Verblendung meist besseren Gefühlen zugänglich) mehrere Stimmen riefen: „Das ist ein guter Sohn, lassen wir ihn ziehen." Der Mann, der Philipp's Arm gefaßt, gab ihn frei. Dieser flog nun wieder vorwärts. Kaum hatte er aber ungefähr hundert Schritte zurückgelegt, so blieb er ganz erschreckt stehen, denn, mein Gott, war das nicht Willibald, der einen Schwerverwundeten (seine Kleider waren zerrissen und mit Blut befleckt, sein Haupt und sein linker Arm in Tücher gewickelt) mit Hilfe seines Dieners unterstützte?

Als diese Gruppe sich ihm langsam näherte, erkannte er Felix in dem Verwundeten. „Herr des Himmels, wie haben Dich die Schurken zugerichtet, mein armer Onkel Felix", rief Philipp ganz entsetzt und im Tone des tiefsten Mitleids. „Sie wollten nicht auf mich hören", sagte jener mit schwacher Stimme, „und als ich eine halbfertige Barrikade bestieg, um ihnen trotz dem Spott und Hohn, mit dem sie mich überhäuften, in's Gewissen zu reden, da schrie eine mir wohlbekannte Stimme: „Nieder mit dem Unverschämten!" und Steine flogen auf mich, von denen der eine mir den Arm brach und der andere, meinen Kopf treffend, mich rücklings auf die andere Seite der Barrikade warf. Ich verlor die Besinnung, die ich nur wieder gewann, als Willibald und dieser brave Mann sich um mich mühten." „Das mochte ungefähr eine Stunde nach seiner Verwundung sein", ergriff hier Schöndorf das Wort, „denn die Barrikade war zerstört und deren Vertheidiger vor den Schweizern geflohen. Ich aber, der in der Nähe wohne, war gekommen, um zu sehen, ob ich nicht einem unglücklichen Verwundeten Hilfe leisten könne. Zum Glücke hatte ich meinen Diener mitgenommen, mit dessen Beistand ich Felix nun nach Hause führe."

„O ich danke Euch, danke Euch, Ihr Guten", rief Philipp mit Wärme, gleich darauf aber zogen sich seine Brauen zusammen und er fragte den Verwundeten: „Wem gehörte die Stimme, die den Befehl zu Deiner Steinigung gab?" „Frage mich nicht darnach." (Durfte er denn auch dem Armen sagen, daß es die seines Onkels gewesen?) „Und jetzt", fügte er hinzu, „lasse mich nach Hause gehen, mein Kopf schmerzt mich fürchterlich und meine Gedanken verwirren sich immer mehr." „Nur noch eines, wo ist mein Vater und Alfred?" „Ich weiß es nicht, die Menge trennte uns gleich anfangs." „Ich muß Dich verlassen und ihn suchen, hier eine Waffe, um Euch gegen die Schurken zu vertheidigen", und Philipp reichte Schöndorf den blanken Degen, den er in der Hand hielt, dann jagte er weiter.

Wieder kam er auf einen öffentlichen Platz, wieder sah er Leute im Kampfe begriffen. Plötzlich stieß er einen fürchterlichen Schrei aus, denn er sah einen Mann, der ihm den Rücken zuwandte, Alfred Jörgen erfassen und indem er mit einer vor Wuth entstellten Stimme ausrief: „Stirb, feiger Verräther!" ihm einen Dolch in die Brust stoßen. Er sah auch, wie sein Adoptivvater, aber leider zu spät herbeistürzte, um seinem Schwager beizustehen, wie dessen Mörder den blutigen Dolch abermals erhob, um ihn in des Theueren Herz zu stoßen. Aber Philipp war rascher als er und hielt jetzt den Arm des Mörders zurück. Dieser wandte sich mit einem Wuthgeheul nach ihm, dann hörte man einen doppelten Angstschrei, denn Philipp hatte in dem Mörder den Onkel erkannt, jener aber das einzige Wesen, das er liebte und vor dem er sich seiner Verbrechen schämte.

Einen Augenblick sahen die Beiden sich sprachlos und entsetzt an, dann sank Philipp halb bewußtlos auf die Kniee und der Mörder floh. Da ließ sich eine Stimme aus dem Volke hören, es war die Thalau's:

„Seht, wie der Feigling, der wehrlose Leute mordet, jetzt vor einem schwachen Knaben flieht." „Ja, blickt auf ihn, das ist ein Verräther, denn so kann nur ein Verräther handeln", rief eine andere Stimme, die Meister Kato's und mit dem Gedanken: „Die wahnsinnige Liebe für seinen Neffen wird ihn noch viel dumme Streiche ausüben lassen, er taugt nicht mehr für uns und daher ist es besser, gleich jetzt das faule Glied von unserem gesunden Körper zu trennen", erhob er sein Gewehr, zielte nach dem Fliehenden und drückte los. Noiron stürzte mit einem Aechzen zusammen. Die Kugel, von der sicheren Hand seines Obern abgefeuert, hatte ihm das Rückgrat zerschmettert. So fiel er durch ein Mitglied der Gesellschaft, der er Alles, selbst sein Seelenheil geopfert. Sein Neffe aber lag noch immer auf den Knieen, das Gesicht in den Händen verborgen, er hatte nichts von dem, was dem Onkel widerfahren, gehört oder gesehen, denn nur ein Gedanke, ein fürchterlicher, der seine Seele erbeben ließ und vollkommen einnahm, beschäftigte ihn, und machte ihn für alles Andere blind und taub. Der Gedanke nämlich, daß sein Oheim, der Bruder seiner unbekannten, aber so sehr verehrten Mutter, ein feiger Meuchelmörder sei. „Mein Gott, mein Gott!" stöhnte er, „ist es möglich, kann so etwas Gräßliches Wahrheit sein?" In diesem Augenblicke umfingen ihn zwei liebevolle Arme und eine sanfte Stimme, die des Adoptivvaters sprach: „Mein theures, theures Kind, mein geliebter Lebensretter! Willst Du nicht an dem Herzen Deines Vaters Trost für so viel Unglück suchen?" Nun lag er an dem Herzen, das ihn so zärtlich rief. Aber nur einen Augenblick, denn ein tiefes Stöhnen neben ihm, hatte Vater und Sohn zusammenschrecken lassen, und jener, sich aus Philipp's Armen windend, sagte: „Wir müssen schnell Alfred beistehen."

Neben diesem, der auf dem Boden lag, kniete aber schon Thalau und suchte mit schwerem Herzen,

(denn er empfand wirklich Freundschaft für seinen Zögling, sein unglückliches Opfer) mit seinem Taschentuche das Blut zu stillen, das aus dessen Brust strömte. Jetzt, Alles, außer den Verwundeten vergessend, knieten Ronberg und sein Adoptivsohn an dessen Seite und verbanden, so gut es ging, seine Wunde. Dann von Thalau unterstützt, luden sie den Besinnungslosen auf ihre Schultern und schlugen mit ihrer traurigen Bürde den Weg nach ihrer Wohnung ein. Niemand störte sie in diesem Liebeswerke, denn die Insurgenten hatten Beschäftigung genug, um das Thun der Drei nicht zu bemerken, da ein neuer Trupp Schweizer sich auf sie gestürzt. Thalau, der dieses gewahrt, hatte sich einen Augenblick gefragt, ob es nicht seine Pflicht sei, ihnen, zu deren Fahne er geschworen, beizustehen, und Alfred den Seinigen zu überlassen. Gleich darauf aber wandten sich seine Gedanken mit Abscheu und Widerwillen von einer Sache, die ja mehr die der Freimaurer, als des Volkes war, denn jetzt, wo von der Hand eines derselben, der Meuchelmord an seinem Schüler vor seinen Augen stattgefunden, öffneten sich diese und blickten nur noch mit Schauder in den Abgrund, in den er gefallen, als er den Freimaurern seine Hand gereicht.

Nun wollte er auch, es koste was es wolle, mit diesen brechen, denn das fühlte er, daß eine fernere Gemeinschaft unmöglich zwischen ihm und ihnen bestehen könne. Hier wurden seine Gedanken durch ein leises Aechzen des Verwundeten unterbrochen und dessen schwache Stimme bat: „O legt mich auf den Boden nieder, ich kann die Bewegung nicht länger ertragen.“ Sie befanden sich gerade in einer leeren engen Gasse, so daß seine Träger ohne Gefahr von den Insurgenten überrascht zu werden, seinem Wunsche willfahren konnten. Sie ließen sich also mit dem Verwundeten einer neben dem andern sanft auf dem Boden nieder und

betteten ihn so bequem als möglich auf ihren Knieen. „Ich sterbe", stöhnte dieser jetzt, „und das ohne Hilfe der Religion, ohne Priester." „Das wird gewiß nicht geschehen", tröstete sein Schwager, „wir werden Dich, sobald Du ein wenig ausgeruht bist, nach Hause bringen, einen Priester holen lassen und, wenn Du, wie Du fürchtest, stirbst, was aber hoffentlich nicht geschieht, so wird es in den Armen eines solchen sein."

„Nein, nein, ich werde hier auf der Straße und ohne geistlichen Beistand sterben", seufzte Alfred schmerzlich, „denn ich fühle, daß ich nur noch wenige Minuten zu leben habe. Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich meiner armen Seele, die ohne jeglichen Trost aus dieser Welt scheiden muß." „Und wenn Dich auch Gott jetzt abriefe", sagte Philipp sanft, indem er des Sterbenden Hände küßte, „so dürftest Du doch nicht ohne Trost sterben, da Du ja weißt, daß, wenn es unmöglich ist, zu einem Priester zu gelangen und der heiligen Sakramente theilhaftig zu werden, der bloße Wunsch und die Sehnsucht nach diesen, verbunden mit der Erweckung der innerlichen Selbstanklage und Reue vollkommen genügen, um unsere Seele mit Gott auszusöhnen und sie zu retten." „Uebrigens sind es auch, wie ich weiß, nur einige Tage her, daß Du die heiligen Sakramente empfangen", fügte Ronberg hinzu:

„Ja, ja, aber auf dem Sterbebette sieht man Alles so viel richtiger und klarer. Ach, wenn ich nur beichten könnte!" „Beichte in Deinem Herzen und erwecke dann Reue und Leid und Gott wird Dich absolviren." So sprechend, löste Philipp ein kleines goldenes Kreuz von seinem Halse und legte es in die Hände Alfred's. Dieser küßte es inbrünstig, dann, sich an Philipp wendend, fragte er: „Du glaubst also wirklich, daß eine innerliche Beichte, in einem Falle wie der meinige genüge?" „Daran zweifeln, wäre zugleich auch an Gottes Gnade zweifeln." „Du hast recht, und ich

will mich jetzt, so gut ich kann vorbereiten, um vor Gottes Thron zu erscheinen." Dies sagend, barg Alfred sein Gesicht in beiden Händen, und verharrte so, während einiger Minuten. Dann fielen seine Arme kraftlos zurück, aber ein seliges Lächeln breitete sich über sein Antlitz aus, indem er gen Himmel blickend, sagte: „Ich weiß jetzt, daß Gott mir vergeben hat und mich gnädig aufnehmen werde."

„Nun so vergib auch mir, der Deine Seele auf Abwege geleitet und an Deinem jetzigen Tode schuld ist", rief Thalau, indem er die Hände faltete. „Und auch Deinem Mörder, meinem unglücklichen —" Hier stockte Philipp's bittende Stimme, er konnte sich nicht entschließen „Onkel" zu sagen. Aber das war auch nicht nöthig, denn der Sterbende, der ihn verstand, beeilte sich, Thalau und Philipp die Hände zu reichen, indem er sagte: „Gott möge Allen vergeben, wie ich es von ganzem Herzen thue." Hierauf schloß er matt die Augen, öffnete sie aber einen Augenblick darauf wieder und sprach mit schwacher Stimme: „Tröstet meine Eltern, meine arme Mutter; für Dich aber, Philipp, habe ich noch ein besonderes Vermächtniß. Ich wollte nämlich damals, als ich noch ein Knabe war, und Gott von ganzem Herzen liebte, päpstlicher Zuave werden. Werde Du es jetzt an meiner Stelle.

Dann blickte er noch einmal gen Himmel, drückte das Kruzifix an die Lippen und verschied in diesem letzten Kusse. Gott zeigte abermals seine unendliche Barmherzigkeit, indem er Alfred abrief, denn sein schwacher Charakter hätte es gewiß nicht vermocht, den Stürmen und Versuchungen des Lebens siegreich zu widerstehen, und jetzt war er geborgen. Heil Ihm!

Während die drei unter Thränen und Gebeten Alfred's irdische Hülle nach Hause trugen, wurde sein Mörder, nachdem die Truppen die Aufständigen in die Flucht gejagt und ihren Anführer, Herrn Morand

erschlagen (Bruder Kato hatte sich, als er sah, daß die Schweizer die Oberhand gewannen, leise davon gemacht, um anderswo Aufruhr zu predigen) von zwei Soldaten in einem Zustande gänzlicher Bewußtlosigkeit in das Krankenhaus der barmherzigen Schwestern gebracht. Als er dort endlich zum Leben zurückkehrte und die Augen öffnete, sah er einen Priester vor seinem Bette knien und beten. Rasch schloß er sie abermals, indem sich Widerwillen auf seinem Gesichte malte, und eine abwehrende Handbewegung machend, stieß er mühsam die Worte aus: „Fort mit dem Pfaffen. Er und ich haben nichts miteinander zu thun." „Vormund, lieber Vormund", raunte hier Fanchetten's sanfte Stimme ihm in's Ohr. „Kränken Sie doch nicht so einen unschuldigen Mann, dem nichts so sehr am Herzen liegt, als Ihrer Seele wohl zu thun." „Ach, bist Du es, Fanchette, mein Kind, das ist recht!" und er versuchte den Kopf nach ihr zu wenden, stieß jedoch bei dieser Bemühung einen Schmerzenslaut aus.

Da beugte sie sich so über ihn, daß er sie leicht sehen konnte, indem sie ihm Worte der Theilnahme und des Trostes zuflüsterte. Er aber hörte nicht auf sie, sondern fluchte dem, der ihn so zugerichtet; dann als seine Augen wieder auf den Priester fielen, der noch immer vor dem Bette kniete, gerieth er in einen Wuthparoxismus, in welchem er unaufhörlich schrie: „Fort mit dem Pfaffen, fort mit ihm, aus meinen Augen!" Jetzt stand der Priester auf, indem er Fanchetten in unterdrücktem Tone sagte: „Dieser Wuthanfall kann seinem Leben plötzlich ein Ende machen. Daher will ich mich in's Nebenzimmer begeben, damit mein Anblick ihn nicht ferner reize, sollte er mich aber wünschen, so rufen Sie mich." Sie nickte ihm Zustimmung zu, kniete dann an der Stelle nieder, an welcher er gekniet und suchte mit sanften Worten den Tobenden zu beschwichtigen. Mehr als ihre Worte aber vermochte die jetzt rasch

eintretende Schwäche, den Wüthenden zum Schweigen zu bringen und still zu machen. Endlich hörte man nur noch seine mühsamen Athemzüge und die leisen Gebete der Knieenden. Da mit einem Male ließ sich wieder seine Stimme hören, sie rief:

„Wasser, Wasser. Ich brenne wie in der Hölle, das heißt, wie man in der Hölle brennen würde, wenn es eine gäbe", verbesserte er sich mit einem häßlichen Grinsen, während sie das Wasser an seine Lippen führte. Dann als er getrunken, fuhr er unheimlich lachend fort: „Doch, da es keinen Gott gibt, kann es auch keine Hölle geben." „Aber es gibt einen Gott und gibt eine Hölle", sprach sie mit sanfter Festigkeit. „Doch Sie, lieber Vormund, werden nicht an den Ort der Verdammniß kommen", fügte sie liebevoll hinzu, „denn Sie werden sich bevor Sie sterben zu Gott wenden, um in Seinen ewigen Wohnungen mit Ihrer Mutter und Ihrer von Ihnen so sehr geliebten Schwester fortzuleben." Fanchette hatte dieser Beiden erwähnt, weil sie ja wußte, wie sehr sein Herz an ihnen hing. „Ich! ich— ich — der Mörder — in den Himmel kommen? — Lächerlich!" Und als er sie erbleichen sah, fügte er hinzu: „Ja, es wäre nicht lächerlich, wenn es wirklich einen Himmel und eine Hölle gäbe — aber so —" und wieder ließ sich sein unheimliches Kichern hören.

„Es gibt jedoch eine irdische Hölle", fuhr er nach einer Pause düster fort, „und die Peinen derselben habe ich ganz vor Kurzem verkostet, als ich als ein Meuchelmörder vor Philipp stand. Denke nur Fanchette, er hat mich Alfred Jörgen morden und den Stahl auf seines Pflegevaters Brust zücken sehen! Hu! wie traf mich damals sein Blick, und wie trifft mich jetzt noch die Erinnerung daran! Aber bald wird das Alles aus und ich dem Tode, d. h. dem ewigen Schlafe verfallen sein." „Nein, nein, nicht dem ewigen Schlafe, sondern dem ewigen Leben." „Willst Du mich also in

die Hölle schicken?" stöhnte er. „Ist das der Dank für —" Hier zwang ihn ein heftiger Schmerz, seine Rede abzubrechen. Sie aber sagte sagte sanft: „Ach, wie gern zeigte ich meinen Dank für Ihre Wohlthaten, geliebter Vormund, indem ich mein Leben für die Rettung Ihrer Seele hingäbe." „Sie kann nicht gerettet werden, sie, die an dem Schiffbruch so vieler Andern schuld ist."

„Doch haben Sie nicht auch eine Seele gerettet, die meinige nämlich?" fragte sie ernst, „denn was wäre wohl aus dieser geworden, wenn Sie sich nicht meiner Kindheit erbarmt?" „Ja, das ist der einzige Lichtpunkt meines Lebens, aber ach, wie viel habe ich verbrochen? Gordon, West, Alfred gemordet, Eveline, Felix und so viele Andere zu Grunde gerichtet! Nein, nein! Gott, wenn es wirklich einen gibt, kann mir nicht verzeihen." „Und war der Schächer am Kreuze nicht ein großer Verbrecher? und hat ihm Christus nicht doch verziehen? O Vormund, glauben Sie an die Barmherzigkeit Dieses, der für seine Mörder gebetet, und uns mit seinem Blute erkauft." Hier erhob sie das Kruzifix, das an ihrem Rosenkranze hing, dann fuhr sie noch dringender fort: „Bereuen Sie, söhnen Sie sich mit Gott aus, ich hole den Priester."

„Zu spät, ich sterbe", und eine fahle Blässe legte sich auf seine Züge. „Nicht zu spät, um zu bereuen", sagte der Diener Gottes, rasch an sein Bett tretend. Dann ihm das Bild des Gekreuzigten zeigend, fragte er mild: „Glauben Sie an diesen?" Noiron's Augen leuchteten auf, reden konnte er nicht mehr, denn seine Zunge war schon erstarrt, seine Hand aber streckte sich nach dem Kruzifixe aus, indem ein mattes Lächeln um seine Lippen spielte. Doch bevor er es noch erfassen konnte, fiel sie kraftlos zurück, denn die Seele, die sie bewegt, hatte eben ihre irdische Hülle verlassen, wohin sie aber ihren Flug genommen, wer kann es wissen?

XXXV. Kapitel.

Schluß.

Drei Tage dauerte der Kampf in den Straßen Paris' und obwohl die geheimen Gesellschaften viele ihrer Mitglieder in demselben verloren (unter anderem auch Meister Kato, der wie sein Opfer tödtlich getroffen, zu den barmherzigen Schwestern gebracht worden war und dort unter gräßlichen Flüchen gegen die Vorsehung, seine schwarze Seele ausgehaucht) so frohlockten sie doch, denn ihr sehnlichster Wunsch war erfüllt und die Republik ausgerufen. Mit welchen Verbrechen und Betrügereien sie diese herbeigeführt, war ihnen gleichgiltig. Die Geschichte aber wird nicht aufhören, zur ewigen Schande der Verruchten zu erzählen, wie diese, ganz so, wie sie es achtzehn Jahre später mit Louis Philipp gethan, den unglücklichen König Carl X. durch ihren Agenten Odilon Barrot veranlaßten, der Krone zu Gunsten seines Enkels zu entsagen, ihm aber zugleich heilig versprachen, daß diese demselben erhalten werden würde, und wie sie dann Heinrich V. ebenso wie später auch den Grafen von Paris im Stiche ließen und vollkommen ignorirten. Hoffentlich wird diese bittere Erfahrung allen künftigen Beherrschern Frankreichs beweisen, daß dem verrätherischen Rath der geheimen Gesellschaften nicht zu trauen sei.

Aber so groß 1830 die Freude der Logenmänner über die von ihnen geschaffene Republik auch war, so wenig dauerte sie, weil das Volk durch das viele Blutvergießen ernüchtert, nicht länger ihnen, das heißt seinen Verführern und Hetzern, die sich bemühten, die Republik zu erhalten, ein geneigtes Ohr schenken wollte, sondern sich von seinem geliebten General Lafayette leiten ließ, der jetzt an der Spitze des provisorischen Ministeriums stand und zum Oberbefehlshaber der neuerrichteten

Nationalgarde ernannt wurde. Aus seiner Hand empfing es auch den Prinzen Louis Philipp als Statthalter des Königreiches. Das war ein harter Schlag für die Freimaurer und Carbonari's, denn sie sahen voraus, daß Lafitte und Lafayette das Volk bald dazu vermögen würden, den Prinzen zum Könige auszurufen. Sie täuschten sich darin auch nicht, denn wir wissen, das Louis Philipp, Dank diesen beiden Lieblingen des Volkes den 9. August auf den Thron Frankreichs erhoben ward. — Als der schreckliche Bruder dieses erfuhr, fand er, daß vor der Hand für seine Gesellschaft nichts mehr in Frankreich zu thun sei.

Damit aber der böse Same nicht verloren gehe, sandte er seine Untergebenen fast in alle Theile Europa's, auf daß sie denselben allenthalben ausstreueten. Daß sie dieses mit Erfolg thaten, beweisen genugsam die vielen Aufstände, die es in jenem Jahre gab, besonders aber der Polens, wo sich die geheimen Gesellschaften zum Unglücke des Landes ein ganz besonders warmes Nest bauen wollten. Diejenigen jedoch, die sich bei dieser Revolte am thätigsten bewiesen und sich am meisten durch ihre kalte Grausamkeit auszeichneten, waren Bruder Kodrus und die beiden jüdischen Brüder Aaman und Aaron.

Aber jetzt genug und übergenug von diesen Abscheulichen, deren Umtriebe und Verbrechen ich in diesem Buche geschildert, damit Alle, die dasselbe lesen, vor den Intriguen solcher Feinde Gottes gewarnt seien; und nun wenden wir uns mit der ihnen schuldigen Verachtung von ihnen, um uns mit den Familien Jörgen und Rouberg an das Krankenlager Felix' zu setzen, der in Folge seiner Kopfwunde an einer Gehirnentzündung schwer krank darnieder liegt. Der Arzt findet ihn zwar heute, am vierten Tage seiner Verwundung, der auch der Beerdigungstag des armen Alfred ist, um Vieles besser, erklärt ihn jedoch keineswegs außer Ge-

fahr, da das Fieber ihn noch nicht verlassen und die Phantasien fortdauern. Auch in diesem Augenblicke hören wir ihn wild rufen:

„Ja, ja, die Grausamen haben mich an meinem Stolze zu fassen gewußt, meinem Ehrgeize geschmeichelt und mich, nachdem sie mir alle Waffen genommen, an den Rand des Abgrundes geführt. Ach, jetzt stürzen sie mich hinein. Hilfe, Hilfe!" schrie er in Todesangst. Seine Mutter, die arme Dulderin, die den Schmerz um ihren Benjamin so viel als möglich unterdrückte, um ihre ganze Aufmerksamkeit und Pflege dem kranken Sohne angedeihen zu lassen, legte jetzt sanft ihre Hand auf dessen Stirn, indem sie sagte: „Fürchte nichts, mein Felix, sie vermögen nichts über Dich, denn Du bist bei uns, Deinen Eltern und Geschwistern." Bei dem Worte „Geschwister" zuckte sie schmerzlich zusammen, denn ihr lieber Alfred war ja nicht mehr. Der Leidende, den nichts so sehr als die Berührung und die Stimme der Mutter beruhigte, wurde still, schloß die Augen und verfiel bald in einen erquickenden Schlaf, aus dem er einige Stunden später zum ersten Male seit seiner Verwundung bei vollkommenem Bewußtsein erwachte.

Von diesem Augenblicke an machte seine Genesung rasche Fortschritte, so daß die Seinigen ihre Abreise in die Heimat auf die ersten Tage des Septembers festsetzen konnten. Ach, wie freuten sie sich, ihr liebes Oesterreich und die Theueren, die sie dort zurückgelassen, wiederzusehen! Doch Felix nahm zu ihrer Verwunderung keinen rechten Theil an ihrer Freude und als die Mutter ihm eines Tages einen sanften Vorwurf darüber machte und ihn fragte: „Freuest Du Dich denn gar nicht, Vaterland, Großmutter und Geschwister wiederzusehen?" sprach er: „Ach, Mutter, ich habe bis jetzt nicht den Muth gehabt, Dir, dem Vater oder den Geschwistern mitzutheilen, daß ich nicht mit Euch

gehen kann, weil ich hier in Paris in den Orden der Franziskaner trete, in welchem ich, da er ein Bettelorden ist, meinen früheren Hochmuth und Ehrgeiz abbüßen will."

Die fromme Mutter, so sehr es sie auch schmerzte, sich von dem Sohne trennen zu müssen, wandte doch gegen diesen Beschluß, den sie ehrte, nichts ein. Auch die anderen Mitglieder seiner Familie, den Vater ausgenommen, begriffen und würdigten ihn; Graf Jörgen aber widersetzte sich lebhaft dem Vorsatze des Sohnes, den er für einen Schimpf seiner hochadeligen Familie ansah. „Was?" rief er unter Anderem empört, „ein Graf Jörgen Franziskaner, Bettelmönch! Nein, nimmermehr! Willst Du Weltgeistlicher werden, so habe ich nichts dagegen, denn da kannst Du doch zu dem Range eines Kardinals oder wenigstens eines Bischofs erhoben werden, aber ein Graf Jörgen Franziskaner! das ist ja eine unerhörte Sache, eine Abnormität, zu der Du, das betheuere ich Dir, Felix, nie meine Einwilligung erhalten wirst." Aber er erhielt sie doch, denn Graf Jörgen sah bald ein, daß der Sohn im schlimmsten Falle auch ohne dieselbe in den Orden der Franziskaner treten würde und dahin durfte es nicht kommen, weil das eine Verletzung seines Ansehens gewesen wäre. Daher gab er, obwohl murrend und mit schwerem Herzen endlich seine Einwilligung dazu. Als der Sohn aber später ein großer Prediger und berühmter Missionär geworden, von dem jeder mit Bewunderung sprach, behauptete er, dessen Beruf ihm in's Herz gelegt zu haben, indem er ihn zum geistlichen Stande erzogen.

Auch der Gesellschaft Philipp's erfreuten sich seine Pflege-Eltern nicht lange im Vaterlande, denn er verließ sie schon sechs Monate später, um mit Graf Schöndorf, der seine diplomatische Carrière aufgegeben, nach Rom zu gehen und wie er, seine Dienste Papst Gregor XVI. anzubieten, der sie Beide gerne als Zuaven bei sich anstellte. Ein Jahr später heiratete

Willibald die schöne Constance Morand und ward und machte sehr glücklich. Da wir aber schon bei dem Kapitel des Heiratens sind, so will ich noch in Kürze berichten, daß in demselben Jahre noch eine andere Partie zu Stande kam, nämlich die des braven George mit der Müllerstochter Rosi Lorenz, derjenigen, die vor vielen Jahren Pauls junges Herz so in Brand gesteckt und die, Dank sei es ihrem strengen, aber redlichen Vater, ein braves und arbeitsames Mädchen geworden, welche dem ehemaligen Diener des verstorbenen Mr. West rückhaltslos ihr Herz schenkte und sich bemühte, während der Dauer ihrer zwanzigjährigen Ehe ihm das Leben so leicht als möglich zu machen.

Obwohl er dieses erkannte und seine Frau herzlich liebte, so verließ er doch mehr als einmal Rosi und die schöne neue Mühle, die ihm Oswald in Mauerhof hatte erbauen lassen und folgte dem Ronberg'schen Paare, für das er eine warme Anhänglichkeit gefaßt, in die Weltstadt, wo er auch später die von Christus eingesetzte Religion annahm und wo seine Wohlthäter, sowie Frau von Morand größtentheils ihre Winter zubrachten, um dem heiligen Vater und ihren Lieben nahe zu sein.

Den zweiten Winter ihres Aufenthaltes daselbst beschenkte der Herr die Eheleute Ronberg mit einem Söhnchen, den sie Gregor nach dem Papste benannten. Sie erzogen den Knaben mit Hilfe Pater Walters, wie schon einst Philipp, zu einem frommen und eifrigen Katholiken. Dieses Kind ward ihnen eine Quelle der unsäglichen Freude und des größten Trostes, ganz besonders damals, als ihr geliebter Pflegesohn im Jahre 1848 im Dienste Pius IX. an der Seite seines Freundes, des Grafen Carl Runenthal (dessen meine Leser sich vielleicht noch aus einer früheren Erzählung erinnern), von den Insurgenten erschlagen wurde. Auch an diesem Aufstande und an diesem Tode waren die geheimen

Gesellschaften Schuld, denn wer weiß nicht, daß sie die Revolution in Rom verursacht und zu Ende geführt?

Den Tod Philipp's, wohl ihnen! erlebten Gräfin Rüdiger, ihre Tochter und ihr Schwiegersohn nicht mehr, aber leider demnach auch nicht die Freude, ihren Urenkel und Großsohn, Gregor Ronberg, mit der Tochter Willibald's, der schönen Constance Schöndorf, vermählt zu sehen, ein Ereigniß, das viel später eintrat und das den Grafen Jörgen ganz besonders gefreut hätte, denn die junge Dame war sehr gefeiert und reich, weil das ganze Vermögen der Morand's ihr zufiel (ihr Onkel Eugen war früh in einer gefährlichen Unternehmung gestorben, die ihm die Carbonari's aufgetragen). Daß sie aber gut und fromm, wie ihre Mutter war, hätte seine Gattin und Gräfin Rüdiger beglückt. Doch dieses blieb ihnen ja auch gewiß nicht unbekannt, da die Gemeinschaft der Lebenden mit den Abgeschiedenen eine so enge ist.

Von den übrigen Personen meiner Geschichte kann ich nur Gutes und Erfreuliches erzählen, Graf Thalau ausgenommen, von dem man nichts erfuhr, als daß er beständig auf Reisen war, um die Gewissensbisse und den Lebensüberdruß, wie so viele Andere, die ihren Trost nicht in der Religion finden, durch stets sich erneuernde Scenen zu zerstreuen und zu beschwichtigen. Paul und Bertha aber, wie auch Bessy Lehmann und ihr Gatte, lebten, wie es in den Feenmärchen heißt, mit ihren Kindern und Kindeskindern lange glücklich und in stetem Frieden und nach solch' einem Bilde überschwenglichen Glückes kann, wie Du einsehen wirst, mein lieber Leser, nichts mehr zu meiner Geschichte hinzugefügt werden, als das kleine Wörtchen —

Schluß.

p. 289 America
407 Comparison to the American republic (France republic)
478 America
531 "

103401